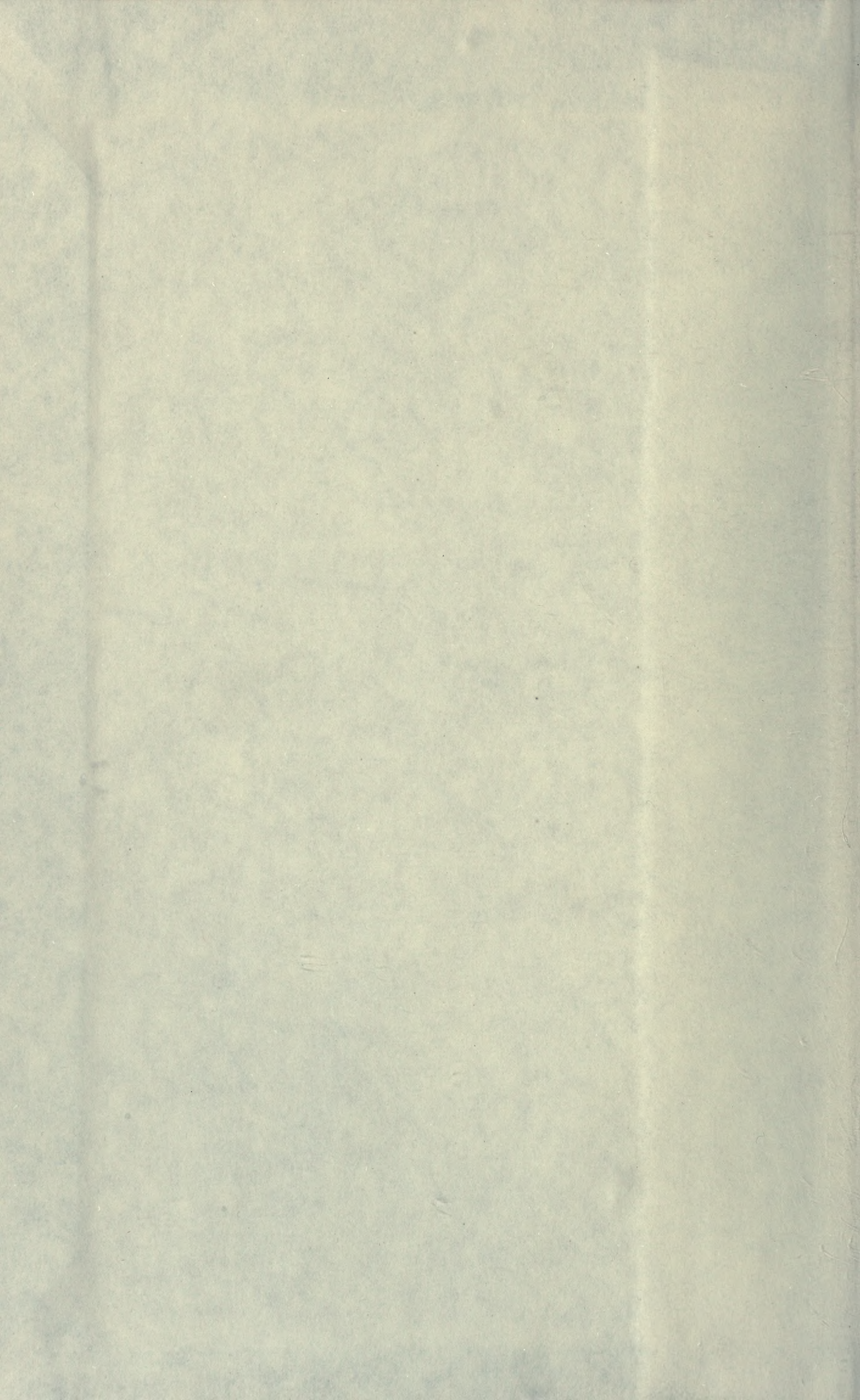
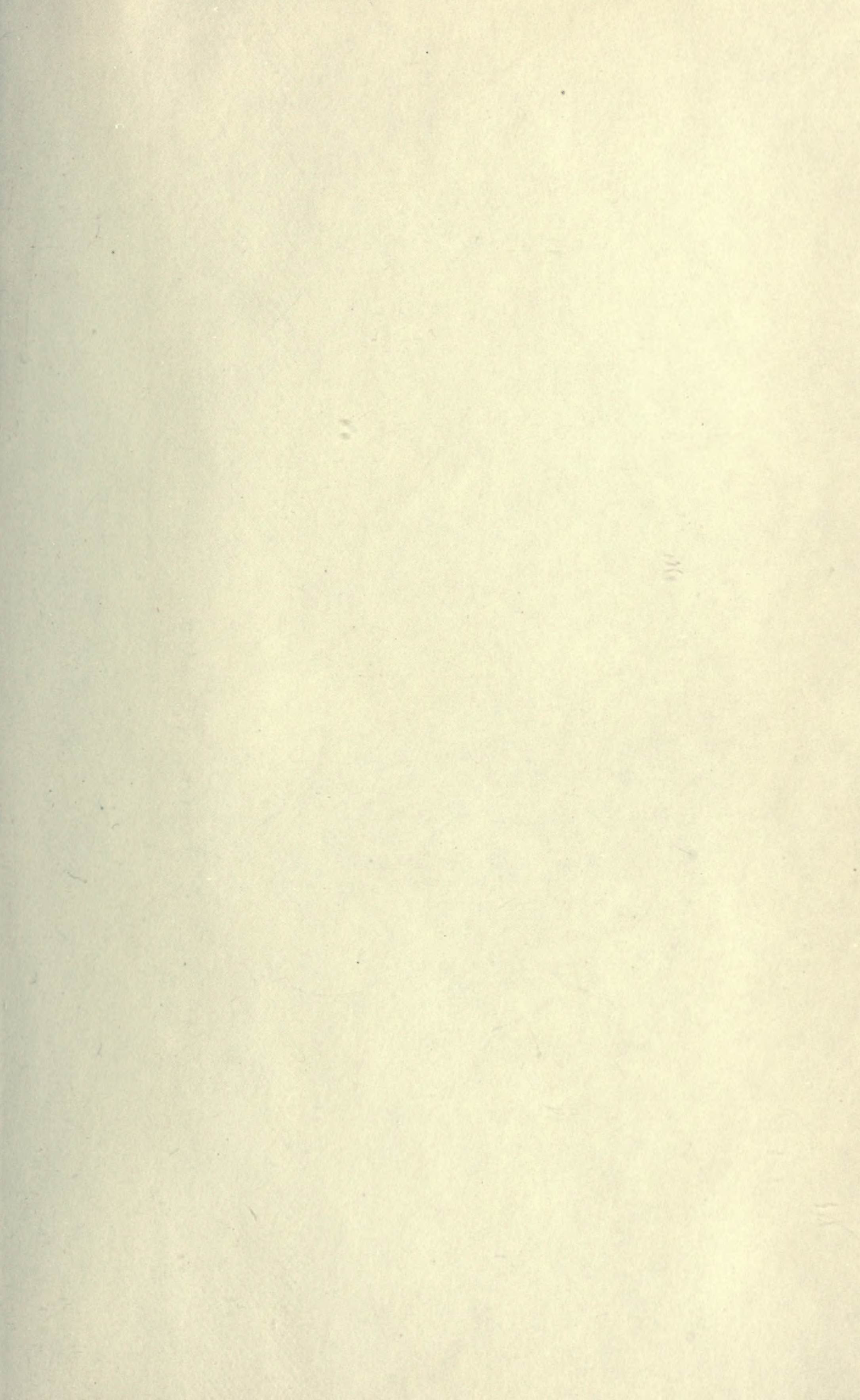
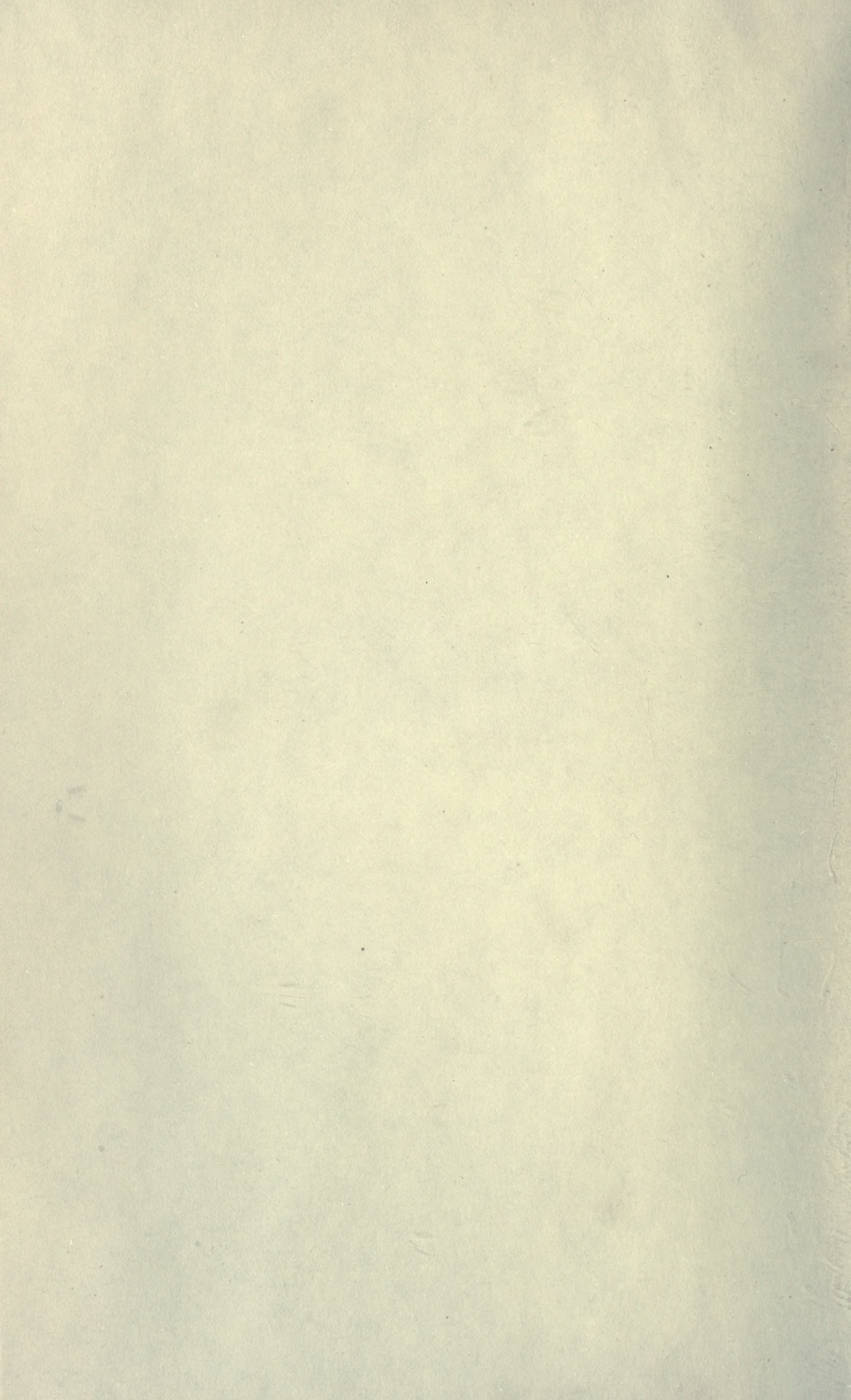
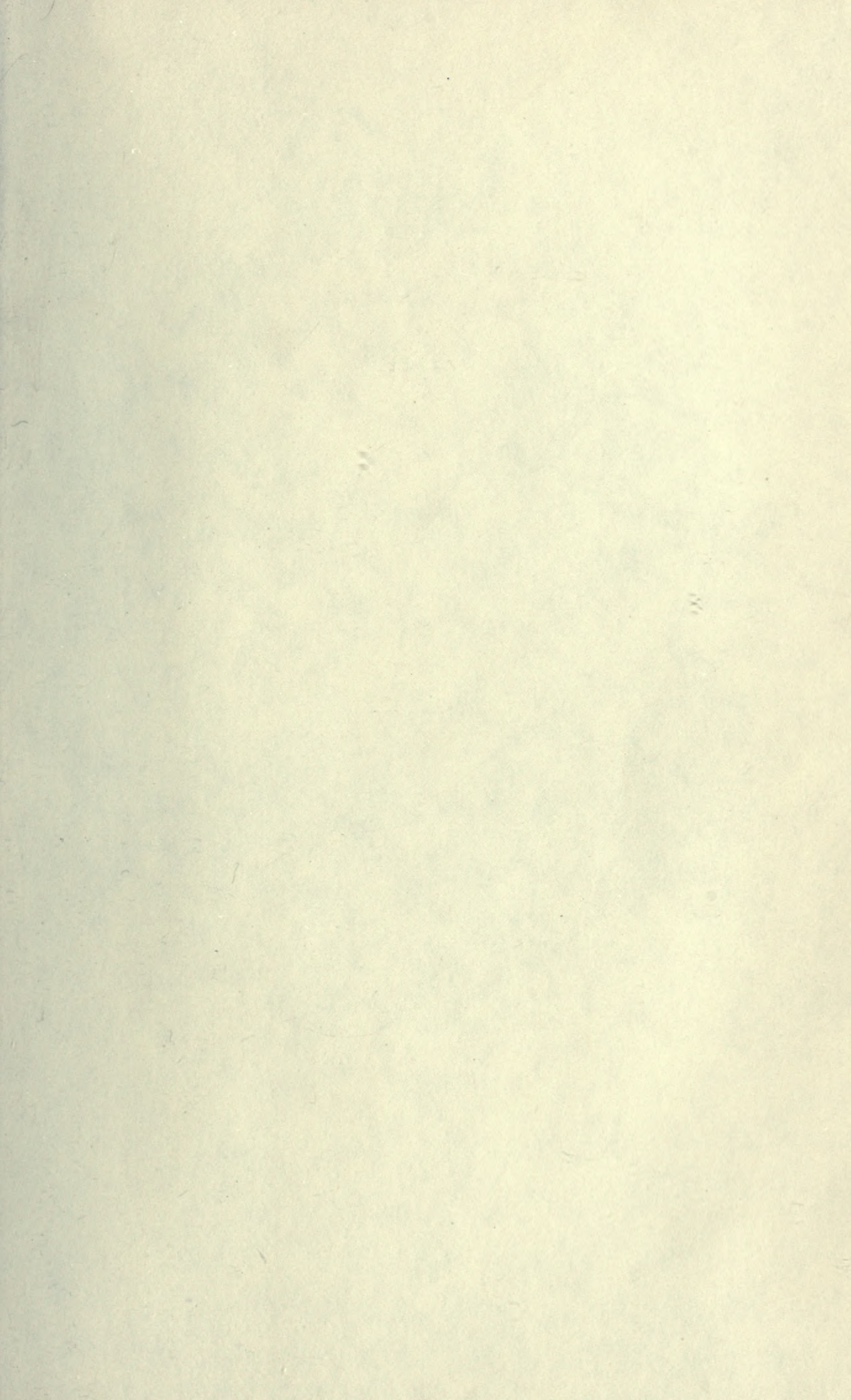
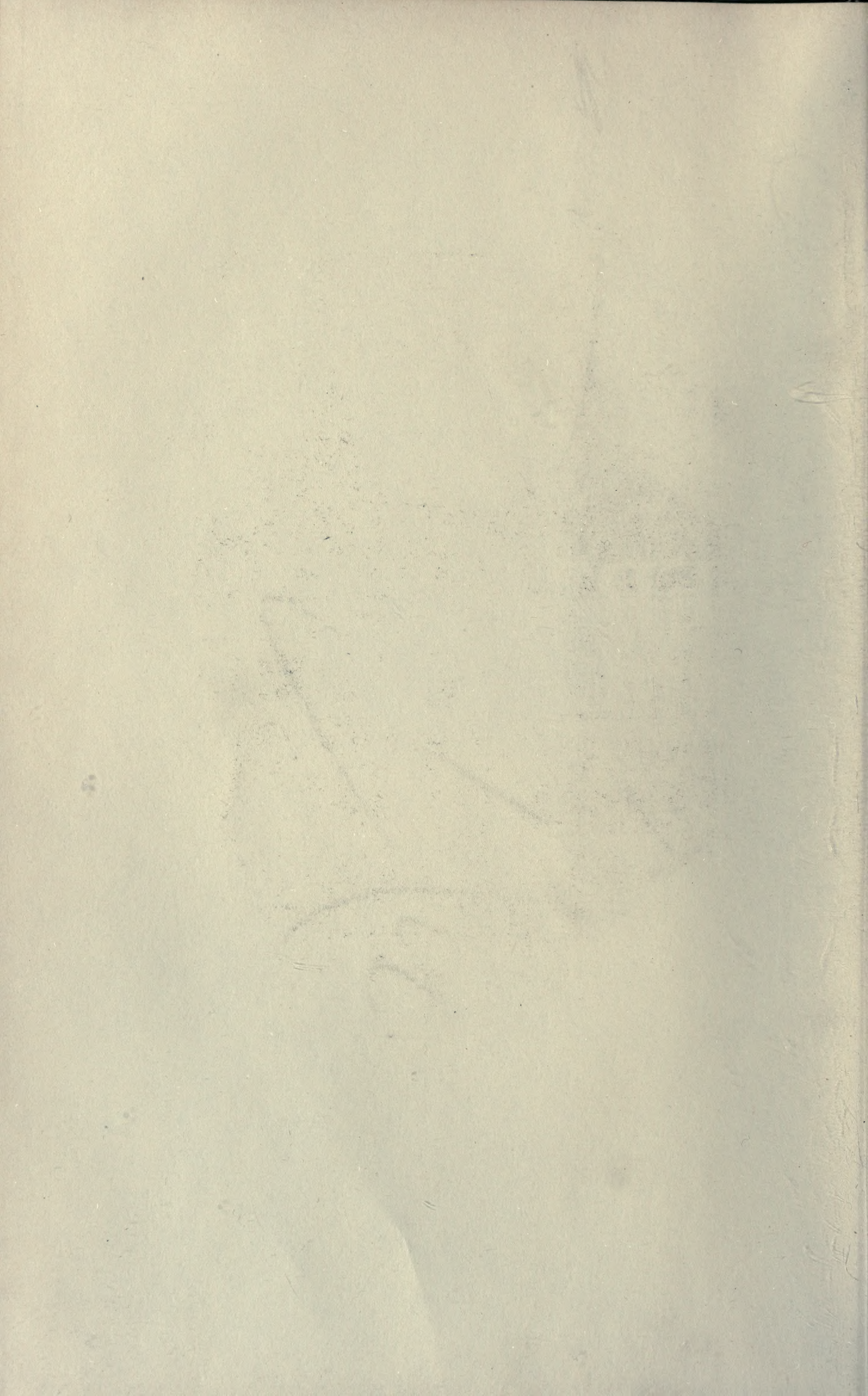












5. Jahrgang Heft 1, 1918



Illustrierte Zeitschrift
für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Illustrierte Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. — Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer, Nützhaubstr. 9. — Druck und Verlag K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint während des Krieges vierteljährig.

Inhalt des 1. Heftes:

Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 170 nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — **Alle Beiträge***) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider,** Speyer, Nützhaubstr. 9, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	5.—	7.50	10.—	14.—
1/2 „ „	8.—	11.—	16.—	23.—
3/4 oder 1/1 „ „	14.—	22.—	28.—	37.—

Zuzüglich 120 % Teuerungszuschlag, infolge Papierknappheit Lieferungsmöglichkeit vorbehalten.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung. Die Abgabe einer größeren Anzahl von Freiexemplaren ist laut einer Verfügung der drei bayerischen Generalkommandos bis auf weiteres verboten.

* Quartformat, einseitig beschrieben!

Frankenland

Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des
fränkischen Volkstums

5. Jahrgang 1918



Herausgegeben von

Dr. Peter Schneider



Dettelbach a. M.
Druck und Verlag: Konrad Triltsch
1918

A. John.



Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser:

II. Beiträge:

1. Aufsätze:

a) Zur Geschichte:

b) Zur Kunstgeschichte:

c) Zur Kulturgeschichte:

d) Zur Landeskunde:

e) **Zur Volkskunde:**

Der Weilbacher im Laufe eines Jahres einst und jetzt. Von L. Graber. S. 170–191.

f) **Vaterländisches:**

Heldenhaine-Heldenbäume. Von St. Ankenbrand. S. 2–26.

Der Heldenhain im Gebirge. Von M. Förderreuther. S. 27–28.

Ein Heldenhain im Flachlande. Von St. Ankenbrand. S. 29–31.

Heldengedenkstätten im Pfälzer Waldgebirge. Von P. Schneider. S. 31–33.

Heldenhaine und altehrwürdige Stätten. Von K. Spiegel. S. 33–34.

„Heldenhaine" von katholischer Seite gewürdigt. Von G. Hemmrich. S. 35–38.

Gedenkstätten und Gedenktage. Von K. Baum. S. 38—42.

Der Heldenhain in Erlangen. Von L. Mucke. S. 42–43.

Der Würzburger Kriegereichenhain. Von E. Sturm. S. 43—45.

Das Heldenbuch. Von G. Stang. S. 45–49.

Die Gedenkstätte im Heldenhain. Von J. Engert. S. 50–53.

Praktische Winke für die Anlage von Heldenhainen. Von A. Günder. S. 53–56.

Bedeutung u. Einrichtung von Schüler- u. Jugendgärten. Von K. Franke. S. 67—71.

Des deutschen Volkes Mannesalter. Von P. Schneider. S. 82–86.

2. Nachrufe:

Helden — Vater und Sohn (Dr. Carl Kliebert — Dr. Hans Kliebert). Von R. Piloty. S. 57–63.

Dem Andenken fränkischer Männer der Wissenschaft. Von P. Schneider. S. 137–138.

Max Dauthendey. Von E. Luther. S. 193.

3. Erzählung:

Vermißt. Von F. Hirzinger. S. 139–140.

4. Mundartprobe:

D'r Lohengrin. Von W. W. S. 192—193.

5. Fränkische Chronik:

S. 194—195. Bamberg, Crailsheim, Gößweinstein, Miltenberg, Rothenburg o. T., Wallenfels.

6. Aus den Vereinen:

S. 73–77. Bamberg, Heilbronn.

S. 141–143. Bamberg, Wertheim, Nürnberg.

7. Mitteilungen des Herausgebers:

An unsere Leser. S. 145.

Nachwort. S. 191, 200.

8. Büchertisch:

a) **Besprechungen:**

Weise Dr. O., Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 77–79. P. S.

Hartmann K. O., Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten. – Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst. S. 79, Beck.

Schmid E., Die deutschen Bauern in Südrußland. S. 79—80. P. S.

Altfränkische Bilder 1917. S. 143—144, Meckes.

Heimatgrüße, den Pfälzer Landsleuten ins Feld gesandt. S. 144. Haug.

Gedenkschrift zum 20jährigen Bestehen des Bayerischen Kanalvereins 1917. S. 144 Haug.

Beck Christoph, Von der Altenburg erlauscht. S. 195. P. S.

Scholz W. v., Städte und Schlösser. S. 196, Sieghardt.

Nicolai W., Die Wartburg im Wandel der Jahrhunderte. S. 196—197. Sieghardt.

Schön Fr., Geschichte der fränkischen Mundartdichtung. S. 197. P. S.

Ullrich A., Das Bauernhaus im Allgäu und seine Entwicklung. S. 197–198. P. S.

Lechler G. Fr., Amtlicher Führer durch das Schloß Würzburg. S. 198, Sieghardt.

Mader F., Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. S. 198–199. P. S.

Bohrer H., Niederwerrn. S. 199, Ankenbrand.

Götz Joh. Bapt., Die religiöse Bewegung in der Oberpfalz von 1520–1560. S. 199—200. Haug.

Kolde E. Beiträge, Anregungen und Gedanken zur Geschichte Frankens. S. 200, Haug.

Zeh Dr. E., Heimatkunde des bayerischen Bezirksamtes Rehau I. S. 265–266. P. S.

Lang P., Schöne unterfränkische Sagen. S. 266, Sieghardt.

Karlinger Dr. H., Altbayern und Bayerisch-Schwaben. S. 267, Haug.

Eichelsbacher A., Hörstein im Freigericht. — Bilder aus Frankens Vergangenheit für den heimatlichen Geschichtsunterricht. S. 267 f., Haug.

b) **Aus Zeitungen und Zeitschriften:**

S. 80. 268.

9. Gedichte.

O herrlich Land. Von E. Luther. S. 1.

Ein sonniger Gruß. Von E. Mayr. S. 63.

Der hungri Hund. Von C. B. S. 72.

Dr. Hans Walter zum Gedächtnis. Von Peter Schneider. S. 81.

Ein Kenner. Von J. Finzel. S. 140.

III. Bilder:

Steinbank um einen alten Baum. Entw. von R. Berndl. S. 7.

Ummauerung einer alten Eiche. Entw. v. Prof. Em. v. Seidl. S. 13.

Steinkranz um eine alte Linde. Entwurf von R. Berndl. S. 19.

Baum in Oberwerrn. Phot. Dr. Ankenbrand. S. 23.

Zierleisten, Vignetten von Otto Rückert.





O herrlich Land!

(Meinem lieben Michael Georg Conrad herzlichst zugeeignet)

O herrlich Land, du mir zu Füßen!
Wie glänzt der Fluß, wie grünt das Tal!
Ich bin gekommen, dich zu grüßen:
viel tausendmal, viel tausendmal!
Hell soll es durch die Lüfte schallen,
stimmt jauchzend ein, und Heil euch allen!
So wundersam und traut
wie du, mein fränkisch Land,
hab ich noch keines geschaut,
ward keines mir bekannt.

O herrlich Land . . . Vom Sonnengolde
ganz überflutet, hold und hehr,
blüht jeder Baum, prangt jede Dolde,
winkt Dorf und Hügel, Strom und Wehr.
Hell hör ich's durch die Lüfte schallen,
stimmt jauchzend ein, und Heil euch allen!
So wundersam und traut
wie du, mein fränkisch Land,
hab ich noch keins geschaut,
ward keines mir bekannt.

O herrlich Land . . . Mit wachen Sinnen
preis' ich noch einmal deine Pracht . . .
Die Stunde naht, ich muß von hinnen,
wohl in das Feld, wohl in die Schlacht;
dann hör ich's nur von fern noch hallen –
stimmt jauchzend ein, und Heil euch allen!
So wundersam und traut
wie du, mein fränkisch Land,
hab ich noch keins geschaut,
ward keines mir bekannt . . .

Ernst Luther



Heldenhaine — Heldenbäume

Von Dr. Stephan Ankenbrand, München

---

1. Geschichtliches zur Frage der Heldenhaine

er Krieg ist ein großer Umgestalter des menschlichen Lebens; jedes Gebiet ist durch ihn beeinflußt, jedem stellt er neue Aufgaben. Dies ist sogar da der Fall, wo eine unmittelbare Beziehung zum Krieg nicht gegeben ist, z. B. in der Kunst. So wurden auch der Denkmalspflege durch den Krieg abermals neue, besondere Wege gewiesen.

Es ist dies umso erfreulicher, als vor dem Kriege trotz aller Ideen im allgemeinen nur Stein- und Erzmale geschaffen wurden, und zwar vielfach in einer Form, die schon vom Standpunkt des nüchternen Alltagsmenschen, vielmehr noch von einer künstlerisch-ästhetischen Betrachtung aus abgelehnt wurden. Wenn trotzdem viele Denkmäler geschaffen wurden, so bekundet sich hierin ein erhöhtes geschichtliches Interesse und besonders ein gewisser Wohlstand, der auch auf künstlerischem Gebiete nach Betätigung strebte.

Diese Tatsache, sowie das Gefühl der Dankbarkeit an unsere Kämpfer, erklärten es, daß gleich nach Kriegsbeginn der Gedanke der Heldenehrung allseitig auftauchte und sehr gefördert wurde; dachte doch auch der Dorfmusikant meiner kleinen Heimat bereits im September 1914 ernstlich an die Komposition eines neuen Einzugsmarsches. Unter den verschiedenen Vorschlägen fällt als Neuheit auf der Vorschlag unseren heldenhaften Streitern durch Waldbäume, vereinigt zu einem Hain, ein ehrendes Denkmal für ihre Treue, Tapferkeit und Ausdauer zu setzen. Ganz neu ist der Gedanke insofern auch nicht, weil wir ja bereits einzelne Bäume als Erinnerungsmale auch schon vor dem Kriege pflanzten, aber neu ist der Gedanke des Haines, die Vereinigung vieler Bäume und deren stimmungsvolle Wirkung. An die Stelle von Gestein und Erz, welch beide Materialien in der Denkmalpflege richtunggebend waren, sollen lebende Bäume treten; der selbständig schaffenden Natur wird der Vortritt gegeben vor leblosen und oft in geschmackloser Form sich äußernden Darstellungen und vor dem Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft. Letztere Tatsache sowie auch das Bestreben, Feier und Gedenken

heutzutage mehr ins Freie, in die Natur zu verlegen mögen bestimmend gewesen sein ein neues Material, die Waldbäume, der Denkmalspflege dienstbar zu machen. Schon hatte der Waldbaum in der Denkmalspflege der letzten Jahrzehnte eine gewisse Bedeutung gewonnen (Kaisereichen, Waldfriedhöfe u. a.). Aus solchen Einzelerscheinungen wurde die Frage der Heldenhaine geboren. Ihre erste Entstehung sehen wir in verschiedenen Zeitungsartikeln, die in den Bestrebungen der Gartenpflege, der Volks- und Heimatkunde, der Architektur u. a. zum Denkmal im Heldenhain führen. Die Verschönerung fränkischer Gaugegenden und das etwas eintönige Landschaftsbild meiner Heimat gaben mir Anlaß zu nachfolgendem kleinen Aufsatz, der anfangs Oktober 1914 in fränkischen Zeitungen erschien.

Waldbäume — Denkmale

Unsere fränkischen Gaulande haben als Haupteigenschaft eine vielgerühmte Fruchtbarkeit, entbehren aber zum Teil besonderer landschaftlicher Reize. Gewiß wird auch hier unser Auge durch stimmungsvolle Bilder gefesselt, aber sie fallen nicht so auf, wie die Wildnis der Wälder oder die Majestät der Berge. Das landschaftliche Bild wird bei uns vielfach gehoben durch herrliche Obstbäume, die uns von einem freundlichen Ort zum andern geleiten, oder in schönem Kranze unsere Heimat umschließen und diese uns besonders heimisch und traulich machen.

Das landschaftliche Bild hängt aber nicht allein von den Obstbäumen ab; manche Markungen zeugen heute noch dafür, daß neben den Obstbäumen vor allem einzelne Waldbäume der Flur ein besonderes Gepräge geben können. Leider scheint diesen Bäumen heute keine sonderliche Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet zu werden. Man darf niemals einseitig werden und die Waldbäume jetzt einfach beseitigen und nur noch Obstbäume pflanzen, weil vielleicht das Bezirksamt augenblicklich darauf den größten Nachdruck legt. Es wird gewiß zugegeben, daß der Obstbaum als solcher mehr Nutzen hat, als der Waldbaum, aber nicht immer darf Nutzen über Schönheit gestellt werden.

Eine weitsichtige Gemeinde muß und wird bei ihren verschiedenen Verwaltungsmaßnahmen auf das Orts- und Landschaftsbild Rücksicht nehmen und billiger kann das kaum geschehen als durch Anpflanzen von Waldbäumen; sie wirken sehr stimmungsreich und meist genügt ein einzelner, um landschaftlich zur Geltung zu kommen. In Franken sind Ortsfluren wie „abrasiert", wie „gebügelt", weil die alten Bäume (Birnbäume), besonders die Waldbäume beseitigt wurden. Dies geschah aber nicht deshalb, weil der Bauer das Holz brauchte, sondern weil er bei dem Streben nach möglichster Bodenausnützung hoffte, eine Garbe Getreide mehr zu erhalten. Daß auch ein Waldbaum (Linde, Buche, Eiche, Fichte, Birke) seinen Nutzen hat, das wurde weiter nicht beachtet. Da sei aber hier nur die Bedeutung der Linde für die Biene und der Schutz der Waldbäume für unsere Vogelwelt erwähnt. Was hilft aller künstliche Vogelschutz, wenn die Waldbäume gefällt, wenn bewachsene Raine ausgerottet werden?

Es wird natürlich niemand verlangen, daß der Bauersmann, wie manchmal eine Reihe von Obstbäumen, nun Waldbäume pflanzen soll. Waldbäume sollen nur vereinzelt, und zwar da gepflanzt werden, wo sich ein freies Plätzchen findet und nichts anderes gebaut wird. So also im Ortsbereich selbst, dann an Quellen, längs des Laufes kleiner Gewässer, längs der Feldwege, an Rainen, an Wegkreuzungen, auf Oedland, kleinen Steinhalden u. a. Meist sind diese Gebiete Eigentum der Gemeinde und es braucht der einzelne gar kein Opfer an Boden zu bringen. Vielfach wäre auch da der Platz für einen Waldbaum, wo der Boden nur einem jämmerlichen Obstbaum das Dasein fristet. Auf Höhen bilden solche Waldbäume weithin sichtbare Landmarken, den Senkungen geben sie reizvolle Abwechselung, sie sind eine Zierde der Heimat und dürfen fürderhin nicht beiseite gelassen werden.

Gerade jetzt ist eine günstige Zeit für Neupflanzung von Waldbäumen. Die großen Tage unseres Vaterlandes, die in die kleinste Heimat ihre Wellen schlagen, sollen uns und allen kommenden Geschlechtern ewig frisch und unvergeßlich bleiben. Wenn deutsche Kraft und Sitte den Sieg über fremde List und Tücke errungen hat, dann wird man unseren Helden Denkmale setzen, dann wird man ihre Größe in Liedern feiern und in Büchern lesen. Ein solch lebendiges Buch für jede Gemeinde können Waldbäume bilden, die aus Freude über unsere Erfolge gepflanzt werden. Ein „Kriegsbaum" mit dem Kaiserwort: „Ich kenne nur noch Deutsche" kann die deutsche Einheit beim Kriegsbeginn dartun. Die kühne Tat des Generals von Emmich, die Erstürmung Lüttichs, verdient durch einen Waldbaum ein Denkmal zu erhalten. Lebhaft sind uns im Gedenken der Sieg des bayerischen Kronprinzen bei Metz, der Sieg der drei Kronprinzen zu gleicher Zeit und dieses Gedenken erhalte uns ewig jung eine „Rupprechts-Eiche oder Linde", oder 3 Eichen, 3 Fichten. Auch die anderen Heerführer (Hindenburg!) haben längst verdient, daß ein schöner Waldbaum ihre Namen fernen Geschlechtern verkünde. Nicht dürfen unsere Helden zur See, allen voran „U. 9", vergessen werden. Ein „Nibelungenbaum" könnte für die österreichisch-reichsdeutsche Einheit und Treue in der Stunde der Gefahr zeugen. Den Schmerz Kaiser Franz Josephs, am Abend seines Lebens noch zum Schwerte greifen zu müssen, sollte eine „Franz-Ferdinand-Fichte oder -Buche" oder eine „Franz-Joseph-Linde" auch uns in teilnahmsvoller Erinnerung erhalten. Schließlich sollte für die Größe und die Taten einzelner Oesterreicher noch ein Plätzchen auf „unserm deutschen" Boden sein. Vergessen wir auch nicht für unsere Heldensöhne, deren Gebeine in fremder Erde ruhen, ein frisches Gedenken zu bewahren. Ein Waldbaum auf einsamer Höhe oder in stiller Flur mag uns in jedem Frühjahr mit neuen Blättern die Namen derer jung erhalten, die aus dem Heimatsort fürs Vaterland gefallen sind und seine Wipfel mögen noch um die teuren Toten klagen, wenn ein anderes Geschlecht unsern Schmerz um sie nicht mehr versteht.

Auch die Zukunft wird noch Taten bringen, die wert sind, durch Denkmale gefeiert zu werden. Statt nun geschmacklosen, zum Teil sehr teuren Steindenkmalen, vielfach bloß „Steinhaufen", in den einzelnen Dörfern Raum zu geben, ist es

wünschenswert und notwendig, daß durch schöne Waldbäume um die Dörfer und in den Fluren das Bild der Heimat verschönt und durch die mit den Waldbäumen verbundene Erinnerung uns die Heimat innerlich näher gebracht wird. So leben wir der wahren Heimatliebe, ohne die es keine Vaterlandsliebe, die heute jeder Deutsche betätigt und zu betätigen sucht, gibt.

Dieser Vorschlag galt der lieben Heimat und unseren heldenhaften Kämpfern; er dürfte heute noch seinen Wert haben. Ähnliche Gedanken und Vorschläge gingen gegen Ende des Jahres 1914 durch die Presse und vielfach war es ein rein vaterländisches Bestreben, das den Anregungen zugrunde lag.

Eine feste Form erhielten diese gelegentlichen Ausführungen durch den Aufsatz: „Heldeneichen und Friedenslinden" von W. Lange in der Beilage zur „Täglichen Rundschau" vom 8. Dezember 1914. Er gipfelt in dem Gedanken, daß jedem Kämpfer in seiner Heimat eine Eiche gepflanzt werden soll, und diese Eichen vereinigt zum Hain sollten ein Denkmal für die Gefallenen, das Wahrzeichen des größeren Deutschlands sein. Die im Aufsatz erbetenen Meinungsäußerungen der Leser waren so zahlreich und zustimmend, daß der Vorschlag Langes der Verwirklichung näher gerückt wurde. Bereits im Januar 1915 trat aus den Kreisen, die sich für Langes Vorschlag entschieden hatten, in Berlin eine Arbeitsgemeinschaft zusammen und stellte die allgemeinen Grundsätze für die Schaffung von „Deutschlands Heldenhainen" fest. Diese sind zusammengefaßt in der Schrift von W. Lange, Deutsche Heldenhaine, Verlag J. J. Weber, Leipzig 1915. Die Arbeitsgemeinschaft setzt sich aus Berliner Herren der verschiedenen Berufe zusammen, die Liste der Förderer der Frage weist mit wenigen Ausnahmen nur Namen aus Norddeutschland auf. Die Grundsätze der Arbeitsgemeinschaft, kurzweg Berliner Programm genannt, sind folgende:

> „Jedem Gefallenen ist eine Lebenseiche als Zeichen sichtbaren Weiterlebens unter uns zu pflanzen. Diese Eichen, vereinigt zu einem hl. Hain, sollen einen Weihefestplatz, der Volks- und Kirchenfesten aller Art dient, in ringförmiger Weise umschließen. Inmitten des freien Platzes ist in etwas erhöhter Lage die Friedens- oder Kaiserlinde zu errichten. Das Ganze stellt in dieser Form dar, wie die treuen Helden in der Stunde der Not treu zu Kaiser und Reich standen. Von der Mitte aus führen grünende Richtwege zum Rande des Haines, der eine eckige oder kreisrunde Form hat. Frühlingsblumen und Wildgras sollen des Haines Teppich sein. Auch die Notwendigkeit einer Vogeltränke wird betont. Der Abschluß des Haines geschieht durch Graben und Wall; der Wall wird mit einer Schutzpflanzung aus deutschem Feld- und Waldgehölz gekrönt. Auch mehrere Gemeinden können zusammen einen Hain errichten. Die Lage des Haines erscheint wünschenswert in der Ebene (im Wald, im Anschluß an Wald oder an ein Denkmal); aber auch Hügel und Abhänge können in geschickter Weise umgestaltet werden. Neben diesen notwendigen Forderungen für jeden Hain wird noch eine Reihe von Nebenanlagen, (Trinkbrunnen, Tore, Bänke u. a.) als wünschenswert empfohlen".

Damit war nun eine Form, ein Schema oder Typus (Lange) für Heldenhaine geschaffen und die Arbeitsgemeinschaft war rührig tätig, diese Grundsätze mit der Idee zu verbreiten. Es traten auch Gegner auf. Daß aber der Gedanke als solcher gefiel, das beweisen die Bestrebungen vieler größerer Gemeinwesen, welche es sich angelegen sein ließen die Vorbereitungen zur Anlage zu treffen oder solche schon auszuführen. Auch in Bayern gingen verschiedene Städte an die Verwirklichung. So berichten z. B. die Zeitungen vom 28. August 1915 über Heldenehrung in Würzburg [1]); es wurden dort in der Feldlage „Leutfresser" am Nordabhang des Niklausberges rund 40 Morgen Feld bereitgestellt für eine Anlage, die zur Erinnerung an die im Kriege gefallenen Würzburger mit Eichen bepflanzt werden soll. Vorgesehen ist ein großer freier Rasenplatz, der als Spielplatz für die Jugend und als Übungsplatz für die Wehrkraftkompagnien verwendet wird. Mehrere Fußwege durch diese Anlage stellen die Verbindung her zu nebenliegenden Anlagen. Auch eine Rodelbahn in der Länge von 600 m soll eingegliedert werden. Der Stadtmagistrat hat für die Errichtung der Anlage 24000 Mk. genehmigt. Diese Pläne weichen ab von der strengen Forderung des Berliner Programms, sie sind ganz der Örtlichkeit angepaßt. Leider werden nähere Angaben vermißt darüber, ob die Gefallenen namentlich aufgeführt werden und dann in welcher Form, oder ob die Ehrung nur ganz allgemeinen Charakter hat. Wie aus der Tagespresse bekannt ist, planen auch andere bayerische Städte z. B. Erlangen [2]), Bayreuth [3]), Dachau [4]) und Gemeinwesen die Anlage von Heldenhainen.

Trotzdem haben die Heldenhaine in manchen Teilen Deutschlands, auch in Bayern, noch wenig Anklang gefunden. Das scheint seinen Grund darin zu haben, daß man hier das Berliner Programm ablehnt. Das allein sollte aber keinesfalls zur Gegnerschaft gegen die Haine führen. Jedenfalls ist auch diese Tatsache nicht allein schuld an der Ablehnung. Vielmehr ist es die durch den langen Krieg veranlaßte hohe Zahl der Gefallenen, welche die Durchführung des Lange'schen Vorschlags ohne Gefährdung anderer Interessen fraglich erscheinen läßt. Zudem ist es begreiflich, wenn inzwischen längst die frische nationale Begeisterung zu einem eisernen Ernst erstarrt ist und dieser Ernst sich nicht gerne mit Dingen beschäftigt, die keine vordringliche Geltung haben. Ein anderer Haupteinwand ist auch der, daß der Krieg noch nicht beendigt ist und daß eigentlich Erinnerungsmale erst nach dem Krieg entstehen können und sollen; er kann dadurch wider-

---

[1]) Siehe Aufsatz von E. Sturm im 2. Teil der Abhandlung.

[2]) Siehe Aufsatz von B. Mucke im 2. Teil der Abhandlung.

[3]) 24. Januar 1917: Das Gemeindekollegium hat beschlossen einen auf der Höhe westlich des Festspielhauses gelegenen Platz um 5000 Mk. das Tagwerk anzukaufen. Der Platz soll später zur Anlage eines sog. Heldenhains mit einem Denkmal zu Ehren unserer Feldherrn und der im Krieg Gefallenen dienen; auch soll erwogen werden, das geplante Bismarck-Denkmal auf diesem Platz zu errichten.

[4]) Der Magistrat beschloß zum Zwecke der Heldenehrung einen Heldenhain (etwa 4—5 Tagwerk groß) mit Eichen und Linden anzulegen. Der Hain liegt in der Ebene, anstoßend an den Gemeindewald. Es wird nicht für jeden Gefallenen ein Baum gepflanzt, sondern es werden nur soviel Bäume verwendet als es der Platz zuläßt. März 1917.



Steinbank um einen alten Baum
(Entwurf von Prof. Rich. Berndl, München)

legt werden, daß es sich demnächst hauptsächlich darum handelt, daß der Plan im Lande mehr verbreitet wird, um in den einzelnen Gemeinden schon jetzt einen freien und möglichst vielseitigen Meinungsaustausch über diese Frage zu fördern.

Zu diesem Zweck schrieb ich anfangs Februar 1917 einen Aufsatz: „Waldbäume — Heldenhaine", der am 8. Februar in der „Bayerischen Staatszeitung"

erschien. Ich wies darauf hin, daß gerade durch die lange Dauer des Krieges der Plan, die Kriegszeit und ihre Ereignisse und Taten in besonderer Weise zu verewigen, neue und besondere Bedeutung erlange; gerade wegen der Länge des Krieges und der überaus großen Zahl der Feldzugsteilnehmer würde man eine andere als die gewöhnliche Denkmalsform wählen können und müssen. Das Berliner Programm wurde als zu starr beurteilt, besonders was die Art der Anlage betrifft; dagegen wurde betont, daß jede Gemeinde tunlichst einen Heldenhain anlegen soll und besonders befürwortet, daß doch auch den heimkehrenden Kämpfern, die im kalten Schützengraben, im schrecklichen Trommelfeuer oder auf gefahrvoller Wacht Übermenschliches geleistet haben, der Heldenhain ein Denkmal für ihre Leistung sein soll. Als ein geeigneter Erinnerungstag und nationaler Ehrentag an die heroischen Opfer wurde der Johannitag oder die Sonnenwendfeier vorgeschlagen; auch für einen deutschen Nationalhain im bayerischen Gebirge war ein empfehlendes Wort gesprochen.

Dieser Aufsatz erschien in einer günstigen Zeit. Kaum 8 Tage später brachten die Münchener Zeitungen das Bekenntnis Hindenburgs zu den Heldenhainen[1]) und so erlangte die etwas beiseite gestellte Frage ein besonderes und allgemeines Interesse. Das Wort des großen Schlachtenmeisters, der die Anlage von Heldenhainen als ein verdienstliches und sinniges Werk kennzeichnet, ward fruchtbar, wie die verschiedenen Äußerungen in der Presse zeigten.

Diese Äußerungen waren jedoch mehr verneinender Art. Am 2. März erschien in der „M. N. N." eine größere Notiz mit offiziösem Charakter, die sich vor allem gegen das Berliner Programm wendete und besonders den Hauptsatz desselben „jedem Gefallenen in seiner Heimat einen Baum" zurückwies. Es wurde hier des weiteren darauf hingewiesen, daß solche Haine der Örtlichkeit anzupassen und nur da zu errichten seien, wo die Natur dazu einlade; der Heldenhain könne aus nur wenigen gut gewählten Bäumen bestehen. Am 19. März brachte die Presse Auszüge aus eiuem Gutachten über Heldenehrung und Heldenhaine, das der Bayerische Landesschuß für Naturpflege im Auftrage des Staatsministeriums des Innern erstattet hatte. Auch diese Äußerung bedeutete eine Ablehnung des Berliner Programms. Es wurde besonders betont, daß es jetzt noch nicht an der Zeit sei, Denkmale zu setzen und gewarnt kostspielige Denkmäler anzulegen. Immer müßten Natur und Landschaft die Voraussetzung und Grundlage für ein solches Denkmal sein. Die Anlage eines Ehrenbuches in der Gemeinde wurde warm empfohlen. Eine Neupflanzung von Heldenhainen lehnte man ab, dagegen wurde die Fassung schon bestehender Bäume und Baumgruppen in einfachster Art als Erinnerungsmal empfohlen. Auch Gottesdienste und Weiheakte am Denkmal sollten die kommenden Geschlechter erbauen und aneifern. Eine namentliche Aufzählung der Gefallenen wies man, wenn es sich um eine größere Anzahl handele, als störend zurück.

Diese beiden bayerischen Kundmachungen haben etwa die allgemeine Auffassung in der Frage wiedergegeben; sie wurden noch durch Sondervorschläge

[1]) Siehe „Bekenntnis Hindenburgs" im 2. Teil.

in der Presse ergänzt. Sie bilden aber nicht ein Eigenbestreben unseres engeren Vaterlandes, denn sie werden auch in anderen Teilen Deutschlands vertreten[1]). Neben den Stimmen, die nur die Lange'sche Form ablehnen, wurden dann auch solche laut, welche die hohen Kosten dieser und anderer Denkmale betonen und für Denkmale werktätiger Fürsorge eintreten.[2]). Wir geben ihnen Recht, erheben aber zugleich die Frage: ist es nicht ein gutes Stück Sozialsinn, wenn wir unseren Helden ein würdiges Denkmal setzen?

2. Warum und wie sollen Heldenhaine — Heldenbäume gepflanzt werden?

Der Vorschlag zur Schaffung der Heldenhaine wurde nach Vorstehendem nicht überall günstig aufgenommen. Es wird auch weniger der Gedanke selbst abgelehnt als vielmehr die von Berlin aus geforderte Form der Anlage. Wenn das schließlich begreiflich ist, so wäre es doch sehr zu bedauern, wenn durch diesen Meinungsunterschied die Durchführung der schönen Idee eine Schädigung oder gar Störung erfahren sollte; denn der Gedanke selbst ist ein echt deutscher, der im deutschen Denken, Fühlen und Empfinden seinen Ursprung hat. Das Berliner Programm wird Zugeständnisse machen müssen, wenn es nicht den Gegnern der Heldenhaine dauernd einen Stützpunkt für den Kampf geben will.

Es wäre sehr zu beklagen, wenn die zurecht bestehenden Einwände gegen Langes Plan den zuweilen geschmackverderbenden Steinmalen der letzten Jahrzehnte wieder Raum geben würden, denn das Bedürfnis zu Denkmalen ist vorhanden und wird auch für die nächste Zeit vorhanden bleiben. Sobald die Friedensglocken klingen, wird der Wunsch, unsere heldenhaften Streiter und Kämpfer durch Erinnerungsmale zu ehren, ein allgemeiner werden. Aus diesem Grunde wäre zu wünschen, daß der Gedanke der Heldenhaine in ganz Deutschland weitere Verbreitung fände. Denn der Gedanke als solcher ist berechtigt.

Der deutsche Wald, der fromme Hain, der rauschende Baum, sie sind der deutschen Seele aufs innigste verbunden. Die hl. Stille, das raunende Rauschen der Wipfel fesselte unsere Urväter, deshalb glaubten sie hier an den Aufenthalt der Gottheit. Ein Baum, die Weltesche Yggdrasil, ist das Symbol der bestehenden Welt; was die vielen Germanenstämme einte, war ein heiliger Wald. Der Römer Tacitus bestätigt uns in mehrfachen Ausführungen die Wertschätzung und Bedeutung des Waldes und Haines bei unseren Stammvätern. Hier könnte nun der Einwand erhoben werden, daß man mit den Heldenhainen eine Art Heidentum wieder einführen wollte. Ein solcher Grund wäre hinfällig, denn auch das glaubensfrohe Mittelalter bekundet uns, daß man auch damals Wald und Hain besonders liebte; wir brauchen nur unsere Wallfahrtsorte zu betrachten, ihre

---

[1]) Siehe im folgenden die Gegengründe gegen Lange.

[2]) Siehe z. B. Hannoversches Tagblatt April 1917 oder „Dem deutschen Volke" N. 17 S. 15. Berlin.

meist herrliche Lage und Umgebung kann vielfach Vorbild sein für die heute geforderte Form des Heldenhaines [1]). Wenn der damaligen Zeit entsprechend das Gotteshaus mit Recht Hauptsache war, so wird man vielleicht heute mehr die Gesamtwirkung betonen und eine Kapelle oder ähnliche Weihestätte einfügen. Es ist also der Heldenhain ein Denkmal, das dem deutschen Geiste, dem deutschen Glauben voll und ganz entspricht [2]).

Wenn der Heldenhain schon aus diesem Grund als Denkmal geeignet erscheint, so ist es ganz besonders der Zauber eines solches Haines, was ihn für die Heldenehrung nachdrücklich bestimmt. Das Leben, das mit jedem Frühling einzieht, versinnbildet das ewige Gedenken an die große Stunde des Weltkrieges, der neue Trieb in jedem Jahr erneut uns das Gedenken an die, welche für uns gekämpft haben und gestorben sind, und spornt uns an, der frischen Kraft des Baumes gleich, zu erstarken im Wirken für die Unsern und für unser Volk. Der Dank an unsere heldenhaften Kämpfer muß eben, wenn er ein Ausdruck innerer Empfindung ist, eine würdige besondere Form haben; er muß den gewaltigen Leistungen entsprechen. Denn, wie der Reichskanzler am 9. Dez. 1915 im Reichstag sagte, „gibt es kein Wort, das tief genug empfunden wäre, um die Dankbarkeit des Vaterlandes gegen unsere Krieger abzutragen, die trotz eines unerhörten Trommelfeuers und in vielfach zahlenmäßiger Unterlegenheit mit ihren Leibern den Feinden einen Wall entgegengesetzt haben, den er nicht durchbrechen konnte. Unvergängliche Ehre dem Andenken aller, die dort ihr Leben für ihre Freunde gelassen haben".

Der Hain ist also ein echt deutsches Denkmal, würdig für die Heldenehrung wie nicht leicht etwas anderes. Neben dieser seiner vornehmsten Aufgabe kann er zugleich noch anderen Zwecken dienen, ohne daß dadurch sein Hauptzweck beeinträchtigt würde. In unseren Tagen machten sich allerorts Bestrebungen geltend, die sich unter dem Namen Heimatschutz und Erhaltung von Naturdenkmalen zusammenfassen lassen. Die Notwendigkeit und Bedeutung solcher Forderungen wird allmählich in weiten Kreisen des deutschen Volkes verständnisvoll gewürdigt. Vieles ist freilich schon für immer verloren, aber man hat auch bereits an Neuschöpfungen gedacht, die das Verlorene ersetzen sollen. Gerade diesem Zweck kann der Heldenhain in besonderer Weise und in verschiedenfachster Art dienen. In manchen Gegenden sind die schönen alten Waldbäume, die ein Schmuck der ganzen Gemarkung waren, gefällt und das einst stimmungsvolle Landschaftsbild ist zerstört worden. Gemeinwesen, für die solches zutrifft, sollten unbedingt darauf achten an geeigneten Plätzen Waldbäume neu anzupflanzen [3]), auch das ist Heimatschutz, wenn auch in besonderer Art. Die Gegenden, in denen es heute wenig Waldbäume mehr gibt, sind meist Gebiete des Ackerbaues und mit ihm in Verbindung steht die gesteigerte Pflege der Obstbaumzucht. Aber im Wechsel liegt der Reiz und Waldbäume oder Baumgruppen in dieser Landschaft, am Dorfende und an

[1]) Siehe „Heldenhaine" von kathol. Seite gewürdigt im 2. Teil.

[2]) Siehe auch Langes Gründe in seiner mehrfach erwähnten Schrift.

[3]) Siehe Einleitung: „Waldbäume – Denkmale"; ferner „Die Gedenkstätte im Heldenhain" im 2. Teil.

sonst wichtigen Gemeindeplätzen wirken überaus stimmungsvoll, wie wir es z. B. in Südbayern öfters finden.

Wer hat nicht schon die wildkühne Schönheit einer einsamen Eiche, die frische Lebenskraft der Dorflinde, die trutzige Festigkeit einer alten Buche bewundert und über sie Freude empfunden? Im ganzen Bayernlande finden sich da und dort solche Bäume. Da wo wir aber diese örtlichen Schönheiten vermissen, könnte der Heldenhain in Form einer Baumgruppe das Fehlende ersetzen. Dieses wäre vornehmlich dann der Fall, wenn der Hain auf günstig gelegenen Punkten angelegt würde; er könnte dem Landschaftsbilde besondere, charakteristische Züge verleihen und so weithin sichtbare Landmarken darstellen und würde auch seinem Zwecke der Heldenehrung in besonderer Weise dienen. Wir bewundern heute noch manche stolze Pappelreihe in der Landschaft und erinnern uns, daß sie als weithinschauende Wegweiser in der napoleonischen Zeit besonderen Zwecken dienten. Wo eine einsame Kapelle auf einem Berge ragt, wo ein frommes Kreuz, ein Marterl und Madonnenbild christlichen Glauben verkündet, aber auch dort, wo die Glocken im See läuten, wo ein ragender Stein Zeuge einstiger Herrlichkeit ist, wo eine sprudelnde Quelle den Aufenthalt des Lindwurms bezeugt, wo an der Wegkreuzung die Unholden ihr geheimnisvolles Wesen treiben und wo ein alter Germane unterm Grabhügel ruht, dort überall kann der Heldenhain angelegt werden und so in Verbindung mit der Vorzeit besondere Bedeutung für die Heimat erlangen[1]). Die Beachtung, welche solche Plätze genießen, wäre der Bedeutung der Heldenhaine günstig, diese selbst aber würden in den Marken der Gemeinwesen ihre künstlerische Wirkung entfalten und der Verschönerung der Heimat dienen, sie wären ein Ausdruck der Heimatliebe. Wie oft haben wir nicht schon selbst einen schönen Waldbaum, eine Baumgruppe bewundert und uns in deren Schatten erfreut und erholt! Es ist deshalb begreiflich, wenn jeder Freund der Heimat und der Natur für die Heldenehrung dieser Art eintreten wird.

Auch praktische Forderungen der Gegenwart können für die Durchführung unseres Planes angeführt werden. Es wurde auf den Wert der Heldenhaine für die Siedlungskultur hingewiesen. Wohl überall aber dient der Wald diesem Zweck längst und in ausreichendem Maße. Gewichtigere Gründe liegen in dem Hinweis, daß durch den Hain Stadt- und Dorfbewohner in engere Beziehung zur Natur gebracht werden und die Natur höher bewerten lernen. Selbst der Nutzen einzelner Bäume darf hier betont werden. Man denke da vor allem einmal an die Linde, die bei solchen Hainen doch vielfach Verwendung finden würde. Wie viel Tausend emsiger Bienen fänden in einem solchen Hain die Quelle für ihre süße Gabe. Beachtenswert ist zudem auch der Schutz, den die Waldbäume den Vögeln und nützlichen Insekten gewähren; natürlicher Vogelschutz ist jedem künstlichen vorzuziehen. Wer also ein Freund unserer Vogel- und Insektenwelt ist, auch er wird in den patriotischen Bestrebungen der Heldenhaine seine Ziele gefördert sehen, er wird für sie eintreten. Letztere Gründe können aber erst in zweiter Linie angeführt werden; der Hauptgrund, der Baum ist eine würdige und deutsche Heldenehrung, ist vollauf genügend.

[1]) Siehe „Heldenhain und altehrwürdige Stätten" im 2. Teil.

Die Gründe für die Heldenhaine machen ihre Anlage zu einem Gebot der Zeit. Mancher der Gegner wird seine Ansicht über die Frage auch noch ändern, wenn er die vorgebrachten Gründe einer objektiven Würdigung unterzieht. Sie hat bereits in der Presse zu lebhafter Erörterung geführt, es hielten sich Zustimmung und Ablehnung im Widerstreit. Wenn der endgültige Entscheid über die Verwirklichung des idealen, schönen und patriotischen Gedankens bis heute noch nicht gefunden wurde, so dürfte als Hauptursache dafür gelten, daß das Berliner Programm eigentlich nur eine Form der Heldenhaine zuläßt. Mit Recht ist dadurch den Heldenhainen mancher Gegner erstanden. Wenn alle unsere Städte nach einem Schema erbaut und die Bäume nach einem Schema gepflanzt wären, würde unsere Kultur um Vieles ärmer sein, denn das eigenartige Gepräge, das uns erfreut und Kulturwerte darstellt, würde fehlen. Ähnlich ist es bei den Heldenhainen; hier sind im wesentlichen Waldbäume die Mittel, wodurch der Gedanke der Heldenehrung in besonderer neuer und schöner Form verwirklicht werden soll, die einzelne Anlage darf aber nie zu stark an eine Form gebunden sein.

Das Berliner Programm gipfelt, wie schon bemerkt, in folgenden Forderungen: Es soll möglichst in jeder Gemeinde ein Hain aus Eichen in regelmäßiger Stellung, für jeden Gefallenen ein Baum angepflanzt werden. Seine Mitte wäre mit dem runden Gemeinde-Festplatz und der auf ihm erhöht gepflanzten Friedenslinde gekennzeichnet. Grüne Richtwege sollten zum Rande des Haines führen, der durch Schutzpflanzung, Wall, Graben und Schutzgitter seinen Abschluß finden müßte.

Diese Forderung hat, wenn sie auch anfangs besonders in Norddeutschland viel Zustimmung gefunden, eine Reihe von Bedenken wachgerufen, die sich im Laufe der Zeit noch vermehrten. Schwer ist schon gleich die erste Forderung, daß nur Eichen gepflanzt werden sollen, zu erfüllen. Die Eiche stellt ziemlich große Anforderungen an den Boden und die glückliche Entwicklung eines solchen Haines wäre z. B. in der Münchner oder Nürnberger Gegend oder überhaupt auf Ödungen sehr in Frage gestellt. Außerdem sind auch die großen dafür beanspruchten Kosten — es müßten große und tiefe Löcher mit gutem Erdreich angefüllt und möglichst große Bäume mit Frostballen gepflanzt werden —, in Rechnung zu ziehen. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Forderung erhoben wird, daß jedem Gefallenen ein Baum gepflanzt werden soll. Wenn zu Beginn des Krieges der Gedanke jedem Streiter einen Baum zu pflanzen eine gewisse Berechtigung hatte, so wird die Durchführung dieses Gedankens schon durch die lange Dauer des Krieges unmöglich gemacht. Auch entspricht es nicht dem Geiste des Weltkrieges, in dem die Einzeltat hinter der Gesamtleistung verschwindet[1]). Noch andere Bedenken sprechen gegen diese Forderung. Da der Baum etwas Lebendes ist, untersteht er den Zufälligkeiten aller Lebewesen und sein Fortkommen ist nicht immer gewährleistet. Es wird einfach unmöglich sein alle Heldenbäume in gleicher Weise zur Entfaltung zu bringen. Dies aber könnte zu falschen und un-

[1]) Siehe „Die Gartenkunst", Februarheft 1917 S. 17.

angenehmen Auffassungen führen und, wenn nicht die nötige Fürsorge vorhanden wäre, auch die monumentale Wirkung des Haines beeinträchtigen. Es hat auch die



Um eine alte Eiche, welche das Wahrzeichen eines Ortes bildet, soll eine Ummauerung geführt werden, in deren Innenseite die Denkmäler der Krieger eingemauert sind
Entwurf von Prof. Em. von Seidl, München
Aus den Veröffentlichungen des Bayer. Kunst-Gewerbe-Vereins 1916

geforderte regelmäßige Stellung der Bäume nicht immer die mit Recht verlangte künstlerische Wirkung für sich besonders dann, wenn es ein Hain mit vielen Bäumen wäre. Dem deutschen Wesen entspricht mehr die Abwechselung als eine Regelmäßigkeit, die an die Rokokoart erinnert. Wenn man unser Denkmal fordert, hat man auch die bestimmte Absicht durch dasselbe eine monumentale Wirkung zu erzielen. Diese würde aber ebenfalls stark beeinträchtigt durch die Forderung, nur Eichen zu pflanzen, da gerade diese am langsamsten wachsen[1]); sie würden für die nächsten Jahrzehnte ein wenig wirkungsvolles und würdiges Denkmal darstellen.

Nach dieser Seite wäre die Linde ein viel geeigneterer Baum, schon deshalb, weil sie auch an den Boden geringere Ansprüche stellt. Warum aber nicht auch Buchen, Eschen und vielleicht auch Birken u. a. Bäume nach Lage der örtlichen Verhältnisse gepflanzt werden sollen, kann mit gewissem Recht bekämpft werden. Gerade die Forderung nur Eichen zu pflanzen hat den Heldenhainen manchen Gegner gebracht und die technische Schwierigkeit einer solchen Anlage vermehrt. Es mag vielleicht sogar einmal der Obstbaum gewählt werden, der in richtiger Gruppierung auch eine gewisse Wirkung als Denkmal haben kann und der uns im Herbst mit seinen Früchten die große Gabe unserer Helden darstellen könnte.

Es wurden soeben die Kosten für die Anlage erwähnt. Wenn sich diese trotz freiwilliger Hilfeleistung schon ziemlich hoch stellen, so muß aber auch an die bedeutenden Kosten für den Unterhalt und vor allem an die Summe für den Platz selbst gedacht werden. Der Platz um jede größere Stadt steht heute hoch im Preis und größere Städte, besonders Industriestädte, müßten schon viele Tausende für den Platz selbst ausgeben.

Wäre nun selbst das Geld für die Erwerbung des Platzes vorhanden, dann ist es sehr fraglich, ob überhaupt Platz zur Verfügung stände; denn es ist nicht einzusehen, warum der nach dem Krieg auch weiterhin für die Ernährung des Volkes wichtige Boden — man denke an die jüngste Forderung verschiedene Waldgebiete in Ackerland umzuwandeln — in etwas übertriebenem Maße der Denkmalpflege dienen soll. Unsere heimkehrenden Streiter, die in langer, langer Zeit unbeschreibliche Mühsale ertrugen, haben ein gleiches Recht auf Ehrung, wie unsere teueren Toten, auch ihnen müßte ein Kriegsbaum gepflanzt werden. Für so viel Bäume ist aber kein Platz vorhanden. Mit Recht betont Dr. Möller, daß die von Lange geforderte Größe vollständig den Gedanken des Haines verwischt. Wollte man auch nur den Toten einen Baum pflanzen, so würde man schon viel zu viel Platz brauchen. Bayern hat etwa 8000 Gemeinden; rechnen wir nur für jede Gemeinde 8—10 Gefallene und pflanzen wir die Eichen in einer Entfernung von 20 m an, wie es die Berliner Arbeitsgemeinschaft verlangt, so würden wir für die Heldenhaine in Bayern schon rund 32 qkm brauchen. Dabei sind die Städte noch nicht berücksichtigt, die ihre Gefallenen nach Hunderten zählen. Aber auch die genannte Fläche ist viel zu groß und könnte für andere Zwecke viel nutzbarer verwendet werden, besonders dann, wenn man beachtet, daß solche Haine tunlichst

[1]) Siehe „Die Gartenkunst", Februarheft 1917 S. 17.

in der Nähe des Ortes also immer auf brauchbarem Boden angelegt werden. Lange fordert in seinem Vorschlag für 8 Bäume mit Umfriedung 1,1 ha. Das allein würde für die bayerischen Gemeinden eine Fläche von 88 qkm ausmachen. Würde nun jede Gemeinde die Fläche von 1,1 ha zur Verfügung haben, so wäre der für eine Stadt notwendige Raum kaum zu finden, denn für etwa 2000 Bäume ist dann eine Fläche von 123 ha notwendig. In dem mehrfach erwähnten Aufsatz von Dr. Möller wird noch auf ein anderes Bedenken aufmerksam gemacht: Die großen Heldenhaine könnten auch zu Hemmnissen der künftigen Entwicklung unseres Wirtschaftslebens werden und müßten vielleicht wieder fallen.

Angesichts solcher Tatsachen ist es begreiflich, wenn der Berliner Vorschlag nicht überall und auch nicht in Bayern ungeteilte Zustimmung fand.

Gar manche Stimmen wurden auch laut, welche den Heldenhain ohne weiteres ablehnen. Sie behaupten, es sei jetzt noch nicht an der Zeit über solche Dinge zu sprechen. Das ist aber unrichtig. Die Durchführung unserer Pläne muß bis zum Kriegsende verschoben werden, aber die Erörterung der Sache selbst ist schon jetzt am Platze, sie hat schon manche positive Vorteile gezeitigt. Mehrere Aufsätze in der „Gartenkunst" aus den Jahren 1915 und 1916 prüfen Langes Vorschlag und betonen die Schwierigkeit seiner Durchführung [1]. Auch die deutsche Gesellschaft für Gartenkunst (e. V.) Potsdam lehnte auf ihrer Hauptversammlung zu Kassel im Juni 1916 den „Langeschen Heldenhain" ab. Auch Oberforstmeister Dr. Möller faßt zu Anfang von 1917 die Einwände gegen Langes Plan, die sich mit unseren obigen Bedenken decken, zusammen [2]) und sucht für eine praktische Durchführung der Idee zu wirken.

Es war ein verdienstvolles Beginnen der Arbeitsgemeinschaft den Gedanken der Heldenhaine zu verbreiten und zu fördern, aber im Streben nach einheitlicher Durchführung ist man zu weit gegangen und hat das schlichte, volkstümliche Empfinden, das den Gedanken entstehen ließ, stark schematisiert, veräußerlicht. Alles läßt sich eben nicht vom grünen Tisch aus machen und auch der Großstädter muß, wenn er in seinen Plänen volkstümlich sein will, mit dem ganzen Volke denken und empfinden können.

Es wurde betont, daß das in Frage stehende Denkmal dem Volksempfinden der Vergangenheit und Gegenwart entspricht und deshalb wäre es sehr bedauerlich, wenn es durch das „Bestreben nach Einheit" als ehrende Erinnerung für unsere Helden abgelehnt würde. Man mag doch bedenken, daß der Heldenhain auch in gewissem Sinne eine Kunstfrage ist und die Kunst läßt sich nicht schematisieren.

Wenn man nun heute der Anlage eines Heldenhains nähertritt, was möglichst allgemein geschehen möchte, dann dürfen die Erörterungen über Langes Vorschläge nicht unbeachtet bleiben. Langes Schrift gibt beachtenswerte Vorschläge. Der Plan Langes kann sofort zur Durchführung gelangen, wenn man ihn vereinigt mit den Vorschlägen des Gartendirektors Engelhardt in Düsseldorf. Sie gipfeln

[1]) Siehe besonders den Aufsatz von Gartendirektor Engelhardt-Düsseldorf („Die Gartenkunst", Februarheft 1916).

[2]) Februarheft 1917 der „Gartenkunst".

darin, daß man sich auf eine gewisse Baumzahl (200) beschränken soll. Den Platz hiefür oder für eine kleinere Anlage könnte wohl jede Stadt aufbringen[1]. Trotzdem ist die direkte Neuanlage eines Haines ein schwieriges Unternehmen und nicht immer wird man dies mit Erfolg versuchen. Abgesehen von mehrfachen Bedenken, die sich z. T. mit den obigen decken, werden jedenfalls auch die Kosten der Ausführung die bedeutendsten Schwierigkeiten bereiten. Das ist ein Punkt, der nicht unterschätzt werden darf, denn nach dem Krieg wird überall, also auch hier gespart werden müssen. Man hat es auch in Bayern hie und da versucht solche Anlagen zu schaffen, aber man hat auch schon von Schwierigkeiten gehört, die dadurch entstanden sind.

Etwas anderes ist die Sache, wenn ein in der Landschaft vorhandener bewaldeter Hügel oder Wald sich zu diesem Zwecke eignen würde bezw. umgestalten ließe[2]. Eine Umfriedung derselben, eine zum Gedenken der Kämpfer entsprechend ausgestattete Kapelle in demselben oder eine Weihestätte anderer Art und einige Wege würden dem Zweck vollständig genügen. Waldgekrönte Hügel und Felskuppen gibt es in ganz Bayern und so könnte in vielen Fällen auf einfache Weise ein Hain geschaffen werden, der von der Natur bereits vorbereitet ist und der seinen Zweck voll und ganz erfüllt[3]. Die Ausgestaltung des einzelnen Haines ist nach Ort und örtlichen Verhältnissen verschieden, und wenn eine Gemeinde einen Hain anlegen will, dann wird sie nicht versäumen, das Urteil künstlerisch geschulter Leute der Heimat und der amtlichen Stellen hiefür (Landesberatungsstelle für Kriegergräber im Kultusministerium, Bayer. Landesschutz für Naturpflege im Ministerium des Innern) einzuholen. Auch die volkskundlichen Vereinigungen Bayerns (Verein für bayer. Volkskunde [e. V.], Würzburg — Verein Heimat, Kaufbeuren — Verein f. Volkskunst u. Volkskunde, München), sowie die Gesellschaft für christl. Kunst, München und die verschiedenen Vereine für Heimatkunde stehen wohl gerne mit ihren Ratschlägen zur Verfügung. Bei einer solchen Anlage wird eine kreisförmig angeordnete Baumgruppe den Mittelpunkt bilden; aber hie und da könnten auch einmal mehrere Gruppen vereinigt werden. Jede Gruppe (verschiedene Bäume) wäre mit einem Steinmal (Kapelle, Marterl, Gedenkstein, Ehrentafel) in Verbindung zu bringen. Eine natürliche Umfriedung würde die Gesamtwirkung dieses parkartigen Haines fördern. Wenn auch gewisse Vorbedingungen zu dieser Form des Heldenhaines vorhanden sind und somit die Durchführbarkeit wesentlich erleichtert ist, so wird sich auch dieser Plan nicht immer und überall verwirklichen lassen und zudem ist nicht überall die Voraussetzung gegeben.

Mehr Aussicht auf erfolgreiche Durchführung hat der Heldenhain, wenn wir uns den Begriff Hain als Baumgruppe an einem geeigneten Platz vorstellen. Oft genügen wenige Bäume um uns in den Zauber eines Haines zu bannen. Durch Ausholzen eines kleinen Waldes bis auf eine günstig gelegene Baumgruppe könnte schon ein solches Naturmal geschaffen werden. Unser Bild auf Seite 39

---

[1]) Siehe „Der Heldenhain in Erlangen", „der Kriegereichenhain zu Würzburg" im 2. Teil.
[2]) Siehe Aufsatz von M. Förderreuther im 2. Teil.
[3]) Siehe „Heldengedenkstätten im Pfälzerwaldgebirge" im 2. Teil.

zeigt, wie der bekannte Marienberg bei Kempten, ein nach Lage und Art geeigneter Platz, in einfacher Weise zum Heldenhain herzurichten wäre. Diese Form des Haines könnte auch neu angelegt werden, denn 20–25 Bäume lassen sich ohne viel Kosten pflanzen. Das dürften wohl Eichen sein, aber auch Linden wären sehr geeignet, da ja Linden sich in ziemlicher Größe verpflanzen lassen und bei leidlichem Boden auch rasch vorwärtskommen. Gerade die rasche Entwicklung der Baumgruppe ist zu bedenken, wenn der Hain eine patriotisch-nationale Bedeutung erlangen soll. Einzelne Bäume anzupflanzen ist aus eben diesem Grunde weniger zu empfehlen. Denn der einzelne Baum verschwindet zu sehr und wird, wenn er nicht besondere Pflege erfährt, wenn nicht in Verbindung mit einem Steinmal die Erinnerung an seinen Zweck lebendig bleibt, im allgemeinen verkümmern. Die Kaisereichen, die man nach dem 70er Krieg pflanzte, beweisen das. Bei der Anpflanzung einer solchen Gruppe sind jedenfalls auch die natürlichen Verhältnisse, der Boden zu berücksichtigen und niemals kann eine Baumart der Ausgangspunkt zur Pflanzung sein. Man wird am besten die in der Gegend gut fortkommende Baumart wählen; denn das Heimische steht dem Herzen näher und in besonderer Form hat es auch die gewünschte Wirkung. Solche Baumgruppen – es genügen 5 oder 10 Bäume – sollten besonders da erstehen, wo das Landschaftsbild ein eintöniges ist, wo das Ortsbild durch den Hain gehoben würde. Auf eine kreisförmige Anordnung der Bäume wäre in den meisten Fällen zu achten. Besonders die Gaugegenden Frankens und Niederbayerns könnten ohne dem guten Ackerland viel zu rauben einen solchen Hain schaffen. Eine umfriedete Baumgruppe, von der aus strahlenförmig anbaufähige Felder zu einem großen Kreise sich erweiterten und die ihren Abschluß durch einen Baumkranz, (vielleicht auch Obstbaumkranz) fänden, wäre eine ebenso nutzbare wie würdige Form des Heldenhaines[1]). Wie schon hieraus ersichtlich, ist es meist nicht der Waldbaum allein, der das Denkmal bilden soll, sondern der Baum in Verbindung mit anderen Gaben der Natur und der Kunst. So könnte ein natürlicher Zaun aus örtlich beheimateten Pflanzen (Wacholder, Schlehen, Wildrosen, Haselstrauch u. a.), eine Mauer mit Gedenktafeln, eine Feuerstätte, eine Art Opferaltar, eine Kapelle, ein Marterl, ein Bild der Patrona Bavariae u. a. die Wirkung im einzelnen Fall wesentlich erhöhen, besonders dann, wenn diese Zugaben sich nicht vordrängen[2]). Als eine unerläßliche Forderung dürfen aber solche Zutaten niemals aufgestellt werden, hier kann nur von Fall zu Fall entschieden werden und die Fälle sind tausendfach[3]). Gerade diese Art der Heldenhaine dürften in den meisten Fällen dem Zweck entsprechen und am ersten und schönsten durchführbar sein.

Die Frage der Anlage von Heldenhainen führt auch noch zu anderen Erwägungen. Vielerorts, besonders im Hügel- Berg- und Waldgebiet, zuweilen

---

[1]) Siehe „Ein Heldenhain im Flachlande" im 2. Teil.

[2]) Siehe hiezu: „Die christliche Kunst" 1915. Heft 7. „Wettbewerb für Kriegsgedenkzeichen". – „Soldatengräber, Kriegerdenkmäler, Erinnerungszeichen. Entwürfe und Vorschläge" herausgegeben vom Bayr. Kunst-Gewerbe-Verein 1916.

[3]) Siehe „Die Gedenkstätte im Heldenhain" im 2. Teil.

auch noch im Flachland gibt es einzelne Baumgruppen, einzelne Bäume, die eines Schutzes dringend bedürfen. Dieser Schutz könnte ihnen ohne weiteres dadurch zuteil werden, daß sie zum Heldenbaum, zum Kriegsbaum geweiht würden. Diese Weihe würde durch eine sinnige Steinfassung, welche die Namen der Kämpfer der betreffenden Gemeinde erhielte, vollzogen. Wie vielseitig hier die Formen der Durchführung sein könnten, das zeigen die 2 eingehefteten Skizzen v. Prof. R. Berndl, München (S. 7 u. 19). In einem Fall ist es eine Steinbank, im anderen ein Steinkranz, welche den alten Baum umfassen [1]. Die glückliche Form eines solchen Males zeigen auch die Entwürfe von Em. v. Seidl (S. 13 u. 54). Eine alte Eiche, von einer Mauer umschlossen, an deren Innenseite Gedenksteine für die Gefallenen angebracht sind, bildet ein schönes Denkmal von besonderer Art. Bäume in dieser Form gefaßt sind ein würdiges, sprechendes und stimmungsvolles Denkmal; sie, schon mit der Heimat verwachsen, bekunden die Gefühle der Heimat für Heimatglieder. Jugend und Lebensglück der Heimatsöhne hat der Baum miterlebt, nun ist er Zeuge ihrer Heldentaten geworden. Gerade die Möglichkeit der verschiedenartigsten Durchführung solcher Denkmale spricht für ihre Schaffung. Die ragenden Äste des Baumes breiteten sich, wie unsere Skizzen zeigen, über einen Platz, der sich aus dem Drang des Alltags heraushebt, ein Ort der Ruhe und des Friedens zu sein für alle, die solches suchen. Würde der Baum in Verbindung mit patriotischen Feiern gebracht, so müßte ein kleiner freier Platz für solche Festgelegenheiten freigelassen werden; andernfalls könnte der kleine umfriedete Platz unter dem Baum geschlossen bleiben und würde, mit Heckenrosen bepflanzt, eine Art Freistätte darstellen, die keines Menschen Fuß betreten soll. In diesem Falle käme auch der kreisförmigen Umschließung die besondere mythische Bedeutung zu. Steht ein solcher Baum günstig z. B. auf einem Hügel, so würde auch eine kleine Kapelle oder ein entsprechender Hallenbau neben dem Baum zusammen in einer Umfriedung eine Form des Denkmals sein. Vielfach finden sich auch noch Waldbäume an einzelnen freien Plätzen in den Dörfern des Landes. Diese, meist Linden, haben ja schon vor dem Kriege eine besondere Aufmerksamkeit erfahren; sie könnten auch mit der Heldenehrung in Verbindung gebracht werden, wenn eine entsprechende Steinfassung mit den Namen der Heimatsöhne sie umschlösse. Die Skizze auf Seite 23 zeigt, wie dies auf einfache Weise durchgeführt werden kann. Es ist selbstverständlich, daß sich diese Zugaben dem Gesamtbild anpassen müssen. Besonders darf auch die Aufführung von Namen der Helden nicht zu zahlreich sein — man wird in diesem Falle eine allgemeine Aufschrift wählen — wenn aber die Helden namentlich aufgeführt werden, dann muß das in Buchstaben geschehen, die jedermann aus dem Volke lesen kann, es muß die einfachste und keine verkünstelte Schrift gewählt werden.

Als belebender Schmuck sollten nur örtlich beheimatete Natursträucher verwendet werden. Mit einer Baumgruppe von fünf, acht und mehr Bäumen ließe sich vielleicht in manchen Fällen eine noch künstlerischere Wirkung erzielen. Es könnte

---

[1] Siehe auch: „Kriegs- und Grabdenkmale" von Prof. R. Berndl, München (Moderne Bauformen, Stuttgart 1916).



Steinkranz um eine alte Linde
(Entwurf von Prof. Rich. Berndl, München)

in diesem Fall der Unterschied zur Umgebung durch einen Naturzaun stärker betont, oder auch was die Berliner Arbeitsgemeinschaft vorschlägt, durch Wall und Graben ein charakteristischer Abschluß gefunden werden. So verschieden- und eigenartig solche Bäume und Baumgruppen in der Landschaft zu finden sind, ebenso verschieden- und eigenartig wird die Art der Ausführung des Erinnerungszeichens sein und

wie schon bemerkt das wäre ein besonderer Reiz, wir hätten überall das Gleiche und doch kein Schema. Vielleicht liegt gerade in der Verbindung solcher Waldbäume mit der Stein- und Bronzekunst die glücklichste Lösung der schwebenden Frage. Natur und Heimat müssen immer die Grundlage bleiben, wenn das naturfrische, künstlerisch wirkungsvolle Zeichen des Kampfes der Gemeinde und ihren Gliedern geistig näher gebracht wird, wenn es kommenden Geschlechtern verehrungsvoll sein soll.

Diese Form eines Denkmals verbindet Natur und Kunst, besonders auch Volkskunst und hat den Vorzug einer leichten Durchführbarkeit in den meisten Fällen; auch der kleinsten Gemeinde ist leicht die Möglichkeit gegeben, ihren Streitern und Helden ein würdiges Erinnerungsmal zu setzen. Eine solche Baumgruppe könnte wohl auch nicht allzuschwer am geeigneten Platz neu geschaffen werden. Jedenfalls — das sei hier nochmals ausdrücklich hervorgehoben — spricht die billige Herstellung eines solchen Denkmals im Gegensatz zum großen kostspieligen Hain und besonders anderen teueren Denkmalen schon allein für seine Errichtung [1]). In diesem Sinn ist auch zu wünschen, daß jede Gemeinde, wenn ihr die Mittel zu einem Heldenhain fehlen, wenigstens einen Heldenbaum nach dem Weltkriege pflanze.

Es mag ohne weiteres zugegeben werden, daß Heldenhain und Kriegsbaum nicht die einzigen Erinnerungsmale für unsere Kämpfer sind. Jedenfalls sind sie schöner und zweckentsprechender als Denkmäler von Stein und Erz. Man denke an die Figur des stürmenden Soldaten! Als augenfällige Merkmale in der Landschaft erhalten sie jedenfalls das Gedenken an die Zeit des großen Kampfes doch viel frischer in uns als vielleicht eine Tafel oder ein Buch, welch beide nach kurzer oder längerer Zeit vom größten Teil der Bevölkerung vergessen sein werden. Bäume und Haine, dem deutschen Empfinden so nahe stehend, werden auch in diesem Fall für jeden Deutschen ihre Zauber bewahren und sind jedenfalls eine der einfachsten und schönsten Formen der Heldenehrung.

3. Ein Nationalfeiertag

Die Erinnerung ist ein wesentlicher Teil des menschlichen Innenlebens. Sie ist die Führerin in die Vergangenheit, die Brücke zu dem was uns einstmals bewegte und fesselte. Die Blume auf unserem Tisch läßt uns noch lange an einen schönen Spaziergang denken, das Bild an der Wand zeigt uns Heimat und Jugend, liebe Menschen, Glück und Ernst. Wir verwahren die Erinnerung an Schönes und Angenehmes ebenso behutsam wie das, was uns an Not und Leid gemahnt. Teuere Toten beklagen wir und halten Geschenke und Erinnerungszeichen von ihnen hoch in Ehren. Der Pilger kehrt mit einer Erinnerung heim vom Gnadenort und — die Bewohner einer Stadt, die eben noch unter dem Schrecken feindlicher Fluggeschwader gezittert haben, suchen auf den Straßen die Bomben-

[1]) Siehe „Praktische Winke für die Anlage von Heldenhainen" im 2. Teil.

splitter, um sie als Erinnerung an das Erlebte aufzuheben. Aus allem spricht das Bedürfnis des Gedenkens.

Die gewaltigen Ereignisse und Erlebnisse dieses Krieges werden wohl vornehmlich durch die Annalen der Geschichte fortleben. Sie werden auch in Erinnerungszeichen tausendfachster Art vom jetzigen und kommenden Geschlecht gewürdigt. Wie lange wird dies aber dauern? Unsere raschlebige Zeit wird gar bald wieder viele dieser Zeugen von der Völker wildem Toben vernichten. Umso notwendiger ist es etwas zuschaffen, was das Gedenken an diesen Krieg, insbesondere an die heroischen Leistungen in demselben ewig jung und frisch erhält, etwas das nicht dem Willen und dem Schicksal einzelner anvertraut wird. Es muß etwas sein, das der Lebensart und dem Denken des ganzen Volkes entspricht.

Dieser Weltkrieg ist für die Völker Europas für unser deutsches Volk von so einschneidender Bedeutung und wohl wert, daß fürderhin eine besondere Erinnerung uns und die kommenden Geschlechter an die großen und opfervollen Jahre, an die heldenhaften Kämpfer gemahne. Für die heranwachsende Jugend muß diese Zeit sein und bleiben eine Quelle zu neuer Tat, für uns aber, die wir den Krieg bewußt miterleben, wird sie ein Zeichen des Dankes und der Pflicht. Das Gedenken an diese Kriegszeit findet in den verschiedenen Denkmalen der Liebe und der Kunst, in den von uns vorgeschlagenen Heldenhainen einen Ausdruck. Sie muß zu ihrer Festigkeit gegen den Wandel der Zeit mit dem Denken und Empfinden, mit dem Leben des Volkes in engste Beziehung gebracht werden. Dies kann dadurch geschehen, daß zur Erinnerung an diese große und schwere Zeit ein Gedenktag im Laufe des Jahres, ein **nationaler Feiertag** eingerichtet wird.

Treue für Treue! Millionen deutscher Kämpfer haben durch Not und Tod ihrem Volk die Treue gehalten und so müssen wir ihnen im Gedenken für ihre Treue und ihre Opfer in besonderer Weise danken. Die Gefallenen werden am Gedenktag der Toten durch die Zeichen äußeren Gedenkens und frommen Gebetes gefeiert werden. Leider ist dies in unserem Vaterlande kein gemeinsamer Tag. Die Katholiken gedenken an Allerseelen der Toten, die protestantische Kirche hat keinen gemeinsamen Gedenktag. Der auch durch den Krieg bekundete Einheitsgedanke würde aber sehr gestört, wenn verschiedene Tage des Jahres für die Totenfeier gewählt würden; unsere Helden sind miteinander gestorben, sie sollen auch miteinander gefeiert werden. Ein Unterschied in diesem Punkt müßte sich notwendigerweise auch in die einzelnen Gemeinden hineintragen, wo die Mehrzahl im Bekenntnisse entscheiden würde und die Feier selbst wieder abwechselungsweise zwischen den Konfessionen abzuhalten wäre. Auch in den einzelnen deutschen Bundesstaaten würde dieser nationale Totentag wieder auf verschiedene Tage fallen. Dies alles wäre aber kein glücklicher Zustand, sodaß trotz besten Willens der einzelnen Konfessionen die Bestrebungen für einen gemeinsamen Totentag wenig Aussicht auf Verwirklichung haben [1]).

Dankbarkeit und Pflicht nötigt uns zur Ehrung der Gefallenen. Verdienen aber nicht auch die aus dem Felde heimgekehrten Streiter im Laufe des Jahres

---

[1]) Siehe „Gedenkstätten und Gedenktage" im 2. Teil.

einen Ehrentag für ihre Treue und Arbeit? Jeden Tag, den sie im Felde zugebracht, die Höllengewalt eines Großkampftages, die drückende Heimlichkeit nächtlicher Erkundungen, der Mut kraftvoller Angriffe, sie fordern ebenso Achtung und Dankbarkeit. Geben wir ihnen einen Feiertag im Laufe des Jahres dafür, denken wir selbst an einem Tag des Jahres an das, was sie für uns getan haben, schaffen wir einen Tag der Sammlung und machen ihn zum nationalen Feiertag für ganz Deutschland oder wenigstens für Bayern.

Dieser Tag deutschen Gedenkens läßt uns mit den Heimgekehrten fröhlich sein und ihnen für ihre opfervollen Leistungen danken. Er wird uns aber auch derer gedenken lassen, die nicht wieder zu uns heimkehren durften, welche die blutige Schlacht dahingerafft hat. Ihre Schatten stehen neben den Lebenden, mit denen sie für eine Sache ausgezogen sind. So wird denn der Ehrentag der Heimgekehrten zugleich auch der Tag sein können, an dem wir unsere teueren Toten besonders ehren. Dieser Tag soll kein rauschendes Fest sein, vom Taumel der Lust und der Freude übertönt, auch kein Tag der Trauer, es soll ein Feiertag sein, für den deutscher Ernst und deutsche Fröhlichkeit, deutsche Tugend und Art richtunggebend sind. Von den hiefür in Betracht kommenden Tagen dürfte der 24. Juni, das vor kurzem abgeschaffte Johannisfest, die Sonnwendfeier sich wohl eignen.

Die Sonne in ihrer größten Kraft wäre das Symbol der unbesiegten Kraft der Deutschen, der erstarkte deutschnationale Gedanke fände gerade in Beziehung zu diesem alten, indogermanischen[1]) und deutschen Feiertag den besten Ausdruck. Der Johannistag, schon immer der Tag, an dem der Segen des Himmels erfleht wurde, könnte zugleich ein Bittag für eine glückliche Zukunft der Deutschen sein. Dieser Tag wäre sodann die Erinnerung daran, wie das deutsche Volk mitten in schaffensfroher Arbeit zum Schwerte gegriffen hat; er läge auch schließlich dem Tag des Kriegsbeginns ziemlich nahe und die Konfessionen könnten sich wohl auch auf diesen Tag als alten Feiertag leicht einigen. Gerade in Verbindung mit dem im Vorausgehenden geforderten Heldenhain, um den sich ein Teil der Feier abspielen würde, könnte dieser Feiertag nach deutscher Art geschaffen werden. Wenn auch in der Durchführung des Festes selbst den einzelnen Gemeinwesen freie Hand gelassen werden muß, so wäre hier doch jedenfalls der allgemeine Grundsatz für die Feiertage, eine kirchliche und eine weltliche Feier, festzuhalten. Ein Gottesdienst mit entsprechender Ansprache, ein Zug zum Heldenhain und dort ein kleiner Weiheakt, dem das in jeder Gemeinde zu schaffende Heldenbuch[2]) zugrunde gelegt werden könnte, würden am Vormittag stattfinden; eine weltliche Feier könnte den Nachmittag ausfüllen. Unter vaterländischen Gesängen würde am Abend das Johannisfeuer am oder im Heldenhain abgebrannt werden[3]). Die leuchtenden Feuer auf den Höhen oder in breiter Flur wären ein schöner Ausdruck

[1]) Mannhardt: Wald- und Feldkulte Berlin 1875, I. S. 183.

[2]) Siehe „Das Heldenbuch" im 2. Teil.

[3]) Die Feier könnte nach alter Sitte abgehalten werden. Siehe hiezu Mannhardt I. S. 177, 187; S. 508–514.

deutscher Begeisterung und würdig des Dankes an unsere edlen Streiter. Es wäre ein Feuer, das nach alter Volkssitte als Dank für die abgewendete Kriegsnot zum



Baum im Dorfe Oberwerrn (Bez.-A. Schweinfurt)
(Photogr. von Dr. St. Ankenbrand)



Baum im Dorfe Oberwerrn als Heldendenkmal
(Skizze von R. Berndl)

Himmel loderte [1]). An die segnende und heilende Wirkung des Feuers [2]) wäre damit in besonderer Weise erinnert. Alte deutsche Sitte und Art würde so

[1]) Die Entstehungsgeschichte des Johannisfeuers als „St. Johannisnoodfär" wäre damit aufs neue festgelegt. Siehe A. Kuhn: Die Herabkunft des Feuers u. Göttertrankes. Berlin 1859, S. 44 – 50.

[2]) Mannhardt: Wald- und Feldkulte Berlin 1877, I. S. 519, II. S. 302 – 309.

kommenden Geschlechtern eine Quelle echten Nationalbewußtseins sein und bleiben. Da solche Volksgepflogenheit bis in unsere Tage in guten Ehren stand und von der Kirche geschützt wurde, wird niemand ernstlich behaupten können, daß man mit einer Feier in dieser Form in eine heidnische Zeit zurückgreife. Wem aber diese Art der Feier schon zu äußerlich erscheint, der gehe in stiller Stunde zum Hain, sein Geist wird auch ihn in seinem Denken beschäftigen. In manchen Kreisen wird wohl der Vorschlag einen neuen Feiertag zu schaffen starke Bedenken hervorrufen. Wenn nach dem Krieg nicht andere Zeitverhältnisse eintreten, kann ja schließlich dem hastigen, gewinnsüchtigen Zeitgeist in dieser Form ein Zugeständnis gemacht werden als man den „Kriegertag" auf den nächsten Sonntag um Johanni verlegt. Aufgabe der weltlichen und kirchlichen Behörde ist es sich über diese Frage zu entscheiden und nicht bloß durch Zustimmung, sondern durch die Tat den schönen und idealen Gedanken solcher Heldenehrung aus vaterländischen und sozialen Gründen der Verwirklichung entgegen zu führen. Es soll kein Sedanstag werden, der Feiertag und Arbeitstag ist wie man ihn braucht, der Johannistag als Ehrentag unserer Helden soll ein ganzer, voller Feiertag sein. Er mit dem Volksleben so eng verbunden, wird nicht als künstlich gemacht empfunden und das Volk kalt lassen; deshalb wäre er für diese nationale Feier am besten geeignet.

Außer dem Johannistag käme wohl als nationaler Feiertag nur der Tag des von den Völkern ersehnten Friedensschlusses in Betracht. Auch er könnte wohl in der gleichen Art wie der Johannistag durchgeführt als Festtag alle Herzen erwärmen; für ihn wären ebenfalls obige Gründe z. T. maßgebend, nur hätte er nicht alte Traditionen für sich und müßte sich in das Volksleben erst einwachsen.

Durch eine solche Feier wäre eine einfache, würdige und volkstümliche Heldenehrung gefunden und das Denkmal für die Helden, der Heldenhain in engere Beziehung zum Volksempfinden gebracht und somit seine Bedeutung als Ehrendenkmal gehoben.

Im Zusammenhang mit der Absicht den Helden einen Ehrentag zu schaffen muß noch auf gewisse Vorschläge hingewiesen werden, die im Anschluß an das Berliner Programm gemacht wurden: Man will den Heldenhain auch zu anderen Veranstaltungen, zu örtlichen Festen, zu Jugendwehrübungen und sonstigen militärisch-turnerischen Vorführungen gebrauchen. Solche Maßnahmen hätten nur dann einen Zweck, wenn der Hain im Sinne des Berliner Programms durchgeführt würde; aber selbst dann müßten berechtigte Bedenken gegen eine solche Verwendung laut werden. Jugend und Volk würden ihn wie jeden anderen Teil der Ortsflur einschätzen und der Hain ohne besondere Achtung und Friedung könnte seine Aufgabe als Heldendenkmal nicht erfüllen. In diesem Fall müßte ein schönes Denkmal aus Stein immer vorgezogen werden.

Aus obiger Ausführung ergibt sich denn, daß für eine würdige und volkstümliche Heldenehrung ein sogenannter Heldenhain, eine Baumgruppe in Verbindung mit einem Steinmal oder in kreisförmiger Anordnung günstig angelegt, und ein Ehrentag, am besten geeignet sind. Eine solche Form der Heldenehrung hat trotz mancher Schwierigkeit doch am ersten Aussicht auf Verwirklichung, denn sie ist ein den Zeitverhältnissen wohl angepaßtes Denkmal. Sie will nicht prunken und protzen, sie will im Herzen des Volkes empfunden sein.

Die Durchführung von Heldenhain und Ehrentag wäre ein Werk der Erbauung für kommende Geschlechter, die Gegenwart aber hätte durch die Verwirklichung des Planes das Verdienst deutsche Einheit, deutsche Sitte und Tugend auf deutsche Art verstanden, gewürdigt und verherrlicht zu haben.





Bekenntnis Hindenburgs zum Heldenhain

Großes Hauptquartier, 3. Febr. 1917

Unsere bravsten Soldaten kehren nicht in die Heimat zurück; sie haben ihren Treuschwur mit dem Tode besiegelt und ruhen in Feindesland. Daheim ihnen ein Denkmal in Heldenhainen zu setzen, ist ein verdienstliches Werk der Dankbarkeit und treuen Gedenkens. Mögen diese deutschen Eichen ein Wahrzeichen werden für das jetzige und die kommenden Geschlechter, stets der Männer sich zu erinnern, deren Herzblut Deutschlands Durchhalten und Sieg gegen eine Welt in Waffen verbürgte. Der deutsche Baum, knorrig fester Wurzel entwachsend, sei ein Sinnbild der Kraft des Einzelnen, ihre Vereinigung ein Abbild der Sammlung zu gleichem Ziel. Nach Menschenaltern noch künde das Rauschen der Heldenhaine die Erinnerung an die Zeit, in der das Vaterland all seine Söhne rief und von jedem forderte, sein Bestes willig zum Wohle des Ganzen zu geben. Kinder und Kindeskinder sollen in den Hainen die Kraft finden, nachzufühlen, nachzueifern und bereit zu sein, wenn wieder das Vaterland ruft zu neuem Waffengange. Das ist der schönste Dank an diejenigen, die durch ihr Sterben für Kaiser und Reich den Boden schafften zu freier, stolzer Weiterentwicklung unseres geliebten, deutschen Vaterlandes. Das walte Gott!

v. Hindenburg.



Der Heldenhain im Gebirge

Von Oberstudienrat Max Förderreuther, Bayreuth

„Fern, ferne im Osten da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu tausend die Toten hinab
Für uns!"

„Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reih'n
Für uns!"

„Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!"

„Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie kehrten nie wieder zur Heimat zurück —
Für uns!"

„Sie gaben ihr Alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!"

„Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten —
Für uns!"

„Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!"

Diese ergreifenden Worte dichtete ein Schüler eines Charlottenburger Gymnasiums im ersten Kriegsjahr. Riesengroß ist seitdem unsere Dankesschuld gewachsen; und weil niemals noch die Kraftentfaltung der deutschen Heere so gewaltig, niemals noch die Blutopfer so ungeheuer waren wie in diesem Kriege, darum muß auch das Andenken an die, die unser Vaterland davor behütet haben, daß es zermalmt wurde von den rings umklammernden Feinden, in ganz besonderer Weise geehrt und auf Jahrhunderte erhalten bleiben.

Das kann geschehen durch die „Heldenhaine".

Ich denke, indem ich mir die Verwirklichung dieser schönen Idee in einzelnen Beispielen ausmale, an die lieben bayrischen Berge und da tauchen vor mir freundliche Bilder auf, wie sie etwa nach ein paar Jahrzehnten sich darstellen mögen.

Über einem Gebirgsdorf seh ich einen Hügel ragen, der ehedem mit grüner Wiesenkuppe eintönig zu Tal blickte. Jetzt ziert ihn ein Eichenwäldchen, nicht nach der Schnur gepflanzt, sondern in anmutigem Wechsel, wie der natürliche Anflug jungen Gehölzes den Platz sich selber zu wählen pflegt. Vor dem

Wäldchen aber, auf dem äußersten Vorsprung des Hügels, steht eine schlichte Kapelle. Die offene Pforte gewährt einen Blick auf die Innenwände: da sieht man, von Künstlerhand geordnet, die Bildnisse all der Angehörigen des Dorfes, die ihr Leben für das Vaterland dahingegeben haben. So viel Bilder hier hängen, so viel Bäume zählt das Eichenwäldchen. In einem Schreine der Kapelle aber ruht wohlverwahrt ein dickes, messingbeschlagenes Buch; hier steht aufgezeichnet, welche Taten die Helden vollbracht haben und wo sie in fremder Erde ruhen.

Und alljährlich einmal führt der Lehrer des Dorfes die Dorfjugend herauf, holt das Buch aus dem Schrein und liest die Taten der Toten vor. Und in stiller Andacht lauschen die Kinder und blicken gerührt auf die Bilder an der Kapellenwand und dann ziehen sie hinaus in den Heldenhain und schmücken die Bäume mit Kränzen frischer Bergblumen.

Ein zweites Bild!

Auf grünem Anger lag ehedem einsam ein mächtiger Felsblock, ein Findelstein der Eiszeit. Nun ist's lebendig um ihn geworden: ringsum sproßt der „Heldenhain". Und wie der Fels mit seinen aus weiter Ferne hergetragenem Gestein fremdartig sich ausnimmt in seiner Umgebung, so hebt sich das Laub der Eichen kräftig ab von dem ernsten Dunkel der Tannenwälder, die rings die hochragenden Berge bedecken. Der Felsblock selber aber hat es sich gefallen lassen müssen, daß sein rauher Leib auf einer Seite geglättet ward, und auf dieser blanken Fläche leuchten nun in goldglänzenden Lettern die Namen der Braven, die das angrenzende Dorf dem Vaterland zu seinem großen Kampf als Opfer dargebracht hat.

Und nochmal ein anderes Bild!

In der Gemarkung eines Dorfes tief drinnen in den Bergen befindet sich eine Felsengrotte, die sonst nur von Gras und Gesträuch umwuchert war. Jetzt stehen zur Rechten und zur Linken in freundlichen Gruppen die Bäume des Heldenhaines. Die Gemeinde aber bewahrt eine Stiftungsurkunde, die besagt: „Jedesmal, wenn der Todestag eines der im heiligen Kriege gefallenen Helden sich jährt, nimmt der, der ihm der nächste Anverwandte ist, ein Bündel Reisig oder ein Scheit Holz oder was sonst in seinen Kräften steht, trägt es hinauf zur Grotte und verwahrt es dort sorgsam". Und am Sonnwendtage jeden Jahres sammelt sich die ganze Gemeinde, zieht hinauf zum Heldenhain, bekränzt die Bäume und holt aus der Grotte hervor, was sich an Holz darin angesammelt hat. Auf der nächsten Bergeshöhe, die weit hinausblickt ins Land, wird der Holzstoß aufgeschichtet. Und während die Lohe hinausleuchtet in die Sommernacht und der Dorfälteste mit rühmenden Worten der Toten gedenkt, da durchglüht die Lebenden edle Begeisterung und sie geloben gleich den gefallenen Helden allzeit zu weihen

Herz und Hand
Dem Vaterland!



Heldenhain mit Kapelle auf einem Hügel
Entwurf von A. Syndikus, München

Ein Heldenhain im Flachlande

Von Dr. Stephan Ankenbrand, München

Hügel- und Waldgebiete bieten für die Anlage eines Heldenhaines mehr Voraussetzungen als das Flachland. Es wird hier fast immer die entsprechende Fläche für den Hain vorhanden sein, während der fruchtbare Boden des Flachlandes nicht ohne weiteres verfügbar ist. Diese Tatsache wird so recht begreiflich, wenn wir uns die Raummaße der Berliner Vorschläge vor Augen führen. Würde schon eine große Anzahl von Bäumen in notwendiger Entfernung gepflanzt viel Platz erfordern (für 100 Bäume 4 ha), so ist die unbedingte Forderung nach einem entsprechend großen Festplatz (bei 100 Eichen soll er 145 m im Durchmesser haben) unmöglich zu erfüllen. Es wäre sehr unzweckmäßig, wenn einer Rede halber, die dort gehalten werden soll, ein solcher Raum verschwendet würde. Daß die Frage der Heldenhaine mit der Ausbildung der Jugend in Verbindung gebracht wurde, war wohl nicht glücklich. Die körperliche Ertüchtigung der deutschen Jugend muß nach dem Kriege, der den Entscheidungskampf zwischen Deutschland und England noch nicht austrägt, fortbestehen, aber die Heldenhaine diesem Zwecke dienstbar zu machen, könnte ihnen schaden; denn sie müßten dann entsprechend größer sein (siehe Lange S. 39) und dem Nährboden würden mehr als notwendige Stücke abgezwackt. Wir hätten vielleicht nach einiger Zeit zwar große Spielplätze aber keine Jugend, die dort spielt. Für Jugendübungen ist die Landschaft der beste Übungsplatz.

Bei der Würdigung der angeführten Tatsache muß es auffallen, wenn in diesen Zeilen für einen Heldenhain im Flachlande eingetreten wird; es geschieht dies unter Hinweis auf die im ersten Teil angegebenen Gründe für die Heldenhaine. Dazu wird eine gewisse Einschränkung in der Raumfrage die Schaffung fördern. Fruchtbarer Boden darf nur soviel genommen werden, als unbedingt notwendig ist und das führt ohne weiteres dazu, den Heldenhain des Flachlandes, soweit hier nicht der Heldenbaum Verwendung findet, als Baumgruppe aufzufassen[1]); ob diese Baumgruppe nun neu angelegt oder eine vorhandene zu diesem Zweck umgestaltet wird ist ganz gleich.

Man muß auch hier darauf Bedacht nehmen, eine Anlage zu schaffen, die unter Anlehnung an örtliche Verhältnisse eine möglichst eindrucksvolle Wirkung hervorruft. Dies wird durch die Anpflanzung von schönen Waldbäumen (Eichen, Linden, Buchen!) an einem günstigen Platz und in geeigneter Form erreicht. Am geeignetsten ist wohl die Kreisform; denn da die Gewanne der Ebene fast immer der geraden Linie folgen, so ist schon der Kreis in derselben etwas Besonderes, Hervorstechendes und deshalb hier von Wirkung. Schon vorhandene Baumgruppen können, wenn sie von einer kreisförmigen Umfriedung begrenzt werden, gleich günstig wirken.

Wenn auch die ganze Anlage unter dem Gesichtspunkt der Platzersparnis geschaffen werden muß, so darf doch dieses Bestreben das Denkmal nicht beeinträchtigen. In manchem ist eine Beschränkung möglich; so wird man z. B. die Baumgruppe aus den gleichen Bäumen wählen, denn eine Pflanzung mit verschiedenen Baumarten fordert eine größere Fläche und gibt nicht immer die gewollte künstlerische Wirkung.

Der Hain hat einzelne Fälle ausgenommen seinen Platz in der Nähe des Ortes. Vorhandene Male (Kapelle, Ruine u. a.) können wohl mit dem Hain in Verbindung gebracht werden. Eine Kapelle läßt sich leicht zu einer Gedächtniskapelle umgestalten. Die Namen der Gefallenen und der Kämpfer würden durch Bronzetafeln in der Kapelle verewigt werden. Wenn Gemälde die Wände zieren, dann könnten Kampfheilige wie St. Michael und St. Georg auf dem Altar aufgestellt und ihre Schilde mit dem Namen der Dorfhelden benagelt werden. Die Kapelle ist aber nicht unbedingt notwendig. Ein einfaches Christusbild (man denke an die Holzkreuze Oberbayerns) oder ein patriotisches Mal kann ebenso günstig wirken. Schließlich könnten auch Wildrosen, Brombeeren, Wacholder u. a. heimische Sträucher den Boden unter den Bäumen decken. Die Feuerstelle im Hain sollte aber nirgends fehlen; denn das Johannisfeuer würde auch hier Volk und Kriegsmal enger verbinden. Das Reis, das das Frühjahr nicht mehr zu Leben erweckte, der Baum, welchen das wilde Heer gebrochen, das letzte Bündel Stroh der alten Ernte müßten im Johannisfeuer eine letzte schöne Bestimmung erfüllen.

---

[1]) Siehe: „Die Gartenkunst", Februarheft 1916. S. 30/31. Hier verlangt Engelhardt die Beschränkung auf eine gewisse Baumzahl.

Sehr wesentlich ist bei dem kleinen Hain des Flachlandes die scharfe, kreisrunde Fassung. Man denke zunächst an eine Steinmauer, an deren Innen- oder Außenseite Gedenktafeln oder Gedenknischen mit den Namen der Kämpfer anzubringen wäre. Sind es deren zu viele, so wird die besondere Namensaufführung vermieden; für sie liegt das Heldenbuch in der Kapelle. Auch eine Trockenmauer aus dem anstehenden Gestein der Gegend müßte die Aufgabe erfüllen können. In einzelnen Fällen mag eine halbhohe Mauer mit einzelnen Gedenkpfeilern, die ihrerseits durch einen Holz- oder Eisenzaun Verbindung haben, ein gutes künstlerisches Gesamtbild ergeben. Auch Langes Vorschlag, eine Umfriedung durch Graben, Wall und Natursträucher zu schaffen, ließe sich wohl mit vielem Erfolg anwenden.

Eine gut wirkende Umschließung könnte auch durch Findlinge, die zugleich als Namenssteine dienen, geschaffen werden. Vielleicht genügte auch hie und da eine kreisrunde Steinbank.

Um die kreisrunde Fassung noch besser zu betonen ist ein die Umfriedung umschließender Rundweg anzulegen. Er wird schon wegen der in der Umfriedung angebrachten Namenssteine notwendig sein. Um sodann den Hain in der Flur noch stärker zu markieren und ihn aus den Feldern in der Weise herauszuheben wie etwa die Ortskirche aus dem Orte sich abhebt, können von dem Rundgang aus die Gewannen auf Ackerlänge strahlenförmig hinausgeführt werden. Da die Felder nie von einem so kleinen Mittelpunkt ausgehen, sondern von einer Linie ausstoßen, würde dadurch das Heldenmal wirkungsvoller, dem Nährboden aber nichts weiter entzogen. Diese ausstrahlenden Felder könnten nochmals durch einen Rundweg oder einen natürlichen Zaun begrenzt werden.

Es sind also viele Möglichkeiten für die Anlage solcher Haine gegeben. Man wird sie nach Bedarf anwenden, das Grundsätzliche aber immer betonen müssen. Jedenfalls besteht kein Grund zur Behauptung, daß das deutsche Denkmal des Heldenhaines nicht überall entstehen könnte. Ohne viele Kosten für Boden, Anlage und Unterhalt könnte auch im Flachland ein Denkmal geschaffen werden, das den kühnen Recken gleich ehren- und dankvoll ist.

Heldengedenkstätten im Pfälzer Waldgebirge

Von Professor Dr. Peter Schneider, Speyer

Für die Errichtung von Erinnerungsmalen oder die Schaffung förmlicher Heldenhaine sind die Verhältnisse im Pfälzer Waldgebirge eigenartig gestaltet und bedürfen daher einer gesonderten Erwägung.

Die eigentliche Haardt gehört zu den am dünnsten bevölkerten Gegenden Süddeutschlands. Der unvermittelte Übergang von der dichtbesiedelten Rheinebene mit ihren vielen Städten und stadtähnlichen Dörfern zu dem weiten, öden Waldgebiet wirkt wahrhaft dramatisch auf den sinnigen Wanderer, der von Osten her durch eines der Täler den Steilabfall des Gebirges durchschreitet. So rechnet man denn zur Haardt, als Besiedelungsgebiet genommen, auch die ihr unmittelbar

vorgelagerten Hügel und die zu ihr sanft ansteigenden Hänge, in deren Gebiet sich Ortschaft an Ortschaft reiht. Aber in diesem bevölkertsten Teil der Haardt muß die Frage der Errichtung ganzer Heldenhaine meines Erachtens vollkommen ausscheiden. Der Lößgrund ist hier so wertvoll, jeder Quadratfuß Landes ist für den Obst- und namentlich den Weinbau derart in Anspruch genommen, daß — der erwerblichen Sinn der Vorderpfälzer noch besonders berücksichtigt — keine einzige Gemeinde die Pflanzung eines neuen Haines in Angriff nehmen wollte oder könnte. Hier ist höchstens die Ausnutzung kleinerer schon vorhandener Baumgruppen oder einzelner Bäume zu erwägen.

Nun die Täler, die sich ins Gebirge öffnen, der Isenach, des Speyerbachs, der Queich, der Lauter und der anderen kleineren Bäche! Auch hier wird von Heldenhainen im eigentlichen Sinn abgesehen werden müssen. Denn der kulturfeindliche Bundsandstein, aus dem die nördlichen Vogesen zum größten Teil aufgebaut sind, zeigt bekanntlich eng eingeschnittene, manchmal geradezu schluchtenähnliche Täler, deren Sohlen dem Wieswachs, deren untere Leisten bescheidenem Ackerbau vorbehalten bleiben müssen. Auch wäre die Anlage von Heldenhainen hier widersinnig, da die Berge ringsum mit Wäldern bekrönt sind.

Also die steilen Wege hinauf zu den Höhen! Hier, auf den langgestreckten Rücken, den gerundeten Kuppen der Haardt ist Platz für Gedenkstätten unserer Helden, auch Wald, der nur in etwas behandelt zu werden bräuchte, ist hier im reichlichsten Überfluß vorhanden, weiter gegen Westen freilich schöner und mannigfaltiger als an der östlichen Kante, wo die einförmige Föhre überwiegt und nur die Edelkastanie hier und dort eine Besonderheit in die Waldlandschaft bringt. Zum Wald gesellt sich nun an sehr vielen Stellen nacktes Felsgestein, das im südlichen Teil des Gebirges, dem eigentlichen Pfälzer Wald, besonders in der Gegend von Dahn, die bekannten Türme und Massive bildet, die so herrlich mit ihrem Rot aus dem Grün der Wälder aufsteigen, aber auch im nördlichen Teil als ganze Felsenmeere oder wirr zerstreute Brocken zutage tritt. Diese Verbindung von Wald und Felstrümmern ergibt nach meinem Dafürhalten eine sehr geeignete Vorbedingung für die Anlage von Heldengedenkstätten, wie man sie nicht allzuhäufig finden dürfte. Durch ein solches Gewirr einfache Wege; auf geeigneten Steinen Inschriften, die das Gedenken an die heimischen Truppenteile und die einzelnen Helden verewigen; einzelne hervorragende Bäume noch besonders bezeichnet; rundum ein Hag von Waldfichten — und ein Heldenhain voll Eigenart und rauher Ursprünglichkeit ist geschaffen. Vielfach wird der Ostrand des Gebirges als Stätte erwünscht sein, weil hier die meisten Ortschaften in der Nähe liegen. Alsdann — und dies gilt hier und dort auch für die westlichen Teile — ist zu erwägen, ob nicht die Nähe der zahlreichen Burgruinen, die ohnehin schon fleißig besucht werden, sich besonders für solche Heldengedenkstätten eignet. Diese Ruinen liegen ja auch an prächtigen Punkten, von denen man weit ins gesegnete Land hinausschaut, für das unsere Helden gekämpft haben. So würde z. B. eine Heldengedenkstätte neben der herrlichen Ruine Limburg bei Bad Dürkheim den Zauber von Wald und Fels, von prachtvoller Lage und von der Nähe einer ehrwürdigen Kulturstätte vereinigen.

Dies ein paar Richtlinien. In ihrem Verfolg würde der tüchtig geleitete Pfälzer-Waldverein in Verbindung mit dem Staat und den zahlreichen Gemeinden, die in der Haardt Waldgut besitzen, ohne Zweifel glückliche Gedenkstätten schaffen. Über den Höhen dieses Waldgebietes ruht ja auch eine Weihe von ganz besonderer Art. Hier oben haben einst erbitterte Kämpfe getobt, als die Sansculottenheere in Deutschland eindrangen, und das Waldmoos hat nebeneinander preußisches und österreichisches Heldenblut getrunken, wie heute in den Karpathen und in den Südtiroler Alpen. Droben auf dem Schänzel bei Neustadt a. d. H. ist eine solche Walstatt: da ruhen die Helden, die der Umzingelung durch Übermacht erlagen, zwischen Bäumen und Felstrümmern unter dem Waldboden, da erzählen die beschriebenen Buntsandsteinblöcke von den Gefallenen. Rings um diesen Heldenhain rauschen die Wälder, und Wolken ziehen drüber hin.



Heldenhaine und altehrwürdige Stätten

Von Lehrer Karl Spiegel, Würzburg

Es ist vielleicht nicht ganz unnötig, die Möglichkeit zu erötern, ob es nicht angebracht sei, die in der Nähe der Ortschaften etwa vorhandenen altehrwürdigen Stätten mit den Heldenhainen zu vereinigen, nämlich den Heldenhain auf der betreffenden Örtlichkeit selbst anzulegen oder diese in den Heldenhain unberührt einzuschließen oder die Grenzen beider wenigstens an einer Seite zusammenfließen zu lassen. Es würde dieser Ein- oder Anschluß in Hinsicht auf die allgemeine Bewertung und Achtung sicher einen bemerkbaren Gewinn bedeuten.

Leider kommen für unsere Zwecke wohl nur jene altehrwürdigen Stätten inbetracht, die eine günstige Lage zur Ortschaft einnehmen.

Bevor wir aber weiter in dieser Sache reden, soll erst der Begriff „altehrwürdige oder altheilige Stätte" durch einige Bemerkungen geklärt werden.

Es gibt landauf, landab überall da, wo alte Kultur vorauszusetzen ist, sowohl in der ebenen Flur als auf Hügeln und Bergzungen Stellen, die nach Sage oder Wirklichkeit vormals eine Burg oder Kirche trugen. Manche dieser Stellen weisen zwar noch gegenwärtig Spuren einer ehemaligen Umwallung auf, Baureste sind jedoch keine vorhanden. Andere der fraglichen Örtlichkeiten zeigen nicht einmal Spuren einer absichtlichen Umgestaltung und doch haften an ihnen bemerkenswerte Sagen. Da und dort findet man auch kleine, unscheinbare Hügel,

einzeln oder in Gruppen beisammen; es sind uralte Grabhügel und die Stätten, wo sie liegen, sind alte Friedhöfe, was in Franken oft schon der Name zum Ausdruck bringt: Judenkirchhof („Jühdakärfich") d. i. Friedhof der vormals hier wohnenden Heiden.

Wie hier so tragen alle diese Stätten sehr oft solche eigenartige Bezeichnungen, daß sie für den gewöhnlichen Mann nicht mehr zu deuten sind. Und doch gibt der Name nur das an, was die einstigen Umwohner hier sahen und was sie von der Örtlichkeit hielten. Die Namengruppen weisen darum höchstwahrscheinlich auf die ehemalige bergende und schützende Einschließung oder auf die Bedeutung des Ganzen (Opferstätte, heiliger Hain). Ohne auf weiteres eingehen zu können, will ich nur einige oft wiederkehrende Namensformen angeben: Burgstall, Schloß, Hag, Hahn („Habirg", Hainburg), Heuberg und Glasberg (Gleßberg), Loh, Löhlein usw. Auch Quellbrunnen und kleine Seen führen öfter solche Namen, daß man auf uralte Heilighaltung zu schließen gezwungen ist, besonders dann, wenn noch gewisse Sagen von ihnen oder aus ihrer unmittelbaren Umgebung erzählt werden.

Wie im Einzelfalle eine günstig gelegene altehrwürdige Stätte dem Heldenhaine anzufügen oder in den Hain einzuschließen wäre, das bleibe der örtlichen Beschlußfassung anheimgestellt.

Zum Schlusse sollen noch einige Bemerkungen über die Bepflanzung der Hainstätten angefügt werden. Auf einem Hügel bei Baunach, der in alter Weise wohl ausgezeichnet befestigt war und die Ruine der sog. „Holzkappel" trägt, fand ich s. Z. auf dem ebenen Burgplatze viele Stockausschläge von Linden. Das läßt vermuten, daß der umfriedete Raum neben der einstigen Kapelle (möglicherweise schon vor dem Kapellenbau) mit Linden dicht bestanden war und zeigt, daß unsere Voreltern mit ihrem enger an die Natur sich anschließenden Gefühl der lieblichen, herzblätterigen Linde bei der Bepflanzung der ehrwürdigen Stellen den Vorzug gaben. Auch wir dürften für die Heldenhaine neben der männlichen, ernsten Eiche, die sanfte, frauenhafte Linde nicht vergessen. — In ganz Deutschland wurde auch ein Strauch, der sich oft und oft zu einem vollkronigen Baum auswachsen kann, besonders hochgehalten, das ist der gewöhnliche Hollunder oder Holler. Noch vor 35 Jahren hörte ich sagen: „Wer einen Hollerbusch ausgräbt oder umschlägt, wird gestraft", d. h. es stößt dem Frevler ein Unglück zu. Bekannt ist, daß unsere Voreltern glaubten, unter dem Hollerbusch wohnen Geister, Wichtel, die für Haus, Hof und Familie Glück und auch Verderben schaffen können. Der Hollerbusch dürfte darum wohl zum Bestande des Haines gehören und zwar in die Umfassung, zu der man auch die Birke nehmen müßte, die mit ihrer silberfarbigen Rinde und ihrem frühlingsgrünen Laube den Ernst des Heldenhaines erst recht zur Geltung zu bringen vermöchte.

„Heldenhaine" von katholischer Seite gewürdigt

Von Päpstl. Geheimkämmerer, Domkapitular Gg. Hemmrich, Militärgeistlicher, Würzburg

Ich soll die Frage beantworten: „Stehen von Seite der katholischen Kirche der Errichtung von Heldenhainen Bedenken entgegen"? Ich wollte, ich könnte auf alle an mich gerichteten Fragen so leicht Antwort geben, wie auf diese. Herzhaft kann ich sagen: nicht das geringste Bedenken. Wenn ich diese Antwort dennoch motiviere, so tue ich es, weil mir hier willkommene Gelegenheit geboten ist, über die Frage nachzusinnen und mich auszusprechen: Wie können wir das Andenken an die Weltkriegshelden, das Gedächtnis an die edelsten Söhne des deutschen Volkes, die in der größten Zeit, die je war, mit ihrem Herzblut das Vaterland geschützt und gerettet haben, den kommenden Geschlechtern erhalten? Sie haben wahrlich das erhabenste Denkmal verdient: „Ein Denkmal im Herzen"! Dies Denkmal in den Herzen der Jetztlebenden aufzurichten und aere perennius den Späterlebenden zu wahren wird wohl unbestritten der kath. Kirche unschwer möglich sein. Nach ihren Grund- und Glaubenssätzen leben ja die Toten fort, leben mit uns. Ihr Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen ist doch vom theologischen wie psychologischen Standpunkt aus das Tröstlichste, was man den um den Heimgang ihrer Lieben Trauernden zur Aufrichtung des niedergebeugten Gemütes bieten kann.

Die Kirche ist militärisch organisiert. Es liegt mir darum ein Vergleich mit unserem Heere nicht ferne. Es wird wohl nach Friedensschluß gerade so werden, wie es nach dem Kriegsende 1871 war. Für einen Teil des Heeres schlug alsbald der „sanfte Friedensmarsch" zur frohen Heimkehr im Triumph in's gerettete Vaterland. Ein anderer Teil, Occupationsarmee, mußte noch eine Zeit lang unter Wehr und Waffen im Feindesland zurückbleiben. Der dritte Teil mußte noch, von Heimweh und schmerzlichem Sehnen gequält in Lazaretten oder in der Gefangenschaft aushalten, bis auch für sie der Tag der Heimkehr kam. Alle drei Teile aber ein Heer! Wie zutreffend ist das für unsere Kirche hier auf Erden und drüben in der Jenseitswelt! Die einen sind bereits als Sieger eingezogen ins ewige Vaterland: Die triumphierende Kirche! Die anderen müssen noch im Reinigungsort aushalten, bis auch für sie der langersehnte Tag der Erlösung anbricht: Die leidende Kirche! Die dritten müssen noch kampfbereit im Feindeslande weilen, bis auch sie in die ewige Heimat einziehen dürfen: Die streitende Kirche! Alle aber eine Kirche und darum alle einander nahe in innigster Vereinigung. Da können die Toten nicht vergessen werden! Da besteht inniger Verkehr untereinander! Da sind alle geeint um die Zentrale des hl. Opfers, von dem aus stets neue Wonne den Seligen, Trost, Erquickung und Minderung der Fehle und Pein den Leidenden, Kraft und Stärke den Kämpfenden zuströmt. Gebete und Ablässe werden stets von den Lieben auf Erden, Fürbitte von den Seligen den Leidenden im Reinigungsorte als Liebesgaben zugesendet. In geweihter Erde, in nächster Nähe der Gotteshäuser im „Kirchhof" werden die Toten eingebettet und nach jedem

Gottesdienste umstehen die Verwandten und Freunde das Grab der Lieben und gedenken ihrer betend. „Will die Liebe Herzen einen, fragt sie nicht nach Meilensteinen". Hier wird das Dichterwort immer wieder wahr. Selbst die andere Welt bildet keine Schranke. Da braucht es keine Leitung, um die Herzen zu verbinden, oder sage ich lieber, die Leitung von Herz zu Herz ist die Liebe. Wo diese nicht erlöscht, erlöscht auch das Gedenken nicht und die Kirche sorgt, daß sie nicht erlöscht. —

Zu diesen „Denkmalen im Herzen" fügt die Kirche auch noch äußere Gedächtnismale. Sie schreibt die Namen ein in die Gedenktafeln in den Vorhallen der Gotteshäuser, zu denen jeder ins Heiligtum Eintretende fast täglich aufblickt. Die Namen der Verstorbenen werden jährlich der Gemeinde verkündet und die Gläubigen zum Jahrtaggottesdienste eingeladen. Ein Denkmal, sprechend wie kein anderes, setzt die Kirche Ihren Toten in ihrem Zeichen dem Kreuz. Dieses ragt auch über den Heldengräbern. Wie müde Wanderer ruhen sie hier unter dem Schatten des Kreuzbaumes. Könnte man sich ein sinnigeres und innigeres Mal denken für die Helden des Weltkrieges, den wir führten unter dem Zeichen des eisernen Kreuzes, für die Helden, die mit der Parole: Gott will es! zum heiligen Kreuzzug für die gerechte Sache des Vaterlandes ausgezogen waren, die Jahre lang draußen gestanden und ausgehalten haben, weil Gott es wollte, die im Sterben noch dem Sänger mit Schwert und Leier nachgebetet haben: „Gott Dir ergeb ich mich, wenn mich die Donner des Todes begrüßen, wenn meine Adern geöffnet fließen, Dir mein Gott ergeb ich mich", echte Kreuzesritter. Hat der Barde Griechenlands den Helden von Thermopylae ein herrliches Lob gesungen in den Worten: „Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkünde dorten, Du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl"! Hier tönt das herrlichste Lob aus höchstem Munde, aus dem Munde des Helden von Golgatha, den zu seinen Füßen liegenden Helden, über die er segnend seine Arme breitet: „Gehorsam bis zum Tode, gehorsam wie ich". Dies Lob verstummt nie.

Außer den Monumenten im Gottesacker billigt und fördert, weiht und segnet die Kirche auch die Denkmale, die den Kriegsteilnehmern auf den öffentlichen Plätzen der Städte und Dörfer errichtet werden. Die Steine sollen reden, wenn die, welche den Weltkrieg miterlebt oder als Kämpfer dabei waren, weil selbst zur großen Armee einberufen, schweigen. —

Nun soll auch die Natur ihren Ehrendienst leisten, daß das Gedächtnis der Helden gewahrt werde.

Die Antwort habe ich bereits gegeben, wie sich die Kirche dazu stellt. Sie braucht es nicht erst zu beweisen, daß sie keine Naturfeindin ist. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie die Natur als Werk Gottes hochehrt. Ihr Stifter Christus nimmt seine innigen Parabeln aus der Natur. Die Kirche als seine treue Schülerin weist ihre Gläubigen an aus der Natur wie aus einem aufgeschlagenen Buche die Macht und Weisheit und Liebe des Schöpfers zu erkennen. Sie gibt dem Übernatürlichen die Natur als Hintergrund, lehnt ihre Festkreise an die Natur

an, feiert Weihnacht im traulichen Winter, Ostern im Lenz mit seinem Neuerstehen und Leben, Pfingsten, das Fest des feuersendenden Geistes in der Sonnenglut des Sommers, Allerseelen, da die Blätter welken, gelben und fallen. Sie führt ihre Kinder hinaus in festlicher Prozession auf die Fluren, die sie segnet, sie weiht die Gaben der Natur: Wasser und Wein, Wachs und Salz, Kräuter und Palmen. Sie versteht und würdigt die Schönheit der Natur; von den Höhen grüßen die Kirchlein, Kapellen und Wallfahrtsorte, in die zu stiller ungestörter Betrachtung anregende Einsamkeit lauschiger Täler hat sie ihre Klöster eingebaut, allüberall Natur vereint mit Übernatur.

Wie sollte sie nun ein Wort der Mißbilligung sagen gegen das edle Vorhaben: Die Natur heranzuziehen, daß auch sie ihren Tribut leistet in der Ehrung der Helden, die ihre Fluren schützten und in ihrer Weise ein Gedenkmal errichtet? Überall, nicht nur in Stadt und Dorf soll man an sie gemahnt werden.

Wenn nun das in der Anlage von Heldenhainen geschehen soll, so finde ich das sehr sinnig und stimmungsvoll.

Gewiß werden solche Anlagen beitragen zur Verschönerung der Umgebung. Eine eingehendere Betrachtung aber läßt da mehr als eine bloße Aneinanderreihung von Bäumen erkennen. Es liegt viel Symbolik gerade in den Baumgruppen, die diese Heldenhaine bilden sollen. Wenn es eine Sprache der Blumen gibt, wenn die Rose Liebe kündet, das Veilchen Demut predigt, die Lilie die Unschuld preist, das Vergißmeinnicht von Treue und Dankbarkeit redet, werden dann nicht die Bäume in ihrem geheimnisvollen Flüstern den Nachkommen etwas zu erzählen wissen von denen, denen sie die Ehrenwache halten? Der Heros des deutschen Volkes Hindenburg hat das in markigen Worten angedeutet. Wenn man einmal in späten Jahren an Gedenktagen in festlichem Zuge zu diesen Hainen wallt und da vaterländische Feier hält, wird der Festredner leicht der Dolmetsch dessen sein können, was diese Bäume sagen wollen.

Da werden die späteren Geschlechter die deutsche Eiche sehen. Ist sie nicht selbst ein Monument? „Es soll gleich einem Eichbaum stark der Mann den Stürmen trotzen".

Hat sich das Dichterwort nicht buchstäblich erfüllt an den Helden dieses Krieges. Ja! so standen sie da, so standen sie draußen in den Stürmen, die jahrelang tobten; stark und unerschütterlich, allen Schlachtenwettern trotzend, weil tief und festgewurzelt im Boden der Vaterlandsliebe.

So werden's die Eichen rauschen!

Die immergrüne Fichte wird man zum Gedächtnis pflanzen.

„Semper talis" so hat es S. Majestät unser erhabener Kaiser den Tapfern seiner Garde auf's Grabmal von St. Privat geschrieben. Soll die stets gleiche Fichte, die dem eisigen Winter und der Gluthitze des Sommers Stand hält, nicht reden von der nie welkenden Treue, von der nie zu brechenden Tapferkeit derer, die im Schlachtenwetter und im heißen Ringen aushielten? Die Linde, der deutsche Friedensbaum, wird den Hain zieren. Flüstern nicht ihre Blätter

das Lob der Retter des Vaterlandes, die nach schwerem Kampf den Frieden ihm wieder errungen.

Sollen's auch Fruchtbäume sein, die man zur Anpflanzung wählt, wie man geraten. Klingt es nicht auch aus ihren Zweigen wie Dank, daß unsere Braven unser Heimatland vor dem Schicksal unseres Nachbarlandes bewahrten, das der Krieg großenteils zu einer unfruchtbaren Wüste gemacht, daß sie uns den Wohlstand unseres Vaterlandes gewahrt und gerettet haben? Ja! auch der Heldenhain wird wie andere Monumente reden, wenn wir schweigen. —

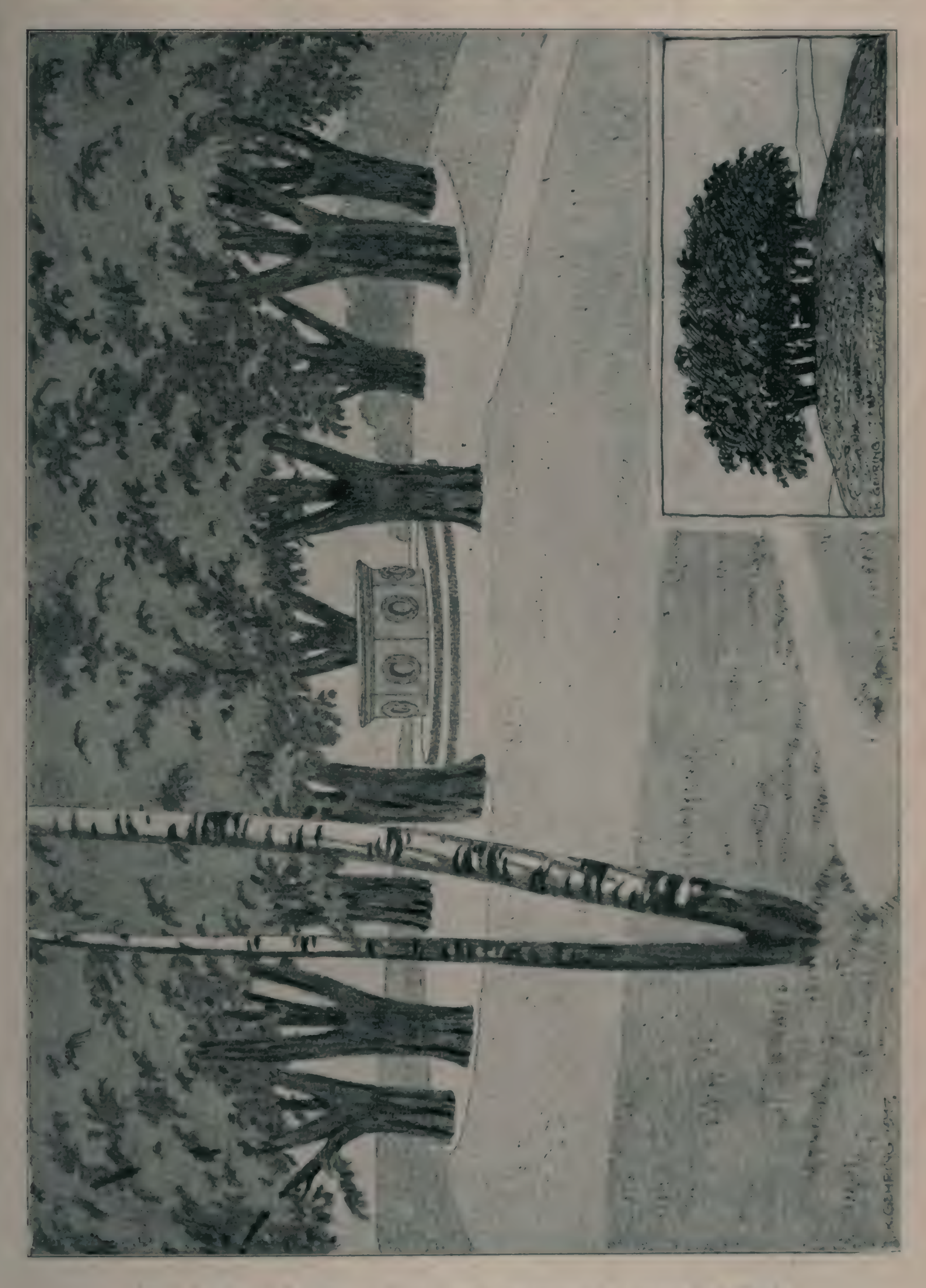
Recht sympathisch ist mir der Vorschlag der Schriftleitung, in den Baumanlagen eine kleine Kapelle, ich darf dazu den Vorschlag fügen: ein monumentales Kruzifix aufzurichten. Ich denke mir das wie eine kleine Gedächtniskirche. Ich habe die Ausstattung einer solchen in Marslatour als sehr eindrucksvoll gefunden. Die Innendekoration besteht hier nur aus Marmortafeln, in welche die Namen der Gefallenen mit Angabe des Tages und Ortes der Geburt, der Verwundung und des Todes eingegraben sind; ebenso wirkungs- und stimmungsvoll ließen sich solche Tafeln rings um das Kruzifix anbringen; wie „in's Buch des Lebens eingeschrieben", „wie mit Christus an's Kreuz geheftet", so würden die Namen dem Beschauer entgegenleuchten.

Vaterlandsliebe und Religion, das waren die beiden kraftvollen Motive, welche unsere braven Soldaten in diesem Weltkriege begeistert und stets auf neue in Mut und Ausdauer erhalten haben. Wie herrlich wäre es, wenn diese beiden Ideale in den Kriegsdenkmalen vereint zum Ausdruck gebracht würden; und das könnte geschehen, wenn der letztgenannte Vorschlag zur Ausführung kommen würde.

Gedenkstätten und Gedenktage

Von Konsistorialrat Karl Baum, Ansbach

Für die Ehrung unserer gefallenen Krieger sind während des Krieges schon vielerlei Vorschläge gemacht worden. Der erste geschah wohl im Aufruf zu Spenden für Hinterbliebene. Diese Art der Ehrung, aus der Not der Zeit geboren, ist auch diejenige, welche am eifrigsten gepflegt werden muß. So gewiß genügende Fürsorge für unsere Invaliden eines der schönsten Denkzeichen sein wird, das dankbarer Sinn der Opferfreudigkeit unserer Kämpfer setzt, so gewiß ist auch eine wohlausgebaute Hinterbliebenenfürsorge das notwendigste Denkmal für die Gefallenen. Im Krieg hat gar manche Familie einen finanziellen Aufschwung erlebt von dem sie vorher sich nichts träumen ließ, aber dafür haben Tausende Verluste erlitten, die sie nicht nur ins Herz trafen, sondern auch die Grundlage ihres bisherigen gesicherten Daseins zerrütteten. Es bereitet Seelsorgern schwere Stunden, wenn sie mit dem Gedenkblatt, das sie zur Erinnerung an den Gefallenen überbringen, in das Haus einer Kriegerswitwe kommen, die vordem nicht auf das Verdienen angewiesen nun mit Heimarbeit sich durchzuhelfen sucht, weil sie mit der kleinen Pension, die sie für sich und ihr Kind bezieht, nicht auskommen kann. Da stehen der Dank des Vaterlandes, der mit dem Bilde gebracht wird und



Eine bewaldete Bergkuppe wurde durch Ausholzen zu einem Heldenhain mit Denkmal oder Feuerstätte umgewandelt.
Entwurf von K. Gehring, München

die rauhe Wirklichkeit in grellem Kontrast. Eine Kriegerwitwe von dieser Not befreien, vielleicht im Gedenken an einen gefallenen Sohn einer Kriegerwaise zum Studium helfen, das ist fürwahr eine köstliche Art der Heldenehrung.

Doch es liegt einmal in der Menschennatur, daß diese Fürsorge, die trotz der gewaltigen Ausdehnung, welche sie annehmen muß, verhältnismäßig im Verborgenen sich vollzieht, dem Gemüte nicht genügt. Viele Menschen wollen etwas Sichtbares, das die Augen auf sich zieht, von dem sie stets neue Mahnung zu dankbarem Gedenken empfangen. Dieser Zug in uns hat naturgemäß Vorschläge zur Folge gehabt, wie die Ehrung unserer Kämpfer in den einzelnen Gemeinden sichtbar durchgeführt werden kann. Hoffentlich bleiben wir von einer Galerie fabrikmäßig gearbeiteter Kriegerdenkmale bewahrt. Wer einmal im Frieden durch die Städte Italiens in raschem Flug hindurcheilte, so wie es bei knappem Urlaub möglich war, der hat noch den Vittorio Emanuele in schrecklicher Erinnerung, der in allen möglichen Gestaltungen mit den verschiedensten Uniformen und Zutaten dem Beschauer unfehlbar vor Augen stand. Es gibt auch in unserem Vaterland Orte, wo darin des Guten bereits zu viel getan ist. Von diesem Gesichtspunkt aus hat die Pflanzung von Heldenhainen, wie man sie genannt hat, viel Sympathisches. Nur muß man sich auch hier wieder vor einer zu oftmaligen Wiederholung dergleichen Gestaltung und des gleichen Bildes hüten. Es wäre z. B. wenig erfreulich, bei der Fahrt durch die Altmühlgegend, wo heute rechts und links von der Bahn, von Grün umgeben, die Kirchen inmitten der Dörfer grüßen, überall den gleichgeformten Heldenhain sehen zu müssen. Dieses Gedenken wäre nicht bodenständig aus der Art der Gegend herausgewachsen, sondern eine zu Unrecht eingepflanzte Zutat. Wenn ein guter Berater da ist, läßt sich die Schaffung solcher Haine in jeder Gegend verschieden gestalten. Sicherlich wird es besser sein das eine Ziel in mannigfacher Weise erreichen, als die Schönheit des Gedankens durch Einförmigkeit zu ertöten.

Warum sollen es z. B. nur Eichen und Linden sein? In der Arbeiterkolonie Hoffnungstal vor Berlin, die noch auf den Rat von Pastor von Bodelschwing gegründet wurde, wurden vor dem Krieg Obstbäume gepflanzt für welche Wohltäter aus dem ganzen deutschen Reich den nötigen Beitrag schenkten. Zum Dank dafür tragen die einzelnen Bäume den Namen des Spenders. Der Gründer ging von dem Gedanken aus, der Kolonie einen Ertrag und den Heimatlosen eine Arbeit zu schaffen. Der jetzige Leiter hat diesen Gedanken auch für die Heldenehrung dienstbar gemacht und offenbar schon ziemlich viel Anklang mit der Bitte gefunden, zur Erinnerung an Gefallene in den großen Koloniegarten solche Bäume zu stiften. Es wäre gar nicht so übel, wenn diese Art der Ehrung in mancher Stadt und in manchem Dorf gewählt würde. Die Bäume müßten in abgegrenztem gut sichtbarem Raum stehen, in dem auch ein Gedenkstein mit dem Namen der Gefallenen seinen Platz heben könnte. So käme eine Ehrung der Toten zustande, die zugleich immer wiederkehrende Gaben für die Lebendigen mit sich brächte. Wie unsere Tapferen in den Tod gegangen sind um unserem Vaterland ein gesichertes Leben zu schaffen, so würde von den Gedenkbäumen allerhand Frucht in das Leben,

das um sie her ist, geschenkt werden. Der Schule könnte die Pflege übergeben und dabei bestimmt werden, daß Waisenhäuser, Anstalten, Krankenhäuser, in denen Opfer des Krieges Verpflegung finden, vom Ertrag bekommen. So würde auch die Arbeit im Fruchtgarten eine stete Mahnung an die große schwere Zeit und ihre Opfer sein. Vielleicht läßt sich dieser Gedanke, der natürlich auch nicht einfach von einem Ort auf den andern übertragen werden soll, zu dankbarer Erinnerung an die Gefallenen und zum Segen für die Mitwelt hie und da durchführen.

Eine andere Form des Gedenkens soll ein bestimmter Tag im Jahr bieten, wie er heute schon von mancher Seite als Nationalfeiertag gefordert wird. Dieser Wunsch wird nach dem Kriege lebhafter zu Tage treten als gegenwärtig, wo die Meisten zunächst nach dem Tag sich sehnen, an dem das große Ringen zu Ende geht. Es liegt freilich in der Art der Menschen und der Welt, daß das Gedenken durch Bäume vermittelt wahrscheinlich länger dauern wird als die Feier des Gedenktages. Wie viele wissen heute noch, daß das in Norddeutschland auf evangelischer Seite übliche Totenfest seinen Ursprung dem Gedanken an die in den Befreiungskriegen Gefallenen verdankt? Von katholischer Seite wurde der religiösen Sitte entsprechend für den Gedenktag das Allerseelenfest vorgeschlagen. Von evangelischer Seite wird sehr wahrscheinlich in den Ländern, in denen das Totenfest eingeführt ist, dieser Tag vorgezogen werden. Damit würde die Feier von vornherein etwas Gespaltenes bekommen und die Entscheidung über den Tag zu einer Machtfrage der konfessionellen Majorität des betreffenden Landes werden; die Verbindung mit dogmatischen Gründen würde die Geschlossenheit des nationalen Empfindens in Frage stellen.

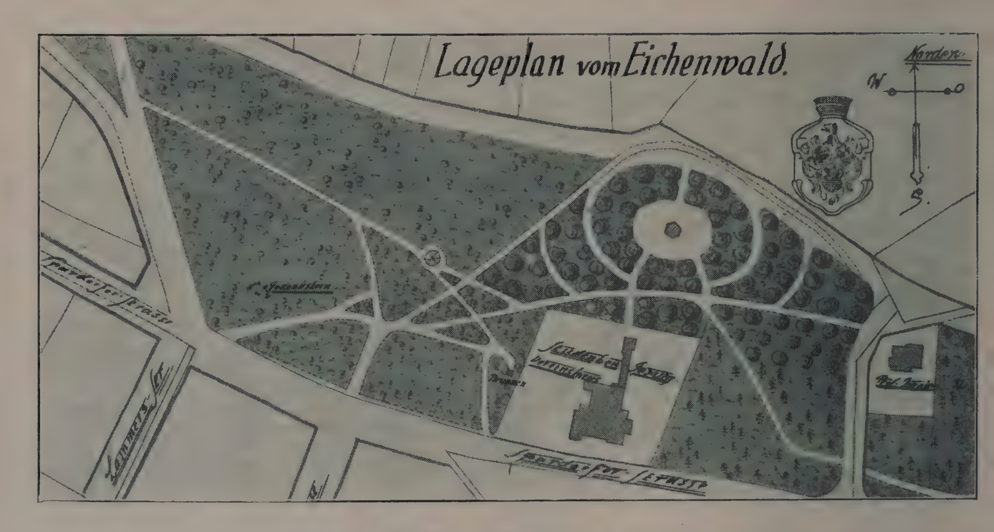
Darum möchten wir für die Gedenkfeier lieber den Johannistag als nationalen Tag vorschlagen. Die Sommerszeit ist sicherlich zu Feiern geeigneter als die Herbstzeit; die Gedenkfeier soll ja nicht nur die Trauer um die Toten, sondern vor allem die Freude an dem was das Sterben so vieler Tapferen dem Vaterlande bewahrt hat, beleben. Der Johannistag mit dem Sommerleben um sich her dünkt uns deshalb passender als der Allerseelentag und Totensonntag mit dem Sterben in der Natur. Auch die Erinnerung an die gebrachten Opfer bringt der Johannistag gut für den zur Geltung, der den kirchlichen Gedanken des Tages kennt. Die alte Kirche hat den Tag Johannes des Täufers auf Sommersonnenwende gelegt in Erinnerung an das Wort: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen". Das ist doch gerade die Bedeutung des Opfers von so vielen jungen, kraftvollen Leben, daß es um der großen Gesamtheit und ihres Wachstums willen geschah. Eine Gedenkfeier, welche das nicht aufs neue verkündigt und wenigstens in einzelnen Herzen Willigkeit zur Hingabe und zu selbstlosem Dienst dem großen Ganzen gegenüber erweckt, wäre nach unserem Dafürhalten nicht wert, daß sie gefeiert wird. Gott behüte uns vor allem Phrasendreschen und eitel Hochrufen bei einer solchen Feier! Sie muß jung und alt immer wieder mahnen mit der Kraft, die der einzelne hat, und mit den Opfern, die er zu bringen imstande ist, sich dem Ganzen einzufügen.

Die gottesdienstliche Feier könnte am Morgen in der Kirche jeder Konfession stattfinden. Eine gemeinsame patriotische Feier, vielleicht im oder am Heldenhain würde folgen. So würden Gedenktag und Gedenkstätte in gute Verbindung treten. Möge dann der Rückblick in schwere Zeit Gewinn für Gegenwart und Zukunft des Vaterlandes geben!

Der Heldenhain in Erlangen

Von Baurat B. Mucke, Erlangen

Die städtischen Kollegien in Erlangen haben bereits im April des Jahres 1915 einstimmig den Beschluß gefaßt, einen Heldenhain mit Eichenanpflanzungen zur Erinnerung an den großen Krieg und an die Helden, die in diesem Kriege für uns gekämpft und sich geopfert haben, erstehen zu lassen. Als Platz hiefür wurde eine zur Zeit ungepflegte Waldfläche neben dem Eichenwalde gewählt (siehe Plan). Der 5 Tgw. große Eichenwald mit mehr als hundertjährigen Eichen ist von der Stadt als Erholungsstätte angekauft und der gesamten Einwohnerschaft für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Zahlreiche Sitzbänke bieten Gelegenheit zu längerem Aufenthalte daselbst. Im Jahre 1910 wurde von einem hochherzigen Gönner



Lageplan für den Heldenhain in Erlangen
Die größer gezeichneten Bäume zeigen Lage und Plan des Heldenhaines an.

bei Gelegenheit der Feier der 100jährigen Zugehörigkeit der Stadt zum Königreich Bayern ein Gedenkstein gestiftet, welcher in hübscher architektonischer Form in Muschelkalk ausgeführt, im erhöhten Teil des Eichenwaldes zur Aufstellung gelangte. Im Anschluß an diese Natur- und Erholungsstätte soll nun auf einer 2 Tgw. großen Fläche der neue Heldenhain erstehen. Etwa 100 Bäume werden in entsprechenden Abständen unter Berücksichtigung ihrer Entwicklung gepflanzt werden, die Mittel hiezu sind von den städtischen Kollegien bewilligt.

„Pflanzt den für das Vaterland Gefallenen in der Heimat Eichenbäume, wenn Frieden geworden ist"! Der in Erlangen für den Heldenhain gewählte Platz paßt sich gut und würdig an ein bestehendes Naturdenkmal an. Der Charakter des Heldenhaines soll nichts friedhofartiges haben; es wäre verfehlt etwa an jedem Baume ein Schild anzubringen oder einen Stein zu setzen mit dem Namen eines Helden. Im Mittelpunkt des Haines ist ein monumentaler Gedenkstein gedacht, vielleicht in einer offenen Halle, in welchem die Namen der Gefallenen eingemeißelt werden. Selbstverständlich ist für die bauliche Anlage das haltbarste und beste Material zu wählen, es muß etwas geschaffen werden was Jahrhunderte überdauert und niemals abfällig kritisiert werden kann. Der Heldenhain muß ein Weihefestplatz für die Stadt werden, ein Ruheplatz für seelisches Empfinden, eine Erholungsstätte für die im Schmerz Gebeugten, ein Ansporn zur vaterländischen Gesinnung für die Jugend. Gilt nicht die freie Natur als treueste Beraterin und Trösterin? Ein Platz nach diesen Gesichtspunkten geschaffen wird keiner besonderen Absperrung bedürfen, er wird für sich stets als heilig von Jung und Alt betrachtet werden.

Der bestehende Eichenwald hat stets in der Bevölkerung eine besondere Verehrung gefunden. Mit großer Befriedigung hat in ihm König Ludwig III. im Jahre 1910 eine Huldigung der Jugend entgegen genommen. Um so größer wird die Begeisterung der Einwohnerschaft sich dieser Naturanlage zuwenden, wenn damit ein Denkmal für die gefallenen Helden verbunden wird. Es wird keine nationale Feier ohne einen Festakt im Heldenhain und Eichenwald gedacht werden können, es wird wie bisher schon diese Anlage für besondere Ehrungen als ein Glanzpunkt der Stadt zur Geltung kommen.

Der Würzburger Kriegereichenhain

Von k. Ökonomierat E. Sturm, Würzburg

Der nach den Beschlüssen der städt. Kollegien vom 27. VIII. und 2. IX. 1915 geplante und bereits im Entstehen begriffene Heldenhain zur Erinnerung an die im gegenwärtigen Kriege gefallenen Söhne Würzburgs ersteht an der nördlichen Abdachung des Nikolausberges zwischen dem Aussichtsturme „Frankenwarte" und dem Gutshofe „Neue Welt" in der Feldlage „Leutfresser" (siehe im Plane die begrenzte Fläche). Er schließt sich bei einem Flächeninhalt von über 40 fränkischen Morgen an die bereits bestehenden (im Plane etwas dunkler gezeichneten) rund 20 ha großen Nikolausberganlagen an, zu deren Vergrößerung und Erweiterung die Fläche ursprünglich gedacht war und erworben wurde.

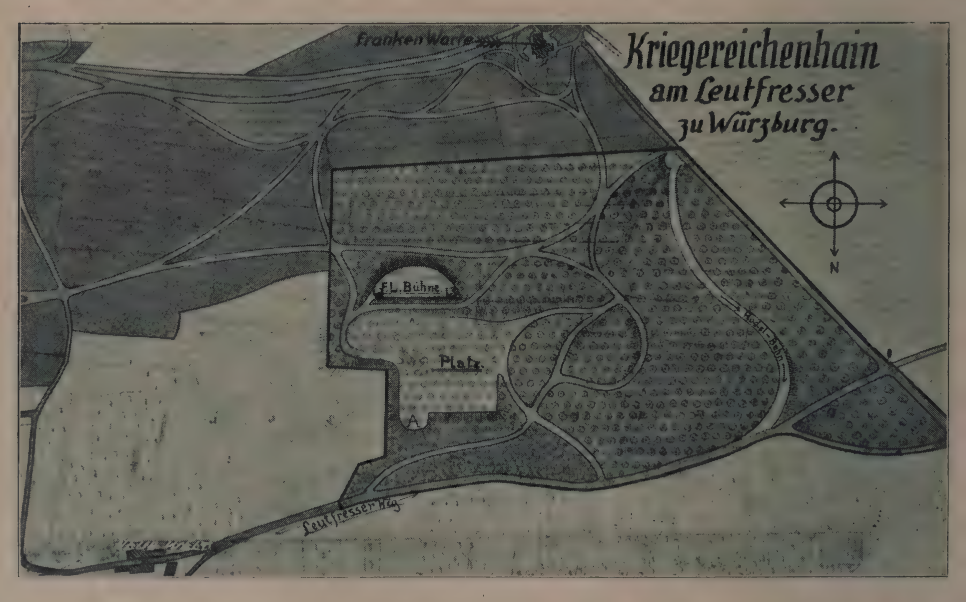
Es entstehen somit der Stadt Würzburg durch Errichtung des Kriegereichenhaines keine besonderen oder höhere Kosten, da nur im Gegensatz zu den bestehenden angrenzenden Anlagen, zu deren Fortsetzung die Fläche dienen sollte, die Grundpflanzung nicht aus gemischten Laub- oder Nadelholzbäumen, sondern allein aus Eichen besteht.

Die meisten dieser Eichen sowie die vorerst notwendig werdenden Unterpflanzungen können ohne Nachteil und ohne hohe Auslagen aus den sich anschließenden dichtbestandenen Nikolausberganlagen etc. entnommen werden.

Die gesamte zum Heldenhain vorgesehene Fläche besteht in der Hauptsache aus Ellern und ehemaligen Steinbrüchen. Der in großen Mengen lagernde und planierte Abraum dieser früheren Steinbrüche wird, was Bodenbeschaffenheit anbelangt, den Eichen sehr gut entsprechen und es dürfte infolgedessen ein freudiges Wachstum der Pflanzen zu erwarten sein.

Einer dieser alten Steinbrüche — halbkreisförmig ausgebrochen — vor dem sich der projektierte, große, mit Eichen bestandene Platz ausbreitet (siehe Plan), ist zur späteren Benützung als Naturtheater (Freilichtbühne) gedacht, um hier Spiele etc. unter freiem Himmel veranstalten und abhalten zu können.

Den Rücken der Bühne bildet eine etwa 10 m hohe, später mit Schlingpflanzen, Efeu etc. begrünte Felswand. Das Podium, das einen herrlichen Ausblick ins Maintal, zur Stadt und auf die gegenüberliegende Festung bietet, wird auf beiden Seiten mit je einer mächtigen Eiche berahmt. Es ist einige Meter höher gelegen als der Platz und von diesem durch eine mit einer niederen Taxushecke bekrönten Böschung getrennt. Ein davor vorbeiziehender Weg führt in die höher gelegenen



Teile des Heldenhaines und zur Frankenwarte. Der vorgenannte Platz, der als Zuschauerraum des Naturtheaters dient, soll auch als Spielplatz für die Jugend und als Übungsplatz für die Wehrkraftkompagnien etc. verwendet werden. Der nördlichste Punkt desselben (im Plane mit A bezeichnet), ist ebenfalls ein herrlicher Aussichtspunkt ins Maintal.

Eine geplante Rodelbahn im westlichen Teil der Anlage wird auch zur kalten Jahreszeit zur Belebung des Heldenhaines beitragen. Dieselbe, in ge-

schwungener Linie von Süden nach Norden ziehend, kann durch Einmünden in den gegen die Stadt ebenfalls sehr abfallenden „Leutfresserweg" beliebig verlängert werden.

Für Bepflanzung der Fläche des Kriegereichenhaines sind ca. 5–6000 Stck. Eichen vorgesehen. Sie könnten, falls es sich später für notwendig erweisen sollte, nach den Nikolausberganlagen hin jederzeit erweitert und ausgedehnt werden. Ob für jeden gefallenen Krieger der Stadt Würzburg eine besondere für ihn bestimmte Eiche gepflanzt oder ihm später zugewiesen werden soll oder kann, muß der Zukunft überlassen werden, da es sich vorerst noch nicht übersehen läßt, wieviele Eichen notwendig wären, wenn jeder Gefallene namentlich mit einer solchen bedacht werden sollte. Gegen einen solchen Plan dürften verschiedene Gründe sprechen; da einesteils schon bei der Verteilung Unfriede entstehen könnte in Bezug auf Standart der Bäume, könnte anderseits die Natur den einen Baum schön, den anderen weniger schön gedeihen und unter Umständen auch manchen eingehen lassen, so daß unter den Hinterbliebenen Unstimmigkeit oder auch Aberglauben entstehen würde. Wenn die gesamte Anlage ein geschlossenes Ganzes für sich – den Heldenhain – bildet, so ist allen Gefallenen der hiesigen Stadt ein bleibendes Denkmal gestellt, auch dann, wenn nicht jeder einzelne Baum seinen Inhaber namentlich aufweist.

Sehr empfehlen dürfte es sich auch, die heranwachsende Jugend mit der Erstehung des Heldenhaines stets in Fühlung zu bringen, um dadurch das Gedächtnis für die gefallenen Krieger in den jungen Herzen durch Einblick in die Entstehungsgeschichte immer mehr wach zu rufen, zu festigen und für spätere Geschlechter zu erhalten.

Das Heldenbuch

Von Gym.-Lehrer Georg Stang, M. d. K. d. Abg., Würzburg

Weit dehnen sich, vom Sonnenlicht durchflutet, das in starken Wellen durch die Scheiben hoher Fenster bricht, die Räume eines Archivs. Gleich langen Gassen, von den Büchergestellen und Schränken wie von Häuserreihen umstanden, ziehen sich die einzelnen Abteilungen hin. Im hellen Schein der Sonne leuchtet mancher Goldaufdruck, den man dem Rücken ledergebundener Bände aufgeprägt, von hohem Standort hernieder und kündet in künstlerisch schöner Buchstaben- und Zahlenschrift, daß der Inhalt von längst entschwundenen Tagen spricht. An den Arbeitstischen in den Nischen und Ecken wandern bebrillte Augen von Zeile zu Zeile und trinken wissensdurstig, solang die Wimper hält, vom goldnen Überfluß versunkener Zeiten und Welten. Aber so viel ihr auch, ihr forschenden Augen der Gelehrten und der Lernenden, aus dem reichen Vermächtnis der Vergangenheit, das der Archive Schreine und Truhen umschließen, an wertvollen, unvergänglich schönen Wissensschätzen schöpft, die von der Menschen und Völker wechselvollem Schicksal ihrem Heldengeist und Duldermut, von der Fürsten fürsorgender Weisheit und schöpferischem Kunstsinn euch erzählen: kein Archivraum birgt ein von irdischen Dingen

berichtendes Werk, an wuchtiger Größe des Inhalts dem Buche gleichkommend, geschweige denn es überragend, das mit eisernem, in ein Meer von Blut und Tränen getauchtem Griffel die lebensvolle Weltkriegsgegenwart uns schreibt. Die Fassungskraft der Archive überstiege es weit, wollten sie nicht nur all das Gewaltige, in ausdrucksschwachen Menschenworten niedergeschrieben, in ihren Bücherbeständen sammeln, das wie ragende Denksteine auf den großen Entwicklungslinien und -Wegen des blutigen Völkerringens leuchtend steht, sondern auch all das Erhebende zusammentragen und sichten, das in schwellender Fülle den mehr verborgenen Heldenlebenspfad eines jeden einzelnen der Millionen tapferer deutscher Streiter in dem großen Kriege umblüht.

Und doch darf auch dies Heldentum, das in den Taten des einzelnen, auch des schlichtesten Kriegers sich offenbarte, nicht der Schutt des Vergessenwerdens bedecken, sondern es soll zur lebendigen und lebenspendenden Quelle werden, die, einmündend in den breiten mächtigen Strom des gewaltigen Weltkriegsgeschehens, den gegenwärtigen und künftigen Geschlechtern einen erfrischenden Trunk vorbildlichen Tuns, voll von aufrichtender und anspornender Kraft, darzubieten vermag. Darum soll jede Gemeinde des weiten deutschen Vaterlandes eine ernste Aufgabe es sich sein lassen die Namen und Taten ihrer Helden in einem eigenen Heldenbuche zu sammeln.

Nicht soll's ein Buch werden, das in den dichtgeschlossenen Reihen der Bücherbestände eines Archivs mitmarschiert wie der Feldgraue neben seinem Rottennachbarn, von ihm sich äußerlich wenig unterscheidend: nein, es soll einen ganz besonderen Platz, eine auch nach außenhin gekennzeichnete Führerstellung unter den Bücherschätzen einer Gemeinde, einen sichtbaren Ehrenplatz, erhalten. Nach ihm sollen nicht bloß die Hände einzelner Forscher greifen, es soll seinen denkwürdigen Inhalt wie einen Goldschacht einem jeden erschließen und alle, die vorübergehen, anreizen aus ihm zu schöpfen.

Wo soll drum seine Stätte und wie soll seine Gestalt und sein Wesen sein? Statt vieler Beispiele einige wenige heimatlich begrenzte und gefärbte, aber auch an andere Verhältnisse anpassungsfähige Bilder! Draußen in einem saftigen Wiesengrunde meiner waldreichen, mit viel Schönheit gesegneten Heimat Amorbach im Odenwalde liegt in feierlicher Stille ein Kirchlein, Amorsbrunn genannt, weil es über einer Quelle sich erhebt und der heilige Amorus nach einem im Bewußtsein des Volkes seit vielen Jahrhunderten festgewurzelten und darum wohl auch als geschichtliches Zeugnis anzusprechenden Glauben hier als Verkünder des Christentums gewirkt hat. Dort an diesem geweihten Orte wird viel gebetet und manch bedrängtes Herz mag dort auch in diesem großen Kriege seinen Kummer ausgeschüttet haben. Droben auf dem ragenden Berghaupte des Wolkmann und in den nahen Forsten der Boxbrunner Straße rauschen hochstämmige Waldbäume, wurzelstark und wetterhart wie unsere Schlachtenrecken. In dem schlichten Innern des Kirchleins steht ein von kunstgeübter Hand geschaffener Altar, der in gotischen Formen den aus der Wurzel Jesse ersprossenen Baum des Davidischen Geschlechtes darstellt. Im Unterbau dieses Altares, der zu diesem Zwecke eine verschließbare,

den Gesamteindruck nicht störende Öffnung erhalten könnte, oder an einer anderen geeigneten Stelle desselben dürfte das Heldenbuch seinen passenden Platz finden. Es könnte aber auch offen aufgelegt werden; denn so gut wie die zahlreich angebrachten Gegenstände, die frommer Sinn gespendet hat, meines Wissens bisher vor diebischem oder schädigendem Zugriff sicher waren, würde die Weihe der Stätte auch das Heldenbuch vor böswilliger Tat schützen. Ein ebenfalls angemessener Unterbringungsort in der Kapelle für das Heldenbuch wäre ferner eine alte oder neuzubrechende Nische, deren Wandteile durch künstlerische, aus dem Gedankenreichtum des Krieges schöpfende Bemalung oder durch Anbringung entsprechenden plastischen Bildschmucks, etwa Soldaten aus der Heiligengeschichte, geziert werden müßten um einen wirkungsvollen Rahmen für die Aufnahme des verehrungswürdigen Buchschatzes zu bilden. Auch ein alter noch vorhandener Reliquienschrein böte dem Buche eine würdige Aufbewahrungsstätte.

Welche Gestalt, welche Ausstattung und welcher Inhalt sollen nun dem Heldenbuche gegeben werden? Es müßte schon in seiner äußeren Form ein monumentales, über das übliche Größenmaß der meisten Bücher hinauswachsendes Gepräge erhalten. Die Ledereinbanddecken sollten zweckmäßig von der gewandten Hand eines Künstlers oder Kunsthandwerkers mit Hoch- oder Tiefrelief-Darstellungen oder Zeichnungen versehen werden, die mit den Geschehnissen des Krieges in einem inneren Zusammenhang stehen, z. B. mit einem Bilde St. Michaels, des Drachenbesiegers, oder St. Georgs oder mit der Darstellung einer auf das Wort der hl. Schrift sich beziehenden Szene: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben", oder mit einem Stahlhelmbilde über zwei gekreuzten Schwertern u. s. f. Die Metallbeschläge und Schließen des Buches könnten aus dem Erze aufgefundener geborstener Granaten und anderer Geschosse gearbeitet werden. Eine Aufschrift auf dem Rücken oder der Vorderdecke des Buches kündet seine Zweckbestimmung. Die Aufzeichnungen in dem Heldenbuche dürfen sich nicht auf den Namen der Kämpfer beschränken, sondern müßten auch seine Familienzugehörigkeit, seinen Stand, besondere Merksteine seines Lebensweges, vor allem aber seine im Weltkriege vollbrachten Taten oder erlebten Schicksale erfassen und in gedrängter Kürze veranschaulichen. Zu deren besserer Beleuchtung könnten bemerkenswerte Stellen aus den Feldpostbriefen und aus dem vielleicht vorhandenen Tagebuche des betreffenden Kriegers oder aus den Briefen seiner Vorgesetzten und Kameraden, die von seinem Heldentode Kunde gaben, angefügt werden. Die erhaltenen Auszeichnungen müßten selbstverständlich gleichfalls Erwähnung finden, vielleicht auch in der Weise, daß außer dem Hinweise im Texte der Namensangabe noch eine kleine zeichnerische Nachbildung der Orden und Ehrenzeichen beigesellt wird. Photographische Bilder des Helden, der Schauplätze seiner Kämpfe, des Ortes seiner letzten Ruhestätte usw. werden eine würdige Ergänzung der textlichen Schilderung geben. Daß das für die Aufzeichnungen verwendete Papier von besonderer Art sein sollte, bedarf keiner besonderen Betonung. Die Lettern, besonders die Initialen sollten kunstvolle Form und Ausstattung aufweisen. Dem

künstlerischen Geschmacke der an der Ausarbeitung des Buches Beteiligten muß es anheimgegeben werden, auch die Abschlüsse und Ecken der einzelnen Blätter mit bildlichem, aus der Motivenfülle des Krieges geborenen Zierat zu versehen.

So ungefähr denke ich mir das Heldenbuch einer Gemeinde.

Und ich sehe im Geiste zu dankbarem Gedenken andächtig gestimmte Menschen in das Kirchlein draußen im stillen Talfrieden treten, besonders wenn an den althergebrachten Festtagen der Frühlings- und Sommermonate oder an neufestgesetzten vaterländischen Gedächtnistagen Wallfahrer durch den Talgrund mit fliegenden Standarten zur Kapelle ziehen. Da umstehen sie, wenn die festlichen Klänge des Gottesdienstes verrauscht sind, in dichten Gruppen die Feierstätte des Heldenbuchs und darin blätternd fühlen sie in ihrer Seele ein warmes, in frommem Beten sich auswirkendes Dankgefühl für das, was jene Tapfern durch die Hingabe ihres Herzblutes in der Abwehr feindlichen Ansturmes ihrer Heimatflur getan, emporsteigen. –

Ein anderes Bild, gleichfalls aus meinem engeren heimatlichen Gedankenkreise gewonnen! Auf dem St. Gotthard, einem niedrigen waldgeschmückten Berge meiner Odenwaldheimat, thront das Gemäuer der Ruine einer früheren Klosterkirche. Sie trägt die Spuren von Kriegs- und Wetterverwüstungen früherer Jahrhunderte in ihrem altersbleichen Antlitz. Dort geht die Sage um und lauscht hinab ins Tal. An dieser vom Kranze geschichtlicher und sagenhafter Schilderungen umwundenen Stätte, die mit dem Bewußtsein der Bevölkerung eng verwachsen ist, wäre gleichfalls ein angemessener Aufbewahrungsort für unser Heldenbuch. Wenn der Wind in den Baumkronen, die draußen vor dem Gemäuer in die Lüfte sich recken, seine Lieder singt, dann mag bei der ruhmreichen Kunde des Heldenbuchs, sei es, daß sein Inhalt beim Lesen in stiller Einsamkeit sich uns erschließt oder beim festlichen Gepränge vaterländischer Gedenkfeiern durch eindrucksvolles Vorlesen sich uns auftut, der Gedanke kraftvoll uns erfüllen, daß das Denkmal im treuen Herzen der Landesbrüder kein Sturmwind niederzustürzen vermag.

„Die Stimme des Jahrhunderts wird erhallen,
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.
Wer mutig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturwind nieder".

(Körner, Zriny, V, 2.)

Unschwer könnte auch in einem Heldenhain, der sich an eine solche Ruine anschließt und in seinen dem Gedächtnis der toten Kämpfer geweihten Baumbeständen eine angemessene Form der Heldenehrung darstellt, das Heldenbuch etwa in einer aus Natursteinen gebauten Gruft seine Stätte erhalten.

Eine dritte Möglichkeit dem Heldenbuch eine würdige Heimstatt zu geben! Aus dem fruchtgesegneten Talgrund meines Gymnasialstudienortes, des fränkischen Städtchens Münnerstadt, den die Ausläufer der waldschönen, mattenreichen Rhönberge umschließen, steigen die sanftgeneigten Hänge des *Michelsberges* empor. Es ist ein glücklicher Gedanke eines in Münnerstadt wirkenden Augustinerpaters dort oben dem hl. Michael, dem Schutzpatron der Deutschen, dessen Bildnis in früheren Zeiten am Banner deutscher Heere kampftrutzig den Streitern in der Schlacht voranleuchtete, ein Denkmal oder eine Kapelle zu weihen. *Am Weg, der zur Höhe führt,* sollen kleinere *Kapellen* mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn oder seiner hl. Mutter sich erheben. (Als Ersatz könnten m. E., falls dieser Teil des Planes an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern sollte, an die Stelle der Kapellen *Marterln* in sinngemäßer Ausgestaltung treten). Die Kosten der Errichtung sollen durch Beiträge von Familien aus allen deutschen Landen, vor allem aber aus den fränkischen Gauen, die den Verlust eines teuren im Heldenkampf gefallenen Angehörigen zu beklagen haben oder sonst von schwerem Kriegsleid heimgesucht worden sind, bestritten werden. So wird ihnen eine wertvolle Gelegenheit geschaffen in würdiger Weise ihren Helden zu ehren und für ein frommes Gedächtnis Sorge zu tragen. Denn jede Kapelle ist einer besonderen Gruppe von Helden geweiht, deren Seelenruhe das Beten der zu frommer Rast eintretenden Höhenpilger gelten soll. Damit aber auch die Gestalt der einzelnen in der betreffenden Kapelle zu ehrenden toten Kämpfer lebensvoll vor die Seele des Betenden trete, dazu mag ein in *jeder* Kapelle aufgelegtes, an einer Kette befestigtes oder in einem Schrein verwahrtes Heldenbuch dienen, das der jeweiligen unter alphabetischen Gesichtspunkten zusammengefaßten Heldengruppe gewidmet ist. Jede Familie wüßte dann, im Hinblick auf die Buchstabenfolge, in welcher Kapelle ihr teurer Held, gleichsam in die tiefe Gruft frommen Gedenkens gebettet, geehrt wird.

Und nun zum Schluß sei noch in wenigen Strichen ein *vierter* stimmungsvoller Rahmen gezeichnet, in den sich das Heldenbuch wirksam einfügen könnte. Gar viele Gemeinden bergen in ihren Mauern Stätten, wie ein Rathaus, ein Schloß, die vom Hauche einer großen geschichtlichen Vergangenheit, bedeutungsvollen geschichtlichen Geschehens umweht sind. Da könnte ein kleines *Kriegsmuseum* mit Schaustücken, die an den großen Weltkrieg gemahnen, eingerichtet werden. *Und an beherrschender Stelle müßte das Heldenbuch seinen Platz finden.*

Ich habe die Bilder, die ich in der Phantasie erschaute, mehr mit heimatlichen Farbentönen ausgestattet. Man wird mir diese Schollenliebe nicht verargen. Ich denke, sie werden um so lebenskräftiger wirken, je konkreter sie erfaßt sind. Gar manche deutschen Landschaftsbilder tragen ja verwandte Züge, die geeignet sind, die gegebenen, selbstredend noch ausgestaltungsfähigen Anregungen zu verwirklichen und so das schöne Ziel erreichen zu helfen: unsere toten Helden nicht *bloß in stummem Stein zu ehren, sondern in lebendigem Gedächtnis fortleben zu lassen.*



„Hindenburg=Kapelle".
Entwurf von A. Bachmann, München
Aus den Veröffentlichungen der Gesellschaft für christl. Kunst, München

Die Gedenkstätte im Heldenhain

Von Hochschulprofessor Dr. Joseph Engert, Dillingen a. D.

Das Denkmal ist ein ganz kleines, armes Zeichen der Dankbarkeit, welche die Gegenwart und Zukunft der Vergangenheit schuldet; ein kleines Zeichen, mag es auch noch so groß und kraftvoll über die Lande schauen wie das Hermanns=Denkmal im Westfalenlande. Zu ihm gehört die Erinnerung, und diese ist wie die treue Mutter, welche am Grabe ihres Kindes Wache hält, oder die alljährlich an den Gedenktagen von Geburt und hl. Sterben wallfahrtet zu dieser Stätte. Beide gehören aufs innigste zusammen, wie Form und Gehalt, wie Schein und Sein, wie Äußerlichkeit und Wesen. Aber nichts ist tödlicher für die Erinnerung als ein Denkmal, das nur Form und Äußerlichkeit, nicht naturgemäßen Ausdruck des Innern darstellt – einer abgebrauchten Münze vergleichbar, welche von Hand zu Hand geht. Wohl hat sie „Kurswert", aber keinen Eigenwert, nichts für sich, recht wie unser Papiergeld; für den, der sich der Entstehung erinnert, ein Denkmal schwerer Zeit, und sonst ein Gegenstand des Mißtrauens aus gesundheitlichen oder geldlichen Gründen.

1. Soll die Gedenkstätte im Heldenhain ihrem Gedanken gerecht werden. so muß sie in erster Linie der naturgemäße Ausdruck des Volksempfindens sein, ganz im besonderen gesagt, jener Gemeinde, welche an ihre großen Taten erinnert werden will.

Das ist gewiß ein grundlegender Mangel im sog. Berliner Programme für die Heldenhaine, daß es der berechtigten Eigenart von Volk und Gau in keiner Weise Rechnung trägt: es kennt nur ein Schema F für das ganze Reich; das erinnert nun doch zu sehr an die Siegesallee, Berliner Einerleiheit, um nicht sofort von selbstbewußter Sonderart abgelehnt zu werden. Und der schöne herrliche Rheingau, der unter der Denkmalschwärmerei unserer Zeit allmählich zu einer solchen „Denkmalstraße" im Großen wird, würde zu einem Nationalpark für müßige Touristen werden, die nach des Engländers Art dorthin wallfahren, weil „man so etwas gesehen haben muß". Das Herz dessen, der an seine Toten denken will, bliebe kalt, und spottlustige Wandervögel würden dort schöne Gelegenheit finden für Verse und sonstige Malereien.

Die Alten verstanden das besser, was ihrer Sonderart entsprach, und so kommt es, daß ihre Denkstätten nur dorthin passen, wo sie stehen. Allerdings mag die sichtende und prüfende Zeit manches fehlgelungene Mal entfernt haben, oder sie ließ es zugrunde gehen am eigenen inneren Unwert. Der letzte Grund, daß sie nicht so oft fehlgriffen, liegt aber sicher darin, daß sie nur bodenständige Meister wählten. Sie bestellten nicht eine Kirche oder ein Denkmal bei dem Allerweltskünstler in München oder Berlin, sondern nahmen sich den Meister, der in seinem Heimatboden wurzelte. Daher dies so innerlich Vertraute in unseren Kirchen und Kapellen, in unseren alten Häusern, die wie verwachsen sind mit dem Volksempfinden. Die Neuzeit fand nur wenige solcher Male. Zutreffend erschien mir immer das Bismarck-Denkmal am Hamburger Hafen: Bismarck als der riesenhafte Roland des deutschen Volkes; auch mancher Bismarckturm, der wie ein Felsblock aus seiner Umgebung gewaltig und beherrschend emporwuchs. Aber hoffentlich bleibt uns das Bismarck-Denkmal bei Bingen erspart, das uns einen Bismarck wie einen sitzenden Buddha zu bescheren drohte. Eines schickt sich nicht für alle, sonst könnte wieder landauf und -ab eine „traurige" Germania die Erinnerung an die furchtbare Zeit töten.

Es ist Sache des Künstlers, sich derart in das Volksempfinden zu vertiefen, daß er finde, was gar oft unbewußt und ungeklärt im Volk nach Ausdruck mit den Mitteln des Künstlers ringt.

2. Daraus ergibt sich sofort als Folgerung: Es muß möglichste Freiheit in der Wahl des Denkmales oder der Gedenkstätte in jedem Einzelfall obwalten, desgleichen auch in der Ausführung. Am tiefsten werden immer die Naturmale Eindruck machen; aber sie müssen dann doch bezeichnet sein für eine größere Umgebung als Male, und müssen demgemäß ein Erinnerungszeichen tragen. Dies Erinnerungszeichen kann, wie anderweitig hervorgehoben, ein Felsblock sein, der dem Platze ein besonderes Gepräge gibt. Es kann eine Kapelle sein, oder ein altes Bildwerk, entsprechend ausgestaltet. Nur muß es nicht immer

in der Mitte oder an einem sonst bestimmten Platze stehen. Für Bayern und für katholische Gegenden wird sehr stimmungsvoll eine Patrona Bavariæ wirken, die doch gerade im Kriege zur Schutzfrau Bayerns erhoben wurde. Ich möchte — als geborener Franke — auch wünschen, daß der Patrona Franconiæ ihr Recht werde; denn mit dem gemeinsamen Königshause sind doch die fränkischen Sonderarten nicht verwischt worden zu gunsten der altbayrischen.

Für uns, die wir den Krieg miterlebten, wird die Erinnerung immer eine tiefschmerzliche sein. Zu sehr denken wir der Toten, der Toten — und wir werden es nicht mehr sein, welche den Siegespreis des furchtbaren Ringens heimtragen werden. Zu sehr auch lebt in uns der Gedanke an die idealen, die religiösen Güter, um welche unsere Brüder gerungen: ob die höchste Macht in der Welt brutale Geldgier, blutige Rache, russische Vergrößerungssucht sei — oder nicht vielmehr die Gerechtigkeit, die Freiheit, die reine Vaterlandsliebe. So wird die Gedenkstätte immer einen religiösen Einschlag haben müssen, eingedenk dessen, daß nur ein gerechter Gott uns aus so gewaltiger Not retten konnte, und daß der Toten zu gedenken, ein „heiliger und heilsamer Gedanke" sei. Deswegen mag recht oft eine stille Kapelle, ein anregender Bildstock die Gedenkstätte bezeichnen, jenen Ort, wohin die trauernde Mutter ihr Leid trägt, um mit ihrem lieben Kinde allein zu sein; den Ort, wo die Kinder des Vaters gedenken, der mit seinem Blute ihnen Leben und Freiheit erkämpfte. Eine spätere Zeit wird anders denken — wir müssen unseren Gedanken, unseren Empfindungen Ausdruck geben, um unser Erlebnis zu verinnerlichen und zu vertiefen. Nichts würde dem Andenken an unsere gefallenen Brüder mehr entgegentreten als prunkvolle Denkmäler nach Art der vielen, die den 70er Krieg in uns aufwecken sollen mit ihrem Reden von Sieg und Triumph — und wir haben doch soviel schmerzliches Leid bei allen Siegen erlebt.

3. Wenn ich so sehr betone, daß unsere Gedenkstätten Ausdruck des Volksempfindens sein müssen, so ziehe ich daraus weiter die Folgerung, die in den Worten Heimatkunst und Heimatschutz beschlossen liegt. Die Gedenkstätte muß wie der seelischen, so auch der örtlichen Umgebung völlig entsprechen. Es darf nicht eine kleine Gemeinde, welche zufällig über einen reichen Kriegsgewinnler verfügt, ein riesenhaftes Denkmal bauen; es wird sich auch nicht empfehlen, landschaftlich überragende Punkte — sagen wir einmal den fränkischen Kreuzberg — zu einer Denkstätte bloß einer Gemeinde auszuwählen. Solche Punkte, welche die Gegend weithin beherrschen, gehören dem Ganzen — und warum soll gerade immer jede Einzelgemeinde eine eigene Denkstätte haben? Es wäre in einem solchen Fall sogar denkbar, Gedenkstätte und Heldenhain zu trennen; eine Gedenkstätte, etwa ein uraltes Kapellchen, für alle, und zumal die greisen Sieger zur Erinnerung, den Müttern und Vätern zugänglich, und den Hain für sich.

Es muß weiter darauf gesehen werden, in Ausführung und Stil, in Material und Umrahmung die Denkstätte der Umgebung anzupassen. Ganz undeutsch ist es, nicht-deutsches Material wie italienischen Marmor, schwedischen Porphyr u. a.

zu wählen; ebenso undeutsch ist es, sich undeutscher Vorbilder und Muster zu bedienen. Heimatkunst verlangt ferner die innigste Anpassung an den Charakter und die ganze Stilgebung von Dorf, Gemeinde oder Gau. Es muß vermieden werden, Gedenkstätten, solche Kapellen, Marterl oder sonstige Bildstöcke nach Franken zu setzen, die gerade der schwäbischen oder bayerischen Eigenart entsprechen. Heimische Anregungen, heimische Bauweise, heimische Sitte müssen hier richtunggebend wirken. Wir haben schon viel zu oft die schlimme Erfahrung gemacht, daß man für den Bau von Kirchen und Kapellen aus irgend einer Vorliebe heraus einen „Stil" wählte, ohne zu überlegen, ob derselbe nach Geschichte und Gegenwart zu dem Orte paßte, für den der Bau bestimmt war. Möge derselbe Fehler nicht auch jetzt bei dem Bau der Gedenkstätten gemacht werden.

Eine letzte Frage ist die der Inschriftengebung an der Gedenkstätte. Dieselbe wird sich beantworten aus der Wahl derselben, ob einfaches Mal, oder Bildwerk oder Kapelle. In der letzteren könnten die Einzelnamen gewiß trotz der Überzahl eine Stätte finden; bei den ersteren wird es nicht gut möglich sein. In allen Fällen wird gelten: Je prunkloser und einfacher, desto mehr der Zeit und den großen Ereignissen angemessen. Zugleich soll darauf gesehen werden, daß die Inschrift auch gut lesbare Typen verwendet.

Möge die große Zeit und das große Erleben jene Künstler finden, welche formengroß und schön den rechten Ausdruck finden.

Praktische Winke für die Anlage von Heldenhainen

Von k. Universitäts-Syndikus Dr. Alfons Günder, Würzburg

Gern und dankbar denke ich der Jahre, die unser Regiment zum Schutz unseres deutschen Grenzwaldes in den Vogesen verbrachte. Mag auch so manche Kuppe und so mancher Hang, worauf einst die stolzen Tannen rauschten, zur kahlen Wüste geworden sein, vielfach ist des Waldes Schattengrün doch noch erhalten geblieben. Es stärkt Nerven und Seele unserer Krieger, wenn sie müde und krank geworden sind vom harten Dienst, von der Sehnsucht und der Sorge um die Lieben in der Heimat; es deckt im Kriegsfriedhof aber auch die letzte Ruhestätte unserer Helden, welche treu ihr Leben geopfert als Hüter des Waldes an des Reiches Grenze.

Denen aber, die wieder in die Heimat kehren dürfen zu Sieg und Frieden, bleibt der schöne Bergwald stets eine liebe Erinnerung; sinnend kehren die Gedanken immer wieder zu ihm zurück. Welche Freude ist es ihnen da, zu hören, daß die Heimat ihnen Stätten bieten will, so recht geeignet und passend für ihr Sinnen und Träumen, daß das Vaterdorf seine rückgekehrten Streiter ehren und erfreuen will durch Schaffung von Heldenhainen. Eifrig und freudig würden sie ihre Kräfte dem neuen, schönen Werke widmen; allein sie wissen nicht, wie anfangen. Ihnen und allen denen, die mitschaffen wollen hieran, mögen diese Zeilen ein paar Fingerzeige geben zur Förderung ihrer Arbeit.

Vor allem gilt es, die Allgemeinheit für den neuen Gedanken des Heldenhaines zu interessieren und zu erwärmen durch Hinweis auf seinen echt deutschen Ursprung, seine Bedeutung im Rahmen des gesamten Heimatschutzes als praktischer Natur- und Pflanzenschutz, seinen Nutzen als Unterschlupf und Nistgelegenheit für unsere Vogelwelt, als reiche Fundgrube von Honig für die Bienen des Imkers, als Schützer gegen Staub und Trockenheit, seine Wirkung für Ausschmuck, Belebung und Gliederung der Landschaft usw. Vielleicht sind mancherorts auch Bedenken frommer Seelen zu zerstreuen, die im Heldenhainkultus einen Rückfall in das alte germanische Heidentum fürchten.

All diese Aufgaben werden erfüllt durch aufklärende Aufsätze in der Tagespresse. Sollte diese aber nicht genügend Raum bieten, um auf alle Einzelheiten



Eine Baumgruppe ummauert; in der Mauer Gedenknischen
Entwurf von Prof. Em. von Seidl, München

einzugehen, so empfiehlt es sich, darin des öfteren empfehlend auf die Schrift Dr. Ankenbrand's über Heldenhaine und Heldenbäume hinzuweisen. Dort findet jeder eingehende Auskunft über alle einschlägigen Fragen und kann vielerlei Anregungen für die Art der Anlage schöpfen. Insbesondere ist darin jede Einseitigkeit vermieden, die etwa nur eine bestimmte Form als die einzig richtige und durchführbare erscheinen ließe.

Auf diese Weise vermag der Gedanke des Heldenhains auch in weiteren Schichten Fuß zu fassen. Und wie immer „gut Ding Weile haben" will, so heißt es auch hier nicht alsbald schon zum Spaten greifen, um die Rodung zu beginnen. Nein, man sorge zunächst nur dafür, daß die einmal erblühte Idee

nicht wieder verkümmere, sondern bis nach dem Kriege zur schönen Frucht heranreifen könne. Dabei übersehe man nicht, daß nicht nur die Gemeinden berufen sind, solche Haine zu schaffen. Viele Vereine in Stadt und Land pflegen schon jetzt Beratungen, auf welche Weise sie ihre gefallenen Mitglieder ehren wollen; gerade sie, die Studentenkorporationen, der Turnerbund, der Sängerkreis, der Krieger- und Veteranenverein, und wie sie alle sich nennen mögen, wären geeignete Träger des neuen Gedankens. Je nach den verfügbaren Mitteln könnten sie ihren Helden, statt aus totem Stein und Erz, ein lebend grünend Naturdenkmal stiften: Ein armer, kleiner Verein mag sich mit Pflanzung eines einzelnen Baumes begnügen, dafür hat ein anderer wieder umso reichere Mittel, um eine desto prächtigere Anlage schaffen zu können. Wo anders wieder treten alle Vereine zusammen, um mit vereinten Kräften einen gemeinschaftlichen Plan durchzuführen.

Ist so der notwendige Kreis von Mitarbeitern gewonnen, so darf man doch nicht müßig die Hände in den Schoß legen, wenn auch das Werk erst nach dem Kriege entstehen soll. Alle müssen jetzt schon zur „Arbeitsgemeinschaft" zusammentreten, der Bürgermeister, der Pfarrer, der Lehrer, der Künstler, der Geschäftsführer des Kriegervereins mit dem für Fremdenverkehr und Verschönerung, für Gartenbau, für heimische Kunst und Geschichte usw. Denn gar mancherlei sind die Vorbereitungen, die schon jetzt zu treffen sind.

Zunächst muß Klarheit geschaffen werden, wo die neue Anlage entstehen und welcher Art sie sein soll. Als selbstverständlich sei hier nur nebenbei erwähnt, daß nicht alle Heldenhaine nach einem und demselben Plan angelegt werden dürfen, wie dies seinerzeit von der „Berliner Arbeitsgemeinschaft" gefordert wurde. Vielmehr wird der Entscheid verschieden ausfallen je nach Art der bereits vorhandenen Anlagen, des gesamten Landschaftsbildes, der Ausdehnung des zur Verfügung stehenden Raumes, der Nebenzwecke, die sogleich mitverfolgt werden wollen, nach der Höhe der verfügbaren Mittel usw. Ein Ort ist bereits im Besitz einer schönen Baumgruppe, die nur noch der Einfassung mit Busch und Strauch bedarf, um zum Heldenhain zu werden, an einem andern Platz ist eine malerische Felspartie, die nur noch die Anpflanzung einiger Zierbäume erfordert; hier lädt eine einsame Kuppe zur Neuanlage ein, dort läßt sie sich natürlich einem Wasserlauf anschmiegen usw. In einem Fall gebietet sich die Einfügung eines Kunstdenkmals, wie einer Kapelle, eines Standbilds, einer Gedenktafel, in einem andern hat die Natur selbst einen Schmuck — einen Fels, eine Grotte, eine Quelle — geboten, dessen ganze Wirkung durch künstliche Zutaten nur verdorben würde. Der eine Boden eignet sich vorzüglich zur Eichen-Pflanzung, anderwärts würden sie nach kurzer Zeit elend verkümmern. Eine Gegend mit hervorragend entwickelter Bienenzucht mag vielleicht zur Wahl von Bäumen führen, die sich besonders zur Honiggewinnung eignen; ein andermal mag es angebracht erscheinen, eine Gruppe von Obstbäumen zum Heldenhain zusammenzufassen.

Vielfach sind Nützlichkeits-Erwägungen maßgebend für die Auswahl des Platzes: Ist die Gemarkung klein und hochfruchtbares Ackerland, so kann der

Hain im Dorfe selbst oder an seinem Rand entstehen; bei Zwang zur räumlichen Ausdehnung des Ortes, reger Bautätigkeit und dergleichen wird er sich weiter von der Siedelung entfernen. Bald fordert die künstlerische Wirkung seine Anlage im tiefen Tal, bald beut sie seine Entstehung auf stolzer Höhe.

Hat man sich so über Ort und Art der Anlage geeinigt, so versäume man nicht, auch das Gutachten weiterer Sach- und Kunstverständiger einzuholen. Gerne werden sich Mitglieder von Volkskunde- und Heimatvereinen, von Künstler-Vereinigungen und Naturfreunde mit ihrem Rat vernehmen lassen; der bayrische Landesschutz für Naturpflege im königlichen Staatsministerium des Innern, die Landesberatungsstelle für Kriegergräber im Kultusministerium, die übrigen Verwaltungsbehörden, auch der Verein für christliche Kunst in München u. a. sind gerne zur Auskunfterteilung bereit.

Aber auch an die Aufbringung der Mittel muß frühzeitig gedacht werden. Gerade beim Heldenhain ist es ja in vielen Fällen möglich, mit geringen Mitteln ein schönes Denkmal zu schaffen; allein einige Kosten sind auch hier nicht zu vermeiden. Darum ist es ratsam, zugleich mit jedem Plan auch einen Voranschlag der Schaffungs- und Erhaltungskosten zu verbinden; vielleicht wird auch er maßgebend sein für die zutreffende Wahl. Besonders günstig ist es natürlich, wenn sich vermögliche Gönner mit größeren freiwilligen Spenden finden; wenn dies nicht der Fall, so gründe man einen Zweckverein, der durch Einhebung regelmäßiger Beiträge die nötigen Gelder aufbringt; dazwischen eine Sammlung bei den Außenstehenden kann nur von Nutzen sein!

Zum Schluß sei noch ein Punkt kurz berührt: Es ist eine allgemeine Erfahrungstatsache, daß völlig neue Ideen zwar Einzelne zu erfassen und zu begeistern vermögen; die große Mehrzahl wird sich aber umso leichter mit ihnen befreunden, je mehr Anklänge an bereits Vorhandenes sie aufweisen. So auch beim Heldenhain! Seine Einführung wird umso leichter fallen dort, wo er mit dem Volksleben der Gegend, mit alten Volksgebräuchen in Zusammenhang gebracht werden kann. Darum sei man darauf bedacht, die mancherlei von Alters überkommenen örtlichen Feste, Gedenkfeiern, Umzüge, Festreden u. dergl. dorthin zu verlegen; insbesondere ist es ein naheliegender Gedanke, alljährlich einen Ehrentag unserer Helden, einen Erinnerungstag des heiß ersehnten Friedensschlusses, gerade in diesem Haine abzuhalten!

Und nun, allerorts frisch ans Werk! Möge der Allgütige uns bald ein Ende der Kriegesmüh' und -not bescheren; möge es unserem deutschen Volk in Stadt und Land bald vergönnt sein, im festlichen Heldenhain den neugewonnenen Frieden zu feiern!





Helden — Vater und Sohn

Ein Erinnerungsblatt
dem langjährigen Leiter der Würzburger Musikschule

Hofrat Dr. Carl Kliebert

geb. am 13. Dez. 1849, gest. am 23. Mai 1907

und seinem einzigen Sohn, dem Syndikus des bayerischen Städteverbandes
und Hauptmann der Reserve

Dr. Hans Kliebert

geb. am 23. Sept. 1882, gefallen auf dem Felde der Ehre am 20. Sept. 1917.

Gewidmet von Prof. Dr. **Robert Piloty** (Würzburg)

Es ist mir Bedürfnis, Vater und Sohn Kliebert in diesem Blatte zu vereinen, so wie ich im Geiste das Bild dieser beiden außerordentlichen Männer aus eigenem Erkennen und Erleben vor mir sehe; denn verbunden sind sie durch das ewige Band väterlicher und kindlicher Liebe, durch gleiche Art des festen Charakters und edlen Strebens und durch eine äußerlich zwar verschiedene, im Wesentlichen aber verwandte Art ihres Schicksals, verbunden sind auch wir ihnen Beiden als Genossen ihrer gemeinsamen Heimat Würzburg. Die Verwandtschaft ihres Schicksales erblicken wir in ihrem Heldentum, denn wie der Sohn am frühen Morgen des 20. September 1917 im Kampfe gegen den anstürmenden Feind tapfer Stand haltend, in der Vollkraft der Jugend fiel und noch im Tode die seiner Führung anvertraute Schar zur Wehr um sich zusammenhielt und durch sein Vorbild begeisterte, so war auch sein Vater als ein Muster der Pflichterfüllung und in voller Hingebung aller Kraft an Beruf und Aufgabe als ein Führer vorzeitig und um ein hohes Ziel kämpfend aus dem Leben geschieden.

Mühsamer als dem Sohn mochte es dem Vater bereitet sein, die ersten Stufen seines Berufslebens zu ersteigen, bis ihm in dem zu seiner Zeit mächtig einherflutenden Strom deutschen Musiklebens eine feste Stelle und klar umschriebene Aufgabe zufiel, der er dann sein ganzes Leben bis in das höhere Mannesalter hinein emsig wirkend widmen und an deren immer reichlicher wachsenden und reifenden Früchten er sich Jahrzehnte lang erfreuen durfte.

Dem Sohn war sorgende Elternliebe als schirmende Begleiterin länger beschieden als dem Vater in strebsamen Jugendtagen. Ausgiebige, nie gestörte

Studienzeit führte den für das Interesse an Staat und Recht, wirtschaftlichen und sozialen Fragen früh erwachten Geist des Jünglings auf wohlbereitetem Schul- und Studiengang leicht und siegsicher über alle Schwellen und in die Vorhallen eines weiten und aussichtsvollen öffentlichen Berufes. Schon wirkte der Hochbegabte in verantwortungsvoller und arbeitsreicher Stelle, schon blühte junges Leben dem jungen kraftvollen Vater aus frühgebautem Nest, als auch ihn der Schlachtruf zu dem Kampf für Ehre und Dasein des geliebten Vaterlandes berief. Drei volle Kriegsjahre reiften den lange Zeit als Verpflegsoffizier tätigen, zuletzt in vordersten Reihen tapfer Kämpfenden, bis ihn als Führer des Bataillons im Nahkampfe die tödliche Kugel traf.

Eine Verbindung hoher Gaben des Geistes und Charakters in selten hohem Grade und feiner Mischung zeichnete Vater und Sohn gleichmäßig aus. Es parte sich jene Strenge gegen sich selbst mit jener Liebenswürdigkeit gegen Andre, wodurch außerordentliche Menschen, sich selbst kaum bewußt, getragen sind und die Schwere des Lebens im Flug und Sonnenschein ihres eignen Wesens zu überwinden vermögen.

Dem Vater war es vergönnt, ehe er sein arbeitvolles Leben beschloß, auf weite Wege erfolgreichen Wirkens zurück zu blicken, denn ihm war es gelungen, eine vor ihm in ihren Anlagen vorbereitete Schule der Musik zu einer Musteranstalt zu erheben, von der aus unter seinem leichten Führerstab Können und Verständnis in tausende von Schülern überströmte, ein Aufführungs-Programm von großer Breite und Tiefe in Meisterwerken aller Zeiten zur Durchführung gelangte und das gesammte Musikleben der Stadt Würzburg auf eine hohe Stufe reinster Darbietungen und Genüsse fortschreitend sich entfaltete. Seine Verdienste um Würzburgs musikalische Kunstentwicklung sind von allen Seiten erkannt und oft gewürdigt worden. Karl Kliebert's Name steht nicht nur in Ehren eingetragen für alle Zeiten in die Annalen der Würzburger Musikgeschichte, sondern er ist auch im Reigen der besten Förderer deutschen Musiklebens überhaupt ein hochgeachteter, ist doch keine Kunst so sehr wie die Kunst der Töne in ihrem rythmischen Fluge durch die Zeit bedingt durch den festen Boden einer mit sicherer Hand geleiteten und auf gediegenen Grundlagen emsig arbeitenden Anstalt und hat doch Kliebert diese Bedingung für Würzburg in 32jährigem Wirken in glänzender Weise erfüllt.

Anders war es dem Sohne beschieden. Wer den Aufstrebenden als Jüngling und jungen Mann im Eifer lernenden Ergreifens durch Jahre beobachtet hat, der mußte dem reifen Manne im Staatsleben ein hohes Ziel weit über dem Durchschnitt versprechen. Aber ihm wie so vielen von unseren Besten wurde der Krieg die Brücke zu jener anderen Art von Vollendung, deren letzte Bedeutung wir Sterbliche nur ahnen, nie aber begreifen können.

Als ich im Januar 1889 von München nach Würzburg übersiedelte, um dort Familie und Beruf zu begründen, war es ein Kreis liebenswürdiger älterer Gelehrter von hohem Rang, in dem ich mit meiner jungen Frau freundlichste Aufnahme fand. In diesem Kreise lernte ich auch den rüstigen, vierzigjährigen

Meister der musikalischen Welt Würzburgs kennen. Ich erkannte sogleich, daß hier ein Mann von Geist und ungewöhnlicher Tatkraft das musikalische Leben in Schule und öffentlichen Darbietungen nach richtigen Grundsätzen vollkommen beherrschte. Der unermüdliche Organisator der Musikschule und Leiter der Concerte belebte mit seinem Zauberstabe Lehrer und Schüler, brachte die größten und besten orchestralen und gesanglichen Werke der Tonkunst aus alter und neuer Zeit zu mustergiltigen Darstellungen, zog beste ausübende Kräfte heran und wußte auf diese Weise in den regelmäßigen Aufführungen der Musikschulconcerte und bei außerordentlichen festlichen Gelegenheiten der Musik in Würzburg eine fruchtbare Stelle allseitiger Entwicklung zu geben.

Ich sehe noch im Geiste die schlanke Gestalt des Dirigenten vor mir, der auch die umfangreichsten Chor- und Orchesterwerke auswendig und ohne Partitur zu leiten pflegte und mit leichter Führung das einheitliche und in allen Einzelheiten harmonisch durchgearbeitete Bild des Tonwerkes aus den Seelen der Künstler und Instrumente zu heben und in die Seelen der Hörer zu tragen wußte, sodaß man in ihm den wahren Repräsentanten des Tondichters selbst vor sich zu sehen glaubte. Daß solche Wunderleistung nur möglich ist auf der Grundlage eines umfassenden und tiefen Wissens und einer unablässigen Arbeit, weiß jeder Eingeweihte. In dem schlichten Lebensbilde, welches Reimund Heuler von Karl Klieberts Wirken nach dessen Heimgange entworfen hat, finden wir einen guten Erklärer des Entwicklungsganges und der Lebensarbeit dieser für Würzburgs Kunst und Kulturgeschichte so bedeutsamen Persönlichkeit [1]. Kliebert selbst hat in verschiedenen Schriften, besonders aber in seiner Denkschrift zum hundertjährigen Bestande der Musikschule Zeugnis davon abgelegt [2].

Bei häufigen Gelegenheiten, besonders nach Concerten, wenn die Künstler in der begeisterten Erregung noch das Bedürfnis hatten, in traulichem Kreise einige Stunden plaudernd zusammenzusein, wurde auch mir die Freude zu Teil, Genosse solcher Unterhaltungen zu sein. Hier war es, wo ich dem Vater Kliebert näher kam, wo sich manchmal seine schweigsame Zunge löste und wo ich ungezwungenen Einblick in die innersten Gründe seines Strebens und Wirkens erhielt. Ich erkannte hier vor Allem den tiefen Ernst seiner musikalischen Grundanschauungen und die organisatorische Kraft seiner Gedanken. Solche Zusammenkünfte wurden mit den Jahren häufiger und unser Verkehr gewann eine neue Note, als Klieberts Sohn Hans heranwuchs und als Studierender der Rechtswissenschaft, die ja auch das Anfangsstudium des Vaters gebildet hatte, in das Maximilianeum in München eintrat.

Mit rührender Hingebung und Besorgtheit folgte der Vater dem beruflichen

---

[1]) Reimund Heuler, Würzburg. Hofrat Dr. Karl Kliebert weiland Direktor der Kgl. Musikschule Würzburg. Biographische Skizze. Würzburg. Verlag von Richard Banger Nachf. (A. Örtel) Musikalienhandlung 1907.

[2]) Die Kgl. Musikschule Würzburg, ihre Gründung, Entwicklung und Neugestaltung. Denkschrift aus Anlaß des 100 jährigen Bestehens der Anstalt 1804 – 1904 verfaßt von Hofrat Dr. Kliebert. Würzburg H. Stürtz 1904.

Entwicklungsgang des hochbegabten und tüchtigen Sohnes. Der Entschluß, den Sohn aus dem Haus zu geben, fiel ihm nicht ganz leicht. Öfter sprach er darüber mit mir und drückte die Hoffnung aus, daß Hans in München neben den Studien auch Gelegenheit finden möge, durch Anschluß an bedeutende und führende Männer der dortigen Gesellschaft in seinen allgemeinen Anschauungen von Staat und Leben fördernd beeinflußt zu werden. Hans Kliebert glich dem Vater in vielen Anlagen, besonders in dem unbedingten Pflichtgefühl und der Begeisterungsfähigkeit für alles Große und Ideale. Die musikalische Ader war nicht so stark entwickelt, dafür aber um so mehr der Sinn für das öffentliche Interesse in Staat und Recht. Ich erinnere mich einmal nachts dem jungen Manne begegnet zu sein, wie er heimkehrend von irgend einer studentischen Zusammenkunft an einer Straßenkreuzung mit einigen Freunden zusammenstand und in lebhaftes lautes Dozieren über ein juristisches Problem so vertieft war, daß er mich nicht erkannte und als ich etwa nach einer halben Stunde wieder an derselben Stelle vorüber kam, sah ich ihn noch immer in seinem kleinen Kreise stehen und dozieren. Dem akademischen Gesangsverein gehörte er mit seinem ganzen jugendlichen Anschlußbedürfnis und mit Begeisterung für dessen Ziele an. Die Universität absolvierte er nach dem vorgeschriebenen 4jährigen Studium mit vorzüglichem Erfolg im Sommer 1904. Daran schloß sich sein Einjährigendienst im Würzburger 9. Infanterieregiment an, durch den er sich die besondere Schätzung seiner Vorgesetzten und die Qualifikation zum Reserveoffizier erwarb. Oft begegneten wir uns seither zu flüchtiger Begrüßung, manchmal auch zu ernstem Gespräche. Mein besonderes Interesse an Hans Kliebert wuchs durch die Unablässigkeit seines Eifers auch für die Theorie des Rechtes. Im Doktorexamen, das er in unserer Fakultät am 16. Januar 1907 ablegte, promovierte er mit einer ausgezeichneten Arbeit über „die Auflage, eine dogmatische Studie aus dem bürgerlichen Recht und mit der selten erteilten Note „summa cum laude“. Das Referat über seine Arbeit wurde von Professor Ernst Mayer erstattet und lautete: „Die Arbeit ist eine ungewöhnliche Leistung. Der Verfasser führt seinen glücklichen Gedanken mit eindringender Kenntnis der Literatur durch und zieht im Urteil die Folge. Die Arbeit eignet sich in allen Stücken zur Dissertation".

Seine Rechtspraktikantenzeit beschloß der im Jahre 1908 mit sehr guter Note absolvierte Staatskonkurs. Nach kurzer Tätigkeit als Hilfsarbeiter an der Handelskammer in Würzburg und als Regierungsakzessist in München 1908/1909, trat er in die feste Stelle als Syndikus des bayerischen Städteverbandes am 4. März 1910. Welches Ansehen er sich durch seinen unermüdlichen Fleiß und seine große Geschicklichkeit in praktischen Fragen dieser großen sozialen Neugründung erwarb, geht aus einem Schreiben hervor, welches der gegenwärtige Vorsitzende dieses Verbandes, der Oberbürgermeister von Augsburg, auf Ersuchen am 12. März 1918 an mich richtete. Es heißt darin: „In dieser Eigenschaft (als Syndikus) oblag ihm neben der Leitung der Geschäftsstelle dieses Verbandes die Erstattung von Auskünften und Gutachten auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung, sowie die Erstattung von Referaten in den Sitzungen. Hiebei hat er sich in jeder

Hinsicht ganz vortrefflich bewährt. Er zeigte für die den Gemeinden zukommenden Aufgaben hervorragendes Verständnis und verwertete sein reiches und vielseitiges Wissen zum Nutzen der Städte in einer Weise, die allseitige Anerkennung gefunden hat. Sein Hinscheiden am 20. September 1917 bedeutete daher für alle dem Städteverbande angegliederten Gemeinwesen einen schweren Verlust und wurde allgemein aufs tiefste bedauert".

Als im Jahre 1908 eine neue, dritte Auflage meines Kommentars zu den Unfallversicherungsgesetzen vom 30. Juni 1900 nötig wurde und ich durch die Übernahme der neuen Auflage zu Max von Seydels bayerischem Staatsrecht voll in Anspruch genommen war, übernahm auf mein Ersuchen Hans Kliebert die Bearbeitung der Nachträge zur neuen Auflage der Unfallversicherungsgesetze und leistete diese mühsame Arbeit mit großem Fleiß und in einer so vorzüglichen Weise, daß dadurch das beliebte Werk auf dem Laufenden blieb. Eine ebenfalls vorzügliche literarische Leistung ist sein Sachregister, welches er zu den ersten 25 Bänden des Archivs des öffentlichen Rechtes herstellte, eine Arbeit die nur ein Mann von solch umfassendem Wissen und gründlichem Fleiße leisten konnte und die ihm den Dank der ganzen wissenschaftlichen Welt einbrachte.

In Theorie und Praxis des öffentlichen und bürgerlichen Rechtes wie nur Wenige bewandert, an schwere Arbeit gewöhnt und voll von edelstem Streben für das Gemeinwohl gehörte Hans Kliebert in die vorderste Reihe derer, von denen mit Sicherheit vorauszusagen war, daß ihnen eine führende Stelle im Leben des Staates in Aussicht stehe. Der stahlharte Wille zur Pflicht und der klare Kopf hatten sich vom Vater auf den Sohn vererbt und Alle, die dem Vater und dem Sohn Kliebert näher stehen durften, wissen, was das Vaterland, was insbesondere Würzburg an dem allzufrühen Heimgang dieser ausgezeichneten Männer eines vorzüglich tüchtigen, nun im Mannesstamm erloschenen Geschlechtes verloren haben.

Ich sah Hans Kliebert nur ein einzigesmal während des Krieges und dies war, als er an einem der ersten Mobilmachungstage radfahrend auf dem Wege zur Neunerkaserne an mir vorüberflog. Wir grüßten uns und dachten wohl Beide nicht, daß es der letzte Gruß sein sollte.

Die große Tragik dieses jungen, edlen Lebens wird durch nichts besser geschildert als durch den Brief, welchen der Oberst und Regimentskommandeur des 9. Inf.-Regts. Jordan am 16. Januar 1918 an die junge Witwe des gefallenen Helden geschrieben hat. Dieser Brief lautet:

Im Felde, 16. 1. 1918.

Hochverehrte gnädige Frau!

Durch einen Brief des in englischer Gefangenschaft befindlichen Bataillons-Adjutanten III. / Ref. 4, Herrn Leutnant Alfons Schäfer, wurde dem Regiment leider die traurige Gewißheit, daß Ihr Herr Gemahl am 20. Sept. 1917 vorm. 6.40 nach hartnäckigster Verteidigung durch englisches Infanteriegeschoß den Heldentod für sein Vaterland fand.

Ich bitte Sie, hochverehrte gnädige Frau, das innigste, tiefgefühlteste Beileid des ganzen Offizierskorps des Regiments entgegenzunehmen.

Wir haben in Ihrem Herrn Gemahl einen der Besten aus unseren Reihen verloren.

Seine vorbildliche Thätigkeit während seiner ganzen Zugehörigkeit zum Regiment und hauptsächlich am 20. September 1917 fand in einem Bericht an eine vorgesetzte Stelle folgende Würdigung:

„Mitten in dieser Zeit, in der an Offizier und Mann – die seit fast 3 Wochen ununterbrochen eingesetzt waren – unerhörte Anforderungen herantraten, unternahm das III. Bataillon, geführt von Hauptmann d. R. Kliebert, am 18. 9. 17 die vorderste Linie als Kampftruppenbataillon.

Mit unglaublicher Energie u. ohne jede Rücksicht auf persönliche Gefährdung setzte Hauptmann Kliebert durch häufige Kontrollgänge bei Nacht, durch unausgesetzte Beobachtung bei Tage alles daran, für den erwarteten Stoß der Engländer bereit zu sein und mit stolzer Freude erzählen die wenigen durch glücklichen Zufall Geretteten von einer Anerkennung, die ihr verehrter Führer ihnen spendete und von dem unermüdlichen Eifer, mit dem Hauptmann Kliebert die Bereitschaft seiner Kompagnien prüfte.

Nach einer kurzen, aber um so gewaltigeren Feuerwelle, die an Intensität alles bisher Erlebte übertraf, traten am 20. 9. 17 vormittags gegen 6 Uhr die Engländer in dichten Massen zum Angriff an.

Hauptmann Kliebert, der die Gefahr des Augenblicks erkannt haben mochte, sprang trotz des furchtbaren englischen Abriegelungsfeuers aus seinem Unterstand, feuerte alle in der Umgebung liegenden zum Widerstand bis zum Äußersten an, befahl ein Maschinengewehr auf den Block seiner Befehlsstelle und begab sich zur besseren Beobachtung und Verteidigung auf den Unterstand selbst. Alle zum Teil bereits aus der überflügelten vorderen Linie, die gegen erdrückende englische Übermacht zu kämpfen hatte, vorbeikommenden Mannschaften riß er mit unwiderstehlicher Energie zu sich heran und vermochte sie, von rechts schon fast umgangen, zum letzten Widerstand anzufeuern. Da traf den trefflichen, nur vom Gedanken an seine höchste Pflicht beseelten Mann die tödliche Kugel. Noch ehe die Engländer an die mit gleicher Tapferkeit weiterkämpfenden Verteidiger der Befehlsstelle herangekommen waren, starb er einen raschen, sanften Tod.

Hauptmann d. R. Kliebert war nicht nur der tadellos schneidige Offizier, als den er sich in seinen letzten Stunden erneut bewiesen hat, er war ebenso ein gerechter und für seine Leute herzlich besorgter Vorgesetzter, der an allen ihren Angelegenheiten warmen Anteil nahm. Zuerst als Verpflegsoffizier, dann als Bataillonsführer hat er in zahllosen Fällen bewiesen, wie sehr er das schönste Vorrecht, die „nie rastende Fürsorge für das Wohl seiner Mannschaft" einschätzte. Selten ist das Scheiden eines Offiziers der Gegenstand so aufrichtigen und herzlichen Bedauerns allerseits gewesen, wie der Heldentod dieses als Mensch und Offizier so hervorragenden Mannes".

Möge Ihnen, sehr geehrte gnädige Frau, das Bewußtsein, daß Ihr Herr Gemahl seine heilige Pflicht gegen Kaiser und Reich bis zum letzten Atemzug in vorbildlichster Weise erfüllte und dadurch dem Vaterlande unschätzbare Dienste leistete, einen kleinen Trost im großen Schmerze bieten. – In vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster Jordan, Oberst und Regimentskommandeur.

Aus den Reihen der Besten unter den Lebenden seines Volkes jäh herausgerissen, ist nun auch Hans Kliebert in den Heldensaal blühender deutscher Jugend eingegangen, deren Tod vor allen Anderen die Rettung und den Sieg der deutschen Sache besiegelt. Indem wir uns in den Sinn ihres frühen Todes zu vertiefen suchen, reihen wir sie ein in den Reigen einer Vorwelt und Überwelt, zu deren voller Würdigung uns der Maßstab fehlt und zu deren Höhe nur unvergängliche Liebe vorzudringen vermag und auch sie wohl nur, wenn sie sich vertrauensvoll der Führung eben jener Kunst menschlichen Geistes überläßt, von deren geheimnisvollen Gesetzen das Lebenswerk des Vaters Kliebert Zeugnis gibt, denn nur die Musik hat noch Formen für eine Totenklage, die das Unbegreifliche auch des größten Menschheitsschicksals mit den unbekannten Fernen alles Menschlichen

harmonisch zu verbinden weiß. Die schöne versöhnende Darstellung des christlichen Mythus, daß der ewige Vater den Sohn nach seinem Erdenwandel in seinen himmlischen Schoß aufnimmt, erfüllt und befriedigt selbst einen Teil des Schmerzes, der uns Sterbliche nur bis an die dunkle Pforte dieses Geheimnisses hinzudrängen vermag. Aus dem Innern jener anderen Welt aber kündigt uns die Musik in ihren vollendetsten Weiheklängen noch etwas von dem Sinn jener mythischen Vorstellung: Vater und Sohn zur unlösbaren Einheit verbunden! Es ist vollbracht! Inmitten des noch unvollendeten Lebens ist die Aufgabe gerade dieses Lebens schon erfüllt.



Ein sonniger Gruß

(Dem Dichter G. M. Conrad zugeeignet)

Ich habe ein Sonett, das mir geglückt!
Der Wald singt drin im lautesten Chorale,
von nah gleicht's einer perlenvollen Schale,
von fern dem Stern, der licht den Himmel schmückt.

Drin preßt der Freund des Freundes Herz, entzückt
hängt Lipp an Lippe drin im Mondenstrahle,
drin singt der Faun sein Lied hinab zum Tale
und seufzt die Echo, die der Gram bedrückt.

Geb ich's dem Kaiser, daß er Gold mir schenke?
Geb ich's dem Papste, für mein Heil zu beten?
Der Maid für's Blümlein um ihr zu gefallen?

Wie schwer die Wahl, wen ich damit bedenke!
Halt! Mein Sonett, ich geb es dem Poeten,
den, der versteht's am besten doch von allen.

Eduard Mayr



Herkunft des Namens Würzburg

Von Dr. Bernhard Lindmeyr

ie Namensforschung, insbesondere die Erklärung der Ortsnamen hat ihren ganz besonderen Reiz. Werden doch durch sie nicht selten da, wo Urkunden oder andere wissenschaftliche Anhaltspunkte fehlen, bisher ins Dunkel gehüllte Anfänge aufgehellt oder ungeahnte Zusammenhänge und Beziehungen ermittelt und die toten Namen werden Zeugnisse aus einer Zeit, aus der keine anderen Denkmäler zu uns reden. Da aber die Ortsnamen nur in seltenen Fällen ihre ursprüngliche oft noch in die urgermanische Vorzeit zurückweisende Form bewahrt haben, dieselbe vielmehr häufig, ja schon zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Aufzeichnung durch die natürliche Fortentwicklung der Sprachformen, durch mundartliche Entstellungen, volkstümliche Erklärungen und Umdeutungen bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet oder verunstaltet ist, so ist der Forscher oft vor beinahe unlösbare Schwierigkeiten gestellt. Nur wer gründliche Kenntnis der sprachlichen Entwicklung und der betreffenden Mundart, der Geschichte und ihrer Nebendisziplinen vor allem der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte besitzt und diese in den Dienst strengwissenschaftlicher Methode stellt, darf hoffen, durch die oft verschlungenen Pfade der Forschung hindurch zu einem wenn auch nicht immer unbedingt sicheren Schluß zu kommen.

Diese Voraussetzungen erfüllt eine Arbeit, die jüngst J. Schnetz dem Namen der unterfränkischen Hauptstadt Würzburg gewidmet hat [1]. Obwohl die Versuche den Namen der Stadt zu erklären fast so alt sind wie seine Überlieferung, wurde bis zuletzt eine nach sprachwissenschaftlichen und historischen Gesichtspunkten einwandfreie und völlig befriedigende Erklärung nicht gegeben. Nicht zu reden von den unmöglichen Herleitungen des ersten Bestandteiles der Zusammensetzung aus dem Lateinischen (von vir „Mann" oder einer Pluralform viridia oder viridiaria „grüne Gewächse") oder den noch unhaltbareren von Personennamen (von einem Wirto oder Wircus, einem angeblichen Erbauer der Burg oder einem späteren

---

[1]) Herkunft des Namens Würzburg von Joseph Schnetz, Programm (80 S.) des Gymnasiums Lohr 1916.

bedeutenderen Besitzer, oder von einem fingierten Wirzo, Werzo), geschweige denn von den Verirrungen, zu denen völlig willkürliche oder phantasievolle mythologische Deutungen (W. = ein weiblicher Eigenname) geführt haben: auch die Ableitungen von dem althochdeutschen Namen wirz „Bierwürze, Traubenmost", wornach W. = „Moststadt", oder die ansprechendere von ahd. wurz „Kraut" oder einer Mehrzahl wurzî, welch letztere der bereits im 11. Jahrhundert auftauchenden lateinisch-griechischen Übersetzung Herbipolis = „Kräuterstadt" zugrunde liegt, haben, wenn auch in diesem zweiten Falle die Bedeutung keine besonderen Bedenken erweckt, bis heute eine überzeugende, jeglichen Anstoß restlos beseitigende grammatische Erklärung nicht gefunden.

Schnetz unterwirft diese sowie die übrigen bisher aufgestellten Deutungen einer eingehenden Prüfung, um in ebenso überzeugender wie sachlich vornehmer Weise ihre Unhaltbarkeit darzutun und dann seine eigene Erklärung zu begründen. Nach unserer Ansicht ist es seinem Scharfsinn, seiner umfassenden Sprachkenntnis und seinem ruhigen, alle Möglichkeiten abwägenden Urteil gelungen, die Schwierigkeit, die bisher der Erklärung des Namens entgegenstand, zu heben und die Frage seiner Herleitung zum Abschluß zu bringen.

Die Forschung hat nach dem Verfasser auszugehen von der ältesten deutschen, urkundlich aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts bezeugten Form Virteburch mit dem von der Lautverschiebung noch unberührten t. Die Schreibungen mit u (Wurciburch u. ä.), die erst seit dem letzten Viertel des 10. Jahrhunderts auftauchen, haben kein reines u, sondern einen durch den Einfluß des w gefärbten, dem reinen u sich zuneigenden, ü-ähnlichen Laut; ähnlich als ein dumpfes i ist der Vokal zu beurteilen in der Form Uburzis (gotische Umschreibung für Wurzis), der ältesten des Namens überhaupt, wenn, wie fast allgemein geschieht, dieser bei dem sog. Geographen von Ravenna (Ende des 7. Jahrh.) begegnende Name auf unsere Stadt Würzburg zu beziehen ist[1]). Der zweite Bestandteil des Namens bereitet der Erklärung keine Schwierigkeit, vorausgesetzt, daß man nicht verleitet wird Burg-Stadt zu setzen. In dem ersten Bestandteile der Zusammensetzung nun, dem Bestimmungsworte, der im Althochdeutschen wie in einer Reihe der älteren Namensformen unserer Stadt wirzi lautet, erweist Schnetz eine sekundäre oder abgeleitete Kollektivbildung zu einem ahd. wirz mit (unverschobenem Dental wirt, dafür auch wert und werz), das sich dem Sinne nach mit dem verwandten ahd. wurz „Kraut" (im Gegensatz zu den holztreibenden Pflanzen; noch in Haselwurz, Hauswurz u. ä.) berührt, also eine Zwillingsform zu diesem ähnlich wie etwa ahd. wurchen und wirken = „wirken". Dieses wirz = „Kraut", verschieden von dem oben erwähnten wirz = „Bierwürze", ist anscheinend in abgeschliffener Form wiz erhalten in mehreren Pflanzennamen wie steinwiz, himelwiz, swarzwiz, es läßt sich aber auch mit Sicherheit sprachgeschichtlich erweisen aus dem mittelniederdeutschen werte, wert (altsächsisch wirtia). Dieses

[1]) Es steht somit einer lautlichen Gleichsetzung von Uburzis mit Wirzi(burg) kein ernstes Hindernis entgegen. Anders Jul. Miedel in den Bayer. Blättern f. d. Gymnasialschulwesen Bd. 52 S. 253–264, der Uburzis in der Schweiz sucht.

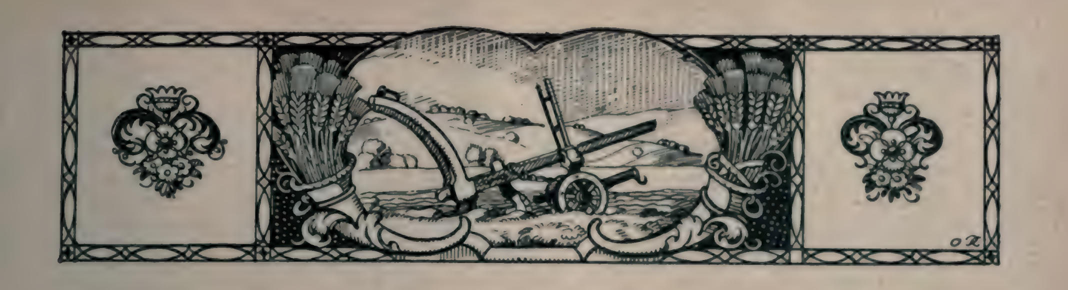
werte ist eine starke, feminine jô- Ableitung mit der Bedeutung „Bierwürze" und ist in Bildung und Bedeutung dem altenglischen wyrt, mhd. würze, nhd (Bier) würze = Bierwürze, ursprünglich „Wurzsaft, Pflanzensaft" an die Seite zu stellen; ahd. mußte es wirz(j)a lauten. Das primäre, ursprüngliche Nomen aber, aus dem mnd. werte bezw. ahd. wirz(j)a als sekundäre, jüngere Bildung abgeleitet ist, muß lauten wirt oder wert, mit verschobenem t ahd. wirz, werz = „Kraut". Die Existenz eines solchen wirz = „Kraut", in älterer, urgermanischer Form *wert, *wirt darf somit als zweifellos sicher gelten.

Eine Zusammensetzung mit dem davon abgeleiteten, vorher erwähnten wirz(j)a = „Bierwürze, Most", oder dem gleichbedeutenden ahd. wirz anzunehmen, also W. = „Mostburg" ist schon deshalb unmöglich, weil zur Zeit der Gründung der Stadt W. in dieser Gegend noch kein Wein gebaut wurde. Vielmehr ist der erste Bestandteil des Namens ein von dem erschlossenen ahd. Stammwort wirt = „Kraut" mit der Bildungssilbe ja gebildetes Neutrum mit kollektiver Bedeutung. Solche Bildungen sind häufig im Altnordischen, aber auch im Deutschen nicht fremd als Glied einer Zusammensetzung z. B. ahd. unwitari „Ungewitter", besonders aber in Ortsnamen wie Furi-hulze = „Vorgehölz" (jetzt Fürholzen), oder Alt-fildi = „altes Gefilde" (Altfelden im B.-A. Marktheidenfeld), aber auch selbständig z. B. riuti „Neuland", ebenso im ersten Bestandteil einer Zusammensetzung z. B. Buceburg zu bukki = „verflochtene Hecken, Schutzwehr, Verhau". Wirzi bedeutet hiermit „Kraut" im kollektiven Sinne oder „Kräutich" oder nach Analogie anderer Kollektiva, die eine Beziehung zur Lokalität haben, „Ort des Kräutichs, kräuterreicher Platz".

Es gehen also auf das so erschlossene Stammwort *wert, *wirt, ahd. *werz, *wirz zwei Ableitungen zurück: einmal das mittelniederdeutsche werte, wert, altsächsisch wirtia, ahd. wirz(j)a = „Bierwürze", eine feminine jô- Bildung, zum zweiten das neutrale Kollektivum wirzi, in älterer Form *wirti = „Kräutich", ein ja- Stamm, eben das Bestimmungswort im Namen von Würzburg.

Wirciburg, wofür erst seit dem 14. Jahrhundert die Schreibung mit ü begegnet, ist mithin „Burg am kräuterreichen Platz". Nur durch die Annahme einer solchen Zusammensetzung findet das e (i) der zweiten Silbe in den Formen Virteburch, Wirziburg, Wirzeburg seine genügende Erklärung, was bei keiner der bisherigen Deutungen der Fall war. Die Annahme erhält eine Stütze durch die Tatsache, daß der Boden des Marienberges und der Umgebung, aus Muschelkalk bestehend, besonders der Entwicklung von niedrigen Gewächsen förderlich ist. Daß sich endlich die gewonnene Bedeutung des Bestimmungswortes mühelos ebenso auf andere mit Würz gebildete Zusammensetzungen anwenden läßt, was gleichfalls keine der bisherigen Erklärungen zuließ, so auf den Würzberg bei Zellingen, auf Würzberg im Odenwald und auf den Würzbach in der Rheinpfalz, spricht nur für ihre Richtigkeit.





Bedeutung und Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten [1])

Von **Curt Franke**, Chemnitz

Zu keiner Zeit sind der deutsche Boden und seine Erträgnisse mehr geschätzt und gewürdigt worden als in der Gegenwart. Die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat bedeutet zwar rein äußerlich eine Abkehr von der deutschen Scholle. In Wirklichkeit hat sich jedoch die Abhängigkeit der Industriebevölkerung von der Landwirtschaft und ihren Produkten von Jahr zu Jahr gesteigert. Das zeigt sich heute in ausgeprägter Schärfe. Sollte dieser furchtbare Weltkrieg der deutschen Industrie, was wir alle hoffen und wünschen, einen weiteren Aufstieg bringen, so dürfte dieses Verhältnis in Zukunft noch schwerwiegender in die Wagschale fallen.

Es muß deshalb mit allen erdenklichen Mitteln darauf hingezielt werden, daß der deutsche Boden allerorten ausgiebig ausgenutzt und sein Ertrag in weitgehendstem Maße gesteigert wird.

Eine ausreichende und gesunde Volksernährung sind für unsere Volkskraft von unschätzbarer Bedeutung. Es könnte noch so manches Fleckchen Erde bebaut und damit unserer Volksernährung ein wichtiger Dienst erwiesen werden. Manches Bauland ließe sich für diesen Zweck jahrelang verwenden, manches Gemeindeeigentum auf diese Weise im nationalen Sinne verwerten. Zum guten Teile ist dies in diesem Jahre ja auch geschehen. Hoffentlich bleibt das auch in Friedenszeiten so.

Was uns an nationalem Vermögen allein durch Ausfuhr von Gemüse und Obst bisher schon verloren gegangen ist, zeigt folgende Statistik aus dem Jahre 1905:

(Des besseren Vergleichs wegen sei neben den Ausfuhrziffern auch die Einfuhrstatistik mitgeteilt).

Einfuhr von frischem Gemüse.

	dz	M.
Kartoffeln . .	3541217 dz	= 14508000 M.
Küchengewächse	2022069 „	= 29987000 „
Summe . .	5563276 dz	= 44495000 M.

Ausfuhr von frischem Gemüse.

	dz	M.
Kartoffeln . .	148747 dz	= 8032000 M.
Küchengewächse	514921 „	= 10015000 „
Summe . .	663668 dz	= 18047000 M.

Einfuhr von frischem Obste.

	dz	M.
Äpfel	1324331 dz	= 20242000 M.
Birnen	341833 „	= 5729000 „
Zwetschen . . .	224870 „	= 2282000 „
Anderes Steinobst	78256 „	= 1750000 „
Kirschen . . .	48413 „	= 1356000 „
Beeren zum Genuß	102363 „	= 2705000 „
Weinbeeren . .	222145 „	= 7414000 „
Summe . .	3342211 dz	= 41478000 M.

Ausfuhr von frischem Obste.

	dz	M.
Äpfel	18003 dz	= 623000 M.
Birnen	24725 „	= 742000 „
Zwetschen . . .	75318 „	= 1130000 „
Anderes Obst . .	17445 „	= 873000 „
Kirschen . . .	21926 „	= 767000 „
Weinbeeren . .	1604 „	= 68000 „
Obst, getrocknetes	25791 „	= 1139000 „
Summe . .	184812 dz	= 5342000 M

Inwieweit sich die Ertragfähigkeit des deutschen Bodens in der Kriegszeit gegenüber den Vorjahren hat steigern lassen, werden wir allerdings erst später erfahren. Beachtlich sind auf jeden Fall die hohen Ausfuhrziffern besonders an Gemüsen. Diese fallen natürlich gegenwärtig

[1]) Gerne drucken wir diesen Aufsatz ab, da die Verhältnisse zur Anlegung von Jugendgärten in Franken besonders günstig sind und es sich hierbei überhaupt um eine begrüßenswerte Sache handelt. Der Herausgeber.

weg. Aber auch die Einfuhrziffern müßten sich in Friedenszeiten erheblich herabdrücken lassen. Je weniger deutsches Kapital nach dem Auslande wandert, desto besser für uns.

Darum gebt unserer Jugend ein Stück deutschen Boden und laßt sie in ihrer freien Zeit diesen bewirtschaften! Gebt unserer Jugend Arbeit, und sie wird alle die müßigen Gedanken vergessen, die ihr ungezogene Straßenbuben einimpften. Freilich, Vater und Mutter können sich nicht immer so um die Erziehung ihrer Kinder kümmern, wie das notwendig wäre. Sie müssen schaffen und ihrem Erwerb nachgehen. Diese Verhältnisse werden sich nach dem Kriege noch deutlicher bemerkbar machen als jetzt. Immer wieder klagt man über die Verrohung der Jugend, und doch gibt es so einfache Wege ihr zu steuern. Der Umgang mit der Natur ist hierbei von nicht zu unterschätzender Bedeutung. In der Großstadt selbst ist leider dazu wenig Gelegenheit vorhanden. In den hohen Häusern und engen Gassen, wo die lebenspendenden Strahlen der Sonne selten Einkehr halten, wo hier und da nur kümmerliche Topfpflanzen ihr Dasein fristen, verbringen die meisten Kinder ihre Jugendzeit. Nur selten entfliehen sie der Luft des weiten Häusermeeres. Feld und Flur, Wald und Wiese kommen ihnen dann vor wie fremde Gegenden und fremde Länder. Kein Wunder, daß sie sich dann betragen wie neugeborene Kinder, die nach allem Leuchtenden und Bunten begehrenswert greifen, um es am Ende — zu vernichten. Im steinernen Häusermeere verkümmert das Kind. Nun tritt es um einiger Kornblumen willen die Ränder der Kornfelder nieder, läuft wegen einiger Schlüsselblumen oder Vergißmeinnicht weit vom Wege ab und richtet dadurch unberechenbaren Schaden an.

Wo die Natur auch in der Großstadt die Jugend durch ihr frisches Grün oder ihre leuchtende Farbenpracht anlockt, breiten sich Rasenplätze oder öffentliche Anlagen aus, deren Betreten verboten ist. Bäche und Flüsse mit ihren buschigen Ufern werden überwölbt. Höfe und Gassen weichen breiten Straßen, durch die das Auto und die Straßenbahnen rasen. Das frohe Kinderspiel, das hier noch in stiller Ecke sich entfalten durfte, muß in das enge Stübchen verlegt werden.

Auch das Elternhaus ist nicht in der Lage, dem Kinde die nötigen Bewegungsfreiheiten zu verschaffen. Das Wasser holt niemand mehr vom Brunnen, und selbst das Holz wird bereits zerkleinert gleich in den Keller geschüttet. Sogar Fleisch, Brot und Brötchen trägt man uns ins Haus. Die Mietpreise haben eine solche Höhe erreicht, daß sich Arbeiter und Mittelstand keine geräumige Wohnung leisten können, wo ihre Kinder Gelegenheit zu freier Betätigung hätten. Dazu kommt, daß in den großen Mietshäusern stets Rücksicht auf die Mietbewohner genommen werden muß. Da bleibt schließlich nichts anderes übrig, als die Kinder hinunter auf die staubige Straße zu schicken, von wo sie leider bei einbrechender Dunkelheit nicht immer in der saubersten Weise zurückkehren. Was sie da gesehen und „gelernt" haben, besitzt sehr oft einen höchst zweifelhaften Wert, und es ist keine leichte Aufgabe für besorgte Eltern, ihre Kinder all den Gefahren der Großstadt zu entrücken und sie zu sittlich festen Charakteren und gesunden Menschen zu erziehen.

Neben der volkswirtschaftlichen und sozialen Seite der Jugendgärtenfrage dürfen wir die hygienische nicht außer acht lassen. Die heutige Anstaltspädagogik ist nicht in der Lage, genügend Raum für körperliche Betätigung zu schaffen. Wie notwendig eine Umgestaltung unserer gesamten Erziehung nach dieser Richtung ist, das sagt der verdienstvolle verstorbene Freiherr v. Schenckendorff treffend mit folgenden Worten: „Aller Unterricht der Schule ist notwendig verbunden mit einem langen Zubringen in geschlossenem Raume, der meist schlecht ventiliert ist, in fast ausschließlich sitzender Stellung und mit einseitiger Kopfanstrengung. Die übrigen Teile des Körpers ruhen. Und dies alles nicht nur gelegentlich, sondern die ganze Schulzeit hindurch, vom sechsten Lebensjahre bis zum Verlassen der Schule. Auch die Erledigung der häuslichen Arbeiten findet wieder unter diesen gleichen Einflüssen statt. So werden, Lunge, Herz und Blutumlauf in ihren feinen Lebensäußerungen gehemmt uud die unteren Leibesorgane zusammengedrückt. Und wenn dann der so lebendige Trieb nach Bewegung oftmals während des Unterrichts hervortritt, dann heißt's immer: sei ruhig, sei stille, und sei brav! So vollzieht sich das während der ganzen Schulzeit."

Von außerordentlich heilsamer Wirkung ist die Gartenarbeit für Herz und Lunge, für Muskeln und Nerven. Wie der Schmied am Amboß seinen Körper stählt, so kann auch das Herz durch vernünftige anhaltende Übung gekräftigt und zu höherer Arbeitsleistung erzogen werden.

Gerade im jugendlichen Alter, in welchem der Körper noch im Wachstum steht, kann für die Kräftigung des Herzmuskels nicht genug getan werden.

Der längere Aufenthalt im Freien kommt auch den Lungen zugute. In den dumpfigen, staubigen Straßen der Stadt und in geschlossenen Räumen ist ein tiefes Atmen unmöglich. Die mit Rauch, Ruß und allerhand Bazillen geschwängerte Stadtluft ist kein Gesundbrunnen für den Körper. Je mehr dagegen sauerstoffreiche Luft in die Lungen strömt, desto mehr kann sich das Blut von der giftigen Kohlensäure reinigen und dem Körper neues gesundes Blut zuführen.

Die erhöhte Herztätigkeit bedingt auch eine entsprechende Mehrleistung der Lunge. Während sich der Körper in Ruhe befindet, kommen auf die Minute etwa 16 Atemzüge, welche der Lunge etwa 8 Liter Luft zuführen. Dagegen steigt bei fortgesetzter Bewegung die Luftaufnahme um das Fünf- bis Sechsfache. Das sind 40 bis 50 Liter in der Minute.

Das kräftige Tiefatmen hat auch eine Zunahme der Brust- und Atemmuskulatur zur weiteren Folge. Der ganze Brustkorb erweitert sich, und das Luftfassungsvermögen der Lungen nimmt in gleichem Maße zu, namentlich bei Kindern, bei denen die Rippen noch elastisch sind.

Infolge der lebhafteren Sauerstoffaufnahme und der gesteigerten Herztätigkeit wird ein rascher Stoffwechsel in allen Organen des Körpers herbeigeführt. Dadurch werden diese nicht nur zu erhöhter Arbeitsleistung befähigt, sondern erhalten auch eine größere Widerstandskraft gegen krankmachende Ursachen.

Weiterhin werden auch die Verdauungsorgane zu erhöhter Nahrungsaufnahme angeregt und damit die blutbildenden Organe zur Bildung zahlreicher neuer Blutkörperchen aufgefordert und so der Blutarmut, Bleichsucht und Tuberkulose der Boden entzogen.

Nicht vergessen wollen wir auch die Hygiene des Nervensystems, für welches die Bewegung in frischer Luft die beste Erholung ist. Fern von dem Lärm und Hasten der Großstadt, die mit tausend Eindrücken auf unser Sinnesleben einstürmt, kann sich der Geist am Herzen der Natur einmal ordentlich ausruhen. Das Gemüt erheitert sich, der Wille wird gestählt, und der Mensch wird größeren Anstrengungen mehr und mehr gewachsen.

Ehe wir nun der Frage der Schüler- und Jugendgärten weiter näher treten, sei vorerst einmal Klarheit geschaffen über den Begriff. Wir unterscheiden Schulgärten, Schülergärten und Jugendgärten. Der Schulgarten soll dem Unterrichte dienen. Die meisten Schulgärten liefern den größeren Städten das Pflanzenmaterial für den naturgeschichtlichen und Zeichenunterricht.

Die Schüler- und Jugendgärten haben mehr erziehliche Zwecke im Auge. Der Schüler nnd Jüngling soll sich hier frei und ungezwungen betätigen, seinen Körper stählen und seine Gesundheit kräftigen. Er erhält ein Plätzchen Land, das er entweder selbständig oder in Gemeinschaft mit andern zu bestellen hat. Die Jugendgärten lassen sich am besten in den Dienst der Jugendpflege stellen, obgleich eine Verbindung mit dem Unterrichte, wie in Österreich, durchaus erreichbar wäre.

Worin gipfelt nun die erziehliche Bedeutung der Gartenarbeit? Die Gartenarbeit wirkt vor allen Dingen in hohem Grade gemütsbildend. Der immerwährende Umgang mit den selbstgezogenen Pflanzen erzeugen ein tiefes Verständnis für die Vorgänge und die Reichtümer in der Natur. Wie freut sich das Kind, wenn seine Rosen die ersten Knospen entwickeln und sich endlich in voller Pracht entfalten! Wie bangt es, wenn der Same auf dem sorgsam zubereiteten Beete nur spärlich aufgeht, wenn die Sperlinge bei Morgengrauen über die jungen Salatpflänzchen hergefallen sind oder wilde Kaninchen die jungen Krautpflänzchen böse zugerichtet haben. Das Wohl und Wehe der Pflanzen verknüpft sich schließlich mit seinem Innenleben so innig, als wenn alle die Blümchen und Pflänzchen seine Geschwister wären. Das Gemüt wird dabei zugleich in seinen feinsten Regungen getroffen. Das Kind lernt die Pflanzen achten und lieben und wird sich später kaum zu jenen Naturschändern gesellen, wie man sie besonders an Sonntagen leider so oft wahrnehmen muß. Man sollte deshalb in erster Linie alle intellektuell und moralisch minderbegabten Kinder und Jugendlichen mit Gartenarbeiten beschäftigen. Wenn es wirklich positive Mittel gibt, um der bedenklich hohen Kriminalitätsziffer der Jugendlichen entgegenzuwirken, so sollte der Gartenarbeit ein bevorzugter Platz eingeräumt werden. Verbote allein schaffen's nicht, vielleicht sogar manchmal das Gegenteil, denn jedes Verbot übt immer auf gewisse Naturen einen eigenartigen Reiz aus, der am Ende darauf hinzielt, sich trotz des Verbotes in den Besitz eines Genusses zu setzen.

Die Gartenarbeit dagegen ist eine positive Maßnahme. Sie übt eine starke magnetische Kraft auf den Teilnehmer aus, und zwar nicht nur dadurch, daß sie schließlich einen Ertrag in Aussicht stellt, der je nach der Pflege des Gartens gut oder gering ist, sondern auch dadurch, daß sie den jungen Menschen gewohnheitsmäßig in ihren Bann zieht. Im Garten gibt es immer Arbeit, soviel Arbeit, daß man oft gar nicht sieht, was mon fertig gebracht hat. Wer sich daher einmal von der Gartenarbeit hat fesseln lassen, den läßt sie nicht sogleich wieder los. Je mehr Freude der junge Gärtner erlebt, desto fester wird das Band. Unserer Jugend fehlt es so oft an Ausdauer und festem Willen. Fest wird der Wille aber nur dadurch, daß der Mensch vor Aufgaben gestellt wird, deren Lösung erst nach planmäßiger anstrengender Arbeit möglich ist, und das trifft auf die Gartenarbeit zu, denn sie wirft dem Menschen ihre Früchte nicht widerstandslos in den Schoß. Manche Enttäuschung und manches Hemmnis muß überwunden werden. Gegen die Unmenge pflanzlicher und tierischer Schädlinge ist ein dauernder Angriffskrieg zu führen. Kriechende Brombeeren und Disteln, Ackerwinde und ausdauernde Wicken, Quecke und perennierender Knöterich, sowie das unzählige Heer der einjährigen Unkräuter, können nur durch zähe und planmäßige Arbeit unschädlich gemacht werden. Hier und da schleichen sich auch der unersättliche Hamster oder ein listiger Maulwurf ein, denen das Handwerk gelegt werden muß. Auch die zahlreichen Engerlinge, Erdflöhe, Blattläuse und Ameisen erfordern einen fortgesetzten Kampf. Wer diesen nicht gründlich mit durchkämpft, bekommt später die Früchte seiner Trägheit wirksam zu spüren.

Wenn dann aber der junge Gärtner die Früchte zusehends reifen sieht, dann steigt der Mut, und die Freude am Werke wächst. Dann gibt es nur noch ein Ziel, nämlich die Arbeit glücklich zu Ende zu führen und dem Boden das auch wirklich abzuringen, was er einmal versprochen hat.

Da der Schüler- und Jugendgarten eine Arbeitsgemeinschaft darstellt, so ist hier für die Pflege des Gemeinsinnes ein guter Boden vorhanden. „Die Arbeit im Garten zwingt fortwährend zur Rücksichtnahme auf den Nachbar." Es geht nicht, wenn der eine die Steine, die er von seinem Beete aufliest, auf das Beet des Nachbars wirft oder wenn er beim Begießen seines Platzes das Beet des andern betritt. Hier heißt's: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!" Die Wahrheit dieses Wortes wird hierbei praktisch gelebt und gelernt.

Jede Arbeitsgemeinschaft kann nur gedeihen, wenn sie zugleich zur Aufrechterhaltung einer festen Ordnung erzieht. Da gilt es die Umfriedigung und die Wege auszubessern, noch ehe an einen Spatenstich gedacht werden kann. Die Geräte müssen rein gehalten und sorgsam aufbewahrt werden. Jeder ist mitverantwortlich und jeder hat ein Stück Kontrolle auszuüben. Der Kompost bekommt seinen bestimmten Platz angewiesen. Die Beete werden verteilt und je nach der Art der Früchte bezw. Gemüse, welche erbaut werden sollen, der Reihe nach bestellt. Einer hat dem anderen zu helfen, einer den anderen zu vertreten, und so entwickelt sich bei den jungen Teilnehmern nach und nach jener kameradschaftliche Geist, der für das spätere Leben und den gesellschaftlichen Umgang mit Menschen von unschätzbarem Werte ist.

Blicken wir zurück, so sind es in der Hauptsache vier Gesichtspunkte, die für die Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten sprechen. Ihre Einführung ist wünschenswert aus volkswirtschaftlichen, sozialen, hygienischen und erziehlichen Gründen.

Schauen wir uns zum Schlusse noch ein wenig um, wie weit die Frage inner- und außerhalb Deutschlands bereits gelöst ist.

Zahlreiche größere und kleinere Orte haben in Deutschland bereits mit der Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten begonnen. In erster Linie sind zu nennen Breslau, das im Jahre 1900 1000 Quardratmeter Land durch 70 Schüler bewirtschaften ließ. 1910 umfaßten die Gärten einen Flächeninhalt von 36812 Quadratmeter und wurden von 2306 Knaben bearbeitet. Dem Beispiele Breslaus sind gefolgt München, Karlsruhe, Stettin, Friedenau bei Berlin, Königsberg, Frankfurt a. M., Charlottenburg, Osterburg i. d. Altmark, Leipzig u. a. Ferner hat die Beschäftigung der Kinder mit Gartenarbeit auch in Kinderhorten, Erziehungsanstalten und Waisenhäusern Eingang gefunden. Erwähnt sei die von Schulrat Zeller gegründete Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu Lichtenstein in Württemberg. Ebenso ist die Gartenarbeit eingeführt an der Knabenarbeitsanstalt zu Darmstadt, an der israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover, an der Wolffsohnschen Waisenhausstiftung in Hohensalza u. a. Anstalten.

Im Auslande ist die Frage der Schüler- und Jugendgärten vielfach weiter gediehen als wie bei uns. In Österreich, in Schweden, in der Schweiz und in Frankreich steht der Schulgarten im Dienste des Gartenbaues und der Landwirtschaft, die dadurch eine kräftige Förderung erhalten. Aus diesem Grunde werden fast überall die Schüler mit zur Arbeit herangezogen, sodaß wir eigentlich mehr von Schüler- als von Schulgarten sprechen müssen.

Das klassische Land der Schul- und Schülergärten ist Österreich. Nach einer statistischen Erhebung aus den letzten Jahren gab es in der ganzen Monarchie über 13197 Schulgärten. Davon entfallen allein auf Böhmen 5056. Hier gelten folgende Bestimmungen:

1. Jeder Schulgarten ist nach einem bestimmten Plane zu errichten und weiterzuführen.
2. Jeder gut eingerichtete Schulgarten hat aus drei Abteilungen zu bestehen, und zwar:
   a) aus einer Obstbaumschule,
   b) aus einer Gemüseabteilung,
   c) aus einem allgemeinen botanischen Teile.

Obstbaumschule und Gemüseabteilung sollen in keinem Schulgarten fehlen. In der Schweiz hat sich um die Sache der Schweizerische landwirtschaftliche Verein sehr verdient gemacht. Größere Schülergärten bestehen in Zürich, Bern und Basel.

Nicht minder eifrig wird die Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten in England betrieben. In dem „Code of regulations for Public Elementary Schools in England" heißt es: „Der gärtnerische Unterricht an den Volksschulen soll jährlich 20 Stunden praktischer Unterweisung umfassen. Jeder Schüler über 11 Jahre soll sich daran beteiligen".

In Nordamerika errichtete der Fabrikbesitzer Patterson aus Dayton in Ohio im Frühling 1897 zum Heile der Kinder seiner Arbeiter 40 Knabengärten zu je 13 Quadratmeter. Nach der Ernte fand eine Preisverteilung statt.

Die Frage der Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten ist eine Frage, die an Deutschlands Zukunft rührt. Vor allen Dingen sollten sich erst einmal die größeren Gemeinden der guten Sache annehmen. An Lehrkräften wird es nicht fehlen. Werden doch jährlich im Deutschen Reiche zahlreiche Obst- und Gartenbaukurse abgehalten, so daß die Zahl derjenigen Helfer und Helferinnen, die auf diesem Gebiete Erfahrungen besitzen, sicher nicht gering ist. Man beginne also mit Versuchen. Das was der deutsche Pfadfinderinnenbund auf diesem Gebiete geleistet hat, regt zur Nachahmung an. Die deutsche Scholle ist des Schweißes dieser edlen Sache wert.





Der hungri Hund[1])

In Rothenburger Mundart. Von C. B. in B.

E Krieeg kost Geeld und bringt Beschwer –
Mir hewes aa derfohre!
I denk ner bloeß, wi oft daß haaßt:
Tont spore, spore, spore!

Drum fihrt mer a di Broetmark' ei,
Wals halt sou Leit tuet gebe,
Wu mane, ner mit Keitel Broet
Vier Finger dick konnst lebe!

Etz talt mersch ei: „Sou vtel g'härt dir,
Und sou weit mueß der'sch lange –"
Wenn aner doe nit aufpaßt hat,
Is scho manchmoel dumm gange.

Des hat derlebt e Bürgerschmou,
Zu den sei Fra tuet soge:
„I selber hob ke Broetmark' mähr –
Du tuest mer z'viel forttroge"!

(Der Mou leidt nemli onre Schwech:
Wenn er moel wos will b'sorge,
Doe reißt 's 'n g'schwind in e Lokal
E Glos Bier nunter z'worge.

Zer Sicherheit Broetmarke schiebt
Er in sei Westetasche –
Doe kriegt er leichter e Stick Broet
Zu seiner Literflasche).

Aufs Greid von seiner Fra suecht etz
Der Mou von vorn und hinte –
Und tuet aa richti grod aa Mark'
In Westetäschle finde.

„Sou Fra, di letzt – mähr hob i nit"!
Si langt nou und hat's g'numme –
Sou mant Ihr woll? Belei! Nix doe –
Etz is 's Verhengnis kumme – –

Di Fra langt z'korz und d' Marke fellt
Recht saudumm auf'n Boude;
Und er daß d' Fra derwischt si hat,
Kummt scho ihr Hund her g'soute,

Der d' Broetmark' fir e Worschthaut helt
Und si nit lang tuet b'sinne –
En Dricker und en Glotzer bloeß –
Scho worsch in Hundsmog drinne!

Der Mou, der kriegt e Fetzewuet,
Tuet flueche mähr als bete –
Und d' Fra hengt d' Waffel sou weit ro,
Daß beinah wär drauf trete.

Der Hund hat denkt: „Die Schleig die konst
Dir a ganz guet derspore"!
Und is mit en eizougie Schwounz
Glei untern Stuehl no g'fohre.

Jedoch di Marke hat er nit
Glei wieder von si gebe;
Wos kimmert si e Hund doe drum,
Von wos sei Herr tuet lebe?

I waß a nit, wos weiter wor –
Ner souviel sellt 'r lerne:
Wenn Ihr ner noch aa Brotmark' hett,
Toent eiern Hund entferne!

---

[1]) Aus „Die Linde", Monatsschrift für Geschichte und Heimatkunde von Rothenburg Stadt und Land, 1917 (9. Jahrgang) S. 15/16. Neuerdings mit zahlreichen anderen hübschen Gedichten von C. B. veröffentlicht in: Nervetropfe. Allerhand lustie Verschli in Roetheburger Mundort, 1917, Verlag von Mahler und Ressel, Inhaberin Thekla Ackermann, Rothenburg o. T. Wir werden gelegentlich auf dieses (auch sehr nett ausgestattete) Büchlein zurückkommen.



Aus den Vereinen

Historischer Verein zu Bamberg. Öffentlicher Vortrag (zu Gunsten der bayer. Kriegsinvaliden-Fürsorge) des Herrn K. Hochschulprofessors Dr. Wilhelm Heß über „Naturwissenschaftliches und künstlerisches Sammlungsbestreben im Hochstifte Bamberg". In der Einleitung zu seinem Vortrage prüfte der Redner zunächst die Berechtigung der literarischen Behauptung, daß das alte Bamberg ein Hochsitz der Künste und Wissenschaften gewesen sei. Schon eine flüchtige Musterung der in der Stadt befindlichen Bauwerke und Innenschätze erbrachte hierauf eine bejahende Antwort. Aber auch noch auf einem anderen, bisher noch wenig bekannten Gebiete kann der Wahrheitsbeweis hiefür geleistet werden, auf dem Gebiete des wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungsbestrebens. Wissenschaftliche und Kunstsammlungen sind eben nicht nur unentbehrliche Versorgungsbezirke für Wissenschaft und Kunst, sondern werden auch umgekehrt in ihrer Anlage und in ihrem Bestande von diesen beiden Elementen auf das innigste und nachhaltigste beeinflußt. Freilich ist der Sammlungsgedanke an sich älter als sie. Er wird als eine Art physiologischen Triebes nicht nur schon bei dem Kinde getroffen und erstarkt mit dem Wachstum des einzelnen Natur- wie Kulturmenschen, sondern ist auch von jeher Eigentum ganzer Stände und Völker gewesen. Der wissenschaftliche Zug im Sammlungswillen ist freilich noch nicht so alt. Er ist im wesentlichen erst durch die geistigen und bildenden Kräfte des Humanismus, der Renaissance und der Reformation wachgerufen worden, während seine Hauptentwicklung in den Tagen des 16. mit 18. Jahrhunderts vor sich ging. Zuerst entstanden rein naturwissenschaftliche Kabinette, d. h. Sammlungen, welche lediglich astronomische, physikalische und mathematische Instrumente und Apparate bargen, Gegenstände, bei welchen zugleich das der neueren Zeit förmlich im Blute gelegene Schmuckbedürfnis in reichster Weise zur Geltung kam. Bald gesellten sich zu ihnen die zahlreichen und billig zu erhebenden Naturerzeugnisse und es entstanden die Naturaliensammlungen, die nun ihrerseits durch die Fülle ihres Inhaltes die Sprossen der instrumentalen Technik alsbald vollständig zu überwuchern drohten, während die weiterhin erfolgte Einbringung von allerlei Naturseltenheiten, Naturwundern, Naturspielen u. dergl. die Sammlungen zu Kuriositäten- und Monstrositätenkammern herunterzudrücken drohten. Dieser Gefahr begegnete zwar fürs erste die Physik, indem sie denselben eine Menge Demonstrationsmaterial aus den von ihr neu erschlossenen Gebieten des Luftdrucks, des Lichtes und der Reibungselektrizität zuführte, aber auf die Dauer war doch dem Bestreben alles Mögliche und Unmögliche zu sammeln nicht Halt zu gebieten. Nachdem die Kabinette mit Münzsammlungen, mit volkskundlichen Gegenständen, mit den Erzeugnissen fremder Erdteile und mit den Funden untergegangener Kulturen ebenso wie mit den Ergebnissen menschlicher Erfindungsgabe, mit Maschinenmodellen, Farbstoffproben, Artikeln der Glasbläserkunst 2c., beschickt worden waren, glichen sie in der Tat nicht selten vollendeten Kramläden und Trödlerbuden. Schließlich hatte man ihnen sogar die Werke der Kunst, Oelgemälde, Kupferstiche, Holzschnitte usw., zugeführt. In der wahl- und ziellosen Aufhäufung alles Erdenklichen lag aber zugleich die Untunlichkeit seiner organischen Bindung ausgesprochen und damit die Notwendigkeit seines Zerfalls. Dieser erfolgte unter dem wissenschaftlichen Drucke des Zeitalters eines Goethe und Humboldt und den politischen Verschiebungen der napoleonischen Aera. Erst von da ab zählen im großen und ganzen die Tage der verschiedenen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen heutiger Bedeutung.

Die so geschilderte Bewegung hatte im Laufe der besagten drei Jahrhunderte die ganze abendländische Welt ergriffen und in Deutschland seinen Höhegrad erreicht. Drei Kräfte waren

es namentlich, die sie unterhalten hatten, das Gelehrtentum, die Gönnerschaft hoher Kreise und der Privatmann. Wir finden sie in fast allen Staatsgebilden des seinerzeitigen deutschen Reiches wirksam, namentlich auch im ehem. Hochstifte Bamberg. Darum hat denn auch dieses an allen Phasen der genannten Bewegung teilgenommen. Wie kaum anderswo waren hier in allernächster Nähe vier Bennpunkte geistigen und akademischen Lebens vereinigt, die Akademie und nachmalige Universität Bamberg zusammen mit den Prälaturklöstern Michaelsberg, Banz und Langheim. Sie alle wetteiferten unter sich und mit den Landesherren, so insbesondere dem Fürstbischof Franz Ludwig, an der Errichtung von wissenschaftlichen und Kunst-Kabinetten, und zwar jedes in seiner Art und im ganzen mit unleugbarem Erfolge. Leider wurde bei der Säkularisation mit den überkommenen naturwissenschaftlichen und künstlerischen Schätzen in der schmählichsten Weise umgegangen und nur verhältnismäßig wenig der Beschädigung entzogen. Diese Reste befinden sich im physikalischen Kabinette der hiesigen Hochschule, in den Sammlungen des Bamberger Historischen Vereins und in dem K. Nationalmuseum sowie dem deutschen Museum in München. Eine Auslese von ihnen wurde von Herrn Hochschulprofessor Dr. Heß durch 50 Lichtbilder vorgeführt, wie wir sie prächtiger und eindrucksvoller noch nicht zu Gesicht bekommen haben. Sie galten aber auch wirklichen Perlen der künstlerischen und handwerklichen Technik und ließen das Herz eines jeden Bambergers um so höher schlagen, als sie, wie der Vortragende auf Grund eingehender Indizienbeweise darlegen konnte, teils in teils für Bamberg gefertigt erscheinen, und zwar vielfach in und vor einer Zeit, in der als erste hohe Schule im Fürstentum nur die im Jahre 1586 von Bischof Ernst von Mengersdorf gegründete Seminarschule in Betracht kam, nämlich zur Mitte und im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts.

Es sind sehr feine Renaissance- und Barockschöpfungen, um die es sich handelt. Ihnen hatten die folgenden Tage der Aufklärungs- und Revolutionszeit Ähnliches nicht an die Seite zu setzen, vielmehr suchten diese Zeitläufe mehr durch Wucht und Masse zu wirken. Im 19. Jahrhundert aber findet sich von einem kurzen Wiederaufleben des Sinnes für Formenschönheit in der Empire- oder Biedermeierzeit abgesehen, alles auf die poetisch- nüchterne Erwägung des reinen Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsgedankens zugeschnitten. (Vgl. Bamberger Tagblatt vom 3. März 1917).

Historischer Verein zu Bamberg. Am Freitag den 14. Dezember 1917 abends wurden im Schießhaussaale die Monatsversammlungen 1917/18 wieder aufgenommen, nachdem in den Monaten Oktober und November Ausschuß- und außerordentliche Hauptversammlung sich mit der weiteren Organisation des Vereins beschäftigt hatten. Der 1. Vorstand Herr K. Bezirksassessor Köttnitz widmete nochmals dem uns so früh und so unerwartet entrissenen Vereinsleiter und Vereinsorganisator Dr. Dürrwaechter unter bewegter Zustimmung der Versammlung ehrendsten Nachruf. Wir werden, führte Redner aus, sein Andenken am besten ehren und wahren, wenn wir seinen Bahnen folgen. Auch der Redner des Abends, Herr Hochschulprofessor Dr. Heß, konnte es sich nicht versagen, seinem „gleichgesinnten, treubewährten Amtsbruder und lieben, offenen Freunde" Dr. Dürrwaechter tiefempfundene Worte des Gedenkens zu widmen und eine Verbindung zwischen ihm und dem Abende herzustellen. Und zwar war das Bindeglied der Hinweis auf das großzügige Unternehmen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Lebensläufe berühmter Franken zu sammeln, ein Werk, für das auch die Mitarbeit der Professoren Dr. Dürrwaechter und Dr. Heß gewonnen wurde. Dem letzteren finden sich hiebei die in naturwissenschafts- und unterrichtsgeschichtlicher Beziehung hervorragenden Männer aus dem Bamberger Gebiet zugewiesen, Persönlichkeiten, die bisher kaum dem engsten Kreise der Fachgelehrten genauer bekannt gewesen waren, nun aber einer größeren Oeffentlichkeit nach Verdienst vorgestellt werden sollen. Zwei soche Erscheinungen begegnen uns in der Tat in den beiden Banzer Benediktinern P. Johann Baptist Roppelt und P. Plazidus Sprenger. Roppelt wurde als der 2. Sohn des fürstbischöflichen Hofkriegsrates Georg Roppelt am 17. Dezember 1744 zu Bamberg geboren. Mit 20 Jahren in das Kloster Banz eingetreten und 5 Jahre darauf zum Priester geweiht, wurde er durch sein graphisches Können und sein technisches Geschick alsbald der unentbehrliche Ratgeber und Sachwalter in allen das Bau- und Besitzwesen des Klosters betreffenden Fragen. U. a. nahm er die sämtlichen

Liegenschaften der Abtei zeichnerisch und beschreibend auf, nach Grundsätzen, die er sich selbst gebildet und in zwei größeren Werken – über die Grenzzeichen und das Urbar – im Drucke niedergelegt hatte. An der akademischen Klosterschule aber war er als Mathematiker tätig. Sein Hauptziel, das er auch in mehreren Lehrbüchern zum Ausdrucke brachte, war dabei vornehmlich auf das Praktische gerichtet. Darum ist es auch nicht überraschend, ihn auf dem Plane zu finden, als es galt, das von der „Aufklärungszeit" zu Ende des 18. Jahrhunderts geforderte experimentelle und demonstrative Studium der Physik und der Naturbeschreibung in Banz einzuführen. Lange Jahre hindurch war er die Seele des dortigen Naturalienkabinetts, das bekanntlich den Grundstock unseres heutigen Bamberger Kabinettes gleichen Namen abgab. Die Zahl der Instrumente, Apparate, Modelle, Risse, Zeichnungen u. dgl., die er dafür fertigte, sowie die Menge der Naturkörper, die er für dasselbe sammelte, stellen seiner Fähigkeit als Leiter des Instituts ein beredtes Zeugnis aus. Als Künstler aber, als der er sich auch in der Malerei und Aetzkunst ausübend betätigte, war er nicht minder der rechte Mann, die mit dem Kabinette verbundene Bildersammlung zu erhalten und zu heben. Eine solche umfassende uud fruchtbare Tätigkeit konnte indessen nicht lange verborgen bleiben. Die Vielseitigkeit und Gediegenheit Roppelts erbrachten ihm bereits im Jahre 1773 einen Ruf an die Universität seiner Geburtsstadt. Ein zweiter erfolgte im Jahre 1794 an die kurfürstl. Akademie zu Mainz. Jenen lehnte der Berufene ab, diesen wäre er bereit gewesen anzunehmen, wenn ihn nicht der Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg, um den drohenden Verlust hinanzuhalten, sofort zum Professor der praktischen Geometrie an der Heimatlichen Hochschule ernannt hätte. In dieser Stellung gelang es Roppelt, durch die Begünstigung, inbesondere der Deskripti-Methoden, in die mathematischen Vorlesungen eine lebhaften, frischen Zug zu bringen. Aus dieser Zeit stammen auch seine topographischen Beschreibungen und Kartenwerke über das Hochstift, Dinge, durch die er sich das bleibende Verdienst um sein Vaterland erworben hatte. Geradezu unentbehrlich aber wurde er der neuen bayerischen Regierung, die im Jahre 1803 die Erbschaft des Fürstbistums Bamberg antrat. Die Neuaufnahme der Stadt Bamberg im Grundriß, ihre Einteilung in vier bürgerliche und pfarrliche Distrikte, die Neuermessung zahlreicher Partien des Fürstentums, dessen Einteilung in Landgerichts- und Rentamtsbezirke, sowie zahlreiche andere Maßnahmen, die mit der Uebernahme und Einverleibung des angefallenen Besitzes zusammenhingen, verdanken ihm ihre Ausführung. Ja, seine Inanspruchnahme durch die Bamberger Landesdirektion war eine so gewaltige, daß man ihn, den man als Professor am Lyzeum angestellt hatte, gar nicht mit einem Lehrauftrag an dieser Schule bedachte, sondern lediglich Inspektordienste an einem mathematisch-physikalischen und Kunstkabinette verrichten ließ, das man eigens für ihn der Lehranstalt angegliedert hatte. Aber gerade diese Zwitterstellung war es, welche ihm zu ungunsten ausschlagen sollte. In München, wo man die von ihm den Bamberger Behörden geleisteten Dienste nicht kannte, war man über die Aufrichtung eines derartigen Kabinettes sehr ungehalten und im Jahre 1804 kurzerhand dabei, seinen Verwalter zu pensionieren, zumal sich bei diesem – infolge der großen Ueberanstrengungen – ein körperliches Leiden eingestellt hatte. Immerhin hielt der Kranke noch 10 Jahre aus, bis er endlich am 11. Februar 1814 dem Tode erlag, als der „Pater Johannes" in seiner Vaterstadt allerwegen bekannt, allseits beliebt und allgemein betrauert. Sein Name lebt in der nach der Familie benannten „Roppeltsgasse" dahier fort, seine Erscheinung in Bildern, welche der Herr Vortragende am Schlusse seiner Ausführungen die Runde machen ließ. Einwendungen gegen ihn, als ob er durch seine Bereitwilligkeit bei der Säkularisation der neuen Regierung zu dienen, diesem weltgeschichtlichen Ereignisse freundlich gegenüber gestanden wäre, und damit an seiner Kongregation gewissermaßen Verrat geübt habe, wurden endlich durch Aufhellung der Sachlage als unberechtigt zurückgewiesen.

Im zweiten Teile seines mit sichtbar größtem Interesse verfolgten Vortrages führte Herr Hochschulprofessor Dr. Heß das Lebensbild des Banzer Benediktiners P. Sprenger an. Der älteste Ordensgenosse Roppelts, P. Plazidus Sprenger, stammte aus Unterfranken. Geboren den 27. Oktober 1735 zu Würzburg, widmete er sich an der dortigen Universität dem Studium der Rechte, vertauschte aber im Jahre 1762 dieses Fach mit jenem der Theologie, indem er als Novize in das Kloster Banz eintrat. Seine juristische Vorbildung befähigte ihn, eine Reihe der wichtigsten

Klosterämter zu durchlaufen. Insbesondere hatte er des öfteren die wichtige Stelle des Kanzleidirektors inne und lehrte an der Novizenschule des Klosters Kirchen- und Zivilrecht. Ein allgemeines Wissen und eine hervorragende Literaturkenntnis befähigten ihn zu dem Bibliothekar der berühmten Stiftsbibliothek, auch war er mehrere Male Prior. Am bekanntesten ist er aber durch die Gründung und 25 jährige Leitung einer fortlaufenden Zeitschrift geworden, der „Literatur des katholischen Deutschlands". Sie war halb als Gegengewicht, halb als Ergänzung zu den zahlreich bestehenden protestantisch-theologischen Zeitschriften gedacht und den damals regierenden Kant'schen Ideen nicht abhold, aber im ganzen doch kirchlich orthodox. Ihr Erscheinen trug dem Schriftleiter viel Ruhm und Ehre ein, namentlich seitens protestantischer Gelehrten, aber von dorther auch mannigfache Ungunst, als sich die erwartete Wirkung einer interkonfessionellen Anbahnung nicht zeigen wollte. Nicht minderen Kampf hatte Sprenger darob mit einem Teile seiner Klostergenossen zu bestehen, vor allem mit dem bekannten, aus Mürsbach gebürtigen P. Roman Schad, der schließlich aus dem Kloster entwich, um in Jena zum Protestantismus überzutreten und an der dortigen Hochschule den Lehrstuhl für Philosophie zu besteigen, durch seine spätere Haltung aber die Zuneigung die maßgebenden Kreise verscherzte und ein bedauerliches Ende fand. Noch zu dessen Lebzeiten war aus dem Streite der beiden Männer P. Plazidus unbezweifelbar als Sieger hervorgegangen, doch hatten ebenso sicher auch eine gewisse ihm anhaftende Unbeugsamkeit des Charakters und eine allzustraffe Handhabung nicht mehr zeitgemäßer Formen der Klosterdisziplin zur Entstehung und Verschärfung der Unstimmigkeiten das ihrige beitragen. Als Mann der Wissenschaft freilich genoß Sprenger eines hohen Rufes. Zeuge dessen sind nicht nur die schmeichelhaften Besprechungen seines „Thesaurus rei patristicae", seiner „Ältesten Buchdruckergeschichte von Bamberg" und seiner „Diplomatischen Geschichte von Banz", sondern auch sein reger Verkehr mit Gelehrten der beiden großen Bekenntnisse und der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. Geradezu hervorragend aber waren seine Kenntnisse in den Naturwissenschaften. Und zwar zählte der Banzer Benediktiner zu den Geistern, die den Inhalt dieser Wissenschaften mit der richtigen Erfassung der Naturgesetze erkannten. So hatte er beispielsweise — ein in Deutschland wohl äußerst seltener Fall — das von dem großen französischen Chemiker Lavoisier entdeckte „Gesetz von der Erhaltung des Stoffes" nicht nur vollständig in sich aufgenommen, sondern ihm auch eine Form gegeben, wie sie treffsicherer, kürzer und wissenschaftlicher kaum gedacht werden kann. In die Sorge um das Naturalienkabinett des Klosters teilte er sich mit Roppelt. Ein weiteres Hauptverdienst von ihm aber lag noch auf dem Gebiete des Bibliothekwesens. In der Anschaffung und Nutzbarmachung von Büchern ging er nämlich ganz neue Pfade, indem er namentlich die zeitgenössische in- und ausländische Literatur bedachte. Die Säkularisation des Klosters im Jahre 1803 traf P. Sprenger als kranken Mann. Sie fügte ihm noch das unglaubliche Bitternis zu, daß sie ihn seiner persönlichen Habseligkeiten, darunter seiner mühsam erworbenen Privatbibliothek berauben wollte, so daß der nunmehr Achtundsechzigjährige sich veranlaßt sah, hiegegen in einer Verteidigungsschrift Stellung zu nehmen, die, von juristischer Schärfe und edlem Freimute getragen, ihren Urheber auch in seinem Greisenalter noch als das ersehen läßt, was er uns aus seinen Werken bietet, eine aufrechte Gestalt, eine vollendete Persönlichkeit. Nach Staffelstein verzogen, starb Sprenger daselbst am 23. September 1806.

Mit lebhafter Beifallskundgebung brachte die Zuhörerschaft ihren Dank dem Redner zum Ausdruck.

Historischer Verein Heilbronn. Der Historische Verein Heilbronn hat am 16. Juli 1917 seine Jahresversammlung gehalten und besteht derzeit aus 230 Mitgliedern. Vorträge wurden im abgelaufenen Rechnungsjahr 1916—17 zwei gehalten. Im November 1916 sprach der Vorstand Dr. M. v. Rauch über „Eine Romreise im Jahr 1574", die der Heilbronner Großkaufmann und spätere Bürgermeister Philipp Orth als „Spazierreise" d. h. Vergnügungsreise ausgeführt und kurz, aber anschaulich beschrieben hat; das Orth'sche Reisetagebuch wird in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte veröffentlicht werden. Im zweiten Vortrag, der im März 1917 stattfand, wurde vom Hauptschriftleiter Dr. Th. Heuß „Der nationalpolitische Gedankenkreis Fr. Th. Vischers und seiner Freunde" behandelt, wobei der Redner auch auf die politischen Ansichten von

Dav. Friedr. Strauß und Gustav Rümelin, die beide zeitweilig in Heilbronn wohnten, einging. Der Führer durch das Historische Museum, der 1906 von dem damaligen Vereinsvorstand Hofrat Dr. Schliz verfaßt wurde und vergriffen war, wurde durch den jetzigen Vorstand neu herausgegeben, konnte aber erst im November 1917 erscheinen; die Stadt bewilligte hiezu einen Beitrag von Mk. 1000.–, doch wurde aus Sparsamkeitsrücksichten auf Abbildungen verzichtet. Die Sammlungen des Museums wurden durch Ankäufe und Schenkungen vermehrt; bei dem stetigen Wachsen der Preise für Altertümer werden aber Ankäufe immer schwieriger. Das Museum war gut besucht, namentlich an den Sommer-Sonntagnachmittagen mit freiem Eintritt; an diesen wurden 1984 Personen gezählt, die großenteils aus Soldaten und deren Angehörigen bestanden.

M. v. Rauch.



Büchertisch

I. Besprechungen

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 5., völlig umgearbeitete Auflage. Mit 30 Abbildungen im Text und auf Tafeln und einer Dialektkarte Deutschlands. [Aus Natur und Geisteswelt, 16. Bändchen]. Verlag von B. G. Teubner 1917.

Ein Büchlein, das schon in 5. Auflage erscheint und das 29. Tausend erreicht hat, zeigt wohl schon durch diese Zahlen, daß es ein viele interessierendes Thema glücklich behandelt. Bei genauerer Prüfung ergibt sich in der Tat, daß die Eigenschaften, die wir von anderen Werken des Verfassers her kennen, auch hier zutage treten: reiche Belesenheit in der volkskundlichen und sprachgeschichtlichen Literatur; die Gabe das Wesentliche geschickt herauszuheben; gewandte Darstellung; dazu kommen hübsche Bilder. Da aber gerade das Thema dieses Büchleins dem Wesen unserer Zeitschrift sehr nahe geht, da ferner der Verfasser selber wohl das größte Interesse daran hat auf Einzelheiten, die vielleicht noch verbessert werden könnten, aufmerksam gemacht zu werden und so der großen Leserwelt etwas ganz Vollkommenes zu bieten, so möge es gestattet sein auf gewisse Einzelheiten etwas näher einzugehen. Für das große Publikum, dem in der Regel die Nachprüfung versagt ist, sollte ja, wie für alle großen und kleinen Schulkinder, bei solchen gemeinverständlichen Darstellungen nur das Beste gerade gut genug sein.

Dabei wollen wir uns bei der Behandlung der übrigen deutschen Stämme durch den Verfasser nicht lange aufhalten und bald zu den Franken übergehen. Zu jenen sei nur bemerkt: daß das niedersächsische Bauernhaus in seiner eine lange Entwickelung voraussetzenden, ausgeklügelten Einrichtung keinesfalls als Urtypus des germanischen Hauses gelten kann (S. 14); daß der Ausdruck „König" Witukind zu vermeiden wäre, weil gerade die Sachsen unter allen germanischen Stämmen am längsten sich gegen das Königtum gesträubt haben; daß in Mitteldeutschland außer dem Rhein und der Elbe noch schiffbar sind: die Mosel, der Main, die Werra, die Regnitz, die Saale, die Oder; daß unter den heutigen schlesischen Schriftstellern Paul Keller erwähnt werden sollte, weil gerade dieser ein echter, richtiger Schlesier ist, und unter den Alamannen Alban Stolz, einer der eigenartigsten Schriftsteller und ein größerer alamannischer Sprachschöpfer als z. B. Gottfried Keller u. a. Ferner sei daran erinnert, daß der Name der Hauptstadt Bayerns nicht charakteristisch ist für Bayerns Kirchlichkeit, sondern ein reines Zufallsergebnis, weil eben die von Heinrich dem

Löwen errichtete Zollstätte auf einem von Mönchen frühzeitig bewohnten Platze stand, wie es denn überall in Deutschland, auch in heute gar nicht hervorragend „kirchlichen" Gebieten, Ortsnamen gibt, die mit „Mönch" gebildet sind (Müncheberg, Münchhausen usw.) Schließlich die Bemerkung: „An Geschick neuerworbene Gebiete mit dem Mutterland zu verschmelzen und alles zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschweißen, können sich die Habsburger nicht mit den Hohenzollern messen" ist sicherlich schief. Ihre deutschen Gebiete haben vielleicht die Hohenzollern besser zusammengeschweißt als die Österreicher die ihrigen; aber wo bleibt das Geschick Preußens gegenüber den Fremdvölkern, den Polen, den Dänen, den Franzosen (in Elsaß-Lothringen)? Hier hat Habsburg, das unter ganz anderen Bedingungen arbeitete, eine glücklichere Hand gehabt, trotz allem – vergleiche die Polen in Galizien! Bei seinem Besuche in Wien sprach vor nicht langer Zeit der polnische Ministerpräsident Kucharzewsky: „Die polnische Nation wird nie vergessen, daß sie in Zeiten ärgster Bedrückung sich in Österreich frei entwickeln, den nationalen Geist kräftigen . . konnte". Mit anderen Worten: die österreichische Polenpolitik war glücklich; war es auch die preußische?

Doch zum heimischen, zum fränkischen Stamm! Dieser findet durch den Verfasser eine sehr günstige Beurteilung; wir sind ihm der „beweglichste unter allen deutschen Stämmen", zeigen „geistige Rührigkeit", „reiche Phantasiebegabung", sind „zu poetischem Schaffen vorzüglich geeignet", haben „der Wissenschaft vorzügliche Vertreter gestellt" und „im Vereiche der Kunst schöpferische Tätigkeit gezeigt"; viele „Entdecker und Erfinder" sind Franken, „Gewerbe und Industrie blüht" in allen fränkischen Gauen, von der Nordsee bis zum Fichtelgebirg – denn immer nimmt der Verfasser den Großstamm der Franken in eins zusammen, ähnlich wie bei den übrigen deutschen Hauptstämmen. Dazu hat er im Rahmen seiner Darstellung ein unbestreitbares Recht; aber es sei doch darauf hingewiesen, daß Franken im engeren Sinn, Ostfranken, für den Verfasser etwas mehr auch Franken im eigentlichen Sinn hätte sein sollen. Es ist nämlich gar kein Zufall, daß von allen Gebieten fränkischer Zunge gerade dieses den alten Stammesnamen bewahrt hat, vielmehr kommt darin die Tatsache zum Ausdruck, daß es auch in sehr vieler Hinsicht den alten fränkischen Geist am besten bewahrt hat und darum einen Maßstab für das ganze fränkische Gebiet abgeben kann. Hier ist „altfränkisches" Wesen noch zu Hause. Fragt man: warum? so kann die Antwort kurz lauten: weil Ostfranken von den Erschütterungen, Durchzügen, Blutmischungen der Geschichte weniger berührt wurde als das Rheingebiet, das als Völker- und Handelsstraße ersten Ranges so manches vom alten Stammesgut eingebüßt hat. Darum ist z. B. die Bemerkung des Verfassers: „Der fränkische Bauer ist eben ein Mittelding zwischen Stadt- und Landbewohner, nimmt daher auch keinen Anstoß daran, nach städtischer Sitte sein Haus mit anderen zu teilen" für Franken im engeren Sinn sicher nicht passend. Am Rhein ist der „Manchettenbauer" zu Hause; in Ostfranken gibt's fast durchweg das echte Bauerntum, z. T. sogar (Ochsenfurter Gau, Forchheimer Gegend usw.) mit den alten, echten Volkstrachten. Auch das fränkische Haus muß man in Ostfranken studieren (das aus Meitzen genommene Bild des fränkischen Gehöftes ist nicht befriedigend); hier tritt seine Seele, wenn ich so sagen darf, der Fachwerkbau, am reinsten und glänzendsten zutage. Von bedeutenden Franken, die der Verfasser in der nächsten Auflage hoffentlich nennt, seien angeführt: Matthias Grünewald aus Aschaffenburg, ein malerisches Genie so groß wie Dürer und Holbein; Tilman Riemenschneider in Würzburg, der mitsamt seiner Schule sich in Franken verewigt hat durch Zahl und Bedeutung der Schöpfungen; Lukas Schönlein aus Bamberg, Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. von Preußen und Begründer der naturhistorischen Schule in der Medizin; Kaspar Zeuß aus Vogtendorf in Oberfranken, der große Kelten- und Germanenforscher, den der Verfasser sicher nur ungern übersehen hat; endlich – denn auch namenlose Größen müssen genannt werden – den oder die unbekannten Künstler der Bamberger Domskulpturen aus dem 13. Jahrhundert, vor denen H. St. Chamberlain bekannt hat: „Hier ist Geist von Donatellos Geist". Die Forderung derartige Größen ersten Ranges innerhalb ihres Arbeitsgebietes zu nennen ist wohl nicht unbillig, da der Verfasser ja auch Größen dritten und selbst vierten Ranges sonst mit Namen anführt. Endlich noch ein Wort zur religiösen und zur politischen Zersplitterung Frankens. Es geht doch nicht an für jene den Mangel an Konzentration bei dem fränkischen Stamme verantwortlich zu machen; sie ist vielmehr eine unmittelbare Folge von dieser, und die politische Zersplitterung der fränkischen Lande erklärt sich wie bei den schwäbischen,

wo sie z. T. noch größer war, einmal aus dem frühzeitigen Verschwinden der beiden Stammesherzogtümer Franken und Schwaben, sodann aus der bunten Mannigfaltigkeit des geologischen Aufbaues im Gegensatz zu Gebieten wie der norddeutschen Tief- und der bayerischen Hochebene, drittens aus der starken Entwickelung zunächst der Grundherrschaften, sodann der handelsstädtischen Gemeinwesen in Franken wie in Schwaben. Ob die Ortsnamen auf „scheid", die der Verfasser in diesem Zusammenhang als charakteristisch für die territoriale Zersplitterung anführt, dem fränkischen Stamm eigentümlich sind, möchte ich sehr dahingestellt sein lassen; in Ostfranken sind sie gar nicht zuhause, andererseits fällt mir Lüdenscheid in Westfalen und Wegscheid in Niederbayern unweit der österreichischen Grenze ein. –

Doch genug! Nicht um zu nörgeln, sondern um dem Verfasser die Möglichkeit zu bieten in einigen Einzelheiten seine so verdienstliche Leistung vielleicht noch in etwas zu feilen sind diese Bemerkungen gemacht. Wir hätten auch gar nicht soviele Worte verloren, wenn wir nicht wüßten, welcher Bedeutung für die geistige Bildung die Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt" sich bereits rühmen kann.

P. S.

1. **Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten,** München und Berlin 1916, R. Oldenburg, VIII und 89 S., Großoktav, geh., 2 Mk.

– 2. **Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst,** 1917, im gleichen Verlag, X und 163 S., gl. Format, geh., 2 Mk. von Hartmann Karl O.,

Beide Schriften bilden die ersten Teile eines größeren, für weite Volkskreise berechneten **Werkes,** von dem der letzte Teil „die Pflege der deutschen Volkskunst" noch aussteht.

Langjährige Beschäftigung mit allen die Kunst betreffenden Fragen, Beobachtungen im Wirtschaftsleben und Erfahrungen im technischen und gewerblichen Schulwesen – der Verfasser gehört als Ob.-Reg.-Rat dem Württ. Obersten Gewerbeschulrat an – befähigten den Verfasser wie keinen für die Lösung der gestellten Aufgabe. Und er wurde ihr in geradezu meisterhafter Weise gerecht. Wie ein scharfblickender Arzt erkennt er in den verschiedenen Krankheitsformen der Kunst der Gegenwart die eine wirkende Ursache, ihre Heimatlosigkeit und zeigt als einziges Mittel der Genesung das Schöpfen aus dem deutschen Volkstum, „aus den ursprünglichen, ewig zeugungs- und lebensfähigen Kräften unseres Volkstums". Er sieht darin nicht nur die Wiedergeburt der Volkskunst, sondern ein Erstarken unseres Volkstums überhaupt, ein Ziel, für das er mit dem warmen Herzen und der beredten Sprache des wahren Vaterlandsfreundes eintritt. Die ähnliche Wege gehen, werden sich der Führung H. 's gerne anvertrauen.

Bamberg Prof. Dr. Chr. Beck

Die deutschen Bauern in Südrußland. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation herausgegeben von E. Schmid-Frankfurt a. O., 2. Aufl. Mit einer Karte des deutschen Kolonistengebietes in Südrußland. Berlin 1917. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

In ergreifenden Worten schildert der Verfasser vorliegender Schrift im Vorwort „Der Schrei der Stummen" die Not dieser deutschen Bauern in Rußland, die schweigend zu Grunde gehen. „Und wir in Deutschland wissen wenig davon". Er ruft die deutsche Presse, das deutsche Volk auf, mitzuhelfen, daß diese armen Deutschen beim Friedensschlusse nicht vergessen werden, daß das Wort des Reichskanzlers in seiner Rede vom 5. April 1916 eingelöst werde. Es handelt sich bei diesen deutschen Kolonisten um große Bevölkerungsziffern, um noch größere Besitzziffern, und, was wichtiger ist, um hochbedeutende lebendige deutsche Volkskräfte. Einen solchen völkischen Reichtum dürfen wir nicht zugrunde gehen lassen, dürfen ihn nicht der Stärkung unserer Feinde überlassen.

Der Verfasser schildert im ersten Teil Ansiedlung und kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung, im zweiten Teil gibt er Ziffern über Einwohnerzahl und Landbesitz, absolut und relativ, nach Konfessionen, nach Wert des Landes und seiner Produkte. Vergleiche mit anderen Gruppen der russischen Westprovinzen, die heute viel genannt werden, und anderen Ländern rücken die Bedeutung der gegebenen Ziffern ins rechte Licht. Das Schriftchen ist ein Ehrenzeugnis deutscher Art und deutscher Bauernkraft.

Besonders interessant wird es allen jenen deutschen Behörden, Bürgern und Bauern sein, die mit deutsch-russischen Gefangenen zu tun haben. Und ihrer dürften nicht wenige sein, da wir in Deutschland 15–16000 solcher Gefangenen haben. Sind sie auch, militärisch genommen, Kriegsgefangene: uns dürfen sie keine Gefangene sein. Uns sind sie Freunde, Brüder, Volksgenossen, die in ihre Heimat zurückgekommen sind, nachdem sie auf dem Wege der Gewalt in den feindlichen Heeren gegen uns aufgeboten waren.

Aus unserem Frankenland im engeren Sinn stammen anscheinend keine dieser deutschen Kolonien in Südrußland; aber der fränkische Stamm im weiteren Sinn hat nicht wenige solcher Kolonisten nach Rußland geschickt: dortige Ortsnamen wie Worms, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim u. a. sprechen deutlich genug. P. S.

2. Aus Zeitschriften und Zeitungen:

Rademacher C., Carneval. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 14. Jahrg. (1917) S. 64ff. (Der Carneval, von carrus navalis abzuleiten, ist ursprünglich ein Totenfest, das aber im Lauf der Zeit mythologische Bestandteile in sich aufgenommen hat: so in den germanischen Ländern das Fest der Erdmutter Nerthus).

Kreußer Freihr v., Malerisches aus dem Bezirk Eschenbach in der Oberpfalz. Bayerischer Heimatschutz 15. Jahrgang (1917) S. 60 ff. (Eschenbach; Speinshart; Oberbibrach; Neustadt a. K.; Weihersberg; Troschelhammer; Dießfurt; Dornbach; Auerbach; Michelfeld. Besonderes Interesse muß in diesem alten Grenzgebiet Ostfrankens und des Nordgaus die Klosterkirche Speinshart erregen, von der, wie auch von den übrigen genannten Orten, schöne Bilder beigegeben sind).

Dörr A., Sprachliches und Volksdichtung aus Gunzenhausen und dessen Umgebung. Blätter vom Altmühltal 1917, Sonntagsblatt Nr. 42 und 43. (Grammatik und Wortschatz der dortigen Mundart erweisen fränkische, schwäbische und bayerische Bestandteile: ein echtes Grenzgebiet. Von den angeführten Proben der Volksdichtung sind besonders bemerkenswert die Zauber- und Beschwörungsformeln, darunter einige recht alte).

Dersch Wilhelm, Aufgaben der hennebergischen Geschichtsforschung. 2. Beiwagen zu Nr. 217, 1. Beiwagen zu Nr. 223 der Dorfzeitung (Hildburghausen) 1917. (Der mit hennebergischer Geschichte wohlbetraute Verfasser steckt Wege ab, auf denen in der kommenden Friedenszeit die heimische Geschichtsforschung zu neuen Ergebnissen, erweiterten und vertieften Erkenntnissen gelangen kann. Auch Volkskunde und Denkmalpflege sind gebührend berücksichtigt).

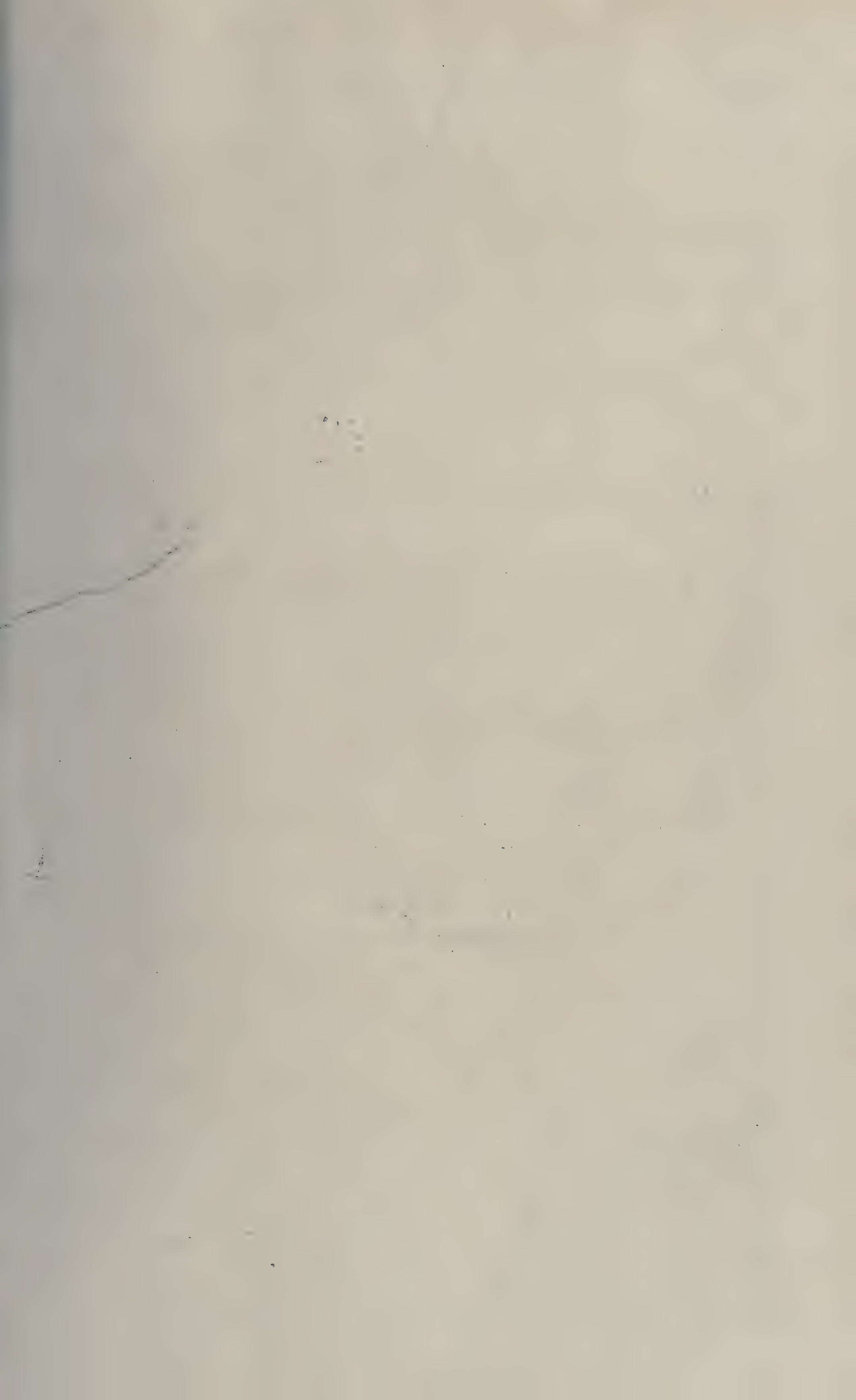
Schnizlein A., Zur Lebensgeschichte des Rothenburger Stadtschreibers Thomas Zweifel nebst Ergänzungen zu seiner Geschichte des Bauernkriegs in Rothenburg. Beitrag zur Bayer. Kirchengeschichte 24, S. 9 ff. (Bringt die Ergebnisse von Nachforschungen im Rothenburger Stadtarchiv, die auf Zweifels dienstliche Stellung und persönliche Verhältnisse neues Licht werfen).

Schnizlein A., Zur Geschichte der Vertreibung der Juden aus Rothenburg o. T. 1519/20. Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 61. Jahrgang 1917 S. 263 ff. (Ergänzt die Forschungsergebnisse von Harry Breßlau und Theodor Kolde über den Gegenstand durch Mitteilung neuen Materials aus dem Stadtarchiv zu Rothenburg).

Schnizlein A., Leonhard Kettner von Hersbruck. Carmen gratulatorium ad Senatum Rothenburgensem de restituta verae Religionis doctrina. Jahresbericht d. Vereins Alt-Rothenburg 1916/17. (Zur Einleituug eine Zusammenfassung der Vorgänge in Rothenburg vor und bei der Annahme des Protestantismus, alsdann der lateinische Text des ziemlich langen Glückwunschgedichtes und die von Kettner selbst stammende Übersetzung ins Deutsche. Sie zeigt die ganze armselige Silbenzählerei des 16. Jahrhunderts).



Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, k. Gymnasial-Professor, Speyer. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer. – Druck und Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

5. Jahrgang Heft 2, 1918



Illustrierte Zeitschrift
für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Illustrierte Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. – Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer, Rützhaubstr. 9. – Druck und Verlag K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint während des Krieges vierteljährig.

Inhalt des 2. Heftes:

Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich. Mk. 1.70 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 170 nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. – **Alle Beiträge** *) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider,** Speyer, Rützhaubstr. 9, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
¼ Bg. Mk.	5.—	7.50	10.—	14.—
½ „ „	8.—	11.—	16.—	23.—
¾ oder 1/1 „ „	14.—	22.—	28.—	37.—

Zuzüglich 120% Teuerungszuschlag, infolge Papierknappheit Lieferungsmöglichkeit vorbehalten.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung. Die Abgabe einer größeren Anzahl von Freiexemplaren ist laut einer Verfügung der drei bayerischen Generalkommandos bis auf weiteres verboten.

* Quartformat, einseitig beschrieben!



Dr. Hans Walter

gefallen 14. Juli 1916

zum Gedächtnis

Zu früh, zu früh! – Die junge Eiche hebt
Gen Himmel ihre Äste saftbelebt;
Noch höher will sie ihre Krone tragen
Und ihre Wurzeln tief und tiefer schlagen
Hinab ins wundersame Geisterreich,
Drin Schätze ruhen, denen keine gleich.
Da zuckt herab ein böser Wetterstrahl,
Zerschmettert Hoffnung, Lust und Kraft zumal.

Zu früh! Doch wär' nicht bittrer unser Klagen,
Wenn sie den herben Tod zu spät getragen?
Wenn Häuser, Höfe, rings die schöne Flur
Vor ihr gezeichnet der Vernichtung Spur?
Die Eiche hat auf sich herabgezogen
Den wilden Strahl und seine Wut betrogen;
Dem Töter hielt sie ihre Arme offen
Und vieles rettend ward sie selbst getroffen.

Nun liegt sie tot am Grunde hingestreckt,
Doch ist sie schon von neuem Grün verdeckt;
Das treibt und sproßt und drängt empor zum Licht –
O trauert um die Eiche länger nicht!
Vom jungen Walde wird sie bald gesegnet,
Der seiner Blüten Fülle auf sie regnet.
Sie fiel, und über ihr in Hoffnungsglanz
Ersprießt der neue Wald des Vaterlands.

Peter Schneider

Des deutschen Volkes Mannesalter

Ansprache, gehalten an einem vaterländischen Abend zu Speyer am 14. April 1918 von
Peter Schneider

Verehrte Damen und Herren!



an schrieb das Jahr des Heils 1831. Ein Jahr zuvor hatte der Julisturm zu Paris den König der Franzosen Karl X. vom Thron geblasen, hatte Ludwig Philipp durch der Bürger Gnaden ihn bestiegen. Ob dieses Vorfalls gewaltig aufgebläht, schlug der gallische Hahn vernehmlich mit seinen Schwingen und krähte über die Landesgrenzen hin sein schrilles Freiheitslied, vor dem die deutschen Tauben bewundernd und eingeschüchtert sich ducken sollten; der Hahn wußte ja, daß ihr Schirmer, des alten Römischen Reiches doppelköpfiger Adler, längst eines seligen Todes verblichen war und ausgestopft, unschädlich, in der Gerümpelkammer des deutschen Volkes hing. Um dieselbe Zeit saß zu Paris mit zerrissenem Gemüt der deutsche Dichter Heinrich Heine. Ihn hatten tiefste Enttäuschungen vom Boden seines Geburtslandes weg in das gepriesene Eden der Freiheit getrieben; von ihm war dazumal kein freundliches Wort für Deutschland zu hoffen. Aber nicht umsonst hatte seine Jugendjahre der Sturmhauch der Befreiungskriege umweht. Das anmaßende, gefährliche Krähen des gallischen Hahnes stimmte ihn bedenklich und in dieser Stimmung schrieb er die Verse:

„Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Er ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche!"

Wenn nun der Dichter weiter singt, daß Deutschland, dem jungen Siegfried gleich, den häßlichen Drachen erlegen, dessen Hort rauben und auf seinem Haupt die goldne Krone werde blitzen lassen: so mögen wir Söhne der Helden von 1870 und wir Teilhaber einer so gewaltigen Gegenwart gerne gestehen, daß der Sänger, dessen empfindsame Nerven unter den elektrischen Wellen der deutschen Kraft erbebten, in Wahrheit hier ein Seher gewesen ist. Auch dessen sind wir gerne zufrieden, daß Heine hier ein ganzes Volk unter dem Bild eines wachsenden Menschen uns vor Augen stellt; sind wir doch gewohnt das große Wunder des Menschenlebens, das wir alle in süßer Unbewußtheit zuerst, dann mit immer

sehenderen Augen in uns erfüllen, auf alles Lebendige außer uns zu übertragen. Eines nur ist fraglich: ist unser deutsches Volk, wie es Heine sah und wie unsere Zeitgenossen es sehen, noch ein junger Fant? ein täppisches Rieselein? Oder steht es vielleicht auf einem anderen Punkte des Lebens? Wäre Deutschland in diesen schweren Tagen seiner Lebensstufe sich immer klar bewußt gewesen, mir deucht, wir wären zuweilen besser gefahren. Haben Sie denn, verehrte Mitbürger, die Güte sich von meiner Hand einen von rascher Eile beflügelten Gang durch die Vergangenheit unseres Volkes führen zu lassen, damit wir miteinander die gestellte Frage beantworten, die Ihnen in diesem Augenblick noch unnütz und wunderlich genug erscheinen mag!

Vor unseres Volkes Wiege hängen noch kaum gelüftete Schleier. Aber von seinen Knabenjahren erzählt bereits, wenn auch noch lückenhaft, die Geschichte. — Zwei Gefühle sind des Kindesalters stärkste Triebfedern: der Hunger und die Lust an glänzenden Dingen. In unbewußter Kraft, ihre Bestimmung nur dunkel vorfühlend, saßen des deutschen Volkes Mutterstämme samt ihren Brüdern in Mitteleuropa, dem weltbeherrschenden Römerreich im Norden vorgelagert. Die Not des Lebens und knabenhafte Sehnsüchte stachelten sie zum Anlauf gegen das alternde Römerreich. Wie wohl ein junger Bursche, den nagender Hunger peinigt, einen morschen Gartenzaun eindrückt und, das gierig glänzende Auge auf eines Fruchtbaums süße Lockungen gerichtet, den altersschwachen Hüter des Gartens über den Haufen wirft, daß ihm jählings Bewußtsein und Leben schwinden: so überrannten die Germanen des Südens vergreiste Herren und nahmen frohlockend von ihrem schönen Garten Besitz. Fußangeln und giftige Früchte bereiteten noch vielen von ihnen den Untergang; aber in den nördlichen Randgebieten blieben gesund und fröhlich seßhaft die Franken, die Alamannen, die Bayern.

Und es glitten dem siegreichen Volk die Knabenjahre hinüber zum Jünglingsalter. Die langen Lehrjahre begannen; vor dem Jüngling stand ein Lehrer mit ernstem und einer mit heiterem Antlitz, Christentum uud antike Kultur, und sie formten an seiner bildsamen Seele, bis der hochaufschießende Sproß in der hohen Schule der Kreuzzüge die Feinheit und Weisheit altmorgenländischen Lebens und Behagens in sich aufnahm und von Frankreich, seinem älteren Schulkameraden, manch glücklichen Gedanken in seiner Brust verschloß und verarbeitete. Diese Lehrjahre waren auch verschönt von den zartesten, adeligsten Gebilden des Jünglingsalters, von Idealen. Im Frankenreich der Merowinger und der Pippiniden schien sich der schöne Traum von einer dauernden Vereinigung der germanischen Stämme erfüllen zu sollen, im Reiche Karls des Großen wuchs dieser Gedanke über die Grenzen des Deutschtums hinaus und gewann als Heiliges Römisches Reich, als christliches Gottesreich auf Erden, greifbare Gestalt. Dem jünglingshaften deutschen Volk erblühten aber auch innigster Minnesang, ernstestes Heldenlied, hehrste Baukunst. Nicht verschont blieb es von den Stürmen, die in Jünglingsbrüsten zuweilen toben, von der Dumpfheit und Torheit schwerer Stunden, von weltschmerzlichen Gefühlen. Aber als den Jüngling ein Hauch von Männlichkeit zu überwehen begann, da durchbrauste seine Adern, durchdrang sein

Mark ein göttliches Gefühl und seine überströmende Kraft machte die Länder bis hinab zur blauen Adria, bis hinein in die Steppen Ungarns, bis hinauf zu den masurischen Seen, den livländischen Sümpfen zu deutscher Heimat. Dies waren die tausend Jahre, die wir Mittelalter nennen, und unter diesem Namen hat sie schon mancher belächelt oder geschmäht; aber kein Wissender denkt anders als mit innigster Rührung an diesen Mai unseres Volkes, an seine lachende Siegfriedskraft und seine zarten Frühlingsträume. –

Besinnlicher als der Jüngling zu sein ist des Mannes Ehrenschmuck; er fügt die aufgehenden Mauern, er zimmert das Dachgebälk seiner Weltanschauung. Unter einem seelischen Streit, der sein Innerstes erschütterte, unter den gewaltigen Wehen der religiösen Kämpfe und Kriege trat das deutsche Volk in seine Mannesjahre. Darauf hatten die Nachbarn gelauert; wenn Michel mit seiner Seele stritt, war es leicht in seinem Hause zu stehlen und zu plündern. Des deutschen Volkes Haus und Hof ward im tränenreichen Krieg der dreißig Jahre, ward in den Jahrzehnten des Sonnenkönigs, ward in der Zeit der Sansculotten und des Kaiser gewordenen Advokatensohns der Tummelplatz fremder Überhebung und Unverschämtheit, bis, spät genug, des deutschen Volkes Mannesstolz und -grimm erwachte in der glorreichen Zeit vor hundert Jahren. Dann aber galt es ein neues Haus zu bauen; denn das alte war zusammengestürzt. Bis der Bauplatz gefunden, die Grundrechte erworben, bis alle Hindernisse beseitigt, die stolzen Quader aufeinandergelegt, die Giebel bekrönt waren, vergingen wiederum Jahrzehnte. Aber nun stand es da und ragte herrlich in die Himmelslüfte, das neue Haus des Mann gewordenen deutschen Volkes – bis der lauernde Neid der Nachbarn, zum bittersten Haß gesteigert, sich noch einmal an ihm und dem Köstlichen, das es barg, zu vergreifen gedachte.

So sind wir auf unserem raschen Gang schon mitten in die Gegenwart gelangt, von deren Herrlichkeit die Zukunft singen, deren Bitterkeit das Geschlecht von morgen schon nur mehr ahnen wird. Was Deutschland „im Wolkenbruch der Feindesklingen" geleistet, ist unbeschreiblich; daß zuweilen seine Knie wankten, daß Ohnmacht seine Augen umfloren wollte, daß in die gewaltigen edlen Linien des Heldenbildes kleine, weniger edle Züge sich drängten, ist menschlich. In solchen Augenblicken mußte uns das Vaterland durch seine berufenen Männer mit dringlichsten Bitten mahnen, an alle Ideale der Vergangenheit erinnern, uns alle möglichen Folgen der Ermattung vor Augen stellen. Man schelte mich nicht, wenn ich sage, daß man hier nicht immer richtig verfuhr! Der stärkste Antrieb zum Guten, zum Edlen liegt nicht in dem Befehle: „Das sollst du tun!" sondern in der Feststellung: „Das bist du, und das ist deiner würdig!" Man schelte mich umso weniger, als die Gefahr ja noch nicht vorüber, als die Aufgaben, die im Krieg und nach dem Krieg unser harren, schier Übermenschliches fordern werden. Verbraucht ist so manche gute Mahnung, die Monate lang ihre Wirkung nicht verfehlte; aber ein unerschöpflicher Born ist das Bewußtsein des eigenen Wesens und Wertes. Darum rufe ich, und rufen Sie es mit mir den Volksgenossen zu: „Deutsches Volk, Du bist ein M a n n! Längst vorüber sind die Zeiten Deiner

täppischen, ungeschlachten Kindheit, vorbei die Jahrhunderte jünglingshafter Leidenschaft und Träumerei, hinter fernen Zukunftsweiten liegt noch Dein zages Greisentum; aber heraufgezogen ist die Zeit Deiner ruhigen, selbstsicheren, in Leiden erprobten Manneskraft. Siehe, sie ist noch unerschöpflich. Stücke haben sie Dir vor Jahrhunderten schon aus Deinem Leibe gerissen, Du lagst darnieder wie kein anderes Volk Europas, aus tausend Wunden blutend, auf Dir ruhte die Verachtung der Welt, Du konntest sagen: „Sie haben alle meine Gebeine gezählt". Was hat es Dir geschadet? Sind's nicht Schwertschläge wie Deines alten Volkshelden Dietrich von Bern, die Du in diesen Stunden führst? Mußt Du erst von anderen Dir sagen lassen, daß Du Jung-Siegfried bist, vor dessen Steinwurf Rußlands riesenhafter Turm zusammenkrachte?" —

Es ist freilich wahr: wir Menschen und wir Völker fallen zuweilen in die Untugend, in die Schwäche längst verlebter Altersstufen zurück. Stürzt sich ein Ungeheures, Unerwartetes auf uns, so droht auch zuweilen dem Mann die Selbbesinnung aus dem Gehirn zu schwinden und er stammelt, er tut Kindisches, Greisenhaftes. So durchlebte unser Volk, wenn mich nicht alles trügt, im reißenden Verlauf dieser vier Kriegsjahre die Entwickelung eines Menschenlebens, wie sie ein Dichter aus Deutschlands Maienzeit, der edle Sänger Wolfram von Eschenbach, so ergreifend geschildert hat. In weltfremder „Dummheit" aufgewachsen, in seinem Lernalter mit einem fragwürdigen Grundsatz ausgerüstet, verscherzt sein Held Parzival das höchste Glück, das er auf Erden hätte erreichen können. Da packen ihn des Zweifels finstere Gewalten und er irrt durch die Lande mit einem verwüsteten Herzen, das keine Liebe mehr fühlen kann für Gott und Menschen. Ein Seelenarzt heilt endlich den Riß in seinem Gemüt und weist ihn zum richtigen Weg, auf dem er zur irdischen Sälde, zur Glückseligkeit emporsteigt. — Huldigte nicht unser Volk vor dem Krieg weltfremder Vertrauensseligkeit gegen Mächte, denen es nie hätte trauen dürfen? Verscherzte es sich nicht in jugendlicher Torheit die Hilfe von Völkern, die es zu seinen Freunden hätte machen können? Und als das Kriegswetter schon hereingebrochen war, vergaß da unser Volk nicht allzusehr, daß auf die Spitze getriebene Milde und Gerechtigkeit die schönsten Tugenden des Alters sind, aber nicht so vordringlich und bezeichnend für einen Mann in der Jahre Blüte, der seiner Haut sich zu wehren hat gegen rücksichts- und erbarmungslose Gegner? Dann kamen nach einem glänzenden Anfang Rückschläge, Enttäuschungen, gefährliche Augenblicke, tränenwerte Verluste und, einzeln zuerst, dann in immer dichteren Scharen, ein geisterhaftes, unheimliches Heer, schlichen, strömten, stürzten herbei die Schattengestalten der Entbehrungen an der Front und in der Heimat. Ich frage: ist in diesem Saal, in dieser Stadt, in ganz Deutschland auch nur einer, auf dessen Brust in diesen vier Jahren nicht zuzeiten der Alp des Zweifels sich legte: bei diesem der Zweifel an unserem Glück, bei jenem an Gottes Erbarmen, bei einem dritten an unseres Heeres Stärke und unserer Führer Tüchtigkeit, wieder bei einem anderen der Zweifel an unseren Bundesgenossen, bei einem fünften vielleicht auch der nächtlichste von allen, schlimmer als Kriegswucher und Volksausbeutung, der Zweifel an der ehrlichen Vaterlandsliebe bewährter Volksgenossen?

Aber sind wir auch in die Tiefen des Parzivalzweifels hinabgestiegen: wohlan, ein Seelenarzt von gewaltiger Kraft ist zu uns getreten, die Prüfung, die unerhörte, die die letzten unserer schlummernden Kräfte entband und des deutschen Volkes Mannesbewußtsein auferweckte. Sie hat uns hingewiesen auf des Mannesalters schönste Tugend, zu der nicht schwache Kindheit, nicht stürmische Jugend, nicht mattes Alter imstande sind, die edle Prometheustugend Beharrlichkeit. Unter ihrem Zeichen laßt uns hinschreiten zur schmerzlich-süßen Verklärung dieser Drangsal! Du gleichst einem Manne, mein deutsches Volk, über dessen Haus und liegende Güter ein furchtbares Unwetter hereingebrochen ist. Hagel ist auf Deine Brotfrucht herabgeprasselt, von Deinen Lieblingsbäumen so manchen stolzen Ast hat Dir der Sturm höhnisch vor Deines Hauses Schwelle hingeschleudert, von Deinem Dache Ziegel herabgeschmettert und durch zertrümmerte Scheiben seinen eisigen Hauch bis in Deine innersten Gemächer getragen. Ein Gießbach vollends, von Sekunde zu Sekunde anschwellend, drohte seine mit Schlamm und Felstrümmern vermischte Flut mitten durch Dein Besitztum geradenwegs auf Dein Haus zu lenken. Da eiltest Du mit Deinen treuen Gefährten im Wettergraus fort, den Eindringling abzudämmen, und in rastloser, atemraubender, übermenschlicher Arbeit ist's Dir gelungen. Noch ist nicht alles vorüber und Du mußt aushalten am aufgeworfenen Damm, denn noch viel Regenwasser strömt von den Bergen herab. Aber matter umzuckt Dich der Blitze Schein, langsam beginnen die Wolken zu weichen, und wie die Sturmnacht sich erhellt, siehst Du aufrecht stehen Deines Hauses Mauern, in den Grundfesten unerschüttert. Jetzt nur noch einmal die Sehnen gestrafft, leidengeprüfter Mann! Schon hat sich auf den höchsten Giebel, den eben noch die Sturmgeister umtanzten, gleich einem Friedensboten ein Vöglein gesetzt und schmettert sein Lied in die hageldurchkühlte Luft. Halb verschlungen noch von fallenden Regens Rauschen und fernabziehendem Donner, aber deutlich vernehmbar dem lauschenden Ohr, klingt es herüber:

„Dulde, geduldе Dich fein!
Über ein Stündlein
Ist Deine Kammer voll Sonne".





Über das Vorkommen von Wasserschöpfrädern in der Fränkischen Alb und ihrem Vorlande

Von Dr. **Hans Gießberger**, München



Einen auffallenden landschaftlichen Schmuck einiger Täler der Fränkischen Alb und ihrer Grenzgebiete bilden Wasserschöpfräder, beim Volke bloß Wasserräder geheißen, die den Zweck haben, das Naß der Flüsse zu heben, in Rinnen auszugießen und dadurch die Wiesen der Talsohle künstlich zu bewässern. Zahlreicher finden sie sich im Albvorlande als im Gebirge selber. Wer die Landschaft zwischen Forchheim und Fürth nur einmal während des Sommers untertags durchmessen hat, wird die geradezu merkwürdige Häufung der erwähnten Wasserhebemaschinen im Rednitzflusse beobachtet haben. Betreten wir hingegen den Gebirgsabschnitt der Wiesent, so fällt das spärliche Vorkommen der Räder sofort in die Augen. Das ist begreiflich. Der Rednitzgrund, bedeutend breiter und trockener als die Wiesentfurche, hat eben zur ausgiebigen Benetzung der weiten Talaue eine viel größere Anzahl von Wasserhebevorrichtungen nötig als diese. Unerklärlich ist nur, warum sie unmittelbar unterhalb Forchheims plötzlich verschwinden, während sie oberhalb der alten Rednitzstadt in dichtester Scharung auftreten. Man sagt zwar, der Fluß habe schon in alten Zeiten von Forchheim ab als Schiffahrtsstraße gedient[1]) und deshalb sei eine Besetzung der Laufstrecke von der genannten Stadt abwärts mit Wasserrädern nicht möglich gewesen; denn die den Aufstau bewirkenden, die ganze Flußbreite einnehmenden Grundbäume würden die Fahrrinne gesperrt haben. Allein ebenso unaufgeklärt ist, warum man unterhalb Forchheims nicht später, nachdem die Landstraßen besser geworden waren und man auf die Benützung des Flusses als Verkehrsweg nicht mehr angewiesen war, mit der Anlage von Schöpfrädern begann. Es scheint eben, daß Vorhandensein und Häufigkeit der

---

[1]) Meistens beruft man sich dabei auf Einhard, den Verfasser der Lebensbeschreibung Karls des Gr., als Kronzeugen. Vgl. Annales Einhardi, S. 178; ferner: J. G. Prändel, Erdbeschreibung der gesammten pfalzbaierischen Besitzungen. Amberg 1806, S. 153; J. G. Köppel, Malerische Reise durch die beiden fränk. Fürstenthümer Baireuth und Anspach 1, Erlangen 1816, S. 25; Car. Henric. de Lang, Regesta Circuli Rezatensis. Sectio I. Nürnberg 1837, S. 4; Münzenthaler, Beschr. der Stadt und Festung Forchheim. Bamberg 1852, S. 9; J. B. Deuber, Gesch. der Stadt Forchheim. Forchheim 1867, siehe unter „Ergänzungen und Berichtigungen"; M. Gückel, Beiträge z. Gesch. der Stadt Forchheim im 16. Jahrh. Bamberg 1898, S. 10.

Räder oberhalb der erwähnten Stadt weniger auf natürliche als vielmehr auf politische oder andere Ursachen zurückzuführen sind[1]).

Wie dem auch sei, fest steht, daß die **Rednitz** nicht nur die meisten Schöpfräder des in der Überschrift gekennzeichneten Gebietes, sondern auch ganz Bayerns besitzt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß kein Fluß des Deutschen Reiches sich in dieser Hinsicht mit ihr messen kann. Die Räder beginnen ungefähr in der Gegend von Schwabach und endigen, wie erwähnt, bei Forchheim. Oberhalb Fürths stehen sie spärlicher, unterhalb dieser Stadt jedoch nimmt ihre Zahl rasch zu. Auf der ganzen angedeuteten Strecke dürften heute noch etwa 150 – 160 Räder während der Sommermonate in Tätigkeit sein. Da ich den Rädern der Rednitz ein andermal eine besondere Betrachtung widmen möchte, will ich mich mit dem hier Gesagten begnügen und zu denen ihrer beiden Nebenflüsse, der Pegnitz und der Wiesent, übergehen.



Schöpfrad in der Rednitz bei Bubenreuth
Phot. Dr. Gießberger, München 1914

In der **Pegnitz** drehte sich früher manches Schöpfrad. Diese Tatsache scheint, wie verschiedene an mich gerichtete Zuschriften beweisen, nicht hinreichend bekannt zu sein. Zum Belege für die ehemalige Existenz der fraglichen Räder in der Pegnitz zitiere ich zunächst Zedler. Er schreibt: „Dergleichen Schöpfräder sind sehr dienlich, das Wasser auf Bleichstätten zu bringen, oder wie insonderheit in Franken an der Pegnitz und Regnitz sehr gebräuchlich, die Wiesen damit zu wässern"[2]). Jetzt ist freilich in dem bezüglichen Flusse oberhalb Nürnbergs unseres

[1]) Vgl. H. Gießberger, Die dunkle Herkunft der Wasserschöpfräder in der Rednitz. „Frankenland" 1, 1914, S. 510.

[2]) J. H. Zedler, Univ-Lexikon 35, Leipz. und Halle 1743, Sp. 874. Auch J. Dynnebier (Die Bewässerungsanlagen nach bayerischem Recht mit besonderer Berücksichtigung der Schöpfräder. Nürnberg 1909, S. 10), führt die Pegnitz als einen Fluß mit Wasserrädern an.

Wissens kein solches Rad mehr anzutreffen. Bis zum Jahre 1912 stand noch eines in ihm und zwar in der Gemeindeflur Eschenbach[1]). Ein anderes war in Velden in Betrieb an der nunmehr Ertelschen Mühle mit Sägewerk[2]). Dieses hatte den Zweck, Wasser durch eine hölzerne Rohrleitung, die teilweise heute noch im Pegnitzflusse vorhanden ist, zur Wasserversorgung des über dem Flusse gelegenen Schlosses (früheren Pflegamts) zu liefern. Wahrscheinlich war aber dieses Schöpfrad nicht gleichzeitig Triebrad, sondern nur auf der Welle eines solchen befestigt. Das Schöpfrad entnahm fließendes Quellwasser, während das Triebrad durch einen besonderen Pegnitzarm bewegt wurde. Daß die Wiesengründe des Pegnitztales schon in früher Zeit durch künstliche Bewässerung befeuchtet wurden, geht auch aus einer Notiz der „Nachrichten zur Geschichte der Stadt Nürnberg" hervor[3]). Nur läßt es der dort gebrauchte Ausdruck „Wässerungen" fraglich erscheinen, ob Schöpfräder in Betracht kamen. So zerstreut die bewußten Räder oberhalb Nürnbergs allem Anschein nach vorkamen, so zahlreich waren sie hingegen in der Pegnitz auf der Strecke Nürnberg bis Fürth, wo heute noch mancher Pfahl, ja sogar noch manche morsche Radstatt im Wasser zu sehen ist, während Räder dort, soviel mir bekannt ist, ebenfalls nicht mehr laufen. Im Jahre 1895 schrieb F. Wagner in einem Aufsatze über den Wiesenbau: „Die an der Pegnitz zwischen Nürnberg und Fürth früher fleißig zur Wiesenwässerung benützten Schöpfräder verschwinden immer mehr"[4]). Ihre Zahl dürfte also damals bereits nicht mehr groß gewesen sein. Daß Nürnberg im Westen der Stadt in der Pegnitz ehedem viele Räder besessen hat, das beweisen Akten und Urkunden, über die ich mich in diesen Blättern bereits näher verbreitet habe[5]). Marx erwähnt in seiner



Das sog. Zwerch-Schöpfrad in einem Nebenarm der Rednitz an den Werkern bei Erlangen
Phot. Dr. Gießberger, München 1913

[1]) Mitt. d. H. Bgmstr. Schärtel von Eschenbach.

[2]) Mitt. d. H. Bgmstr. Tauber von Velden.

[3]) 2, S. 149, Nürnberg 1786.

[4]) Festschrift z. 32. Wanderversammlung b. Landw. in Nürnberg 1895. Nürnberg 1895. S. 277.

[5]) Vgl. meinen oben erwähnten Aufsatz im „Frankenland" und die dort genauer angeführten Fundorte der Belege.

Geschichte von Fürth ein Wasserrad aus dem Jahre 1463[1]). Ob es in die Pegnitz oder in die Rednitz eingebaut war, sagt der Berichterstatter nicht. Diese Notiz scheint die älteste Nachricht von einem Fürther Rade zu sein.

Noch möchte ich im Zusammenhange mit den Pegnitzrädern eines Schöpfrades gedenken, das im **Sittenbach**, einem rechten Nebenflusse der Pegnitz steht. Es gehört zur Gemeinde Altensittenbach, bestand früher aus Holz und war ein Doppelrad mit 12 Wasserkübeln an jedem Radkranze. Später wurde es durch ein eisernes ersetzt und gegen schädigende Einflüsse mit einem Brettergehäuse überdeckt.

Auch die **Wiesent**, der andere größere von Osten her der Rednitz zueilende Nebenfluß, gehört zu denjenigen Gewässern der Fränkischen Alb, die Wasserschöpfräder früher in größerer Zahl bewegten. Dafür zeugen die meisten älteren Autoren, die sich in irgendwelchem Zusammenhange des näheren über die von ihr durchflossene Gegend verbreiten. Ich führe nur J. B. Roppelt[2]), G. A. Goldfuß[3]), L. Kraußold und G. Brock[4]), G. Zimmermann[5]) u. F. Mayer[6]) an. Auch im „Vaterländischen Magazin"[7]) und in der „Bavaria"[8]) treffen wir auf Belege für das Vorkommen von Wiesent-Schöpfrädern. In unserer Zeit sind sie sehr selten geworden. Nur ab und zu begegnet man der merkwürdigen hydrotechnischen Einrichtung. Sorglosigkeit in der Behandlung und Gleichgültigkeit in der Wartung scheinen den Grund zu ihrem



Schöpfrad in der Wiesent bei Muggendorf
Phot. Dr. Gießberger, München, Dezember 1914

[1]) F. Marx, Fürth in Vergangenheit u. Gegenwart. Fürth 1887. S. 773.

[2]) Historisch-topographische Beschreibung des Hochstifts u. Fürstentums Bamberg, 2. Abt., Nürnberg 1801, S. 561.

[3]) Die Umgebungen von Muggendorf. Erlangen 1810, S. 219.

[4]) Geschichte d. fränkischen Schweiz. Nürnberg 1837; das Werk enthält vor der Titelseite einen Stich, „Schloß Streitberg" mit dem Dorfe darstellend, auf dem auch ein in der Wiesent sich drehendes Wasserschöpfrad abgebildet ist. Vgl. ferner in demselben Werke S. 156, wo von den „Schlüpfrädern" die Rede ist, die die Wiesengründe aus der nahen Wiesent bewässern.

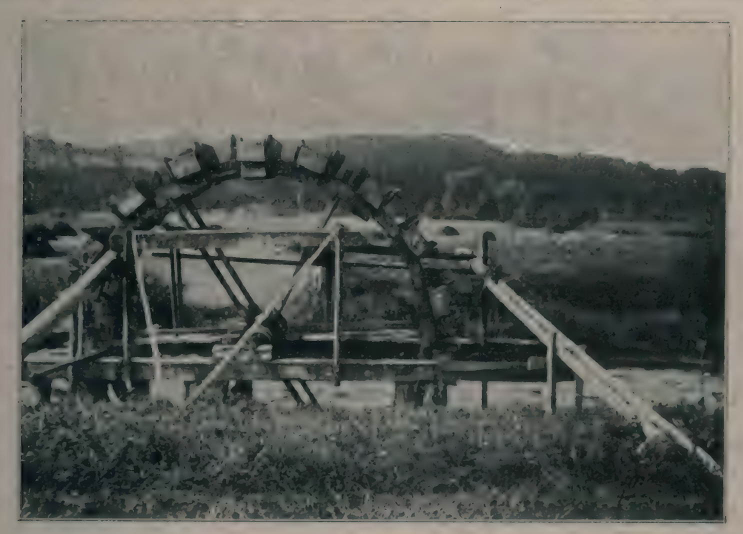
[5]) Das Juragebirg in Franken und Oberpfalz. Erlangen 1843. S. 175.

[6]) Die Fränk. Schweiz in Stahlstichen mit naturgeschichtl. Schilderungen, histor. Erläuterungen und Sagen. Nürnberg 1857, S. 3.

[7]) 1, S. 336 und 374, Erlangen 1837.

[8]) 3, Abt. 1, S. 421, München 1865.

Verfalle und allmählichen Verschwinden gelegt zu haben. Da die Wiesenträder entgegen den Rednitzrädern auch den Winter über im Wasser verbleiben — natürlich stillstehend — sind sie dem kräftigen Stoße der Hochwasserwoge im Frühjahr schutzlos preisgegeben und erleiden dadurch in der Regel mehr oder minder starke Beschädigungen. Zwar gefriert der Fluß infolge seines raschen Laufes nur selten zu [1]) und deshalb waren die Wiesentmühlen in sehr strengen Wintern seit alters weit aus der Umgebung her von Leuten besucht, die infolge der in Eisesbanden liegenden heimischen Mühlen nicht mahlen konnten [2]). Allein der Frost wirkte an dem rissig gewordenen Holze der Wasserschöpfräder oft in anderer Weise zerstörend, wenn sie auch dem Eisstoße wahrscheinlich nur höchst selten ausgesetzt waren. Heute treffen wir Wasserräder im Wiesentflusse nur noch auf der Laufstrecke Stempfermühle-Pretzfeld, in der Nähe der Orte Rüssenbach, Ebermannstadt und



Wasserschöpfrad im Main bei Pölz
Phot. Fürhaus, Kulmbach 1916

Muggendorf. Das Schöpfrad unmittelbar am Ostausgange von Ebermannstadt links der Wiesentbrücke dient nicht zur Wiesenbewässerung, sondern leitet Wasser in die Stadt. Wiesentaufwärts, links der neuen Bahnlinie nach Heiligenstadt, steht noch ein ein- und ein doppelkränziges Rad. Hinweisen möchte ich ferner auf das an der Baumfurter Mühle und jenes beim Elektrizitätswerk Muggendorf. Dieses besitzt Schöpfbehälter aus Metall, während es sonst aus Holz gebaut ist und gehört einem Landwirt in Wohlmannsgesees. Zwischen der Stempfer- und der Sachsenmühle stand bis zum großen Februar-Hochwasser des Jahres 1909 auch ein Schöpfrad. Es gehörte einem Bauern in Leutzdorf. Infolge der bereits

---

[1]) Vgl. J. Heller, Muggendorf und seine Umgebungen oder die fränkische Schweiz. Bamberg 1829, S. 198.

[2]) Vgl. J. C. Frisch, Des Edlen Dernbachischen Mayn-Flusses Ursprung, Fortlauff vnd Außgang. Handschrift der K. Bibliothek in Bamberg. 1683, S. 66.

früher erwähnten Gewohnheit der Besitzer von Wiesenträdern, diese während der Winterszeit im Wasser zu belassen, müssen begreiflicherweise die hölzernen Räder allmählich zugrunde gehen. Ein stärkeres Hochwasser genügt, wie der vorliegende Fall beweist, um sie aus der Landschaft verschwinden zu lassen. Im Dezember 1914 stand von dem zuletzt genannten Rade nur noch die Radstatt. Auch oberhalb der bekannten Einzelsiedelung Doos wurden zwei solche Räder anfangs der neunziger Jahre des vorigen Säkulums von einer Frühjahrsüberflutung mit fortgerissen. In der Gegend von Waischenfeld lief eines an der Hammermühle. Auch dieses ging infolge von Altersschwäche (1871) ein. Sein Besitzer wohnte in Breitenlesau. Es war ein Doppelschöpfrad und im Gange der Zeiten so heruntergekommen, daß es schließlich bloß noch zwei Schaufeln sein eigen nannte. Daher drehte es sich nur äußerst langsam und schwerfällig, blieb mitunter stehen und sang und knarzte, wie der Volksmund erzählt: „Soll i denn no amol rum? Soll i denn no amol rum"? bis es von den Buben der Gegend vollends zertrümmert wurde.

Nehmen wir nun von der Wiesent Abschied und begeben wir uns in das obere **Maingebiet,** in die Gegend des Schlosses Steinenhausen. Kurz nach dem Zusammenflusse des Roten und des Weißen Mains dreht sich in den vereinigten Wassern ein altes Schöpfrad. Es bewässert die Pölzer Wiesen, die zu dem nördlich von Steinenhausen gelegenen Schloß Wernstein gehören. In geringem Abstande von dem genannten Rade befindet sich ein zweites. Es gehört einem Bauern in Pölz. Ein heute nicht mehr vorhandenes Rad zur Wiesenbewässerung an der Mainvereinigung bei Steinenhausen war im Jahre 1616 von Forchheim aus eingeführt worden. Es unterschied sich von den oben bezeichneten zwei Pölzer Rädern hinsichtlich seines Baues, ein Umstand, der den Schluß zuläßt, daß es älter als diese beiden war. Denn wären die Pölzer Räder schon vor dem Steinenhausener in Betrieb gewesen, so hätte man wohl sie als Muster genommen und nicht nötig gehabt, ein Forchheimer Modell einzuführen. Durch die Besitzer von Steinenhausen sind vermutlich auch die heute noch zwischen Zettlitz und Drossenfeld im Roten Main laufenden Wasserräder ins Leben gerufen worden. Bezüglich des oben bereits als verschwunden bezeichneten, im Jahre 1616 errichteten Rades bin ich in der Lage den „Akkord" mitzuteilen, der „zwischen Friedrich Wilhelm von Guttenberg zum Steinhaus usf. Bamb. Rat,



Wasserschöpfrad im Roten Main zwischen Neuenreuth und Langenstadt
Phot. Frau Pfarrer Schmidt, Neudrossenfeld 1916

Schultheiß zu Vorcheimb, Amtmann zu Neunkirchen und Marolfſtein und Meiſter Hieronimus Egloffen, Zimmermann zu Culmbach" am 25. 10. 1616 geschlossen wurde [1]). „1. soll er am Weißmain unter dem Schloß ein gedoppeltes Wasserrad von Fichten- oder Tannenholz mit aller Zugehör, wie die um Vorcheim sein, wohl hoch machen, daß man auf zwei Seiten, sonderlich auf die „Gicherin" (Wiese in der Zweimaingabel) das Wasser führen kann und die Rinnen wenigstens einen guten Werkschuh hoch von der Erden, da die Wiesen am höchsten sind, auf Pfähle legen. Räder, Wellen und Rinnen sollen von Fichten-, Pfähle und Träger von starkem Eichenholz sein. 2. soll er das jetzige bei der Mühl gehenkte Wasserrad herabtun, entzweischneiden und zwei Räder, jedes einen Schuh höher als bisher, daraus machen und sie steif und wohl mit Backen und Schedern verwahren. Dann hinter jede(n) Mühl(-gang), wie jetzt eines (= ein Rad) hängt, eine neue Wahl- (= Well) rinnen wehlen (= wellen) und alles andere machen; das Wasser an zwei Orten mit doppelten Rinnen auf die Wiesen übern Rotmain führen, daß diese über und über können gewässert werden. 3. soll er zu berührten Rädern allen die Zapfen, Ringe und anderes Eisenwerk, das man braucht, bei schaffen, die nötigen Stützen und Tröge auf 1 oder 2 Seiten zuhenken und machen, die Grundbäume zu den Flügeln legen und sonst die Flügel mit Pfählen und Bauschen standhaft machen, besonders den Grund unter den Rädern verwahren, daß das Wasser nicht (aus-)spülen und das Rad umgehen kann, alles ohne Zutun der Herrschaft, außer daß ihm das Holz, welches er zu Guttenberg aushauen soll, auf die Wahlstatt geschafft werden soll, sonst aber ohne Kosten der Herrschaft. Für diese Arbeiten werden ihm 32 fl Gedinglohn und 2 fl Leikauff, $^1/_2$ Sümra Mitzkorn und 1 Meß Weitzen, 1 dürrer stunderiger Fichtenbaum zu Guttenberg und 24 Taglohn durch die Untertanen versprochen. Geschehen zu Steinenhausen den 25. Monatstag Oktobris Anno Christi 1616" [2]).



Wasserschöpfrad in der Steinach bei Untersteinach (Stadtsteinach)
Phot. Fürhaus, Kulmbach 1916

[1]) Ich verdanke den Wortlaut sowie die obigen Mitteilungen über die Mainräder der Liebenswürdigkeit des Herrn Baron Franz Karl von Guttenberg in Steinenhausen. Signatur: Schloß-Archiv Steinenhausen A III, B II Schloß Steinenhausen, 2. Gutsverwaltung, b. Gutsbetrieb, 8. Wiesenbau, a. Bauanlagen.

[2]) „Original auf Papier ohne Unterschriften, jedoch am unteren Rande gekerbt, das anpassende 2. Exemplar nicht vorhanden". Frhr. v. Guttenberg.

Im Roten Main befindet sich außer den oben bereits angedeuteten Rädern noch ein solches zwischen Neuenreuth und Langenstadt. Es hat seinen Platz etwa 200 m flußabwärts der Neuenreuther Mainbrücke und gehört dem Mühlenbesitzer Weigel und dem Bauern Andreas Müller von Neuenreuth. Es bewässert deren Wiesen und ist sehr alt. Ein anderes Wasserrad im genannten Flusse ist im Laufe des letzten Jahrzehnts verschwunden. Es gehörte zum Dorfe Unter-Obsang bei Bayreuth und war im Besitz der Witwe Raithel von Unter-Obsang, mundartlich Mosing genannt[1]).

Zum Maingebiet muß auch ein Wasserschöpfrad in der **Steinach**[2]), kurz vor ihrem Zusammenfluß mit der Schorgast, gezählt werden. 1897 erhielt die Auwiesengenossenschaft zu Untersteinach von der Landeskulturrentenanstalt ein Darlehen von 7410 Mk. zur Errichtung eines Wasserrades. Es steht, wie erwähnt, in der Steinach zunächst dem Bahnübergang und bewässert eine Wiesenfläche von über 14 Hektar. Hier hat sich also das System der Wiesenbewässerung mittels Schöpfrädern erst in allerjüngster Zeit eingebürgert. Soviel von den Rädern in den oberen Mainlanden.



Schöpfrad in der Fichtelnab bei Windischeschenbach

Einer verhältnismäßig großen Beliebtheit müssen sich die Wasserschöpfräder früher auch im ehemaligen **bayerischen Nordgau** erfreut haben. Denn sie finden sich heute noch dort oder waren wenigstens bis in unsere Zeit herein in vielen seiner Flüsse und Bäche vorhanden. In Benützung sind sie noch in den Tälern der Nab und ihrer drei Quellflüsse, der Wald-, Fichtel- und Heidenab. In den Gewässern der Vils, der Lauterach und der Schwarzach, ferner der Schwarzen Laber und des Regens waren die Schöpfräder einst keine Seltenheit.

Die **Waldnab** weist Räder auf in der Gegend von Lohnsitz bei Tirschenreuth, in der Nähe von Premenreuth und Bernstein, überhaupt auf der Strecke Falkenberg-Windischeschenbach, dann beim Bahnhofe von Neustadt a. W. und endlich in der vereinigten Nab unterhalb Luhe. Diese Räder werden dort, wo sie dem Eisgange

[1]) Mitt. d. H. Pfarrer Schmidt in Neudrossenfeld.

[2]) Mitt. d. H. Bürgermeister Schuberth in Untersteinach.

zu stark ausgesetzt wären, im Herbst aus dem Wasser entfernt und im Frühjahr wieder eingesetzt. Es kommt aber auch vor, daß sie jahraus, jahrein im Flusse verbleiben. Hierher gehört z. B. das Rad des Landwirts J. Weidner von Oedwalpersreuth, das vor etwa 15 Jahren an die Stelle eines alten, allmählich unbrauchbar gewordenen trat und durch eine Vorrichtung vor Eisstoß geschützt ist.

In der **Fichtelnab** sind Schöpfräder im Gebrauch zu sehen auf der Strecke Reut-Windischeschenbach.

In der **Lauterach**, wo Wasserräder früher sehr häufig waren [1]), sind seit etwa 25 Jahren rund 75% ihres einstigen Bestandes eingegangen. Saumseligkeit und falsche Sparsamkeit waren wie anderswo auch hier meist die Ursache des Verschwindens. Bei Schmidmühlen steht noch ein Rad. Früher waren sie auch in der **Vils** anzutreffen, so bei Emhof und Kallmünz. Wie in der **Schwarzen Laber**, so sind die bewußten Bewässerungsmaschinen auch in der **Schwarzach**, wo solche bei Neunburg a. W. standen, und im **Regen**, wo Bronner [2]) eines fand, so gut wie verschwunden.

Gedenken möchte ich noch des großen, eisernen Schöpfrads zwischen Pondorf und Aholfing am rechten Ufer der **Donau**, das die dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörenden Wiesen des dortigen Donauufers zu bewässern hat. Es ist nur während des Sommers in Tätigkeit und wird dann von einem Bediensteten ständig überwacht. Dieser wohnt in einer nahe am Ufer errichteten Hütte, die von einigen Gemüsebeeten umgeben ist.

Wie im Innern, Westen und Norden der Alb, so läßt sich auch im Osten im Bestande der Schöpfräder nur ein starker Rückgang, ein allmähliches Absterben feststellen. Die Herstellung der Räder ist eben zu teuer, ihre Unterhaltung zu kostspielig und ihre Arbeitsweise zu unrationell. Daß man da und dort trotzdem noch neue Räder einsetzt, mag wohl teilweise in der Gewohnheit, am Althergebrachten festzuhalten, wurzeln, teilweise in dem Mangel eines besseren Ersatzes. Wo elektrische Kraft leicht zu bekommen ist, ist den Rädern jedoch endgültig das Todesurteil gesprochen. Denn dort treten an ihre Stelle nach und nach Pumpwerke, die rascher, wirksamer und billiger arbeiten.

Wenn wir zum Schlusse die verschiedenen Örtlichkeiten, wo Wasserschöpfräder im Betriebe waren oder noch sind, zusammenfassend überblicken, so erkennen wir, daß diese Landesteile größtenteils zur Fränkischen Alb oder ihrem Vorlande gehören. Da im übrigen Bayern diese merkwürdige hydrotechnische Einrichtung so gut wie unbekannt ist, haben wir ein Recht, folgenden Satz auszusprechen: Das Verbreitungsgebiet der Wasserschöpfräder in Bayern war früher und ist noch heute der Meridionalzug der Fränkischen Alb, namentlich aber dessen westliche, nördliche und östliche Umgebung.



---

[1]) Vgl. a. A. Reich und J. B. Laßleben, Nordgaukalender 1913, S. 14.

[2]) Bayerisch' Land und Volk. München, ohne Jahr, S. 496.

Der Plan einer Schiffbarmachung der Tauber im Jahr 1662

Von **Gustav Rommel**, Karlsruhe



Im Laufe des gegenwärtigen europäischen Krieges ist die Nützlichkeit und Notwendigkeit guter Wasserstraßen, insbesondere einer solchen aus den rheinischen Industriegebieten Deutschlands nach den verbündeten Ländern Österreich-Ungarn und Bulgarien vielfach hervorgehoben worden und heute auch in unseren fränkischen Gauen in den Vordergrund des Interesses getreten. Die Main-Donau-Verbindung, der Ludwigs-Kanal, soll eine bessere Ausbauung und regere Gestaltung des Schiffahrtsverkehrs erfahren, die Groß-Schiffahrt soll hier ermöglicht werden, daneben beabsichtigt man geeignete Zuflüsse schiffbar zu machen.

Solche Pläne über Nutzbarmachung auch kleinerer Flüsse sind nicht neu; sie wurden schon seit langem angeregt und verfochten. Wegen der großen Kosten und der Fraglichkeit der Rentabilität derartiger Unternehmungen trat man aber bisher meist nur zögernd den Wasserbauten im Binnenland näher. In unserer Zeit, da Industrie und Handel in so großer Blüte stehen, wird der Wert günstiger Wasserwege, die eine billigere Güterverfrachtung als die Eisenbahnen zulassen, überhaupt hoch eingeschätzt und rührige Kanal- und Binnenschiffahrtsvereine bringen heute, mit mehr Aussicht auf Erfolg als früher, beachtenswerte Pläne für Schiffbarmachung von Flüssen und Bau von Kanälen zur Förderung des Handelsverkehrs ein[1]).

Wie schon vor Jahrhunderten in Franken solche Projekte gefaßt und behandelt wurden, sollen die nachstehenden Ausführungen zeigen, die eine im Jahre 1662 geplante Schiffbarmachung der Tauber von Weikersheim bis Wertheim zum Gegenstand haben.

In seinem „Gang durchs Tauberthal" nennt der Kulturhistoriker Riehl dieses Tal „die natürlichste Verbindungslinie zwischen der sog. europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe und dem Untermain" und sagt weiter: „Es ist offen, bequem wegsam, hat größtenteils nur sehr mäßiges Gefäll und bloß eine größere, leicht abzuschneidende Curve. Man sollte meinen, ein solches Thal müsse seit ältester Zeit eine natürliche Hauptstraße gebildet haben. Und doch war dies niemals der Fall. Wie die Tauber seit dem Mittelalter von Grenzen

---

[1]) Der Gedanke an ein gut ausgebildetes Binnenschiffahrts-(Kanal-)System verdient in der Zukunft für weitere Kräftigung des deutschen Reiches wohl gewürdigt zu werden. Von den gegenwärtig vorliegenden Kanalplänen in Frankenland sind außer dem schon länger bestehenden Main-Werra-Projekt u. a. zu nennen: Eine Verbindung Wertheim-Ochsenfurt [vom Main-Viereck zum Main-Dreieck], von da südlich nach Nürnberg, in die eine andere vom Neckar (Eberbach) über die Tauber kommende Wasserstraße bei Uffenheim einmünden soll. (Vergl. die Rhein-Main-Donau-Nummer des Bundes Deutscher Verkehrsvereine. 1915.)

durchschnitten ist, so ist sie auch von Hauptstraßen quer durchkreuzt, von Hauptstraßen berührt, aber keine eigentliche Hauptstraße folgt dem Flusse. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab zu sich herüberzog, und in den störenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Osten nach Westen vorwärts über den Spessart drängten". Riehl kommt zu dem Schlusse: „Das Tauberthal ist höchst wegsam, liegt aber doch überall aus dem Wege".

Dennoch hat es fast zu allen Zeiten nicht daran gefehlt Handel und Verkehr in dieses Tal zu bringen und der wichtigste Punkt dieser Bestrebungen war die Schiffbarmachung der Tauber.

Die Wasserstraßen waren in jenen Tagen, da man einen richtigen Straßenbau wie heute noch nicht kannte, die bedeutendsten und auch bequemsten Verkehrs- und Handelswege. Die Tauber, „nit ein geringer Fluß", mit ihrem günstigen Lauf und Gefäll [1]), ihrem Zufluß zu dem schiffreichen Mainstrom schien besonders dafür geeignet zu sein, nicht allein den Verkehr zwischen dem fruchtbaren, weingesegneten Tal und den großen Städten des Untermains und Rheins zu vermitteln, sondern auch als Durchgangswasserstraße für den Handel von Augsburg und Nürnberg her zu dienen.

Der erste Versuch, die Tauber schiffbar zu machen, wenigstens auf eine kleine Strecke, wurde wohl im Jahr 1244 gemacht. Die Grafen Poppo und Rudolf von Wertheim versprachen damals dem Kloster Bronnbach die Tauberfahrt bis zur Einmündung des Flusses in den Main zu ermöglichen und einen Leinpfad von hinlänglicher Breite für Menschen und Vieh herzustellen. Die Ausführung unterblieb aber, da in Theilbach und Wertheim, wo damals schon Mühlen bestanden, große und teuere Schleusen hätten errichtet werden müssen. (Aschbach II, Werth. Urk. Buch XXVI).

Auch in den folgenden Jahrhunderten wird der Plan, die Tauber durch bessere Instandsetzung als Wasserstraße auszunützen, nicht aufgegeben worden sein. Nähere Angaben darüber fehlen jedoch. Eine Überlieferung sagt, daß schon im 16. Jahrh. Waren, die zu Land von den Reichs- und Handelsstädten Rothenburg und Nürnberg her nach Tauberbischofsheim kamen, dort in kleine Nachen verladen auf der nur schlecht benutzbaren Tauber nach Wertheim bis zum Main gebracht worden sein sollen. Die Hauptlandstraße zog damals nicht ganz durchs Taubertal nach Wertheim, sondern ging von Niklashausen seitwärts über Höhefeld nach Urphar ins Maintal. Den untern Taubertalweg über Kloster Bronnbach — Reicholzheim konnten Lastfuhrwerke nicht befahren. Deshalb war Wertheim als Stapelplatz für den Handel, abgesehen von der geringen Zufuhr auf den kleinen Taubernachen, aus der Richtung des Taubertals unbedeutend. Der Taubergründer Wein wurde zu Wagen meistens nach Urphar gebracht und dort zu Schiff auf dem Main weiterverfrachtet. Der übrige Verkehr zum Main, aus Osten und Süden, ging

[1]) Gefäll der Tauber zwischen Mergentheim und Werbach 1 : 859 und zwischen Werbach und Wertheim 1 : 765. Höhe des Wasserspiegels Mergentheim 197 m, Wertheim 132 m.

aber von Tauberbischofsheim aus über Külsheim nach Miltenberg, wohin eine bessere Straße führte. Die Tauberschiffahrt spielte noch keine Rolle.

Nach dem 30jährigen Krieg, der allen Handel und Wandel brachgelegt hatte, tauchte mit der langsamen Erholung des Landes und der Hebung des Verkehrs auch der Gedanke an die Schiffbarmachung der Tauber wieder auf. Die 5 Landesherrschaften an diesem Flußlauf: Grafschaft Wertheim, Kur-Mainz, Hochstift Würzburg, der Deutsch-Orden und die Grafschaft Hohenlohe hatten ein besonderes Interesse an diesem Plan, dessen Durchführung für die Belebung des Handels von Wichtigkeit war.

So entstand in den 1660er Jahren das groß angelegte Projekt einer Regulierung des Tauberflusses zu Schiffahrtszwecken.

Inhalt und Geschichte dieses geplanten Werkes erscheinen in vieler Hinsicht einer eingehenderen Betrachtung und Veröffentlichung würdig [1]).

Die Verhandlungen unter den Regierungen begannen im Jahr 1661. Man ward einig dem gefaßten Plan näher zu treten. Die treibende Kraft in der Sache war die Hohenlohe'sche Herrschaft, während der Deutsch-Orden sich anfangs zurückhielt und erst später, im Sommer 1662, beitrat.

Von der Ausführung des Werkes erhoffte man, „daß die Interessenten nicht allein ein unsterblich Lob, sondern die ganze Posterität mit allen Unterthanen einen großen Nutzen davon haben werden".

Wie schon früher (1598) der Herzog Friedrich von Württemberg die holländischen Generalstaaten um Zusendung „von erfahrenen und verständigen Männern zur Erbauung stillstehender und fließender Wassergebäude und Schiffe" bat, um den Neckar schiffbar zu machen [2]), so verschrieben sich die beteiligten Herrschaften auch zur Tauber-Regulierung einen im Strombau erfahrenen Werkmeister aus Holland. Dieser Sachverständige, dessen Namen uns nicht überliefert ist und der in den Akten nur als „holländischer Zimmermann" erwähnt wird, fertigte nach seiner Flußbereisung im Frühjahr 1662, wobei die Tauber „abgemessen und abgestochen" wurde, einen Voranschlag über die nötigen Arbeiten und Kosten des beabsichtigten Unternehmens.

Die schiffbar zu machende Strecke von Weikersheim bis Wertheim schätzt der Strombaumeister auf 10000 Ruten holländisch, 16 Schuh auf eine Rute, und

---

[1]) Hauptsächliche Quellen:

1. Akten im Gr. Generallandes-Archiv Karlsruhe: Wertheim Grafschaft, Bund 7, Fasz. 56.
2. Akten im Kgl. Kreis-Archiv Würzburg: Admin. F. 663/V 14660.
3. Im fürstl. Werth. Gemeinsch. Archiv Wertheim konnten bis jetzt nur wenige Schriftstücke zur Sache gefunden werden.
4. Zeitschrift Württemb. Franken VIII (1869) Seite 361.

[Nach einer Mitteilung der Fürstl. Hohenlohe'schen Domänenkanzlei in Langenburg befinden sich heute im Archiv zu Weikersheim keine einschlägigen Akten mehr. Auch in den Staatsarchiven in Stuttgart und Ludwigsburg ist nichts vorhanden. Vom Deutsch-Ordens-Archiv Wien blieb Nachricht aus].

[2]) Auch dieses Projekt kam, wie das hier behandelte, s. Z. wegen großer Kosten nicht zur Ausführung.

gibt den geraden Weg zu Land auf 6 Meilen und den zu Wasser auf 12 Meilen an [1]).

19 Mühlen zählt der Holländer von Wertheim tauberaufwärts auf [2]) und hält den Bau von 17 Mühlwehren mit je 2 Schleusen für erforderlich. Die Kosten für eine Schleuse (ohne die noch dazu nötigen 30 Stück Eichenholz) veranschlagt er auf 100 Reichstaler, für die 34 Schleusen demnach 3400 Reichstaler.

Die Erdbewegung zu Gräben, Durchstichen usw. nimmt er zu 2000 Ruten an und berechnet dafür 2000 Reichstaler. Die Enteignungskosten für die 2000 Ruten (12 1/2 Morgen) schätzt er auf 1250 Reichstaler, 100 für den Morgen. Für Umbauten an Häusern und Brücken werden 1350 Reichstaler vorgesehen. Nach diesem Voranschlag hätten die Gesamtkosten 8000 Reichstaler betragen.

Nun begannen zunächst die Begutachtungen und Äußerungen der beteiligten Regierungen. Neue Voranschläge, namentlich über die Kosten der Schleusen, tauchen auf, über die man offenbar nicht einig werden konnte. Ein Modell zu einer Holzschleuse wurde sogar angefertigt. Das Material und die Arbeit zu einer Schleuse mit 4 Toren und 2 Aufzugwinden wird dargestellt: 7800 Cubikschuh Grund (65 Schuh in der Länge, 24 in der Breite und 5 in der Tiefe); 68 Grundpfähle (8—10 Schuh lang und 10 Zoll dick); 9 Schwellen oder Grundbäume für den Schleusenboden zum Auflegen auf die Grundpfähle, 65 Dielen als Trichterboden auf die Grundbäume; zu den beiden Seitenwänden 76 Hauptpfähle (22 Schuh lang und 10 Zoll dick). Gesamtkosten veranschlagt auf 169 Reichstaler für die Holzschleuse, für eine Steinschleuse (Mauerwerk auf die Grundpfähle) noch 553 Reichstaler mehr. Es war dies schon erheblich mehr dem Voranschlag des Holländers gegenüber. Dazu kamen noch: 4 Zentner Eisen (1 = 5 fl), 26 Schuh Ketten (der Schuh zu 2 Pfd., das Pfd. zu 6 Kr.), 3000 Nägel und anderes mehr, insgesamt etwa 100 weitere fl Kosten.

Über die Art der Tauberschiffe (Schelche), die damals dem Verkehr dienten, machte man auch Erhebungen. Auskunft darüber gibt ein „Verzeichnuß was vor Schieff und Schelch in der Tauber seindt:

1. Große Ruder Schelch in der lenge 60 Schue, 6 schue in der breitung am boden, im gebortt 9 schue. In solchen Schelchen kan man bay größeren Wassern 20 fuder Wein führen. 4 schue hoch am gebortt, 3 schue tieff wan er geladen ist.
2. hatt man widerumb Mittelgattung in der leng 47 schue, in der breitung am boden 4 schue, oben im gebortt 7 schue in der breitung. Kan man

[1]) 10 000 Ruten holl. zu 4,80 m = 48 km. Man rechnet heute für die Landstrecke etwa 54 km.

[2]) Die Stadtmühle bei Wertheim, die Mühlen zu Waldenhausen und Teilbach (wertheimisch), zu Kloster Bronnbach (Klostergut), Eulschirben (Horneckisch), Gamburg (Dalberg von Sickingen), Niklashausen (Wertheimisch), Hochhausen und Umpfingen (Mainzisch), Distelhausen und Lauda (Würzburgisch), zwei zu Königshofen (Mainzisch), zwei zu Mergentheim, eine zu Igersheim und Markelsheim (Deutsch-Orden), zu Elpersheim und Weikersheim (Hohenlohisch).

bey großen wasser 10 fuder Wein führen, 4 schue hoch am gebortt, 3 schue tieff.

3. hat man geringere in der lenge 40 schue in der breitung im boden, 3½ schue oben im gebortt, in der breitung 5 schue, kan bey großen wassern 4 fuder Wein geführt werden, 3 schuhe hoch im gebortt, 2½ schue tieff.
4. hat man noch geringere in der lenge 34 schue im boden, in der breitung 2½ schue, kan Einer Ein fuder Wein tragen".

Über den Tiefgang der Schiffe, wichtig für die Ausbaggerung und Kanalanlage sagt ein anderes Aktenstück:

„Wann man voll Wasser hat, können in einem Schiff von 70 schue 30 fuder Wein geführt werden und gehet alsdann solch Schiff im Wasser 3½ schue.

Bey mittelmeßigem wasser 18 fueder gehet alsdann im wasser 2 schue. Bey gar kleinem wasser aber können nicht voll 10 fueder geführet werden und gehet das Schiff im wasser 1½ schue. Ganz ledig aber gehet das Schiff 1 schue im wasser und 3 schue außer wasser".

Man sieht, daß der Haupthandelsartikel auf der Tauber eben der Wein war, der ausgeführt werden sollte, dessen Abtransport aber zu Wasser bei den damaligen Flußverhältnissen und dem unterschiedlichen Wasserstand meist nur schlecht vor sich gehen konnte. Die Verschickung zu Land mit Fuhrwerk war sehr teuer. In dem „Discurs des Grafen zu Weikersheim" heißt es darüber: „Wenn man uff der Fracht 30 Fuder Wein nur uff Wertheim führen wollte, man zu dessen Überbringung (wohl von Weikersheim aus) 180 fl von Nöthen, uff solchem Weg aber zu Wasser mit 60 fl alles beschehen und damit 120 fl erspart werden könnten".

Im Laufe des Sommers 1662 kam es noch nicht so weit, daß das Werk in Angriff genommen werden konnte. Bedenken gab es noch gar verschiedene, namentlich wegen des Gerölls, das die „wilden Wasser" der Seitenbäche der Tauber zuführten und das der Schiffahrt hinderlich sein könnte. Bezüglich der Gesamtkosten hoffte man, daß sie die im Voranschlag vorgesehenen 8000 Reichstaler doch nicht überschreiten würden. Die nötigen Arbeiten und Bauten sollte jede Herrschaft in ihrem Gebiet selbst machen lassen und bezahlen.

Da Interesse und Territorien ziemlich gleich waren, so glaubte man, daß jede Herrschaft mit 1500 Reichstalern durchkommen würde.

Im Oktober 1662 war man übereingekommen, daß eine nochmalige Besichtigung der zu regulierenden Tauberstrecke stattfinden sollte. Die Amtskeller der einzelnen Regierungen erhielten Befehl sich persönlich zur Verfügung zu stellen. Der Amtskeller Tauberbischofsheim (Mainzisch) bekam gleichzeitig die Weisung, sofern man nach der Besichtigung „eines Gewissen würde verglichen haben", die zu dem Werk nötigen Materialien so viel dem Erzstift Mainz zufiele, durch die Untertanen beiführen zu lassen und darin nicht säumig zu sein.

Am 9. November 1662 stiegen die Abgeordneten zu Wertheim zu Pferd und begannen flußaufwärts die Besichtigung. Die einzelnen Teilnehmer sind nicht alle nach ihren Namen in den Akten angegeben. Die Landesherren, soweit

sie nicht persönlich, wie der Generalleutnant Graf von Hohenlohe, dabei waren, ließen sich durch Räte vertreten. Von Würzburg wird ein Herr Georg Friedrich von Burg und der Mainzisch und Würzburgische Rat Rapp genannt.

Zu der Besichtigungsreise wurden außerdem zugezogen: die Baumeister Kaspar Vogel aus Erfurt und Wilhelm aus Gößmannsdorf (bei Ochsenfurt).

Der holländische Werkmeister, der den Voranschlag ausgearbeitet hatte und „alles in seiner Perfektion einrichten" sollte, scheint nicht dabei gewesen zu sein. Er wird schon in den Akten der vorhergehenden Monate nicht mehr erwähnt. Als Ersatz für ihn zur Ausführung des Werkes werden wohl die beiden genannten Baumeister verpflichtet worden sein.

Über das Ergebnis bei der Besichtigung sind in den Archiven zu Karlsruhe und Würzburg ziemlich gleichlautende Niederschriften vorhanden, welche das beabsichtigte Wasserbauwerk in den Einzelheiten darstellen. Außerdem bieten diese Aktenstücke zum Vergleich mit dem heutigen Tauberlauf manches Interessante und sind auch für die Ortskunde von Wert.

Nachstehend (S. 104 ff.) wird die im Karlsruher Generallandesarchiv ruhende Niederschrift, die aus Akten der ehem. Kur-Mainzischen Amtskellerei Tauberbischofsheim stammt, im Wortlaut wiedergegeben.

Bald nach dieser Besichtigungsreise fand eine Zusammenkunft der Vertreter der beteiligten Regierungen statt, um zu beraten, „wie das gemeinnützliche Werk in nachdrücklichen stand gesetzt und fortgepflanzt werden möchte".

Die wichtigsten Punkte der Beratung wurden seitens der Grafschaft vorgebracht und festgelegt. Bezüglich der Inangriffnahme der Arbeiten war man der Meinung, es könne doch „das Hauptgebäu dieß Jahr umb deßwillen nicht zu seiner perfection gebracht werden, weilen Erstlichen Zusammenkunft gehalten der modus wie und welcher gestalt ein und anders ahm Füglichsten ahnzuordnen, verglichen, auch sonsten noch ein mehreres deliberirt werden muß, mit welchem noch eine geraumbe Zeit verstreichen dörffte".

Gleichwohl sollte mit den Vorbereitungen zu dem Wasserbau begonnen, Holz, Eisen, Steine und anderes Material herbeigeschafft werden. Auch das Graben der Kanäle sollte gefördert werden, soweit es das Winterwetter erlaubte. Insbesondre sollten auf der Leinpfadseite alle vorhandenen Bäume und Stöcke, auch die im Wasser liegenden, weggeschafft werden, damit die Pferde beim Schiffziehen nicht so viele Hindernisse hätten.

Dann die heikle Frage des Zolls! Auf alle Waren sollte in Wertheim bei der Ausladung ein Zoll geschlagen werden, der unabhängig vom Mainzoll durch einen von allen Interessenten gemeinschaftlich anzustellenden Zöllner zu erheben wäre. Weiter sollten noch zwei Zeichen-Einnehmer verpflichtet werden, wovon einer bei der ersten Wertheimer Schleuse zu wohnen und dort die Waren zu signieren hätte. Auf Grund dieser Bezettelung oder Bezeichnung sollte dann die Erhebung und Verrechnung des Zolles durch den Zöllner geschehen. Jede Herrschaft könne einen Schleusenverwalter über die Zöllner und Zeichen-Einnehmer einsetzen. Um Betrug oder Vorteilverschaffung eines der Angestellten zu vermeiden, sollte jedes

Schiff, das an irgend einem Ort an der Tauber beladen werde, vom Amt oder Gericht des Ortes ein Attest seiner Fracht haben. Bei Verfrachtung innerhalb eines Gebiets der fünf beteiligten Regierungen verbleibt der Landzoll wie bisher der betreffenden Herrschaft.

Die Frage, ob der zu erhebende gemeinschaftliche Tauberzoll der Genehmigung der Reichsregierung bedürfe, wurde offen gelassen.

Bei Zollbetrugsversuchen wollte man die Waren einbehalten und einen Teil davon dem Entdecker aushändigen, den andern Teil zu Gunsten der Zollgemeinschaft verwenden. Hier erwog man auch, „ob nicht allerhand Praktiken gemacht werden könnten von den Wertheimern, deren Weinberge an der Tauber aufwärts liegen, wohin sie Dung führen und dabei durch die erste Schleuse gehen müssen".

Der Anteil an den Zolleinnahmen konnte vorenthalten und damit Unterhaltungskosten gedeckt werden, wenn eine der Herrschaften iu der Ausführung der nötigen Arbeiten an dem Wasserbau sich säumig zeigen würde.

Die Schleusenbedienung wäre durch die Müller zu besorgen, wofür sie einen Kahn und Schleusengeld erhalten sollten. Etwa nötige Kosten zur Enteignung von Äckern, Wiesen und Gärten wollte man aus gemeinschaftlichen Mitteln bestreiten. Gemeinschaftlich sollten auch alle Arbeiten ausgeführt und alle Beschlüsse gefaßt werden. Bei Unstimmigkeiten wäre Majoritätsbeschluß maßgebend.

Dieser Konferenz folgten über den Winter 1662/63 etliche schriftliche Äußerungen und Bedenken von verschiedenen Seiten. Vorarbeiten an dem Werk scheinen gleichwohl unternommen worden zu sein. Auf besondere Schwierigkeiten aber stieß man im Wertheimer Gelände bei den Mühlen. Über die Führung des dort nötigen Kanals war man noch nicht einig geworden; dazu kam noch der Übelstand, daß die ganze Strecke von da bis zur Einmündung außerordentlich versandet war. Mehrere Besichtigungen fanden deswegen statt. Man glaubte durch einen besonders guten Ausbau mit Steinen und Holz der Sache begegnen zu können und wollte auch eine Doppelschleuse ins Auge fassen. Alles dies schien der Wertheimischen Regierung immer noch zweifelhaft, indem sie entgegenhielt, „daß es doch keinen Bestand haben würde, wenn man das Werk erzwingen wollte, weilen die Reparaturkosten ein mehreres, als der Ertrag thun würde". Auch befürchtete man Schaden für die Wertheimer Mühle.

Im April 1663 begutachtet der Mainzische Rat Joh. Gg. Fernau die am Einfluß der Tauber in den Main vorzunehmenden Arbeiten. Er sagt, daß an der 200 Schuh breiten Stelle viele Holzbauten im Wasser nötig seien, daß der Fluß auf eine Strecke von 1500 Schuh über Kies fließe und daß etwa 8 Schuh tief der Grund ausgehoben werden müsse. Dabei wäre noch zu besorgen, daß jedes Jahr durch die Flut wieder alles versandet würde und man dann wieder von vorne anfangen könnte. Schließlich meint der Begutachter: „Werkhstellig zu mach ist es wohl, aber mit keinem so gering wie der Vorschlag darauf gemacht wordten, sondern würdt ein merkliche Summa geldts und darbey große Mühe und arbeith erfordert werdten".

Daß man übrigens schon mit mehr als 8000 Reichstaler Gesamtkosten rechnete, geht daraus hervor, daß inzwischen einmal gesagt wird, der Graf von Hohenlohe hoffe, daß das Werk mit 12000 Reichstaler vollführt werden könnte.

Von Kur-Mainzischer Seite vernehmen wir aus dieser Zeit noch Stimmen der Untertanen zu dem geplanten Wasserbau. So vermelden die Tauberbischofsheimer, „daß sie sich des Flusses, wann er schon schieffreich würde, nicht zu gebrauchen wissen, dan sie nichts hinaus zuführen hätten und wann sie etwas übrig, kämen leuth so es bey ihnen abhielten". Auch „die Laudamer begehren sich dieses schiffreich Wasser nicht zu bedienen, dann sie von dar in einem Tag nacher Miltenberg kommen konnten, begherten wegen des Zolls gar nicht nach Wertheim, konnten über landt nähendtere und beßere ihre sache vortbringen".

Nur in Mergentheim (Deutsch-Orden) erhoffte man einen Nutzen aus einer schiffbaren Tauber, „in Bedenkung, die Augsburger, Nürnberger, Dünkelsbühler und Rothenburger, wenn sie jährlich zweimal uff die Frankfurter Meß reisen, würden zu Mergentheim im ab- und uffreisen mit ihren Waaren einkehren, daselbsten aber neben dem Herrschaftlichen Zoll auch in Wirthshäusern zehren und hiedurch das Umgeld verstärkt und viel Handwerksleut dessen genießen . . . ."

Mit dem Gutachten des Rats Fernau und auch infolge der Zurückhaltung, die nicht allein die wertheimische Regierung zeigte, scheint das großzügige und für die Entwickelung von Handel und Verkehr wohlgemeinte Projekt von Seiten der 5 Landesherrschaften abgetan gewesen zu sein. Die Akten schweigen, das Werk blieb unausgeführt.

Doch hatte dieser Plan dazu beigetragen, das alte Projekt einer Donau-Main-Rhein-Verbindung wieder zu erwecken [1]). Wenige Jahre später, 1670, brachte Johann Joachim Becher, „der geistreichste aber auch willkürlichste Nationalökonom Deutschlands", bei der Reichsregierung in Wien den Vorschlag ein durch Schiffbarmachung und Vereinigung der Tauber und Wörnitz die längst ersehnte Wasserstraße zu bewerkstelligen [2]). Ohne Erfolg. Zur selben Zeit (1661—1669) beschäftigte man sich auch mit einer Main-Werra-Weser-Verbindung durch Schiffbarmachung der fränk. Saale; es blieb aber auch beim Projekt.

Der Plan einer Tauberschiffahrt kam späterhin immer wieder zum Vorschein. Im Jahr 1702 wurde er, ohne Ergebnis allerdings, wieder eifrig aufgenommen und auch in unseren Tagen wird bei Kanalbauplänen die Tauber vorzugsweise in Betracht gezogen. Inzwischen standen aber die Wasserbauten an diesem Flusse auch nicht stille. In den letzten Jahrzehnten hatte man weniger die Schiffbarmachung, als die allmähliche Einbettung zur Landgewinnung für die Wiesenkultur im Auge, und so kam die Tauber zu ihrer Regulierung, die schließlich einer spätern Schiff-

---

[1]) Schon Karl der Große beabsichtigte eine solche Verbindung im Jahr 793 unter Ausnützung von Altmühl und Rednitz herzustellen. Sie wurde nicht vollendet. Die Lösung dieser Aufgabe blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Der Ludwigskanal wurde 1836—1845 gebaut (Main — Regnitz — Altmühl — Donau).

[2]) Justi, Staatswirtschaft I, 236. (2. Aufl. 1758)

barmachung zu gut kommen kann. Der Tauberlauf ist heute eingeengter und vielfach auch ein anderer als vor Jahrhunderten.

Die Einmündung in den Main jedoch wurde schiffbar gemacht; was man s. Zt. für zu schwierig und zu teuer hielt nnd woran das Unternehmen 1662/63 hauptsächlich scheiterte, ist heute ausgeführt: Die großen Mainschiffe benutzen den Einflußort der Tauber als Hafen. Das Taubertal entlang aber geht eine Eisenbahn, die Errungenschaft einer neuen Zeit, und vermittelt in ersprießlicher Weise, was einst dem Tauberfluß zugedacht war, den Handel und Verkehr des Tales.

Notabilia

Bey recognoscir- und Besichtigung des Tauberflueßes von Wertheim uffwärts, ahngefangen den 9. Novembris und zue Weikersheim geendiget den 11. dto, 1662.

Erstlich findten sich bey der Mühl zue Wertheim, daß Wasser uff dem Mühlwehr ab und schiffreich nach der undern Tieffe der Tauber zu leythen, zwischen Sr. Hochgräfl. Excell. dem Hr. G'ral Leutnant und Graffen von Hohenlohe, auch den beedten beygewesenen Baumeistern verschieden und zwyspaltige opiniones als nehmlich:

Halten besagte hochgräfl. Excell. für das sicherst und bestendigste mittel, man solte die Schieff in den Mühl Canal wohl fort gehen lassen, als dan im selbigen Canal ein Schleußen mit einem Schuetz und von dar wieder inn andteren Canal wohrinnen daß Schieff ahn der Ecken der Pulfer Mühl vermittelst eines starken Gewölbs oder wasserbeths über die zwey andtere Gräben, deren Einer gleich über der Mahlmühlen vor den Mühl Schuetzbrittern und der ander uff deme Abfluß des Mühlcanals kombt, bieß in die andere Tieffe der Tauber gebracht werden konnte uudt ahn solcher tieffe noch ein starke Schleußen machen;

Erfurtischer Baumeister Caspar Vogel aber siehet für guet ahn, mann solte in dem Mühlgraben einen Durchschnitt ob der Mühl uff der linken Handt und ahm Berg oder ahn der straßen daselbsthin biß zur underſten Tieffe mit nöthigen Schleußen machen.

Der Goßmansdorfer Baumeister Wilhelm aber vermeint, man könnte den Durchschnitt wohl unter der Mühlen ahm gewölb durch beede abfluß vermittelst nöthigen fachschleußen und Vorsatz gegen der underen tieffe bringen;

Von dar beßer abwärts findet sich ein orth, ahn welchem vou alters Ein Pappir Mühl gemacht werdten sollen, massen das zerfallene Währ darvon noch zu sehen und hatt sich die Tauber daselbst zertheilt, daß es ein kleine Insul geben, ist also ein Durchschnitt uff der Linken Handt daselbsten und weilen es ohnfern darvon ein starken Zuefluß uff der rechten Handt von der also genannten Leberklingen her hatt, nöthig, dem Zuefluß solcher Klingen mit einpflanzung weyden und Erlen Bäum zu steuern, damit zue Zeiten wildten gewässers die stein darhinder bleiben und uffgehalten werden mögen.

Item mueß ahn der Brucken zue Waltenhaußen uff der Linken handt vorsehung geschehen, daß das waßer hinüeber nach der mitte der Brucken getrieben werdte. Deßgleichen ist bey der Mühl daselbsten ein Durchschnitt mit zugehörigen Schleußen nöthig.

Nicht wenig würdt bey der mühl Dailbach uff der linken Handt ein Durchschnitt mit zuegehörigen Schleußen erfordert.

Item mueß dem Zueflueß in der Zeit der wildten Gewässer ahn der Klingen Stepach und Reichhelßheim begegnet werden.

Item ist ein Durchschnitt uff der Linken handt gleich unden an der Brucken zue Reichhelßheim wegen etlicher Fäll biß zue erster tieffe nöthig.

In der Schönerbronns Klingen ober Reichhelßheim allwo eß 5 Fäll mueß ingleichem uff der Linken handt ein Durchschnitt bey der Schönertsbach über wohl hinunder undt gegen bemelter Bach

ein Damb von ziemlicher Höhe umb die in Zeit der wildten Gewässer vom Schönert herein kommende Stein und dergleichen darmit uffzuehalten, geführt werden.

In der Klingen ahm Steig und Brumbach ist auch ein Durchschnitt uff der Linken seithen bey der Bachwießen nöthig.

Zue Brumbach findten sich under der Brucken in einem Bogen viel stein, so uff seithen und in der mitte des Bogens wohl eingeraumbt, auch uff der Linken handt wegen des Falls Ein kleiner Durchschnitt zwerchs hinundter gemacht werden muß.

Mehr würdt hart unden ahm Kloster Mühl Währ daselbsten ein kleiner Durchschnitt in der wiesen zwerchs nach der Tieffe des Flußes mit behörigen Schleußen requirirt.

Im Getöß zwischen Brumbach und Gamburg, jedoch noch uff Brumbacher Markung, muß gegen der Linken Handt wegen der starken Fäll hart ahm Berg her ein Canal von ziemlicher Länge geführt und gegen der andteren seith mit großen steinen, deren daselbsten ahm Berg genug liegen und Eyßerne Klammern gefaßt werdten, umb dadurch dem Beytrieb oder Flueß vom Üssinger Grundt her zu eresistieren und unten von weyden undt Erlenbäumen zue mehrerer Sicherheit solcher Grundt nach dem waßer hin wohl besetzt werden.

In oder ob der Mühlen zue Aulschirben, so Dalbergisch, würdt uff der Linken Handt ohnfern des Wehrs ein Durchschnitt in den Wießen nach der Tieffe mit behörigen Schleußen erfordert.

Deßgleichen mueß bey der obern Mühl zue oder under Gamburg gleich ob dem wehr uff der linken Handt ein sehr langer Canal mit seinen Schleußen und einem Uffzueg durch die Sickingische Wießen undt andterer Güetter nach der Tieffe zuegeführt werdten.

Item ist zu Gamburg ahn der Brucken ein Uffzueg nöthig, deßgleichen mueß daselbsten under der Brucken zue beeden seithen mit steinen oder fachen geholffen werdten, damit der Trib des wassers in der mitte desto sterker bleibe.

Zue Niclaußhaußen, so Wertheimisch mueß der Mühl canal etwas gesäubert und erweitert, sodan gleich under dem vorhandtenem abschlag zwerchs die wießen hinein, wo der Bach Eintritt, der abschnitt mit nöthigen Schleußen nach der Tieffe geführt werden.

Besser hinauf bey dem Fallriegel zwischen Gamburg und Werbacher Marckung in der Tauber findet sich etwas Gebüschwerk, so wechzuerauhmen;

Mehr muß im Haßen Körblein unter Hochhaußen, so Cur=Maintzisch wegen etlicher Fäll ein Durchschnitt beschehen.

Item ahm Limpachs Graben[1]) uff Werbacher Marckung so auch Cur=Maintzisch mueß Beyfluß Halben ein Damb oder Wehr geschlagen und uff der rechten Handt der Fluß des kleinen Tauberleins[2]) ausgesäubert und fünf schue tieff ins wasser gericht werdten.

Zu Hochhausen die Bach hinauff gegen die Brucken würdt Ein Wehr oder Fach uff der rechten Hand soweit es saicht ist, erfordert, umb dardurch den Fluß nach der Linken seithen zu einer Tieffe uff 5 schue zu zwingen.

Deßgleichen müßen zue Hochhausen längst des Fleckens gegen der Mühlen zue die in der Tauber liegendte Stein außgehoben und dardurch dem Fluß sein rechte Tieffe gegeben werdten.

Mehr zu Hochhausen können die Schiff etwas im Mühlgraben fortgehen als dan von solchem Canal ein Durchschnitt über den Mühlwerth mit nöthigen Schleußen nach der andteren Tieffe eingerichtet werden.

Zu Impfingen, welches Würtzburgisch undt zum Ambt Grünßfeldtt gehörig, müßen die Fäll oder Seichte bey den Brucken abgeschnitten und solcher Durchschnitt ob der Brucken ahm Eck uff der rechten Handt über das Feldt hinab biß under den Beyfluß und Fall bey der Schleuffmühlen geführt, alsdan daselbsten wieder in die undere Taubertieffe bracht werdten undt ist über solchen Durchschnitt ein Uffzueg Brucken vonnöthen.

In gleichem im Mühlgraben ober Impfingen, welche Mühl Sickingisch, ist vonnöthen etwas zue rauhmen, damit die Schiff ahm Rank nit gehindert werdten, alsdan mueß man von solchem

---

[1]) Heute Limbachsgraben.

[2]) Heute Täuberlein.

Mühlgraben gleich undten ahm Wehr Ein Durchschnitt so ganz kurtz mit nöthigen Schleußen nach der underen tieffe gegen der rechten Handt zue machen.

Item ahm Ersten Rank gegen Bischofsheim uffwarts mueß man uff der rechten Handt wegen allzuegroßer Grümme durchschneiden undt den Fluß in ein richtigen Lauff pringen. Den Fällen vom zweyten rank ahn biß hinauff des Centgraffen Dienst- und Peter Spürlins Wittib Wiesen kan durch rauhmen geholfen, der Fall aber am Spithal Wörth durchgeschnitten werden.

Den Fällen undten undt ob der Brugken zue Tauberbischoffsheim ist durch rauhmen zue helffen undt zue besserer Befürdterung der Schifffahrt ob der Brugken zu beeden seithen von der tieffe ahn ein Fach oder Wehr schregs gegen dem Brucken Bogen so ahm füeglichsten eracht würdt zue schlagen.

Am Geyersberg muß man uff der rechten Hand oder uff Didigkheimer Markung so auch Würtzburgisch und zum Ambt Grünßfeldt gehörig, ein Durchschnitt biß unter den Fall oder die Klingen vom Munthelin[1]) her machen und solche Klingen wegen des Beytriebs von wildten Gewäßern mit etwas weydten und Erlen besetzen, waß aber die undere Seichte so sich hin und her die schlecht wießen hinauff biß ahn den Geyersberg befindten, betrifft, deme ist gar wohl durch rauhmen zue steuern.

Mehr zue Didigkheim unden und ob der Brucken ist uff der rechten Handt ein fach oder Damb nöthig, wordurch daß waßer durch den dritten Brucken Bogen von Didigkheim ahn mit behörig tieffe geleidet werdten möge, undt braucht eß alßdan über solchen Bogen ein Uffzueg brugken.

Item zwischen Didigkheim und Distelhaußen mueß wegen des hartten falls und beytriebs ahn der Didigheimer Eych ein ziemlicher Durchschnitt uff Distelhäußer Seithen so auch Würtzburgisch von obbemelter Eych ahn biß zur Tieffe darunder geführt werdten. Mehr ist beßer hinauff ahn dem ohrt das waßer Hauß genannt under St. Wolffgangs capellen gegen der Distelhäußer Seithen ein klein fach zue machen undt die Tauber uff der andtern als rechten Handt etwas außzusaubern damit selbige nöthige tieffe erreiche.

Item mueß der nechsten Grümme weiter gegen St. Wolffgang Ein Durchschnitt uff der linken Handt aber Distelhaußer Seithen nach der Tieffe under dem Beytrieb der rechten Handt gemacht undt dardurch besagten Zueflueß in der Zeit der wildten Gewäßer begegnet werdten.

Oberhalb Distelhausen gleich ahn St. Wolffgang ahm Eck uff der rechten Handt der Tauber kan ein Durchschnitt über die Straßen hinüber durch die Wießen nach der Tieffe. under Distelhausen geführet undt der Straßen halber über solchen Durchschnitt ein Uffzueg brugken gefertigt werdten.

Ingleichem mueß ober dem Distelhäußer Mühlwehr ein canal mit nöthigen Schleußen undt der nechsten Tieffe geführt werdten.

Im Rank under Lauda, so auch Würtzburgisch ist wegen unterschiedlicher Fäll rauhmens undt ein klein fach oder uff beßers befindten ein Durchschnitt von einer Tieffe zur andtern nöthig.

Gleich oben ahn nechstgemelten Fällen findet sich noch ein kleine seichte derer mit rauhmen zu helffen.

Item mueß beßer hinauff wegen des beyflueß von der Gerlichßheimer Bach ein Durchschnitt uff der Laudener seithen nach der nechsten tieffe gemacht werdten. Mehr hatt eß fürhien noch etliche Fäll, so entweder geraumbt oder da eß sich nit thuen last, vermittelst eines Durchschnitts vorbey gangen werden können.

Under der Brucken zn Lauda mueß ein Wehr uff der linken Handt soweit es seicht ist, geschlagen und dardurch der flueß zur rechten Handt undt nöthigen Tieffe gebracht werdten, waß aber die Fäll gleich ob solcher Brucken belangt, denen wehre uff manier wie bey der Bischoffsheimer Brugken vermeldet zue helffen.

Im Mühlgraben zue Lauda mueß underhalb des Wehrs ein Abschnitt durch die Wießen nach der nechsten Tieffe mit nöthigen Schleußen gemacht werdten.

In gleichem braucht eß oberhalb des Fuhrts, so von St. Jost oder Werbach[2]) herkombt ein Durchschnitt uff Laudener seithen nach der undern tieffe.

---

[1]) Menthal (?)

[2]) Wohl „Marbach" gemeint.

Item bey dem Endten waßer[1]) under Königshoffen, so Cur Maintzisch mueß man uff der rechten Handt ein Wehr schlagen und gegen der Linken fünff schueg tieffe in den Flueß rauhmen.

Wegen der zwo Mühlen saint Königshoffen, saint des Herrn Graffen von Hohenlohe Excell. und den beeden Baumeistern mainung noch etwas ungleich. – Alß — Daß in dem canal oder Mühlgraben uff der obern, als Hornungs Mühl, die Erste Schleußen, die zweyte aber ob der Brucken zue setzen und von darauß ein weiterer Durchschnitt nach der tieffe under der Brucken zue machen; wardurch die undere als Hartmännische Mühl und deren Wehr vorbey gegangen werdten könnte. Zweite mainung wan man aber zwischen dem alßo genanten Hohen und underen Staig[2]) ein Durchschnitt wo eß ahm füeglichsten schickt machen wolte, so dörffte man den Hornungsmühl canal auch nit berühren.

Nb. Als die Baumeister in der rückreiß von Weickersheim den Augenschein zue Königshoffen nochmal eingenohmmen, haben Sie für das sicherst mittel eracht, bey Jeder mühl einen sonderlichen Durchschnitt mit nöthigen Schleußen zue machen.

Oberhalb des hohen Steegs deßgleichen bey der Rügeersheeg[2]) mueß nach notthurft geraumbt werdten.

Item mueß bey der Königshoffer Pfarr Wießen oben etwas geraumbt undt von daselbsten ein Durchschnitt nach der tieffe zur rechten Handt gemacht werdten.

Uff Balbacher Markung so halb Teutschmeisterisch und halb Würtzburgisch kann man der kleinen Insul in der Tauber nach gutbefinden helffen und den trib oberhalb mit einem fach uff die rechten und bey der Insul wieder uff die linken Handt leythen.

Beßer hinauff bey dem Altwaßer genannt, allwo die Tauber vor Jahren sich in zwey Theil getheilt, mueß eingang des neuen Flueß ein kleiner Damb geschlagen und beßer hinab uff der rechten Handt das Eck abgetragen auch ein Durchschnitt durch die befindliche Insul biß zur andteren Tieffe gemacht werden. Mehr ob dem fuhrt ahm Gißel oder Monethwaßen[3]) ist noch Durchschnitt uff der Linken handt gegen dem Altwaßer[4]) und vorigen Durchschnitt nöthig, eß mueß aber der Durchschnitt ahm altwaßer zue beeden seithen mit einem Damb verwehrt werdten.

Item mueß im ahnfang der Öttelfinger Markung (: allwo alß ein Gan herrschaft :) der flueß von der linken Handt durch fach gegen ger rechten getrieben und das röhrig daselbsten außgeraumbt werdten.

Ferner hienauff findten sich kurtz nacheinander noch etliche seichten, solchen kan für beeden seithen mit fachen geholffen und dardurch daß waßer in der mitten zue nöthiger Tieffe bracht werdten.

Ahm Stumpff under Öttelfingen ist uff der linken Handt ein Durchschnitt ob dem Fuhrt daselbsten von ziemlicher Länge die Wießen hinunter nach der Tieffe nöthig.

Oberhalb der Ötelfinger Brucken hatt eß ein beyflueß durch das Dorff, warvon sich ein große meng stein in der Tauber gesamblet, solcher angelegenheit nuhn zue remedyren mueß von der rechten handt ob der Brucken ein ahnfang der tieffe ein Durchschnitt nach der tieffe under der Brucken geführt und über solchen durchschnitt ein Uffzueg der nöthigen paßage der Schieff und Landfuhren gemacht werdten.

Mehr uffwärts im Heyerkig[5]) finden sich drey kleine seichte hartt ahneinander denen mit rauhmen und fachen nach notthurfft zuehelffen. Ferner vom Abel[6]) ahn ist ein Durchschnitt uff der rechten Handt biß under dem Müllers furth nöthig.

Item bey der Herrschaffts Wießen uff Mergenthaler Markung würdt ein Durchschnitt uff der linken Handt biß zum Schaden weeg[7]) von ziemlicher Länge erfordert.

---

[1]) Name nicht mehr bekannt.

[2]) Name heute nicht mehr bekannt.

[3]) Heute Kiesäcker und Antwasen.

[4]) Heute Taubenwiesen.

[5]) Heute unbekannter Name.

[6]) Heute Abelt.

[7]) Name heute nicht mehr bekannt.

Mehr bey dem Merglers Graben[1]) mueß der beyflueß des wildten gewässers in der Herrschaffts wießen uff der rechten Handt abgeschnitten werdten;

Item beßer hinauff bey dem Mergenthaler Schieß waßen[2]) ist ein Durchschnitt uff der rechten Handt der Herrschafftswießen nach der tieffe bey den Planken[2]) under der Kettern[3]) nöthig.

Mehr mueß zu Mergenthal under dem ersten Brucken Bogen uff der linken Handt oder bey dem Schüetzenhauß geraumbt und von daselbsten ahn über den Schießwaßen ein Dnrchschnit. nach der Tieffe gemacht werdten.

Item ober Mergenthal von dem Arckensteig[4]) her könnten die Schieff im Mühlgraben durch der Herrschaffts Güter daselbsten so weith der graben tieff genueg, fortgehen alßdan mueßte vom Graben ob der Mühl ein Durchschnitt in den abflueß der Mühlbach und ferner nach der Tieffe bey der Brucken mit nöthigen Schleußen gemacht werdten.

Nit wenig weilen von Arckensteig ahn gegen Igerßheim sich biß zum alten Tauberfflueß viel stritt undt andtere difficulteten findten, müeßte der neue Flueß durch ein Damb wieder in den obgenannten alten Flueß und darinnen (nachdeme solcher zue genügen außgehoben) hinter dem Arckensteig hinunder biß zur ersten Tieffe ob dem Mühlwehr geleitet werdten.

Uff Igerßheimer Markung bey dem Erlenbach ist es ziemlich seicht, mueß daher geraumbt undt dem beyflueß von der linken Handt gesteuert werdten.

Mehr bey dem Frohnhöffers[5]) Acker im kleinen Aublein dem Stifft Newen Münster zue Würtzburg Lehenbar ist ein Durchschnitt uff der rechten Handt von einer Tieffe zur andteren nöthig.

Im kleinen Aublein gleich under dem neuen Hauß herab, mueß uff der linken Handt ein Durchschnitt wegen darzwischen befindtlicher ungemach durch das alte Teich daselbsten hinunder nach der Tieffe geschehen.

Deßgleichen mueß eß ahm Kützberg und der Igerßheimer Mühl bey dem gemeinen waßen uff der rechten Handt wegen vieler Beyflueß und furth ein Durchschnitt biß zur nechst manquirten Tieffe sambt einem Uffzueg haben.

Item ist nechst bey der Igerßheimer Mühl im Mühlgraben undten ahm Ersten Überfall des Wehrs uff der rechten Handt biß zur nechsten Tieffe mit einer schleußen undt zuesatz zue machen undt der Mühlgraben nach notthurfft außzuheben.

Nit wenig wehren die ahm hohen rayn under Marckelßheim befindtliche Seichte durch fach oder Damb zue dorfftiger tieffe zue treiben.

Item bey dem Confin des Teutschmeisterischen Fischwaßers ohnfern der Marckelßheimer Brugken oder bey der Schießmauer[2]) würdt Ein Durchschnitt uff der rechten Handt über dem gemeinen waßen nach der underen Tieffe von mercklicher Länge erfordert.

Oberhalb der Marckelßheimer Mühl mueß im Mühlgraben ein Durchschnitt in den Abfluß des Mühlwehrs mit nöthigen schleußen und von daselbsten nach der Brugken geführt, die seichte under und ob der Brucken auch durch fach von beeden seithen zur rechten Tieffe bracht werdten.

Ferner zwischen dem Acker Kieß und Küetzlein ob dem Mühlwehr hatt eß ein seichte und viel Stöck im waßer so auszuerauhmen, nit wenig im Kützlein hinter den wayden giebts auch noch eine seichte, so zu amoniren und der fluß durch fach zur tieffe zue zwingen.

Zue Elßpersheim, so hohenloisch, mueß uff der rechten Handt ahn der Aschbach[6]) durch die Marckelßheimer Marckung zur nechsten Tieffe geschnitten werden.

Mehr im obern Steckenfellen[7]) allwo ein großer Furth[8]) und seichte, kan uff der rechten Handt ahm alten Einriß ein Durchschnitt nach der untern Tieffe gemacht werdten.

---

[1]) Heute Mergelter=Graben.
[2]) Name heute nicht mehr bekannt.
[3]) Kötterwald und Kötterberg heute.
[4]) Heute „in der Arkau" „Arkauberg".
[5]) Fronhöfer so viel wie Amtmann.
[6]) Heute Aspach.
[7]) Heute Steckenhalde.
[8]) Im Volksmund noch bekannt.

Item beßer hinauff vor der Aub in der Freschgrueben[1], Horstgarten[2] und Benthal[3] seint etliche Fäll oder seichte so außzueheben und der Flueß zue rechter tieffe zue pringen.

Mehr ahm Kastel[3] bey Elperßheim ist ein Durchschnitt uff der Linken Handt dardurch den Elperßheimer Beyfluеß zue divertiren nöthig.

Item mueß ob dem Mühlwehr zue Elperßheim uff der Linken Handt ein Durchschnitt in den Abflueß biß ahn die Brugken mit nöthigen Schleußen gemacht werdten.

Item findten sich weiter hinauff ob dem Kieß[4], allwo die Tauber sich getheilt uff der rechten Handt viel Fäll und seichte, welche uff der Linken Hand abgeschnitten werdten können.

Deßgleichen würdt ein Durchschnitt ob der Sandtgrueben uff der rechten Handt biß zur nechsten Tieffe erfordert.

Sonsten findten sich uffwärts noch etliche fäll und seichte, welche man mit einem Abschnitt von dem Krummen weeg ahn wohl hinunder uf der Linken Handt gegen dem Elperßheimer fuhrt vorbey gehen kann.

Mehr bey oder ahn Weickerßheim, allwo die Bronnen röhren durchgehen, ist der Flueß sehr dünn, müeßen also Erstlich die röhren besser versenkt und durch fach die nöthige Höhe des waßers zur Schiefffahrt erzwungen, auch der continuirlichen paßage halben für menschen und Viehe ein Brucken oder Uffzueg gemacht werdten.

Item mueß man die seichte bey dem Weickerßheimer Schloß alß nit wenig die übrige Fäll zur andtern Brucken und zur Werbach[5], allwo der Halth oder Haffen formirt werdten soll, uffrauhmen.



[1]) Heute Froschäcker.

[2]) Im Volksmund Horgärten.

[3]) Name nicht mehr bekannt.

[4]) Heute noch eine Insel in der Tauber.

[5]) Heute Vorbach. Die Stelle der Einmündung in die Tauber wird im Volksmund „Heiliges Wöhr" genannt.



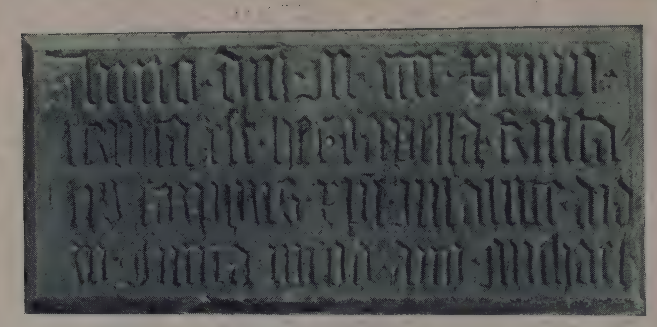
Die Pfarrkirche in Scheßlitz[1])

Von **Dr. Georg Hofmann**, Kaplan in Bamberg

I. Baugeschichtliches

Aus der Tatsache, daß auf der Bamberger Synode des Jahres 1095 neben andern Bamberger Geistlichen Arnold de Sieslice zugegen war (Jaffé, Monumenta Bambergensia. Berlin 1879 S. 498), läßt sich der Schluß ableiten: in Scheßlitz stand um 1000 eine Kirche. Ja die Ansicht hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Scheßlitz eine der 14 von Karl dem Großen errichteten Slawenkirchen besaß. Für 1246 steht urkundlich der Name des Scheßlitzer Pfarrers Hermann und somit die Pfarrkirche fest.

Von der alten Pfarrkirche ist wohl nichts mehr vorhanden. Die jetzige Pfarrkirche stammt zum großen Teil aus dem 16. Jahrhundert. Inschriften am westlichen Eingang mit beigefügten Jahrzahlen aus dem 16. Jahrhundert tun das dar; der Turm trägt im dritten Stockwerk außen die Jahrzahl 1571. Ein Chorbogen hat im Schlußstein das Wappen des Bamberger Bischofs Albrecht von Wertheim (gestorben 1421), ein Beweis, daß Teile der Kirche noch ins 15. Jahrhundert zurückgehen.



Inschrift an der Südseite der Pfarrkirche zu Scheßlitz

An der Südseite der Kirche außen findet sich folgende Inschrift: Anno Dni. M. CCCC XL VIIII. Structa est hec capella trinitatis corporis Xpi in Salute aiaru. Finita in eod ano Michael.

Aus dieser Inschrift geht hervor, daß eine (Seiten) Kapelle (vielleicht an Stelle der heutigen sogenannten Beichtkapelle) im Jahr 1449 erbaut wurde; sie

---

[1]) Vorliegender Aufsatz fußt auf lokalgeschichtl. Quellenstudien und auf der im „Archiv für Geschichte und Altertumskunde des Obermainkreises" (Bayreuth 1832 I. Band III. Heft) erschienenen Abhandlung des Pfarrers Nikolaus Haas: Noch vorhandene Denkmäler in der Pfarrei Scheßlitz.

war zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit und des hl. Fronleichnams zum Heil der Seelen errichtet.

Nicht bloß im 15. und 16. Jahrhundert wurde an der Kirche gebaut, auch später unmittelbar nach dem dreißigjährigen Krieg wurde wieder erneuert, was die zerstörende Hand der Schwedentruppen in Trümmer und Brand gelegt hatte. Wir wissen aus urkundlichen Belegen, daß die Schweden 1633 die Stadt Scheßlitz zum großen Teil niederbrannten. „Auch Scheßles ist damals hinweg gebrendt worden" (Friedrich Karl Hümmer, Bamberg im Schwedenkriege. [Bericht des Histor. Vereins Bamberg 1890] S. 118). Ein im Kreisarchiv Bamberg vorhandener urkundlicher Auszug erwähnt ausdrücklich die Verwüstung der Pfarrkirche weil sie (nämlich Margareta Hentlin von Zeckendorf, die in ihrem Testament vom 6. Okt. 1635 der Pfarrkirche Scheßlitz 10 Gulden vermachte) auch gesehen, daß die pfarrkirchen Scheß-



Portal der Westseite



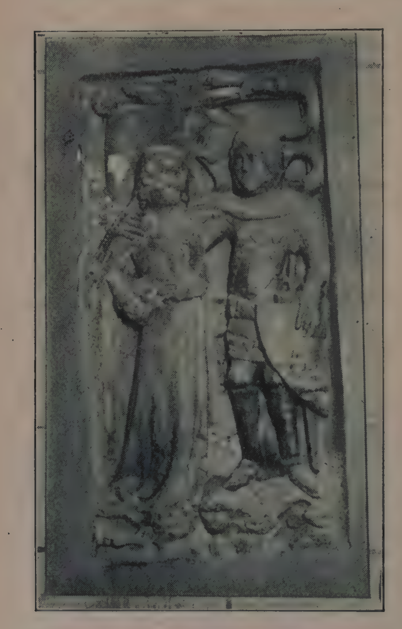
Vorhalle der Südseite

litz gentzlich durch den feint ruinirt, wolle sie, daß von ihrer verlassenschaft dem Gotteshaus eingehendigt werde 10 fl." (Kreisarchiv Urkunde 1751. Fach 303).

Aus den Jahren 1644 und 1649 stammen denn auch die vier alten Glocken (eine fünfte stammt aus dem Jahr 1758).

II. Grabmäler

Drei Grabmäler sind im Innern der Kirche aufgestellt. Das älteste ist das an der rechten Chorwand, nämlich das Denkmal eines Ritters von Truhendingen und seiner Gattin. Keine Inschrift nennt uns die Namen der Toten, denen dieses Denkmal gesetzt wurde. Aber das an der linken Seite des Ritters angebrachte Wappen, ein dreieckiger, in vier Querstreifen geteilter Schild, prägt deutlich das Grabmal zu einem solchen der Truhendingen. Das Grabmal ist die einzige Erinnerung, die Scheßlitz von seinen früheren Herren, den Grafen von Truhendingen, besitzt. Zwischen 1248 und 1390 stand die Stadt Scheßlitz und die in ihrer nächsten Umgebung liegende Giechburg und Gügel unter dem genannten Rittergeschlecht. Betrachten wir das Grabmal! Wir sehen darauf einen Ritter in voller Rüstung. Sein Haupt liegt auf dem mit zwei Schwanenköpfen gezierten Helm. Seine Füße stehen auf einem Löwen. Seine Linke hält einen Schild fest, der zugleich sein Wappen abbildet. Seine Rechte legt sich auf die Schulter seiner Gattin. Diese trägt langes herabwallendes Gewand. Ihr Kopf ruht auf einem Kissen. Auf ihrem rechten Arm trägt sie ein Schoßhündchen (oder ein Lämmchen; wenn letzteres zutrifft, dann wäre das sicher eine Anspielung auf Agnes von Truhendingen, von denen uns zwei in der Geschichte dieses bald nach 1400 ausgestorbenen Rittergeschlechtes begegnen, nämlich Agnes, die Gattin des 1290 verstorbenen Friedrich VI. von Truhendingen und Agnes, die Gattin Friedrichs VII., welch letzterer Sohn Friedrichs VI. ist). Das Grabmal ist aus Stein hergestellt.



Grabmal eines Grafen von Truhendingen und seiner Gattin

An der rechten Eckwand zwischen Chor und Schiff ist das steinerne Grabdenkmal Friedrichs von Wiesenthau, der zweimal verheiratet war. Oben am Giebel stehen die Worte: Dominus dedit, Dominus abstulit, sit nomen Domini benedictum. Unter diesem Spruch sind drei Wappen, das Wiesentauische, Schofftalische, und das Streitbergische. Im Hauptfeld knien vor einem von Engelköpfen umgebenen Kruzifix links ein Ritter und seine drei Söhne, am weitesten rechts vorne eine Rittersfrau mit ihrer Tochter und mehr im Hintergrund, näher zum Kreuz hingewendet, eine Rittersfrau mit ihren drei Töchtern. Zu beiden Seiten des Hauptfeldes sind Wappen angebracht, links 4 (die Wappen des Ritters) und rechts eine Doppelreihe von wieder je 4 Wappen (die Wappen der zwei abgebildeten

Rittersfrauen). Am Sockel stehen von links nach rechts, parallel zu einander, folgende drei Grabschriften:

1. Anno Domini 1569 Jar den 3. Abrill zwischen 3 v 4 Ur gleich den Tag ist in Gott verschieden der edll vnnd Ernvest Fridrich von Wisendaw zv Reckendorf vnd Ambmon zu Wachenrodt dem Gott gnedig vnnd barmherczig sey vnnd ein frelige Auferstevng verleien wolle Amen.



Grabmal Friedrichs von Wiesenthau und seiner zwei Gattinen

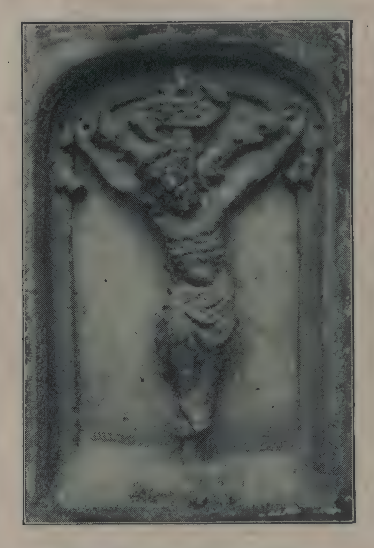


Grabmal Wolfs Dietrich von Wiesenthau und seiner Gattin

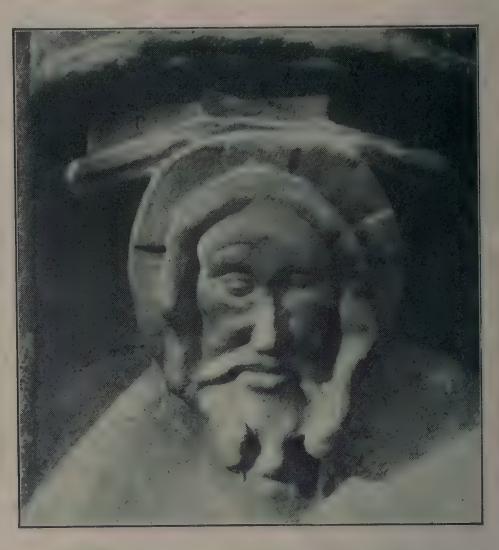
2. Anno Domini 1552 Jar den 1. July ist in Gott verschieden die edell vnnd Dugentsame Fraw Walburg von Wisentaw ein geborne von Schofstall Fridrichenn von Wisentaw erste hausfraw vnnd die leczt ires Geschlecht vnnd zu Reckendorf begraben ligt, der Gott gnedig sein wolle. Amen.
3. Anno Domini 1570 Jar den 22. Marczi vm 11 zv nacht ist in Gott verschiden die edell vnnd Dvgentsame Fraw Anna von Wisendaw eine Geborne von Steitberg Fridrich von Wisendaw andere hausfraw der Gott gnedig vnnd ein frelige Avferstevng verley Amen.

Ein drittes steinernes Grabmal findet sich an der Westseite der Beichtkapelle, das Grabmal Wolfs Dietrich von Wiesenthau und seiner Gattin. Dieses

Denkmal ist sehr fein ausgearbeitet. Die Anlage ist dem letzt genannten Grabmal auffallend ähnlich. Im Giebelfeld ist ein Engelkopf sichtbar und darunter das



Kruzifix hinter dem Chor



Christuskopf an der Südseite der Kirche

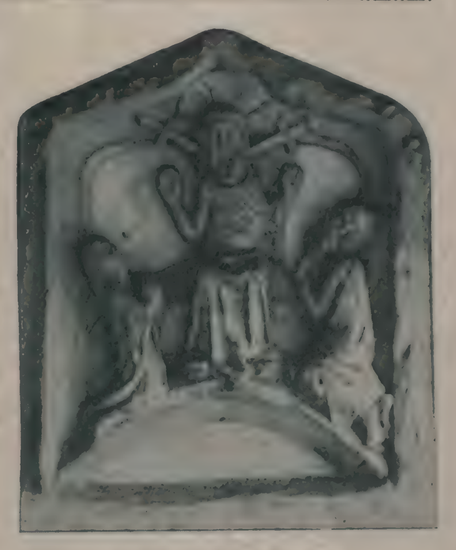
Wiesentauische und Redwitzische Wappen. Im Hauptfeld knien vor dem von Engelköpfen umgebenen Krucifix links der Ritter und rechts seine Gattin. Zwischen beiden liegt ein Löwe. Das Hauptfeld ist zu beiden Seiten von je 8 Wappen eingefaßt, über denen die Namen der Geschlechter stehen. Das Grabmal zeigt perspektivisch bemerkenswerten Hintergrund. Die Grabschriften lauten:



Brustbild des hl. Kilian am Turm (Nordseite)

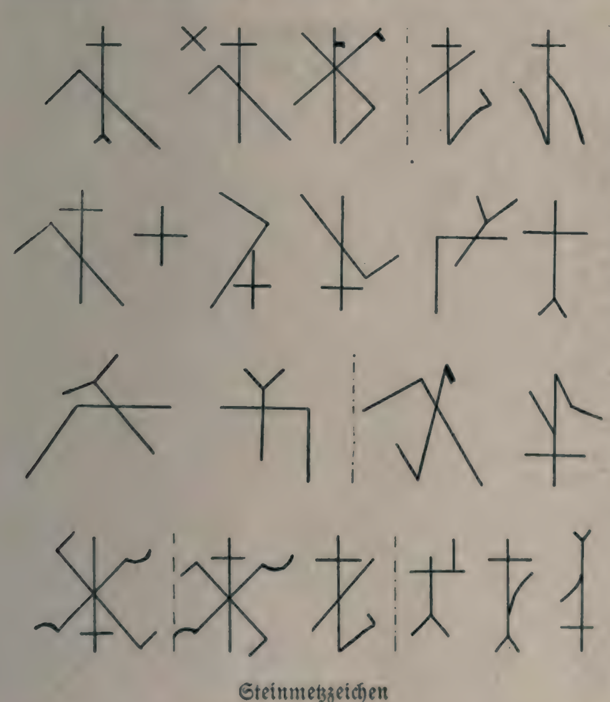
1. Nach Christi vnnsers Erlösers vnd Seligmachers Geburt 1575 Jar den 19. Septembris ist der Edell und Ehrnvest Wolff Dietterich von vnd zu Wiesenthaw Fürstlicher Bambergischer Hoffmeister vnd Pfleger vff Giech in Gott christlich vnd seliglich verschieden, vnd christlicher Ordnung nach in diesem Godtshauß zur Erden bestettigt worden. Deren Selenn sich Gott erbarmen vnd gnedig sein wolle Amen.
2. Nach Christi vnnsers Erlösers vnd Seligmachers Geburt 1569 Jar den 20. Sebtembris ist die Edell vnd Erhntugenthafft Fraw Beatrix vonn Wiesenthaw ein geborne von Redtwitz ermelts von

Wiesenthaws ehelige hausfraw in Gott christlich vnd seliglich verschieden vnnd in diesem Godtshauß nach christlicher Ordnung zur Erden bestettigt wordenn. Deren Seelen sich Gott erbarmen vnd gnedig sein wolle. Amen.



Relief in der Vorhalle

Die beiden Wiesentauischen Grabmäler dürfen mit Wahrscheinlichkeit zu den Schöpfungen des Bildhauers Hans Werner gerechnet werden. H. H. Pfarrer Wachter machte mich darauf aufmerksam. Wer die Scheßlitzer Grabmäler vergleicht mit den Grabmonumenten Hans Werners, die Dr. Traugott Schulz in den „Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum" (Jahrgang 1909, S. 87 – 144) geschildert hat, der findet es wenigstens wahrscheinlich, daß die zwei Scheßlitzer Denkmäler auf Werner zurückgehen. Zu dem inneren Beweisgrund läßt sich ein äußerer fügen. Das Grabmal des Bamberger Bischofs Ernst Mengersdorf (in der Michaelskirche zu Bamberg) ist eine Schöpfung Werners. Zwischen Ernst von Mengersdorf und der Familie Wiesentau bestehen verwandschaftliche Beziehungen. Besonders freundschaftlich waren die Beziehungen zwischen Bischof Ernst und Wolf Dietrich von Wiesentau[1]). Liegt es da nicht nahe, daß die Hinterbliebenen einem und demselben Bildhauer – hier Hans Werner – ihre Aufträge gaben?



Steinmetzzeichen

III. Sonstige Denkmäler

1. Im Innern der Kirche

Da verdient zunächst die Kanzel unsere Aufmerksamkeit. Sie ist ein Werk des Bamberger Hofvergolders Andreas Müller aus dem

[1]) vgl. Metzner, Ernst von Mengersdorf. Bamberg, 1886, S. 2.

Jahr 1782. An der Kanzelbrüstung ist das Gleichnis Jesu vom Sämann dargestellt. Über dem Schalldeckel steht ein Engel, der die Posaune des Weltgerichts bläßt. Im handschriftlich abgefaßten Buch der Scheßlitzer Gottesdienst-Ordnung (Pfarregistratur Scheßlitz) hat Pfarrer Voringer betreffs unserer Kanzel den Eintrag gemacht: „habe eine ganz neue Canzel, wie solche dermahlen zu sehen, herstellen lassen, welche sambt dem Taufstein 260 Thaler gekostet".

Das Hochaltarbild stellt das Martyrium des Patrons der Pfarrkirche, des hl. Kilian, und seiner hl. Gefährten dar. Unten am Bild steht die Inschrift: Andreas Mattenheimer 1780.

Nebenbei sei bemerkt, daß drei in der Pfarrkirche stehenden Beichtstühle aus dem Bamberger Dom stammen. Aus diesem wurden sie 1836, weil stilwidrig, entfernt und zu je 5 fl. verkauft (Pfister, Geschichte der Restauration der Domkirche Bamberg 1896. S. 23; Scheßlitzer Gottesdienst-Ordnung).

2. Denkmäler am Äußern der Kirche

Am Turm (Nordseite) ist das steinerne Brustbild des hl. Kilian. Er ist als Bischof abgebildet. In der Rechten hält er den Hirtenstab, in der Linken das Schwert, das Zeichen seines Martertodes. Unter dem Bild sind 5 Wappen, in der oberen Reihe das der Freiherren von Würzburg und das der Freiherren von Rabenstein, in der unteren Reihe das Wiesenthauische, wiederum das Freih. Würzburgische (diesmal in Verbindung mit dem Bamberger Löwen), und endlich das Scheßlitzer Stadtwappen. Die Wappen geben uns zugleich einen Fingerzeig zur Baugeschichte der Kirche. Die Chronik der Pfarrei Scheßlitz belehrt uns, daß 1552 Veit von Würzburg Pfarrer von Scheßlitz war und daß sein Nachfolger Pankraz von Rabenstein war. Zur selben Zeit war einer aus dem Geschlecht der Wiesenthau, nämlich Wolf Dietrich, bischöflicher Amtmann auf dem Giechschloß.

Hinter dem Chor ist ein sehr altes reliefartiges Kruzifix, an der Südseite der Kirche ist ein ergreifend schöner Christus-Kopf als Abschluß eines Säulenkapitäls. Bemerkenswert ist noch das Reliefstück an der rechten Wand der architektonisch wirkungsvollen Vorhalle (Südseite der Kirche): in der Mitte ist der Heiland dargestellt, aus dessen Mund zwei Schwerter gehen und vor ihm kniet die Mutter Gottes und ein Heiliger (wahrscheinlich Johannes der Täufer). Das große Portal der Westseite mit den vielen Steinmetzzeichen und den Grabschriften wollen wir noch kurz erwähnen und damit unsere Denkmal-Wanderung in und an der Pfarrkirche abschließen.

Das Gesamturteil ist sicher nicht überschwenglich: die Pfarrkirche in Scheßlitz ist eine beachtenswerte Stätte unserer heimischen fränkischen Kunst.



Banz

Von **Hans Eber**, München-Pressec

> Sei gegrüßt mir, Tal im Morgenlichte,
> Grüner Berg und Silberband des Maines,
> Altes, gutes, liebes Frankenland!

So läßt Viktor von Scheffel in seiner Frau Aventiure den Mönch von Banth singen. Mit Begeisterung hat der Dichter hier oben auf dem Schlosse drei Monate gelebt und gewirkt und hat die Herrlichkeit der Natur in vollen Zügen genossen und bewundert, die hier Frau Mutter Erde in verschwenderischer Laune ausgeschüttet hat. Es wird wenig Landstriche geben, wo eine solche Fülle von Schönheit über eine so kurze Strecke Landes ausgebreitet liegt.

Wir verlassen Lichtenfels beim Güterbahnhof und gehen auf dem schmalen Fußweg unter dem Bahndamm hindurch. Auf dem Floßplatz sehen wir Unmengen von Holz aufgestapelt, die von Kronach und Wallenfels oder aus dem Itzgrunde hier zu großen Flößen zusammengekuppelt werden, um den Main und Rhein abwärts ihre Reise anzutreten. Eine Zeitlang führt uns der Weg das flache Ufer des Maines entlang, der in Wirbeln und Schnellen rasch dahinfließt. Hie und da säumen Stauden von Korbweiden seine Ufer. Saftiger Wiesgrund breitet sich zu beiden Seiten aus. Die Felder liegen nahe am Straßenrande oder am Hang der jenseitigen Höhe, der wir über Reundorf zuwandern, damit sie die mehrmals eintretenden Hochwasser nicht wegschwemmen. Durch blumige Auen führt der Steig weiter nach Hausen, das am anderen Mainufer liegt. Wir rufen dem Fährmann, der uns gegen geringes Entgelt im Nachen übersetzt. Eine Wirtschaft am Fuße des dichtbelaubten Hanges ladet zur Ruhe und Erholung ein; wer Mainfische essen will, bekommt sie hier gut und billig aus erster Quelle. Und nun steigen wir einen Fußweg durch den Schloßpark bergaufwärts. Zuvor nehmen wir den Weg den Main entlang nach der Porzellanfabrik und gehen dann hinter dem Hause bequem empor durch den Wald. Dabei durchstreifen wir die auf halber Höhe gelegenen Felder von Lupinen und buntblütigen Luzernen, die Meterhöhe erreichen und so Zeugnis ablegen von der Fruchtbarkeit des Bodens.

Allerdings hat der Wald hier von seiner früheren Schönheit etwas eingebüßt, denn ein Bergrutsch im März 1911 vernichtete viel von dem mehr als 100jährigen Bestand der Buchen und anderer Laubbäume und gefährdete auch die menschlichen Siedelungen am Fuße des Hanges. Der Erdrutsch begann auf der Südostseite des Berges etwa 200 Meter unterhalb des Schlosses und zog sich in der Richtung nach Süden weiter. Auf Grund geologischer Untersuchungen sind die Ursachen dieser Katastrophe in der außerordentlich feuchten Witterung des Jahres 1910 und in den starken Vorfrühlingsstürmen der kurz vorhergegangenen Zeit zu suchen. Dem Gestein nach gehört das Gebiet dem unteren braunen Jura an, der zum großen Teil aus graublauem tonigem Schiefer besteht.

Diese Schiefer haben eine ziemliche Mächtigkeit und streichen als horizontale Lager durch die Banzer Berge. Die Baumwurzeln vermögen daher nur schwer in das tiefere Gestein einzudringen und begnügen sich in der darüberliegenden Verwitterungsschicht, die kaum mehr als einen Meter beträgt, Wurzeln zu fassen. Eigentliche Pfahlwurzeln fehlen deshalb den Bäumen. Im Jahre 1910 nun scheint sich der Boden wie ein Schwamm mit Wasser vollgesogen und sich so allmählich in eine teigartige Masse verwandelt zu haben. Als dann mächtige Stürme die Baumkronen durchrüttelten, verloren die Wurzeln ihren Halt und rissen ab. Sobald die erste Lücke entstanden war, begann das grausige Werk der Zerstörung. Zuerst nahm man einzelne Risse wahr, die sich zusehends erweiterten, und dann wanderte der aus Eichen und Buchen bestehende, mit vereinzelten Tannen, Fichten und Kiefern vermischte Wald bergab. Anfangs März stand die Bewegung nahezu ganz still ohne den herrlichen Schloßbau gefährdet zu haben: denn der obere Teil des Berges besteht aus Eisensandstein, der dicke Felsbänke bildet und auf dem Opalinuston ruht. Nur so blieb der Schaden auf den herzoglichen Wald beschränkt, der allerdings an dieser Stelle völlig vernichtet ist. Im unteren Teil des Rutschgebietes ließ man meterhohe Stümpfe stehen, welche weitere herabkommende Massen aufhalten sollten. Außerdem versuchte man durch Anlegen von Gräben das Gebiet zu entwässern. Die Katastrophe hat einen riesigen Schaden verursacht und es wird viele Opfer an Geld, Arbeit und Mühe kosten, um den Park in seiner früheren Schönheit wiederherzustellen.

Durch den Wald gelangen wir auf den südlichen Banzberg, der hart am Ufer des Maines bis zu einer relativen Höhe von 170 Metern ansteigt und 420 Meter über der Nordsee liegt. Auf ihm steht einer der schönsten Edelsitze Frankens, Schloß Banz.

Die Geschichte dieser Besitzung ist bis zu Anfang des elften Jahrhunderts in tiefstes Dunkel gehüllt, aber auf alle Fälle waren diese Berge wie auch der gegenüberliegende Staffelberg schon in frühester Zeit von Menschen besiedelt und zur Verteidigung gegen Feinde eingerichtet. Heute noch kann man die vorgeschichtlichen Steinwälle im nahen Wald und an der Straße nach Coburg sehen. In späteren Jahren erbauten dann die Grafen des östlichen Grabfeldgaues, der sich vom slavischen Gebiet nördlich des Mains bis nach Unterfranken (Langenprozelten) herein ausdehnte, zum Schutze ihres Gebietes das neuntürmige, feste Schloß Banz. Diese Grafen hatten in dem sogenannten Banzgau, der sich nach Dr. Theodori zwischen der Itz und dem Main bis zu deren Vereinigung bei Rattelsdorf, also zwischen Rodach, Steinach, Itz und Main erstreckte, die kaiserlichen Hoheitsrechte zu wahren.

Zum erstenmal wird der Name Banzgau in einer Urkunde unter Heinrich II. genannt (1002—1024).

Einer der Gaugrafen, Otto, (1025—1050) war mit der Tochter Megingots von Geldern, Alberada geheißen, vermählt. Aus einer sehr frommen Familie entsprossen übte diese erste Gräfin von Banz auch nach dieser Hinsicht den nötigen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Dazu kam noch, daß sie das Schicksal besonders

hart anfaßte. Früh verlor sie den Gemahl und auch ihre drei Söhne, von denen einer im Main bei der Entenjagd ertrank, starben im blühenden Alter dahin. Da auch die Ehe ihrer einzigen Tochter mit dem Grafen des Nordgaues Hermann von Vohburg kinderlos blieb, so übergab die Witwe des Markgrafen auf dem



Schloß Banz Phot. Hofpe (Staffelstein)

Landtage zu Ottelmarshausen im Grabfeld das zum Seelenheil für ihre teueren Verstorbenen errichtete Kloster bei ihrem Schlosse dem Abte Egelbert von Fulda, der es mit Brüdern vom Orden des heiligen Benedikt besetzte. Ihre Tochter und deren Gemahl erneuerten später die Stiftung und unterstellten das mit reichen Spenden ausgestattete Kloster dem Bischof von Würzburg, später, als es die Sicherheit erheischte, dem Hochstift von Bamberg.

Aber die Tochter war nicht glücklicher als ihre Mutter. Der Kampf zwischen Heinrich IV. und Papst Gregor VII. stand damals in hellen Flammen. In der Schlacht bei Streu (unweit Mellrichstadt) wurde ihr Gemahl schwer verwundet. Sterbend brachte man ihn nach Würzburg, wo ihm aber der Bischof als Anhänger des in Bann und Acht erklärten Kaisers das kirchliche Begräbnis versagte. Da wallfahrte die treue Gattin unter großen Mühsalen persönlich nach Rom und erwirkte vom Papst die Genehmigung zur Beisetzung bei St. Burkhard in Würzburg. Sie selbst aber zog sich mit ihren Frauen in die Einsamkeit zurück und verlebte die Jahre bis zu ihrem Lebensende in fast nonnenhafter Abgeschiedenheit.

1124 reorganisierte Bischof Otto von Bamberg das Kloster und brachte es zu hoher Blüte. Aber es fehlte auch nicht an traurigen Zeiten; denn nach dem

Tode des streitbaren Kirchenoberen hatte Banz viel zu leiden. Krieg, Pest und die nie aufhörenden Reibereien mit den räuberischen Nachbarn auf Schloß Steglitz und Schottenstein ließen die Siedelung der Benediktiner nie zur Ruhe kommen, bis auf den Machtspruch des Bischofs von Bamberg hin die Raubnester für alle Zeiten dem Erdboden gleich gemacht wurden.

Allerdings ging es zeitenweise in dem Kloster auch nicht immer so zu, wie es sich für gottgeweihte Brüder geziemte. Bald kam es in den Ruf schlechter Zucht und allzuweltlicher Sitte. Abt und Konvent haderten oft miteinander, ja einmal kam es sogar vor, daß sämtliche Mönche davonliefen; der Abt konnte sein Kloster nur dadurch wieder füllen, daß er auch Nichtadelige in dasselbe aufnahm. Erst von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an hob sich Banz wieder. Gar mancher Gelehrte jener Zeit gehörte zu den Brüdern dieser Abtei. Der bedeutendste von ihnen war wohl Otto, de La Bourde genannt, der auch später als Fürstbischof von York sein liebes Banz nicht vergaß, sondern ihm eine halbe Million Gulden vermachte, mit dem dann der stattliche Neubau des Klosters und der Kirche sowie die herrlichen Anlagen ausgeführt werden konnten. 1803 verfiel auch dieser geistliche Besitz dem Geschicke der Säkularisation und kam an Bayern. Das Klostergut wurde versteigert; Bibliothek und Naturalienkabinett kamen nach Bamberg [1]), während die ausgezeichnete Münzensammlung nach München wanderte. Als Herzog Wilhelm von Bayern 1808 vom Erfurter Kongreß kommend das Maintal durchfuhr, war er von der Lage der alten Benediktinerniederlassung so entzückt, daß er beschloß dieselbe zu erwerben um sie im Glanze eines Fürstenschlosses neu erstehen zu lassen. 1814 erwarb er um dreihundertneuntausend Gulden den herrlichen Besitz mit den nächstgelegenen Höfen, Feldern, Wiesen und Waldungen. Verschiedene Bauten wurden neu ausgeführt um Banz zu seiner heutigen Stattlichkeit umzuformen. 1838 kam es in den Besitz des Herzogs Maximilian und nach dessen Tode im Jahre 1888 an den als Augenarzt und Wohltäter so berühmten Herzog Karl Theodor. Die jetzige Schloßherrin ist seine Witwe, die Herzogin Maria Josepha.

Im Laufe der Zeit statteten mehrere Fürstlichkeiten der herzoglichen Familie dortselbst Besuch ab und früher wie jetzt kamen Gelehrte und Naturfreunde aus allen Gauen Bayerns herbeigeströmt um die wissenschaftlichen Sammlungen sowohl als auch das herrliche Kleinod in Franken selbst kennen zu lernen. Nur einige Worte über das Schloß und die Kirche!

---

[1]) Vgl. dazu u. a. Wilhelm Heß, Über einen alten Himmelsglobus. Ein Beitrag zur Bibliotheks- und Klostergeschichte Altfrankens. (Zeitschr. für Bücherfreunde 1908 S. 251—278). Auch durch andere Arbeiten hat sich Heß um die Geschichte der Abtei und ihrer kulturellen Wirksamkeit Verdienste erworben; vgl. z. B. Johann Georg Neßtfell. Ein Beitrag zur Geschichte des Kunsthandwerkes und der physikalischen Technik des XVIII. Jahrhunderts in den ehemaligen Hochstiften Würzburg und Bamberg. Straßburg 1908; und neuerdings: Die Verteidigungsschrift des Banzer Benediktiners und Bamberger Universitätsprofessors Johann Baptist Roppelt. Salzburg 1916. — Auch aus diesen Arbeiten geht die Bedeutung der Abtei gerade für die geistige Bildung des 18. Jahrhunderts hervor. Daß Banz, wenn auch unter einem Decknamen, in einem Werk eines unserer bedeutendsten deutschen Prosaschriftsteller eine Rolle spielt, gedenken wir in dieser Zeitschrift gelegentlich darzutun. (Anm. der Schriftl.).

Der größte Teil der Gebäude ist im Barock-Stil nach den Plänen der Bamberger Baumeister Dientzenhofer erbaut worden [1]).

Das Schloß besteht aus zwei nebeneinander laufenden langen Hauptgebäuden, dem gegen Nordwesten zu gelegenen Abtei- und dem sich entgegengesetzt erhebenden Konventbau, die wieder unter sich durch mehrere Querbauten verbunden sind. Durch eine große im Rokoko gehaltene Einfahrt gelangen wir auf der Nordwestseite in den geräumigen Schloßhof. Zwischen zwei großen Auffahrten erheben sich das Rosarium und am Ende der Wege die breite Freitreppe, die zum Hauptportal des Schlosses führt. Hier fällt uns besonders das über dem Eingang eingemauerte Basrelief auf, das einen Abt mit dem Tode darstellt.

Und nun besuchen wir zunächst die Herzoglichen Wohnräume, die alle durch ihre einfache Ausstattung, Erzeugnisse von Meistern der Umgebung, auffallen. Die ehemals von der Herzogin benützten Zimmer dagegen sind reicher eingerichtet.

Zwei Säle, der sog. „Compagnie-" und der noch größere „Kaiser- oder Familiensaal" zeichnen sich vor allem durch ihre die Schloßgeschichte illustrierenden Gemälde aus. Der letztere Raum hat seinen Namen daher, weil ehedem hier die Bildnisse der deutschen Kaiser hingen. Jetzt sind sie durch Porträts der Herzoglichen Familie und des Hauses Wittelsbach ersetzt.

Von den Deckengemälden zeigt das eine, wie Graf Hermann im Turnier zu Würzburg fällt, das andere, wie seine Gemahlin Gräfin Alberada vor dem Papste knieend für ihren Gatten das kirchliche Begräbnis erfleht. Die Bilder an der Ost- und Westseite erzählen ebenfalls von traurigen Familienereignissen der unglücklichen Frau. Auf dem einen sieht man, wie ihr Sohn bei der Entenjagd auf dem Maine den Tod findet, das andere stellt den Raub ihrer einzigen Tochter durch einen ihrer Dienstmannen dar. Die Umschrift lautet: Blandusia filia per raptum Radboti tollitur armis. Zwei weitere Gemälde zeigen den Fluch Alberadas über den Räuber ihrer Tochter, sowie dessen Bekehrung und die Vermählung mit der Erwählten seines Herzens. Gegenüber sieht man die Sage vom Alberadabrunnen verbildlicht; die anderen Darstellungen spielen auf die Besiedelung des Klosters und seine Erneuerung durch Bischof Otto von Bamberg an.

Die Ausschmückung des anderen Saales bezieht sich auf die Patronate, die Würzburg und Bamberg im Laufe der Zeit über das Kloster ausübten. Reichen Deckenschmuck zeigt auch der anstoßende Speisesaal. Im Querbau finden sich die kostbarer ausgestatteten Wohnräume der Herzogin, im Konventsbau das nicht für die Allgemeinheit zugängige Oratorium mit einer in erhabener Silberarbeit dargestellten Kreuzabnahme Jesu nach Benvenuto Cellini, einem Geschenke des Papstes Pius VI. an die Mutter seines Patenkindes, des Herzogs Pius.

---

[1]) Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler I S. 36, bezeichnet Joh. Dientzenhofer als den „wahrscheinlichen" Erbauer der Kirche, die in den Jahren 1710—18 entstand. Für die zum Teil älteren, zum Teil jüngeren Klostergebäude kommt ferner Leonhard Dientzenhofer in Betracht, der 1698—1704 den Hauptbau schuf, und sogar noch Balthasar Neumann insofern, als die Verwaltungs- und Wirtschaftsräume nach seinem Entwurf 1752 ff. ausgeführt wurden. (Anm. der Schriftl.) — Vgl. auch Theodori, Geschichte und Beschreibung des Schlosses Banz.

Eine hervorragende Sehenswürdigkeit für sich ist die Schloßkirche. Durch das reichverzierte Portal treten wir in das Innere. Sehr geräumig — keinerlei Säulen beengen oder hindern den Ausblick — macht der Innenraum einen überwältigenden Eindruck [1]).

Seine Gewölbefelder sind mit vielen schönen Fresken des Bamberger Hofmalers Sebastian Reinhold verziert.

Der prachtvolle Hochaltar zeigt auf vergoldetem Hintergrunde, umgeben von himmlischen Heerscharen, den Hl. Benedikt, während das Altargemälde, ebenfalls ein Werk des vorerwähnten heimischen Künstlers, die Enthauptung Johannes des Täufers darstellt. Gute Bilder schmücken auch die Seitenaltäre. Besondere Beachtung verdienen die schön geschnitzten Chorstühle, deren reiche Elfenbein- und Perlmutter-Intarsien die Geschichte des Hl. Benedikt erzählen und nicht mit Unrecht vielfach Bewunderung finden. Wer einmal in diesem Gotteshause die mächtigen Töne der gut angebrachten Orgel gehört hat, der vergißt nie die weihevolle Stimmung, mit der er von dannen ging.

Unter der Kirche befindet sich eine geräumige Gruft, in deren einem Teile einstmals die Konventualen des Klosters ihre Ruhestätte fanden, während der andere bis zum Jahre 1883 als Familiengruft des Herzoglichen Hauses Verwendung fand.

Nicht wenig interessant erscheinen uns aber auch die auf dem Schlosse untergebrachten Sammlungen. Das orientalische Kabinett enthält wertvolle Gegenstände, die Herzog Maximilian auf einer Orientreise sammelte. Eine ägyptische Mumie, mehrere Krokodile, kostbare in Gold gearbeitete Prunksättel, Zaumzeuge und noch viele andere Andenken sind hier untergebracht [2]).

Über die Petrefaktensammlung möchte ich am liebsten den Mönch Nikodem von Banth aus Viktor Scheffels Aventiure erzählen lassen:

„Dieser Boden, drauf ich athmend wandle
Und emporschau zu des Mondes Kugel,
War der Grund einst einer tiefen Meerbucht;

---

[1]) In ganz trefflicher Weise schildert Dehio a. a. O. die künstlerische Bedeutung des Innenraumes: „Für das Auge unmittelbar faßbar ist der geometrische Einteilungsgrund nicht und soll es auch nicht sein. Nur um Einheit im malerischen Sinne handelt es sich und auch nur für einen einzigen Standpunkt, beim Eintritt in die Kirche, ordnen sich die Linien vollkommen zu dem erstrebten Bilde; hier aber ist es in hohem Grade harmonisch und großartig, in der Wirkung noch erhöht durch die raffinierte Kunst der Lichtführung. Es bleiben nämlich dem Beschauer die Fensteröffnungen, immer den genannten maßgebenden Standpunkt vorausgesetzt, unsichtbar, vergleichbar den Lampen einer Theaterdekoration, an die man überhaupt durch die ganze Anlage erinnert wird. Zum Schlusse trennt eine durchsichtige Säulenstellung den Altarraum von dem dahinterliegenden langgestreckten Mönchschor; der geheimnisvolle Durchblick ist wieder ein ganz malerischer und als solcher vorzüglich durchgeführter Gedanke. Alles eigentliche Detail ist aber gleichgültig, ja roh behandelt und kommt auch neben den starken Effekten der ganz in Gold gesetzten Altäre und farbenkräftigen Deckenfresken kaum in Betracht." (Anm. der Schriftl.). —

[2]) Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß diese heute in der Abtei Banz untergebrachten Sammlungen eigentlich Fremdkörper in ihrer Umgebung sind; die wertvollen Sammlungen des Klosters würden, wenn noch in Banz vorhanden, die Abtei auch heute noch als ein Schmuckkästlein der Kultur erscheinen lassen. Ihre Verschleppung und teilweise Verschleuderung ist aufs tiefste zu beklagen. (Anm. d. Schriftl.). —

Diese Höhe, dieser Wald, das Kornfeld,
Drauf jetzt friedlich Pflug und Pflüger schreiten,
Wurde einst von solcher Brut beschwommen,
Und der Berg, — wo auf hohem Klosterthurm das Kreuz ragt,
Ward von Gott gerichtet und geschichtet
Als ein Drachenhünengrab der Urzeit".

Alles, was dieser reiche Liasboden der Umgebung an fossilen Überresten in sich barg, ist in zwei Sälen wohlgeordnet untergebracht, sodaß man, je nachdem man beginnt, die Dinge in auf- oder absteigender Ordnung besichtigen kann[1]. Außer einigen versteinerten Hölzern und Tangen findet man weiter keine versteinerten Pflanzen; umso reichlicher ist die Tierwelt vertreten.

Und nun treten wir endlich heraus auf die Terrasse des Schlosses und überschauen mit Staunen das weite Panorama, das sich vor uns ausbreitet. Wo sich jetzt das Silberband des Maines zwischen blumigen Auen dahinzieht, begleitet von einer Kette schmucker Dörfer und Städtchen, Hänge mit schattigen Laubwäldern und fruchtreichen Obstbäumen, da wogte ehedem das Jurameer. In seinen brandenden Wassern bargen sich die riesenhaften und phantastischen Ungeheuer, die wir vorher sahen, an seinen Ufern kämpften die gepanzerten Rieseneidechsen ihren Daseinskampf aus, während dort drüben auf den Höhen zu unserer Rechten die ersten menschlichen Siedelungen begannen. Eine ruhige blühende Landschaft tut sich jetzt an Stelle dieses vorweltlichen Meeres vor uns auf.



[1] Die Sammlung wurde von dem Pfarrer Augustin Geyer und dem herzoglichen Rat Dr. Theodori angefangen.



Ins württembergische Franken

im Herbst 1917

Von Dr. Armin Knab, Rothenburg o. T.



Darf man heuer reisen? Die Frage verliert ihr Recht, wenn die Seele nach abspannender Arbeit gebieterisch neue Eindrücke, Betätigung brach gelegener Kräfte, Vorrat für die Erinnerungskammern auf den öden Winter verlangt. Das württembergische Franken von Hall bis Heilbronn ist das vorsichtig gewählte Ziel[1]). Der Herbst hat Kaskaden von Obst über die Baumkronen ausgeschüttet, die reiche Erfüllung des überseligen Frühlings 1917. Beim Gailnauer Bahnhof taucht Rothenburg noch einmal auf, wie eine ferne Klippe über grünem Meer in der Abendsonne leuchtend. Dombühl weckt wie immer die Erinnerung an das stärkste Kriegserlebnis bisher: die Mobilmachung. Unabläßig rollten die Züge in gemessener Fahrt über die flimmernde Ebene, Krieger aller deutschen Stänime kamen vorbei, standen steil neben den Kanonen oder lagerten müßig in den Pferdewagen, alle Stimmungen vom lauten Jubel bis zur gelassenen Ruhe brachten sie mit. Eifersüchtig mühten sich die Frauen um die Versorgung der Truppen, schleppten Kübel, teilten Berge von Nahrungsmitteln aus, Tag und Nacht ohne Rast. Die Erinnerung ist stärker wie das Gegenwartsbild. Wo sind die Braven alle?

Ein ödes Schweigen liegt heute über dem Gelände. Der Eilzug führt uns nach Crailsheim. Die hohenlohische Ebene wirkt reizlos auf das bunte Taubertal. In Crailsheim steigen wir in das gemütliche Württemberger Personenzügle. Das Vierklassenwahlrecht lösen wir im demokratischen Sinn. Die Wagen 3. und 4. Klasse sind völlig gleich, nur der Preis erzeugt den Rangunterschied. Ein herrliches Beispiel für unseren Hang zur Kastenbildung.

Die schmucke Schaffnerin in Hosen, ein ungewohnter Anblick, löst ferne Theatererinnerungen aus: Fidelio, Cherubim, bei den Feldgrauen vergnügtes Schmunzeln. Zwei Soldaten, die von der Front kamen, erzählen sich von Hand-

---

[1]) Einen Ausflug nach Langenburg und Kirchberg habe ich im Frankenland 1914, S. 476 geschildert. Gleichfalls im Frankenland, 1916, S. 221–239, hat Dr. Gmelin auf Grund geschichtlicher Forschungen eine reiche Schilderung von Schwäbisch-Hall gegeben.

granaten-Überfällen, Sturmangriffen und Fliegergefahren. Nach einer Pause fragt der eine: „Was haltet denn ihr vom Krieg?" „Vom Krieg?" kam es gedehnt und erstaunt zurück, „da denken wir schon lange nimmer dran!" Das gab eine solide moralische Basis für meine Reisestimmung.

Der Obstsegen dauert an. Der Abend setzt seine Silberstufen in den West-himmel. In Hessental wird umgestiegen. Die Spannung auf Hall wächst. Plötzlich taucht unten in der dämmerigen Talmulde eine Burg mit Domtürmen auf und verschwindet wieder; denn die Bahn rollt auf weitem Umweg zum Kochertal hinab. Endlich rasseln wir über eine Flußbrücke, das Tal tut sich auf mit tannenstarrenden Felswänden, unten der schießende Fluß und jetzt nah vor uns eine Gralsburg, türmereich, bewehrt, trotzig starrend: die Komburg. Schon nähern wir uns Hall, das seltsam den Abhang hinuntergeschüttet daliegt.

Noch schimmerten die Dächer warm rötlich in der Dämmerung, als wir vom Bahnhof herunterstiegen. Gewirr nimmt uns auf: uralte gedeckte Holzstege, grüne Inseln, eine steinerne Brücke. Da türmt sich vor uns die wunderliche Stadt auf, nie gesehen, fast bizarr. Die Häuser, sich übereinander reckend, wenden alle dem Fluß ihre Giebelseiten zu, die wie weiße Stirnen in einem dunklen Theater leuchten.

In schmaler Gasse windet sich der Weg zur Höhe, überall Treppen in Mauer-spalten, plötzlich über einer wahren Treppenkaskade zwischen reicher Barockarchitektur ein Blick auf das Portal und den dicken Turm der Michaelskirche. Wir klettern hinauf und stehen auf dem Marktplatz. Das Ungetüm der Kirche ragt verblüffend über der haushohen Freitreppe, unten schließt das zierliche Barockrathaus, flankiert von giebelgallonierten Seitenhäusern, den Platz ab, rechts und links streben stattliche Bürgerhäuser zur Kirche empor, in dunklen Höhlungen verlieren sich Gassen seitwärts und abwärts. Der gelbe Abend spiegelt sich im Becken des Fischbrunnens mit seinen wasserspeienden Ungetümen.

In altmodisch wohnlichen Zimmern in der Höhe der Kirchenterrasse finden wir die gewünschte Unterkunft mit dem Blick auf den Platz. Bald sind nur mehr die Silhouetten erkennbar; über der durchbrochenen Turmkrone des Rathauses klimmt das rötliche Horn des Mondes im eiligen Wolkenzug. Es ist schwül. Eine seltsam bleierne Glocke, wie durch Uralter klanglos gewordeu, reißt alle Viertelstunden aus dem Halbschlaf. Nach Mitternacht entlädt sich ein Gewiter. Ich stehe am Fenster und sehe mit Schauer den fremden Platz fantastisch aufleuchten, mir seinen tiefsten Sinn enthüllend.

Ein strahlender Morgen zeigt alles im freudlicheren klaren Lichte. Aber schön, ja wundervoll bleibt der Platz; ein Städtebild, das die Erinnerung an kein anderes aufkommen läßt. Der erste Gang führt zur Michaelskirche. Sie ist verschlossen. Wie schade, daß nicht alle religiösen und künstlerischen Erbauungs-stätten ständig offen stehen! Dem Volke sollte jederzeit eine stille Insel bereit sein, wo sich der Gedanke durch die Würde des Raumes leichter sammelt und die Gewalt der Wünsche unabgelenkt stärkere Erfüllungskraft birgt. Auch für

den Kunstfreund bleibt der rasselnde Schlüssel, die aufgedrungene Erklärung immer peinlich.

Wir lassen uns aufschließen und betreten eine gotische Hallenkirche, die ihre bezeichnende Wirkung dadurch erhält, daß der große Chor bedeutend höher liegt und hinauf reicht wie das Schiff; er folgt damit dem Berg. Der zunächst befremdete Eindruck löst sich, menn man die Raumgestaltung als symbolisch Versinnlichung



Schwäbisch Hall. Michaelskirche.

einer überragenden, vom irdischen Standpunkt nicht ganz zu überschauenden Geisteswelt auffaßı. Kuppelbauten wirken ähnlich. Der vornehmste Schmuck der Kirche ist der große altdeutsche Flügelaltar mit dem Kruzifix darüber. Wenn man das lebhafte Braun der neuen hölzernen Zweckeinbauten ausschaltet, entsteht aus dem lichten Ton der Säulen, der gedämpften Farbigkeit der Altarbilder und der feierlichen Formsprache des Kreuzes im fließenden Lichte des Chors ein bezaubender Einklang.

Viele Grabdenkmäler bis zur Empirezeit herab schmücken den Chor. Das glänzende Bildnis einer Vonhöferin, in Ausdruck und Gewandung der Goethezeit, berührt auch menschlich stärker, eine bombastische Jugendarbeit Danneckers läßt kalt, als Kurosium ist ein schöngefaßter Mammutzahn und die künstliche Pergamentschrift eines armlosen Fußschreibers zu sehen.

Von der Kirchentreppe aus, die zu einer Prüfung auf Schwindelfreiheit herausfordert, zieht das Rathaus den Blick auf sich. Welch stolzes Gefühl muß es für einen Erbauer gewesen sein, von der Wucht der Kirche unbeklommen, ein ganz selbständiges reizvolles Kleinod schaffen zu können, das doch wieder in einer geheimnisvollen Harmonie mit dem Koloß steht!

Das Innere enttäuscht etwas. Man dächte sich alles zierlicher und weniger bunt. Wie hätte aber schließlich schloßhafte Leichtigkeit zu der handfesten Bürgerlichkeit gepaßt, die sich hier versammelte und noch versammelt?

Die enge, obere Herrengasse, der wir uns mit Entdeckerlust zuwenden, ist reich an stolzen Bürgerhäusern mit düsteren Eingangshallen, vorspringenden Stockwerken und dem mächtigen Giebeldach. Weiter hinaus sonnen sich üppige ummauerte Berggärten zwischen den Gebäuden. Einige prachtvolle Steinportale von reichster edelster Schmuckkunst entzücken das Auge. Was liegt in diesen Bürgerheimen Freude an Besitz, Familiensinn Behaglichkeit und berechtigter Stolz! Hier müssen tüchtige, ehrenhafte und doch nicht engherzige Geschlechter groß geworden sein.

Bis Unterlimpurg lockt uns der Weg hinaus. Da tritt ein reizendes Dorfkirchlein an die Straße heran. Romanische Schmuckleisten, hübsche Grabplatten, gemütlicher Turm; auf den Fenstersimsen hockt steinernes Getier. Das nette Äußere und der Hinweis auf den Meßner wecken auch für das Innere Interesse. Wir lassen wieder aufschließen, es lohnt aber nicht. Die Gesamtwirkung ist durch die rohen Einbauten entstellt, ein entsetzlicher eisener Ofen mit Schlangenrohr steht breitspurig im Chor. Vergeblich sucht der Meßner für eine gipserne Medaille Interesse zu wecken. Nur der naive Schnitzaltar mit seiner synchronen Darstellung ist ansprechend.

Nach den mannigfaltigen Architektureindrücken tut es wohl zur Kocherpromenade hinabzusteigen. Vom Steg aus zeigt sich das eindrucksame Bild der Komburg. Durchs Grüne schlenderten wir zum Bad zurück. Der Solquelle verdankt Hall Dasein und Namen. An dieser beschwerlichen Talstelle hätte sich sonst nie eine Stadt angesiedelt, die mühsam den Berg hinauf klettern mußte und am Fuß von Überschwemmungen bedroht war. Das neue Bad stammt aus den schlimmen achtziger Jahren. Das einfache alte ist anheimelnder. Zusammen mit den Anlagen geben aber die Gebäude einen netten Rahmen für den Betrieb eines kleinen harmlosen Bades.

Über den Haalplatz weg wandern wir auf dem rechten Kocherufer, wo sich kastenförmige Gerichtsgebäude und die unvermeidliche Gasfabrik angesiedelt haben, zur Saline. Die „Sieder" mit ihren Sprüchen und Bräuchen spielten von altersher in Hall eine große Rolle. Unter den Pfannen leuchtet noch Glut hervor, doch

der mächtige Gradierbau ist trocken. Durch das malerische Badtörlein kommen wir in die lange Heilbronnerstraße. Sie ist reich an reizvollen Straßenbildern. Besonders der romantische verputzte Josenturm und die benachbarten Fachgiebel geben zusammen eine malerische Gruppe. Ein echtes und unechtes Renaissancehaus fordern znm Vergleich heraus, der zu Gunsten der guten alten Zeit ausfällt. Wo ist dieses Stilgefühl, das im kleinsten Nest mit instinkthafter Sicherheit organisch waltete, hingekommen? Warum müssen wir uns erst durch Nachdenken und Studien der Regeln bewußt werden, die durch Jahrhunderte wie eine selbstverständliche Gabe gehandhabt wurden?

Auch die Gassen des jenseitigen Kocherufers durchsuchen wir nach interessanten Bildern. Der stärste Eindruck bleibt der Blick vom Ufer auf die vielgiebelige Stadt.

Nach kriegsgemäßem, aber sehr lobenswertem Mahl gehts zur Komburg. Unverstellt lagert das altertümliche Steinbach mit seinen Torturmmäulern zu ihren Füßen. Ein Fußweglein windet sich hinan, Heilige in pathetischen Haltungen stehen verzückt in der sommerlichen Luft. Unter Wimpeln leuchtet ein freundliches Landhaus, dann stehen wir vor dem reichen Portal zur Komburg. Ein uraltes Tor mit italienisch anmutenden Seitentürmchen und einer romanischen Loggia wird steil durchschritten. Es ist der einzige Zugang zu dem befestigten Bergkloster, das jetzt von Soldaten bevölkert wird. Aus einem Fenster klingen die ritterlichen Töne einer Polonaise von Chopin. Wir umwandeln den Wehrgang, der mit 6 Türmen flankiert das Oval umzieht. Er ist sehr gut erhalten und bequemer wie der Rothenburger. Wir freuen uns der reizenden Talbilder und bekommen einen guten Einblick in die großartige Gesamtanlage.

Das Münster ist innen in reich stukkiertem Barock gehalten, nur die 3 Türme sind noch romanisch. Sie lassen in ihrer ernsten Kraft den Abbruch der alten Kirche bedauern, sie muß viel ehrwürdiger gewesen sein wie die neue, bei der man das Gefühl einer glänzenden Seichtigkeit nicht ganz los wird. Die vergoldete Kupferplatte mit Apostelfiguren und herrlichem Emailleschmuck am Altar zeugt ebenfalls für die überragende Ausdrucksgewalt des romanischen Stils, der unmittelbar aus der Antike hervorwuchs. Der riesenhafte Kronleuchter aus der gleichen Zeit schien mir durch seine gesuchte Symbolik — er stellt das himmlische Jerusalem dar — etwas beeinträchtigt.

Aus der heiteren Barockwelt wird man ins Mittelalter zurückversetzt beim Besuch der eng-düsteren Schenken- und Josephskapelle. Zwei prunklose Grabfiguren fesselten mich: ein junger Ritter mit hervorquellenden Locken und einem wehmütig persönlichen Gesicht, etwas mörickehaft, und eine kapriziöse jugendliche Frau mit bizarrer Haube. Aus diesen Steinen spricht Menschentum, nicht Geschichte. Erst später erfuhr ich den Namen der Frau: Susanna von Thierstein und wußte nun, daß ich die Urbilder des Heinz von Brauneck und der Gisela von Thorstein in Agnes Günthers Roman „die Heilige und ihr Narr" gesehen hatte. Ohne es zu wissen hatte ich auf den Spuren der Dichterin geweilt. Ein eleganter Ritter, Riemenschneider zugeschrieben, ist wieder ganz ein Kind seiner Zeit. Eine sechseckige romanische Kapelle und die Reste des Kreuzganges erinnern an die früheste

Bauperiode der Komburg. Dann sind noch große und kleine Klostergebäude da, die sich mit dem Mittelpunkt des Ganzen, der Kirche, zum reichen Komplex einer geordneten Lebensgemeinschaft runden.

Zurück nach Hall. Musik lockte uns auf die Badinsel. Eine freundlich bescheidene Welt promenierte, die Mütter strickten, Schillerkrägen leuchteten auf, ein paar Uniformen mischten ihr ernstes Grau unter die Sommerkleider, verjährte Tonstücke, aus denen Wagners Pilgerchor noch wie ein Koloß aufragte, sorgten für die melodramatische Untermalung des harmlosen Geplauders. Romantische Abendstimmung flatterte von den Wipfeln, im Menschlichen konnte man sich von den Natur- und Kunsteindrücken des Tages entspannen.

Am anderen Morgen weckte mich frühzeitig Geräusch rollender Wagen. Mein Marktplatz bot heute ein neues Bild: leichte Stände sind aufgeschlagen, Wägelchen angerollt mit bunten Früchten, Gemüsen beladen. Die Käuferinnen bewegten sich wie Puppen zwischen den Reihen. Krippenhaft zierlich sah alles aus. Wie schön war mein Marktplatz in seinem Werktagsgesicht. Über das Rathaus weg grüßten die grünen Höhen, Tauben flatterten in der klaren Morgenluft, das Leben regte sich frisch und mutig, ein neuer unverbrauchter Tag entfaltete seine reinen Schwingen. Da litt es mich nicht länger oben. Ich mußte mich unter die Leute mischen, vergnügt in alle Gesichter sehen, auf die wechselnden Reden der Käufer und Verkäufer lauschen. Bei einer humorvollen alten Frau erstand ich mir Äpfel, die sie mir rechts und links in die Taschen stopfte. „Hüben und drüben", meinte sie, „da werden Sie nicht schiech". Einem hübschen Mädchen gab sie eine Doppelpflaume drein mit den Scherzworten: „Sie kriegen einen Zwilling!" Sehr verwundert war ich über den ruhigen Ton, die gelassenen Bewegungen der Käufer. Wie im Frieden war der Käufer der Wählende, der Verkäufer der bescheiden Anbietende. Von der Gier des Hungers keine Spur. Württemberg ist gut versorgt.

Das Ziel unserer Morgenwanderung war die Ruine Oberlimpurg. Wir stiegen auf die Berghöhe hinter der Michaelskirche. Die Straße ist von Villen begleitet. Bald senkt sich ein Fußpfad in eine Waldesschlucht, den wir nach der Beschreibung eines Milchmädchens zu verfolgen hatten. Endlich zeigten sich Bauernhäuser, ein gemütliches Gasthaus mit einem goldenen Stern und die Chorseite eines uralten Kirchleins: ein reizendes „Dorfbild". Plötzlich merkten wir unter Gelächter, daß wir wieder in Hall-Unterlimpurg waren, wo wir gestern den eisernen Ofen besichtigt hatten. Nun erst recht wieder den Berg hinan!

Die Ruine Oberlimpurg mag den Burgen-Forscher fesseln; es ist fast nur noch Grundgemäuer vorhanden. Der Schenk Erasmus von Limpurg verkaufte sie 1541 an die Haller, die sie niederrissen. Kein ehrenvolles Ende! Ich suche mir den schönsten Blick auf die Komburg und finde ihn auf einem verwachsenen Mauervorsprung. Hier lagernd genoß ich das unvergleichlich deutsche Bild: die bewehrte Komburg mit ihren ragenden Münstertürmen, ein reicher wohlgeordneter Komplex auf der Bergkuppe, zu ihren Füßen das Dorf Steinbach mit Brücke und Tortürmen, das grüne Kochertal und die umrahmenden Höhen. Das Ganze

durch den unmerklichen Dunst des sonnigen Vormittags zusammengestimmt. Das ist nicht Romantik, enge Heimatschwärmerei. Die Würde und Schönheit dieses Bildes ist jedem empfänglichen Auge offenbar, da hier Natur und Menschenwerk zu vollkommener Einheit verschmolzen sind.

Der Abschied von Hall war nicht leicht. Farbig, ungewöhnlich, fast geheimnisvoll bleibt es in seiner Eigenart unvermischt mit anderen Stadtbildern in der Erinnerung stehen. Auch die günstigen gastlichen Verhältnisse verließen wir ungern.

Von Hall führt die Bahn in weitem Bogen nach Heilbronn. Der Rückblick auf Hall mit der Komburg und dem Einkorn darüber vereinigt noch einmal alles, was der Erinnerung teuer bleibt. Reiches Kulturland kreist vor unseren Augen. Überall das traute fränkische Dorf mit seinen roten Ziegeldächern und Fachwerkgiebeln, obstprangende Bäume, welliges Fruchtgelände, begrenzt von bewaldeten Bergzügen.

Waldenburg, ein bewehrtes Bergstädtchen mit Schloß, ganz wie sein Name sagt, glänzt verführerisch im hellen Nachmittagslicht von der Höhe. Da wäre für den Fußwanderer mancher verborgene Reiz zu heben.

Ein kurzer Besuch in Neuenstein bringt ein wuchtiges Straßenbild, das von dem mächtigen Kirchturm und dem sonderbaren Schloßturm bestimmt wird. Das Wasserschloß, ein riesiger auf Fels gegründeter Würfel, wird von Bodo Ebhard erneuert. Ohne die Baugeschichte zu kennen, kann man nicht gut urteilen. Das Neugewordene besticht durch die ernste Pracht der Renaissancegiebel, deren organische Notwendigkeit allerdings nicht ganz einleuchtet. Die alten Teile mit den an sich schönen, aber ganz unmotivierten Pavillons auf den Tortürmen und der seltsame Hauptturm lassen den Umbau nicht bedauern, es sei denn, daß man den Reiz des Verfalls, der vermodernden Herrlichkeit nicht missen möchte oder daß man Millionen einem anderen Zweck dienstbar wünschte.

In Weinsberg stürmen die Heilbronner Sonntagausflügler den Zug, den wir verließen um die Weibertreue und das Kernerhaus zu besuchen. Am Dorfeingang steht ein anheimelndes gemütliches Wirtshaus, dem wir uns anvertrauen und wo wir trotz des abgezogenen Heuschreckenschwarms reichliche Nahrung finden. Im dämmernden Abend suchen wir uns noch den Weg zur Kirchenterrasse hinauf. Kinder spielen unter der Linde, der Großvater raucht hemdärmelig seine Pfeife. Uraltes ehrwürdiges Gemäuer mit runenhaften Skulpturen; das Städtlein mit seinen freundlichen Putzhäusern unregelmäßig den Berg hinabgelagert, trägt die Stimmung des bürgerlichen 18. Jahrhunderts.

Durch ein überschmales Törlein führt uns der Weg aus dem Kirchhof zur Weibertreu. Das ist ein Bergkegel wie vom Töpfer geformt, mit laubverwachsener Ruine bekrönt, durch Sage, Geschichte und Dichtung verklärt. Ringsum wohlgepflegte Weinberge von Treppenstufen durchschnitten. Wir sparen uns den Aufstieg zur Ruine auf den Morgen auf und umwandern den Berg in halber Höhe. Weinsberg entschwindet. Eine Hügellandschaft entwickelt sich, Tafelberge, die in der motivischen Wiederholung ihrer Form den Rhythmus der Schönheit erzeugen. Fern schimmert die Ebene hinein. Das Menschengemäuer ist verschwunden,

Dämmerung löst alles in Weichheit, eine reine Abendlandschaft spricht begütigend zur Seele.

Im Städtlein lärmt es noch fröhlich aus allen Wirtschaften; der Wein macht heiter. Frauen- und Männerstimmen schwingen sich im Chor. In der Nacht toben Geister um unser Haus; der Wind wühlt im Wipfelwerk, das Wirtsschild schaukelt und kreischt, ein rollendes Gewitter blendet und erschreckt, bis endich sanftes Rauschen des Regens die Spannung löst.

Wieder ein strahlender frischer Morgen! Ein straffer Wind weht, es ist sehr hell und kühl. Unsere dritte Burg soll heute gestürmt werden. Staffeln führen durch die Weinberge hinauf zum krönenden Gemäuer. Eine Bank vor dem Eingang, auf die warm die Sonne prallt, lädt zum Ausblick auf Weinsberg und die Waldesberge dahinter. Die Burgreste, die wir nun betreten, sind auf Betreiben Justinus Kerners sorgfältig vor Verfall bewahrt und auf das Hübscheste ausgenützt. Eine kleine Kapelle ist da, in der ein steinerner Ritter wacht. Von einer gesicherten Mauerwand aus betrachte ich, dem Sturm preisgegeben, meine gestrige Abendlandschaft. Heute strahlt sie in kühlen Farben. Wir entdecken einen Turmstumpf, dessen Innenwände mit den Namen der berühmten Gäste des Kernerhauses geschmückt sind. Justinus und sein Sohn Theobald ließen sie einmeißeln zu dauernderem Gedächtnis, als Papier es bewahren könnte. Da lesen wir in diesem Ehrentempel zwanglos auf die Gemäuer verteilt die Namen Uhland, Lenau, Möricke, Brentano, Arnim, Görres, Geibel, Schwab und viele andere mit der Jahreszahl ihres Besuches; die Romantiker der ersten Jahrhunderthälfte haben sich im gastfreien Kernerhause ein Stelldichein gegeben. Zwei Große vermißt man: den Lyriker Eichendorff und den Erzähler E. T. A. Hoffmann, deren selbstgeschaffene romantische Welten wirklicher sind als die genauesten Wirklichkeitsschilderungen. Äolsharfen sind in den Turm eingebaut, die von dem Wind, der hier nie ganz ruht, zu geheimnisvollen Tönen bewegt wurden. Jetzt sind die Seiten zerrissen und verstummt. Unten im Turm ist das wohlerhaltene Verließ. Es hat die Innenform einer riesigen Granate. Durch ein Gitter an der Spitze fällt spärliches Licht.

Eine Mauerwand trägt die Namen von Fürstlichkeiten, die die Burg besuchten. Ein Prinz von Siam ist darunter. Was mag er sich wohl gedacht haben? Von einem höheren Turme aus, der mit einer bequemen Treppe versehen ist, hatte man früher, als ihm die Bäume noch nicht über den Kopf gewachsen waren, einen schönen Rundblick. Die Gegend kann aber von vielen anderen Stellen aus ebensogut genossen werden. Zahlreiche Bänke laden zur Rast und Aussicht. Busch und Baum sind anlagenmäßig geordnet. So ist das Ganze kein verödeter Burgrest mehr, sondern etwas ganz anderes freundlich Romantisches geworden; das Ritterhafte klingt nur mehr spielerisch an; ein Platz zum Nachdenken oder besser zum Träumen, vielleicht auch zum Dichten, wenn man reich genug aus der Welt gekommen ist.

Schaut man auf Weinsberg nieder, denkt man sich die überaus häßliche Schule, das Gaswerk und die Bahn fort, so bleibt das alte Bild übrig, wie es Kerner gesehen haben mag. Eine Wurzel der Romantik wurde mir hier klar. Es war die Einsamkeit, das Leben im Engen, fern von den großen Kulturzentren. In

Berlin, Wien, Paris hätte diese Romantik nicht entstehen können. Ein reich begabter Geist, an diese idyllische Stätte gebannt, konnte aus der Wirklichkeit unmöglich genügenden Stoff für sein Geistesleben ziehen. So sehnte er sich in vergangene Zeiten zurück, träumte sich in übersinnliche Reiche hinein. Und doch hat diese scheinbar so einseitige Bewegung ein ungeheueres Verdienst. Die Romantiker besannen sich zuerst wieder nachdrücklich auf die deutsche Vergangenheit, in ihren Träumen wurzelten die Taten späterer Zeiten.

Ungern reißt man sich von dem einzigen Plätzchen los, wo so gute Geister geweilt haben. Die Vorstimmung für den Besuch des Kernerhauses ist geschaffen. Ich muß gestehen, es war kein tiefer Drang, keine heftige Erwartung, die mich nach Weinsberg leitete. Kerner gehört nicht zu den Heiligen eines modernen Menschen. Ein paar Volkslieder kommen einem in den Sinn: „Der Wanderer und die Sägemühle", „Stirb Lieb und Licht", dann das fröhliche: „Wohlauf noch getrunken", durch Musik und Erinnerung verklärt, endlich ein Buchtitel: „Die Seherin von Prevorst". Man denkt an Magnetismus, Schlafwandel, Geistersehen. Also kein Weimarer Goethehaus, kein Beethovenhaus, wo man mit Ehrfurcht und überschwer an Erinnerungen eintritt.

Und doch war das Kernerhaus eine Überraschung: dieser Mensch war mehr wie Dichter, Arzt und Forscher, er war ein Lebenskünstler und das Beste, was er schuf, war wohl sein Leben selbst. Ein Mann, dem solche Freunde zuströmten, der sie zu fesseln, ihnen eine gastliche Stätte zu bereiten verstand, muß einen großen persönlichen Zauber besessen haben. Der Zuschnitt ist vornehm. Erlesene Kunstwerke sind gesammelt, alte Glasmalereien, eine gotische Madonnenfigur, eine prachtvolle Kirchentüre, nur schöne einzelne Stücke, die das Leben zugetragen haben mag. Viele Gemälde, ein Terborch, eiu paar gute französische Arbeiten. Das Bild der schönen noch lebenden Gattin Theobalds, das Frauenideal der Kaulbach-Pilotyzeit, kehrt immer wieder. Eine Fülle von zum Teil kostbaren, oft seltsamen, nie geschmacklosen Geschenken der zahlreichen freigebig bewirteten Gäste des Hauses. Der Niederschlag eines reichen Lebens hat sich in diesen Räumen angesammelt.

Die Ölbilder Reichenbachs und Meßmers, der beiden großen Vorläufer des Forschers Kerner sind zu erwähnen. Meßmers Siegelring und Dokterdiplom liegen unter Glas. Ein seltsamer Apparat, der nach den Angaben der Seherin hergestellt ist und einem primitiven Elektrisierapparat entspricht, weist auf die Versuche mit dieser Somnambulen hin. Wie in der Literatur eine neu unklassische Richtung gepflegt wurde, so bemächtigte sich auch die Forschung in diesem Kreise einer dem Geiste Goethes fern liegenden Materie: des Magnetismus. Das Verdienst Kerners auf diesem Gebiete wird einst hell leuchten, wenn die Wissenschaft für diese dunklen Regionen sichere Forschungsmethoden gefunden haben wird.

Original-Handschriften liegen auf. Wie harmlos klingen diese Briefe, gemessen an dem Ästheten-Stil unserer Zeit; von Weib und Kind, Besuchen, Reisen und alltäglichen Dingen handeln sie.

Im Garten des Kernerhauses steht der Geisterturm, ein altes Befestigungsstück, in dem einst Helfenstein, der letzte Ritter der Weibertreu, gefangen lag, bevor

er durch die Spießgasse der Bauern lief. Kerner hat den Turm seinem Besitztum einverleibt und ähnlich wie die Burg umgewandelt. Die Seherin von Prevorst lebte hier jahrelang, Lenau hat seinen Faust hier gedichtet, mancher Gast mußte im Geisterturm schlafen, wenn das Haus von Gästen übervoll war. Das Mauerwerk trägt nur den einen Namen: Richard Wagner 1877.

Man ist vielfach geneigt die romantische Bewegung zu unterschätzen, weil sie keine absolute dichterische Erfüllung gefunden hat wie die klassische in Goethe. Der Name am Geisterturm kündet den Riesen, der die Erfüllung der Romantik brachte. Was die Sprache nur stammeln konnte, unbestimmtes Ahnen, Sehnsucht und das ungeheuere Reich der Gefühle hat Wagner im unendlichen Medium der Musik zum stärksten Leben gebracht. Fast nichts weist bei ihm auf Goethe hin, sehr viel auf die deutschen Romantiker. Auf stofflichem Gebiet waren seine Vorläufer E. T. A. Hoffmann (Meister Martin – Meistersinger, Kampf der Sänger – Thannhäuser), Heine (Fliegender Holländer), der Liebestodgedanke im Tristan, ja die ganzen Nachtgespräche im zweiten Akt sind bei Novalis vorgebildet, die germanische und französische Sagenwelt, der Wagner seine Stoffe entnahm, war durch Uhlands Vorlesungen und Aufsätze mit erschlossen worden, selbst der Somnambulismus fand bei ihm seine künstlerische Ausdeutung. Senta, Elsa, Kündry sind hellsehende Schlafwandlerinnen, deren Seelenleben im Reiche des Traumes verankert ist. Wohl mußte Wagner, seinem theatralischen Naturell entsprechend, seine Figuren ins grelle Rampenlicht rücken, mußte ihnen die weitausholende Geste der Bühne aufzwingen, aber er hat ihnen durch den Odem seiner Musik ein so heftiges Leben eingehaucht, daß die Schöpfungen der Romantiker an Weite der Wirkung dagegen zurückstehen mußten. Der große Verwerter hat es nicht nur in der Musik verstanden, seine Vorläufer und Vorempfinder zu verdunkeln.

Diese Gedanken brachte dos Kernerhaus in Fluß. Ein Stück deutscher Geistes- und Kunstgeschichte erleuchtete sich mir blitzschnell.

Am runden Stammtisch des Gasthauses, wo wir unser Mittagsmahl einnahmen, hat Theobald Kerner noch vor 10 Jahren gesessen. So ragt die Vergangenheit in die Gegenwart.

Der Nachmittag führte uns nach Heilbronn. Schon beim Näherkommen merkte man die größere Stadt, aus locker in Gärten stehenden Villen, im Dunst verschwimmenden Schlöten, Kirchtürmen, im Zusteigen städtischer Bevölkerung. Die Bahnhofstraße ist unbezeichnend wie in den meisten Großstädten, aber zum Glück mit einer schönen Allee geschmückt. Pflanzt Bäume, solange ihr nicht besser bauen könnt! Ohne Ortskenntnis und Plan schlug ich vor, zunächst der Trambahn zu folgen. Wir überschritten den Neckar. Die Uferbilder sind mäßig, zu sehr von den unharmonischen Produkten allzu schnellen Wachstums entstellt. Dann flotte Läden, lebhafter Menschenverkehr, die übliche Großstadtstraße wie anderswo auch. Erst beim Rathaus schaut man auf. Auch die Kilianskirche muß noch vorgenommen werden. Zunächst weiter, um einen Überblick zu bekommen. Bald bezeichnet eine breite Ringstraße den Abschluß der inneren Stadt. Weiter hinaus kann Heilbronn nicht mehr kommen, wenn es nicht schon hinter uns liegt. Wäre

dies alles? Das Friedensdenkmal — möge es sich bald an der Front nützlich machen! — scheint der würdige Abschluß des vorläufig wenig günstigen Eindrucks.

Versuchen wir es mit den Seitenstraßen! Da sieht es schon besser aus. Es wird enger, stiller, gediegener. Die Häuser wollen sich nicht mehr marktschreierisch gegenseitig überbieten, sondern nur zu einem ordentlichen vernünftigen Straßenbild zusammenwirken. Das Landgerichtsgebäude, ein ehemaliger Deutschherrnbesitz, zeigt Würde und Haltung. Der Hof mit dem Blick auf die Kirche und das sogenannte deutsche Haus bietet ein bedeutenderes, wenn auch etwas lebloses Bild.

Und nun nähern wir uns der Kilianskirche von der Rückseite. Gotische Kirchen müssen aus engen Gassen genossen werden. Der Turm setzt prachtvoll an, ein gewachsener organischer Schaft, wie ein ungeheurer Baum aus der Erde schießend, in ihr wuchtend, alle Teile dem Willen zur Höhe dienend. Herrlich! Die Fortsetzung aus der Renaissancezeit ist weniger glücklich. Bewundernswert ist einzig der Mut, im eigenen Stil weiter zu bauen. Die Vertikale wird durch aufgeschichtete Horizontalringe abgelöst. Die Fernwirkung mag noch angehen. In der Nähe wirkt der Ansatz schreinermäßig, verzwickt; man denkt an die Architekturfantasien von Altdorfer. Die würdigen Bauglieder der Antike sind hier zu dem falschen Zweck verwendet eine der Gotik gleichkommende Gesamtwirkung zu erzielen[1]). An der Kirche selbst scheint manches neu, sie ist bedeutend und reich angelegt wie es einem größeren Gemeinwesen entspricht. Ihr Name erinnert mich sehr an Würzburg. Vom Rathausaltan hat man den schönsten Blick auf ihre Gesamtanlage.

Ganz anders stimmt jetzt der Blick auf den Markt-Platz. Hier zuckt das Herz der Stadt. Hier ist Heilbronn. Im Innern des Rathauses gefällt die behagliche Weite bei geringer Höhe: das ist beste bürgerliche Baukunst. Die Hauptwirkung geht trotz weitgehender Modernisierung doch von der Raumgestaltung und dem prachtvollen alten Decken- und Balkenwerk mit seiner gedämpften feinstimmigen Zierbemalung aus. Geschäftiges Leben treibt sich auf den allzu glatten Fliesen umher. Wartendes, bittendes und bringendes Volk. Hier ist im Krieg die Zentrale der Voksgemeinschaft für die leiblichen Bedürfnisse.

Und nun die engen Gassen auf der Rathausseite! Gleich ein herrlicher Rokokobau, das Archiv, mit reliefhaft flachen Architekturgliedern, dann gemütliche alte Gassen, von immerhin ansehnlicher Weite und Länge, von lebhaftem Leben und Treiben erfüllt. Hier ist das alte Heilbronn. All die Einbauten und Neubauten, der schreiende Einschlag neuzeitlichen Geschäftsgeistes kann den Charakter nicht verwischen, man freut sich eher, daß alles lebendig geblieben, nicht der Totenstarre verfallen ist.

An der Apotheke vorbei nach links in die Sülmerstraße einbiegend hat man ein besonders schönes malerisches Straßenbild beim Rückblick: Ein würdiges, ruhiges, älteres Profangebäude, dann lustig vordringendes Wipfelgrün, mit dem versteckten

[1]) Den Heilbronnern, die ihren Kiliansturm wohl sehr lieben, zum Troste sei bemerkt, daß der Turm auch schon viel günstigere Beurteilungen erfahren hat, so von Dehio. D. Herausg.

Brunnen darunter, danach ein mächtiger Kirchturm und endlich die unruhige zappelige Straßenzeile, die ganze Straße mit buntem Werktagsleben erfüllt. Das ist ein unvergeßliches Bildchen. Oder war es die unerwartete Begegnung mit einem lieben Jugendfreunde an diesem Platze, die mir in der Erinnerung jene Stelle verklärt? Es stört nicht, daß auf dem Kirchturm sich eine Schar weißer Telephonglöckchen niedergelassen hat wie ein Taubenschwarm. Die Franziskanerkirche selbst ist von den Franzosen im Jahre 1688 verbrannt worden und niemand hat sie mehr aufgebaut. Eine Kriegsnarbe!

In ähnlicher Weise wie dieser Kirchturm dient auch der stattliche Götzenturm am Neckar dem großstädtischen Verkehr. Von ihm aus kann man die enge Fischergasse besuchen, die reizende malerische Straßenbilder bietet.

Nach kurzer Rast in einem abgelegenen Gasthaus suchen wir noch einmal zum Abschied den Marktplatz auf. Da quirlt jetzt buntes Leben. Die Stadtmusik spielt. Klarinetten und Flöten wirbeln im drängenden Allegro der „Felsenmühle", kaum zu vernehmen im aufgeregten Schwätzen und Treiben der unruhigen Menge. Die Heilbronner Käthchen promenieren im engen Kreis um die Musik und ihre Standgäste. Schon fällt die Abendsonne wärmer auf die Kirchtürme, die Blumenzier der Rathausaltane leuchtet heftiger, es ist eine Stunde gesteigerten Lebens.

Wir aber kehren gerne wieder in unser stilles Weinsberg, in unsere gemütliche Traube zurück, wo uns bereits ein heißer Kaffee mit Kuchen erwartet. Wie schläft sich's ruhig beim Rauschen der Wipfel des Kernerparks.

Am anderen Morgen an Heilbronn vorbei nach Jagstfeld. Von der Eisenbahnbrücke aus zeigt sich das gotische Getürm der beiden Wimpfen übereinander. Durch eine reizende Weidenallee nach Wimpfen im Tal. Erst eine einfache Dorfstraße, dann aber eine herrliche gotische Kirche mit reichem Figurenwerk. Die Turmseite ist schlicht erneuert, nur das eisenbeschlagene Tor scheint uralt. An der Stirnseite der Kirche ist ein prächtiger mit Linden und Kastanien bewachsener Platz; da steht das gemütliche Wirtshaus zur Linde mit einem sehr schönen Rokokoportal, ein Muster guter, bürgerlicher Baukunst, daneben ein Empirehaus mit abgeschrägten Ecken, ebenfalls ein originelles und wohnliches Gebäude. Im Schatten der alten Bäume rauscht ein Brunnen. Ein Platz von entzückendem Stimmungsreiz.

Der Weg nach Wimpfen am Berg lenkt den Blick auf die großen Salzsiedereien, die sich wie eine Schar rußiger Knechte an die dunkel bewaldete Berglehne drängen, kein schönes Bild in dieser Umgebung der Städtebaukunst, aber doch noch erträglich durch die nüchterne Zweckmäßigkeit, der jede ästhetische Anmaßung fehlt.

Hinauf zur türmerreichen Bergstadt. Das Neckartal tut sich weit auf: Burgen und Fabriken siedeln im Gelände. Ein klotziger Eckturm wuchtet über Steinterrassen. Wir suchen uns den Eingang zur Stadt. Das Tor zeigt sich, schmucklos, alt, verwittert. Im Innern ein rechtes Bergnest, die Häuser unregelmäßig, dem Gelände folgend, bald allein hoch tronend, bald in Gruppen gedrängt, Gassen steigen steil zur Höhe, das riesige Hohenstaufentor läßt auf dichtgedrängtes verfallenes Häuserwerk durchblicken. Dies schien mir das Bezeichnende dieses Städtchens in der

kurzen Stunde meines Aufenthaltes: verfallen malerisch (im Sinne Spitzwegs), verwittert, abbröckelnder Putz, verlassen, entlegen, vergessen. Wimpfen ist eine hessische Enklave zwischen Baden und Württemberg. Wir schrauben uns zur Stadtkirche empor. Die Reste einer bedeutenden Kreuzigungsgruppe sind noch vor dem gänzlichen Verfall unter schützendes Dach gebracht worden. Die Kirche zeigt reiche Formen. Im Innern ist sie sehr weit, ohne die nach oben drängende Spannung vieler Hallenkirchen, ohne das mystisch-geistige Element der Entrückung, das der Gotik so oft eignet. Alte Schnitzaltäre und ein prächtiges Wandbild – Auferstehung der Toten – in gefälligen Formen, die südliche Einflüsse verraten, fesseln. Die Kirche war des Mittagläutens wegen offen. Auf die Frage nach einem Gasthause stellt mir der Ansichtsverkäufer die Möglichkeit einen Rettich zu bekommen in Aussicht, aber auch dies nicht als ganz sicher.

Zurück nach Jagstfeld, an dem nun schon vertrauten Lindenplatz im Wimpfen im Tal vorbei. Gerne hätte ich mir das Münster aufschließen lassen, aber die Zeit reichte nicht. Ein Stachel der Sehnsucht blieb zurück. Vielleicht erfüllte diese Kirche die Vorstellung eines idealen Raumes, die ich in mir trug, und die von den Kirchen auf dieser Reise nur teilweise verwirklicht wurde. Wohl mag jene reine Harmonie auch im Gemüte der Baumeister gelegen haben, als sie in kühner Stunde ihr Werk zeugten, aber im langsamen Bau der Jahrhunderte wurde sie verdunkelt, durch Mißverständnis oder andere Denkart entstellt, durch fremde Zwecke gestört. Menschliches Stückwerk!

Auf der Bahnhofinsel in Jagstfeld endete eigentlich unsere Reise. Der Zug führte uns das Jagsttal entlang. Ein Rückblick auf die Bergstadt. Schön geschwungene Brücken, ein paar Schlösser fielen noch auf in dem engen aber reinen, schon kulturfernen Tal. Dann fiel langsam Regen ein und entband das müde Auge von der anstrengenden Pflicht des Schauens.

Erst als Käppele und Festung von Würzburg im gelben Abendhimmel auftauchten, ermunterten sich die Sinne wieder. Wir näherten uns dem Herzen des fränkischen Volkstammes, der den befruchtenden Kulturstrom in kräftigen Schlägen hinausgetrieben hatte bis zur Komburg, bis Hall und Heilbronn. Der Gedanke schlich sich ein: Müßten sich die besonderen Kräfte und Fähigkeiten eines Volksstammes nicht am stärksten entwickeln, wenn er auch politisch eine Einheit bildete? Die Wirklichkeit entschied anders und daran ist zum Teil auch der Charakter des Franken schuld. Er ist reich begabt, beweglichen Geistes, in allen Städten des Reichs als Künstler, Beamter, Kaufmann einflußreich tätig. Vielleicht aber erfüllt er so heutigentags seine Sendung unter den Stämmen Deutschlands besser, als durch politische Einigung. Denn was ist, ist notwendig. Im Herzen aber trägt jeder Franke, er mag weilen wo immer, die Erinnerung an ein romantisches Wunderland, das wie eine reife süße Frucht in Gottes Wundergarten gewachsen ist: an Franken.





Dem Andenken fränkischer Männer der Wissenschaft

Die Jahres-Wende 1917/18 rief drei Söhne Frankens aus dieser Zeitlichkeit, die als Männer der Wissenschaft ihrem Stamm und dem Vaterland Ehre gemacht haben.

Am 25. Dezember verstarb zu München plötzlich der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule nnd Honorarprofessor an der Universität Dr. Karl Voll im Alter von 50 Jahren. Er stammte aus einer alten unterfränkischen Familie und war zu Würzburg, wo sein Bruder, Drechslermeister Voll, noch lebt, am 18. Juli 1867 geboren. Er besuchte das Alte Gymnasium seiner Vaterstadt und die Universitäten Würzburg und München. Literarische und besonders kunstgeschichtliche Studien führten den jungen Freisinger Reallehrer dazu das Kunstreferat der „Münchener Allgemeinen Zeitung" zu übernehmen. Im Herbst 1896 verließ Voll den Schuldienst, war dann einige Jahre ausschließlich für die „Allg. Ztg." und für die „Kunst für Alle" tätig und unternahm unterdessen verschiedene Reisen. Im Jahre 1900 habilitierte er sich an der Universität München, wurde im gleichen Jahre Assistent an der Graphischen Sammlung, 1901 Konservator an der Alten Pinakothek, und wurde 1905 zum Honorarprofessor ernannt. Im Jahre 1907 gab er den Posten an der Pinakothek auf und wurde ordentlicher Professor an der Münchner Technischen Hochschule. Karl Voll hat eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Sein Hauptinteresse gehörte der Malerei der alten Niederländer, deren Geschichte er von Van Eyck bis Memling geschrieben hat. Aber auch durch seine Lehrtätigkeit hat er sich sehr verdient gemacht, und in diesem Punkt denkt der Schreiber dieser Zeilen besonders gerne an den Dahingeschiedenen. Wenn er als junger Konservator der Alten Pinakothek uns ältere und jüngere Hörer unter geistvollem Vortrag durch die Säle der berühmten Gemäldesammlung führte, wirkte sein langsamer, mit tiefster Baßstimme gesprochener Vortrag eigentümlich ansprechend und überzeugend, besonders gegenüber der phrasenhaften Flunkerei, die sich leider in der modernen kunstwissenschaftlichen Betrachtung ungebührlich breit macht. Pikante Einzelheiten prägten sich tief dem Gedächtnis ein: so wenn er zeigte, wie die Farbenzusammenstellung auf einem bekannten Werbeplakat der Münchener Sezession hergenommen war von einem Schmuckkästchen auf dem Gemälde des heiligen Mauritius von Matthias Grünewald, dem großen fränkischen Meister der Farbe. —

Der Mittelfranke Dr. Hyazinth Holland war ein Nestor der Wissenschaft: ihn hat der Tod anfangs Januar als einen Neunzigjährigen hingerafft. Holland entstammte der Stadt des Parzivaldichters Wolfram von Eschenbach, wo er am 16. August 1827 geboren wurde. Er studierte in München in den Jahren 1847 bis 1851. Nachdem er längere Zeit als Haus- und Privatlehrer tätig gewesen war, erhielt er von König Maximilian II. den Auftrag, eine „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" auszuarbeiten. Am Ascherschen Erziehungs-Institut und am K. Max-Joseph-Stift in München wirkte Holland dann lange Zeit, an diesem 30 und an jenem 50 Jahre als Lehrer. Der größte Teil seiner vielen geschichtlichen Arbeiten ist der Kulturgeschichte Bayerns gewidmet gewesen, z. B. „Geschichte der Münchener Frauenkirche", „Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal", „Entwicklung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Passionsspiel", „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern". Literarische Dokumente der Münchener Kunst sind seine biographischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten über den Grafen Pocci, Moritz von Schwind, die Maler Theodor Horschelt und Albrecht Adam. Eine große Zahl von Lebensbeschreibungen steuerte

er bei zur „Allgemeinen Deutschen Biographie", sowie zu Bettelheims „Biographischen Blättern" und „Biographischem Jahrbuch". Auch Thiemes Künstlerlexikon zählte ihn zu seinen geschätzten Mitarbeitern. In besondere Beziehungen zum bayerischen Königshause ist Hyazinth Holland getreten durch seine Tätigkeit als Lehrer der Prinzessin Therese (1862) und anderer Prinzessinnen des Königlichen und Herzoglichen Hauses. —

Geheimrat Dr. Ottmar von Angerer, der am 12. Januar in seinem Amtszimmer in der Chirurgischen Klinik des Krankenhauses links der Isar zu München einer Herzlähmung erlag, war ein Oberfranke; seine Wiege stand in dem am Fuß des Jura schöngelegenen Pfarrdorf Geisfeld bei Bamberg, wo er als Sohn des 1882 gestorbenen Oberförsters a. D. Ludwig Angerer am 16. Sept. 1850 geboren wurde. Nach Besuch des Gymnasiums zu Bamberg widmete er sich dem Studium der Medizin an der Universität Würzburg, wurde Januar 1871 als Einjährig-Freiwilliger-Mediziner dem 2. Feld-Art.-Regt. zugeteilt und nach dem Kriege Assistent der Professoren Linhart und von Bergmann in Würzburg. 1873 erwarb er sich in Würzburg den Doktor, habilitierte sich dortselbst 1879 als Privatdozent und wurde 1885 a. o. Professor nnd Vorstand der chirurgischen Poliklinik. Von 1885—1890 bekleidete er außerdem die Funktion eines Dozenten für die chirurgischen Fächer am Operationskurs für Militärärzte. 1890 wurde ihm der Lehrstuhl für Chirurgie und chirurgische Klinik an der Universität München übertragen; er trat damit die Nachfolge des berühmten Chirurgen Dr. von Nußbaum an, die er bis zu seinem Tode inne hatte. Mit dem Lehramt war zugleich die Stelle des Oberarztes der chirurgischen Abteilung der Universitäts-Kinderklinik verbunden. Seit vielen Jahren bekleidete er auch die Stelle des Oberarztes der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses l. d. J., an der er eine überaus reiche und segensvolle Tätigkeit entfaltete. Er war auch erster Leibarzt des verstorbenen Prinzregenten Luitpold, zu dessen Jagdgästen er zählte, und des Königs Ludwig, auch war er mitbehandelnder Arzt des Königs Otto bis zu dessen Tod. Sein Ruf als bedeutender Chirurg berief ihn an zahlreiche auswärtige Fürstenhöfe, so an den nassauischen, württembergischen, luxemburgischen, belgischen, spanischen und russischen Hof, die seine ärztlichen Erfolge durch hohe Ordensauszeichnungen anerkannten. Im Jahre 1911 wurde Angerer in den erblichen Adelsstand erhoben. — Der hervorragende Praktiker hat auch eine große Anzahl von medizinischen Schriften verfaßt, namentlich über die chirurgische Behandlung der Kehlkopfkrankheiten, über die Krankheiten der Lymphgefäße und Lymphdrüsen usw. Als Lehrer hat er ein weitreichendes Wirken entfaltet; durch seine Schule ist ein namhafter Teil der heute tätigen Chirurgen hindurchgegangen. Als Mensch erfreute er sich wegen seines gewinnenden, ungezwungenen, aufrichtigen und vornehmen Wesens, seiner steten Hilfsbereitschaft und Mildtätigkeit großer Beliebtheit und Wertschätzung. Seine Frau ist ihm im Dezember 1915 im Tode vorangegangen; er hinterläßt zwei Söhne, Dr. Ernst von Angerer, Assistent am physikalischen Institut der Münchener Technischen Hochschule, und Dr. med. Karl von Angerer, Dozent an der Militärärztlichen Akademie in München.

P. S.



Vermißt

Skizze von **Fritz Hirzinger**

Großmütterlein saß in seinem alten Sorgen-Stuhl am Fenster des lieben, trauten Ahnenstübchens und sah mit kummervollem Blick in die trübe, monotone Winterlandschaft vor seinem kleinen Häuschen.

Es lag gegenüber dem stillen Wald-Friedhof am Ende eines fränkischen Provinzstädtchens.

Großmütterlein bewohnte es allein mit ihrem einzigen Enkelkinde, dem Franz; jetzt freilich war auch er fort! draußen im heißen Krieg ....

Ihre hellblauen Äuglein, die sonst ein so lustiger Schimmer belebte, hatten viel hergeben müssen von ihrer Munterkeit, seit „Fränzle" sich freiwillig zur Truppe meldete.

Freilich, g'halten hätts den Buben nimmer, „Großmütterla", hat er gsagt, „schau, i hab kei Ruh mehr daheim, geh laß mi fort, i muß doch meine Schulkinder was erzählen können, was Selbst-Erlebtes, und „'s Eiserne", des bring i Dir gewiß mit; gelt Du sagst es selber, daß es ja a Schand wär, wenn i no länger warten wollt . . ." Und so gab Großmütterle ihm den Segen und ließ ihn ziehen. Wohl weinte ihr altes Herz, als er sie zum Letztenmale in kindlicher Dankbarkeit umarmte und küßte — aber das gute Gesicht mit den roten Bäckchen und dem weißen Scheitel hatte einen freundlichen Schein, daß Fränzle ordentlich erleichtert Abschied nahm. Zu was dem guten Jungen diese Stunde noch schwer machen. — Großmütterlein war kriegserprobt und wußte, der Jugend Drängen gilt kein Halten. Und doch — wie einsam war es nun . . .

Aber bis heute ging ja alles so gut! Seit Franz des Königs Rock trug, hatte ihn das Glück nicht verlassen. Er war ein unerschrockener Bursche, der im Ansehen bei seinen Kameraden stand, und trug schon nach kurzer Zeit die Gold-Tresse am Kragen. Seine Briefe zeugten alle von Zuversicht und Mut. Und wie stolz war Großmütterlein auf diese Briefe.

Da kam nun heute die grausame Botschaft: Vermißt!

„Also vermißt ist er gemeldet" sprach es zu sich selber und leise Tränen stahlen sich über seine Wangen und fielen auf die Depesche in den zittrigen Händen. Klatsch — klitsch — klatsch. —

Immer noch schaute es dabei wehmütig hinüber nach dem nahen Gottesacker, der schon manchen Braven zur ewigen Ruhe — zu friedvollem Schlaf — barmherzig aufgenommen . . .

In seinem so warmfühlenden Mutter-Herzen wühlte es alles durcheinander. Und die Erinnerung kam auf leisen Sohlen ins traute Biedermeier-Stübchen, legte sanft und zärtlich ihre Schwingen um das tapfere Greislein und wiegte es liebkosend in den Schlummer des Vergessens.

Die Nachmittags-Helle des frostigen Februar-Tages wich bald einer grauen Dämmerung und dunkler fielen die Schatten auf den hellgelben Glasschrank mit der blauen Vase, auf die geschweifte, eingelegte Kommode mit den Nippes und auf die alten Schattenbilder in vorzeitlichen Rahmen. Bald blitzten draußen einzelne Laternen auf und warfen ihren matten Schein gespenstisch über die Bogenfenster des giebeligen Häusleins.

Großmütterlein schlief und träumte . . . Das unglückselige Blatt, das es so ermattet hatte, war seinen Fingern entglitten und lag nun unter dem zierlichen Nähtischchen, als hätte es nie eine Bedeutung gehabt. — Es hatte die Hände im Schoß gefaltet und das kleine Köpfchen lag leicht an der Brust. Seine Lippen bewegten sich in Trauergesprächen.

Das Kaleidoskop der Vergangenheit schüttete vertraute Bilder in seine Seele . . .

Es sah sein Enkelkind als siebenjährigen blondgelockten frischen Buben wieder — so wie es ihn zu sich nahm — als das Schreckliche mit seinen Eltern geschah, das Franz bis heute noch nicht recht wußte: Der Doppel-Selbstmord aus Nahrungs-Sorgen . . . . Wie hatte die Gute gebangt, seine Jugend könnte umdüstert sein vom Dämon dieses Elterndramas! Wie hatte sie ihm die Mutter ersetzt — sein Herz gewonnen — seine Seele gestärkt für die Dornen des Lebens.

Und wie ward ihm so glücklich zu Sinn, wenn er des Abends beim Lampenschein zu Großmutters Füßen kniete und andächtig den wundersamen Märchen lauschte, die das alte Mütterlein so eigen zu erzählen wußte.

Dann kamen Nächte, in denen Fieber und Schüttelfrost den kleinen Franz im Gitterbett umher warfen, sein Atem brannte und der Puls flog und er selbst Großmütterlein nicht mehr kannte — ja, es kamen Stunden, in denen Alt-Mütterlein sich kaum mehr traute um das Leben ihres Lieblings zu beten.

Dann folgten entbehrungsreiche Jahre, in denen Franzels Wunsch „Lehrer zu werden" erfüllbar gemacht werden mußte. — Und doch, wie ward der Knabe zum Sonnenschein ihres Lebens. Wie fruchtbar gingen hier zwei Generationen Hand in Hand. —

Wie zärtlich hing das alternde Herz an diesem jungen Leben . . . War es nicht gestern, daß Franz vor ihr stand in weißer Kravatte und langem, schwarzem Rock und seinem Mütterle glückstrahlend die Nachricht vom bestandenen Examen brachte? Hörte es nicht eben seinen harten Schritt im kleinen „Studier-Zimmer?" Ging es nicht da drinnen auf und ab, sich präparierend für seine erste Unterrichts-Stunde als städtischer Hilfslehrer? . . .

Nein — ach das war wohl schon lange her! Und doch, hörte es nicht seine liebe Stimme? Wie — Franz sollte nicht vermißt sein? Oder war es ein Trugbild — eine Gaukelei seines Traumes? . .

Großmütterlein wurde leise geschüttelt — jemand legte seine Hand auf ihren weißen Scheitel und sagte: „Mütterle — mein Mütterle" . . . Großmütterlein riß die Augen auf — „Fränzle, Du . . . Du bist da? . . . Vermißt . . . . mein Kind . . . . Fränzle!" . . .

Längst hatte er sich in die Knie geworfen und hielt lachend und schluchzend zugleich sein „Mütterlein" in heller Wiedersehensfreude fest umfangen. Dann löste sich seine Zunge: „Großmütterle ich bins doch — Dein Franzle — bist recht erschrocken an dem Telegramm . . . Weißt, ein Irrtum . . . Leider . . . Nein, Gott hab tausendmal Dank . . . Nur wegen Dir!"

Bis jetzt hatte er sein Gesicht in kindlichem Glück in die Falten des mütterlichen Schoßes gebettet — da er nun immer noch keine Antwort bekam — fuhr er plötzlich in die Höhe.

„Großmutter . . . Mutter . . . Mütterle!" . . . Es gellte wohl durchs ganze Häuslein, so markerschütternd hatte Franz geschrien.

Den lebensmüden Kopf starr ausgerichtet, das Licht der blauen Äuglein erloschen, die Arme schlaff zu beiden Seiten des Lehnstuhls herunterhängend, den altersschwachen Körper in sich eingeschrumpft — leblos — tot — so sah jetzt Franz sein Mütterlein vor sich . . . .

Bebend an allen Gliedern warf er sich über die bleiche Lebens-Veteranin und wollte sie — nochmal — noch einmal zurückrufen . . .

Nun konnte Großmütterle freilich „das Eiserne" an seiner Brust nicht mehr sehen . . .



Ein Kenner [1]

Von **J. Finzel**, Lehrer a. D. von Staffelstein

Der Schulinspektor prüft die Kleinen,
Er fragt sie just, was sie da meinen,
Ob auch das Tier den Schöpfer lobe?
Das war nun eine harte Probe.
Da tönt vom nahen Erlenhag
Der Nachtigallen süßer Schlag.
Das treibt den Prüfenden zu fragen:

„Wer von euch Kleinen kann mir sagen,
Warum singt wohl die Nachtigall
Die süßen Melodien all?"
Jetzt äußert sich sofort ein Kleiner;
Es war der Vogelfrieder Heiner
Und sonst fürwahr gar kein Geweckter:
„Des is a Männla, Herr Inspekter!"

[1] Vgl. „St. Heinrichsblatt" 1918, Nr. 23, S. 181.



Aus den Vereinen

Historischer Verein zu Bamberg. Von dem Grundsatz geleitet: „Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen", hat der Historische Verein von Zeit zu Zeit Vereinsabende mit 2–3 Vorträgen eingeführt und bei dem ersten dieser am Freitag den 15. März 1918 wie nie zuvor einen dichtgefüllten Saal im Schützenhaus erzielt. Mittlerweile hat der unerbittliche Tod ein hochgeehrtes, verdienstvolles Vorstandsmitglied, H. H. Prälaten Dr. Hümmer, dem Verein entrissen und dessen Andenken und Ehrung galt selbstverständlich der erste Teil des Abends. Herr 1. Vorstand Kgl. Bezirksamtsassessor Köttnitz widmete tiefempfundenen Nachruf. Der folgende erste Vortrag galt der Jahrhundertfeier Bambergs als Stadt 1. Klasse im Sinne der Verfassungsurkunde usw. vom Jahre 1818. Redakteur A. Schuster führte eine Reihe von bisher ziemlich unbekannten Bildern aus dem Rathaus, der Stadt und dem wirtschaftlichen und bürgerlichen Leben des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts an und erweckte dadurch lebhaftes Interesse. – Der 2. Vortragende des Abends, Volksschullehrer Paul Finzel, sprach über den gegenwärtigen Stand der volksmundartlichen Forschung in Bamberg, und gab damit einen Ueberblick über das, was an Ergebnissen vorliegt, und welche Aufgaben noch zu lösen sind. Einleitend pries er die Mundart als Heimatgut, als Wertfaktor von ergiebigster Segensmöglichkeit, als Wiegengabe und dienstbereiten Dolmetsch zwischen Mensch und Nebenmensch. Das Hochdeutsche sei dem Kinde und dem Durchschnittsmenschen nur ein Sonntagsrock, die Mundart der gewohnte Werktagsrock. Die Schule habe die Aufgabe mitzuhelfen, daß die Volkssprache gepflegt und höheren Zwecken zugeführt werde. Nun führte der Vortragende die Zuhörer in seine Schule und zeigte an Beispielen, wie er die Ergebnisse der mundartlichen Forschung im Unterrichte verzinslich anlegt. Aus der Kinderstube kommen die Neulinge wie frisch gebackene Semmel in die Schule. Damit sie nicht so rasch aus dem Neste der Lebensharmlosigkeit fallen, findet das kindliche Spiel auch im 1. Unterrichte seine Pflege. Mit Aufsagen alter Reime, Liedchen und Verse bringt man sie zum Reden. In Pitsche, patsche Peter sind diese Verse von A. Schuster gesammelt. Zu bedauern ist, daß alte Volksbräuche immer mehr schwinden. Ein Bamberger Kind kennt nur noch Sprüche beim Pfeffern, an Drei König und beim Johannisfeuer. Diese und andere Sprüche der Umgebung sind zu entnehmen Schusters und Ziegelhöfers Büchlein: Poesie im Bamberger Land. Im Kampfe gegen die Rechtschreibfehler ist Batz: Lautlehre der Bamberger Mundart der beste Ratgeber. Hier findet man Aufschluß, inwieweit die Klangbilder der Mundart die Schreibung ungünstig beeinflussen. Batz Lautlehre ist als gediegene und gründliche Arbeit zu empfehlen. Der Vortragende bot Stichproben daraus. Ein Wörterbuch und eine Satzlehre stehen noch aus und besonders letztere wäre nötig. Aus Beispielen aus der Praxis stellte der Referent wenigstens einige charakteristische Erscheinungen der Fehler im Satzbau fest, welche in dessen Heimatkunde (1910) weiter ausgeführt sind. Er bedauerte, daß Sprachdenkmäler in reiner Bamberger Mundart nicht vorhanden sind, wenn auch stille Leute manchmal den Pegasus reiten. Damit man nicht Wörter als bekannt voraussetzt, die der Volksmund nicht kennt, kann uns am besten Dr. Peter Schneider beraten. Er schrieb: Der Wortschatz der Bamberger Mundart (1880–1910) einen trefflichen Ratgeber. Drei Teile der umfangreichen Arbeit erschienen in den letzten Vereinberichten des Historischen Vereins, ein vierter ist für 1919 angekündigt, der mit Spannung erwartet wird. Wiederum gaben Stichproben einen Einblick in die Anlage des Buches. Vom gleichen Verfasser ist eine Volks-Etymologie in Bamberger Namen und in der Bamberger Mundart, die leider zu wenig bekannt ist. Das Gebiet der Phonetik bearbeitete Schübel in seinem Versuch einer Charakteristik und Phonetik der Bamberger Mundart

von Stadtsteinnach. Eine Phonetik der Bamberger Mundart fehlt leider, wenn auch die Unterschiede nicht hervorstechend sein werden. Im heimatkundlichen Unterricht greift der Lehrer zu: Erklärung der Bamberger Straßennahmen von A. Schuster. Bamberger Familiennamen von P. Schneider. Im Bannkreis des Hauptsmoors vom gleichen Verfasser. Die Ortsnamen im Bamberger Hochstift von Ziegelhöfer und zur schon genannten Etymologie. Zerstreut findet sich noch Material in Alt-Bamberg, Rosts Bamberger Gärtnerei, im Mainboten und in der Heimatzeitschrift Franken. Zum Schluß erwähnte der Vortragende, daß im gleichen Saale im Vorjahre ein glänzender Anwalt der deutschen Sprache (Professor Engel) der Oeffentlichkeit über den Willen zur deutschen Sprache redete. Den stolzen Strom der deutschen Sprache speist auch das kleine Bächlein der Bamberger Volksmundart. Zu dessen Quelle wollen wir dringen und uns vertiefen in den Reichtum und die Schönheit unserer Bamberger Volksmundart. Dazu anzuregen sei des Berichters Absicht gewesen. Auf Wunsch trug am Ende des hochinteressanten Berichtes Herr K. Postverwalter Ziegelhöfer ein selbstverfaßtes Gedicht: „Um a Fünfela"! in Bamberger Mundart vor, das wie die beiden Vorträge beifällig aufgenommen wurde.

Historischer Verein Alt-Wertheim. Vor uns liegt das Jahrbuch des Vereins für das Vereinsjahr 1916 (Druck von K. Triltsch in Dettelbach in der den Lesern unserer Zeitschrift wohlbekannten Art). Sein Inhalt: Abbildung der Stiftertafel mit den Namen der 14 bisherigen Stifter (sie haben sich unterdessen um 3 vermehrt) von je 1000 Mark für einen Grundstock zur Erwerbung und zum Ausbau des Vereinshauses. – Jahresbericht mit Beilagen, erstattet vom Vorsitzenden Herrn Otto Langguth; er beweist, daß die Tätigkeit des Vereins auch in diesem Jahre trotz der sich immer schwieriger gestaltenden Verhältnisse nicht geruht hat, das Interesse der Mitglieder für den Verein und für ihr Alt-Wertheim nicht erlahmt ist. – Verrechnungen; Mitgliederverzeichnis. – Wertheim. Vortrag anläßlich des Denkmalpflege- und Museumskurses 1916 von Dr. Georg Hager, Kgl. Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns. In gewohnt geistvoller Weise, die wohl auch vielen Alteingeborenen Wertheims neue Gesichtspunkte erschlossen hat, spricht hier Hager über das Wertheimer Stadtbild, das auf der „Symphonie der drei Plätze: Marktplatz, Engelsbrunnen-, Kirchplatz" beruhe, und über die Grabdenkmale der Stadtkirche. Vorzügliche Abbildungen. – Karl Fröhlich. Ein Lebensbild. Von Prof. Dr. Richard Maurer, Freiburg. Das ist eine warmherzige Lebensbeschreibung des bekannten (aber z. B. in der letzten Ausgabe von Meyers großem Konversationslexikon noch nicht enthaltenen) Buchdruckers, Dichters und Scherenkünstlers Fröhlich, dem Wertheim zur zweiten Heimat geworden ist; er hat es auch gelegentlich besungen. Den Aufsatz zieren viele der humorvollen Scherenschnitte Fröhlichs. – Wertheim und der Krieg. 3. Fortsetzung Ehrentafel 1915 – 1916, bearbeitet von Dekan L. Camerer. Wiederum sind hier zahlreiche gefallene Kriegshelden aus Wertheim und Umgebung durch einen kurzen Lebenslauf geehrt, von vielen sind bezeichnende Aussprüche oder Stellen aus Briefen, die sie in die Heimat geschrieben, angeführt; von allen konnte das Bild beigegeben werden. S. 117 ff. findet man die Lebensbeschreibung des 1. Herausgebers unserer Zeitschrift, Dr. Hans Walters. „Sein Werk wird die Lügen seiner und unserer Feinde überdauern und ihnen zum Trotz hinüberleuchten in des Vaterlandes glücklichere Zeit". –

Die Jahrbücher des Historischen Vereins Alt-Wertheim zeichnen sich durch Inhalt wie Ausstattung unter den Veröffentlichungen vieler Geschichtsvereine besonders aus. Der Außenstehende hat das Gefühl, daß die Bestrebungen des Vereins auf einem stark entwickelten Heimatgefühl der Eingesessenen beruhen.

P. S.

Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. Der Verein hielt am 18. Januar 1917 seine diesjährige Hauptversammlung ab, in der zunächst der Vorsitzende, Archivrat Dr. Mummenhoff, den Jahresbericht erstattete. Es sei daraus hervorgehoben, daß die vom Verein in Angriff genommenen Aufgaben trotz der lähmenden Einwirkung des Weltkrieges doch zum Teil einen erfreulichen Fortgang nahmen. In der Förderung der Arbeiten zur Herausgabe eines Prachtwerkes über die Lorenzkirche mußte schon deshalb eine Stockung eintreten, weil der noch im Felde stehende Bearbeiter des darstellenden Teils, Prof. Dr. Haack in Erlangen, sich seiner umfassenden Aufgabe nicht widmen konnte. Dagegen hat Kreisarchivar Gümbel in Nürnberg die in Betracht kommenden zahlreichen

Urkunden und Akten des Kgl. Kreisarchivs weiter bearbeitet und wird auch die Rats- und Briefbücher der Reichsstadt durchsehen. Die Arbeiten für die Aufnahme der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Nürnberg wurden durch Konservator Dr. Fritz Traugott Schulz eifrig gefördert, wenn es auch infolge der Ungunst der Verhältnisse bis jetzt nicht möglich war eine weitere Lieferung des Bürgerhauswerks herauszubringen. Auch die von Konservator Dr. Heerwagen durchzuführende Sammlung der Flurnamen im ehemaligen Gebiet der Reichsstadt Nürnberg nahm ihren erfreulichen Fortgang. Weiter ist anzuführen, daß die Bearbeitung eines Orts-, Personen- und Sachregisters zu den 20 ersten Bänden der Vereinsmitteilungen und der gleichzeitigen Jahresberichte vom Ausschuß beschlossen und dem Gymnasiallehrer Dr. Jegel in Bergzabern übertragen wurde. Die Zahl der Mitglieder beträgt 373. Den Kassenbericht erstattete der Schatzmeister Komm.-Rat Carl Cnopf. Archivrat Dr. Mummenhoff legte sodann den Voranschlag für 1917 vor. Schließlich sprach Medizinalrat Dr. Federschmidt über Nürnbergs Straßenverhältnisse zur reichsstädtischen Zeit und der Vorsitzende verwies auf die im Korrespondenzblatt erschienenen Abhandlungen über den Hercules Saxsetanus und über die sogen. Teufelskrallen, die auch in Nürnberg an Kirchen und profanen Gebäuden vorkommen. (Vgl. auch Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1917 S. 335 f.)



Büchertisch

Altfränkische Bilder 1917. Mit erläuterndem Text von Dr. Theodor Henner. Kgl. Universitätsdruckerei H. Stürtz, Würzburg.

Mit seiner 23. Bilderreihe unternimmt der illustrierte kunsthistorische Prachtkalender des Frankenlandes die Wanderung zu seinen Freunden innerhalb und außerhalb der Gaue des Mains. Da vor 300 Jahren, am 13. September 1617, einer der größten Söhne Frankens, Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, seine Laufbahn vollendet, ist sein Gedenken in den Vordergrund der diesjährigen Galerie gestellt. Dieser Absicht dient schon der Bildschmuck des Umschlags, der auf der Vorderseite das vom Waldesduft umwobene Spessartschloß Mespelbrunn, wo Echters Wiege stand, auf der Rückseite das marmorne Grabdenkmal des Bischofs im Würzburger Dom zeigt. Echters äußere Erscheinung ist uns ja durch zahlreiche Ölgemälde überliefert, die ihn als geistlichen Fürsten in späteren Jahren darstellen, wie jenes im Fränkischen Luitpoldmuseum. Außer diesen bringt aber der Kalender zum erstenmal ein Porträt aus der früheren Lebenszeit (1586) ans Licht, da derselbe auf der Mittagshöhe seines Schaffens stand. Die lebensvollen Züge atmen Ernst und Entschlossenheit; der Meister des Gemäldes im Kunstgeschichtlichen Museum der Universität Würzburg ist leider unbekannt. Die Züge des Fürstbischofs geben auch mehrere Münzen wieder, wie die scharfgeschnittene Silbergußmedaille auf der Kopfleiste der ersten Seite, ferner ein Taler von 1615, wo der Kopf von Julius auf das Brustbild des hl. Kilian aufgesetzt ist, ferner eine Sterbemünze, die auf sein Hinscheiden geprägt wurde. Daran schließt sich die würdige Marmorbüste von Peter Schöpf in der Würzburger Universitätskirche. Der von Univ.-Prof. Theodor Henner beigegebene Text hebt die „eigenartig leitenden Gesichtspunkte" aus dem Leben des großen Fürstbischofs heraus, „einer wahren Fürstengestalt von reichhaltigster Wirkung für ihre Zeit, von nachhaltigster Einwirkung auf die Folgezeit".

Ein Aufsatz „Aus Strahlungen" wirft Streiflichter auf die Geschichte der ehemaligen Zisterzienserabtei Bildhausen und beschreibt zwei kostbare Stücke aus der alten Bildhausener Kloster-

herrlichkeit, eine Strahlenmonstranz aus dem 17. Jahrh. mit den sieben Schmerzen Mariä und einen wertvollen Kelch, dessen Kuppa und Fuß Szenen aus dem Leiden Christi zieren. „Aus dem Bayreuther Lande" bringt der Kalender diesesmal als Wanderfrüchte die typische „Markgrafenkirche" von Trebgast, ein protestantisches Gotteshaus mit reizendem Orgelgehäuse und dem Kanzelaufbau über dem Altar, und als Glanzstück das alte Zisterzienserinnenkloster Himmelskron, eines der bedeutendsten Kunstdenkmale in Franken, aus dem uns das Grabmal der Äbtissin Agnes von Orlamünde, das des Gründers des Klosters in Form eines Sarkophags und mehrere andere im Bilde vorgeführt werden. Von der verschwundenen Pracht des Kreuzganges zeugen die abgebildeten Überreste, von denen Dehio schreibt, „ihre spätgotische Dekorationskunst erscheine so phantasievoll und glänzend, wie weit und breit nichts Ähnliches zu finden".

Den Schlußpunkt der Wanderung bildet „Burgwindheim" im südwestlichen Oberfranken mit seinem schloßartigen Bau aus dem 18. Jahrhundert, der einst als Amtsgebäude und Absteigequartier des Abts von Ebrach gedient hat, und dessen Schöpfung nach den letzten Untersuchungen keinem Geringeren als dem Erbauer der Würzburger und der Bruchsaler Residenz zuerkannt werden muß.

Wer sich eine herzerquickende Kunstgeschichte des an Kunstschätzen überreichen Frankenlandes in Wort und Bild wünscht, der greife zu diesen Altfränkischen Bildern! Klaren Auges und sicherer Hand führt ihn der Veteran der fränkischen Historie durch die landschaftlichen Herrlichkeiten der fränkischen Heimat wie durch die Geschichte kunstfreudiger Jahrhunderte und der Beschauer wird mit dem Verfasser empfinden, „wie versöhnend es im wilden Streit der Völker wirkt, zu betrachten, was zu anderen Zeiten in edlem Wettkampf Länder und Völker an dauernder Errungenschaft in den Künsten des Feindes gewonnen haben".

G.-Prof. A. Meckes, Speyer

Heimatgrüße, den Pfälzer Landsleuten in's Feld gesandt vom Literarischen Verein der Pfalz. Für den Buchhandel bei Hermann Kayser, Kaiserslautern, herausgegeben durch den 1. Vorsitzenden des Literarischen Vereins L. Eid in Speyer. Zeichnungen von Aug. Croissant in Landau. 36 Seiten.

Ähnlich wie Baden hat auch die Pfalz ihren Feldzugsteilnehmern in Form eines kleinen Heftchens einen Ostergruß in's Feld gesandt. Kurze, belehrende Abhandlungen über „Bayern und Pfalz", „die Landschaften der Pfalz", „die Pfälzer Redseligkeit", „das geistige Leben der Pfalz" sind vereinigt mit den zartesten Dichtergrüßen der Zweibrückener Nachromantiker und der besten Pfälzer Heimatdichter. Zur Freude des Lesers kommt der Pfälzer Dialekt gar oft zum Durchbruch. Einzelne nette Illustrationen bilden eine angenehme Beigabe zu dem guten poetischen Inhalt des Heftchens. Es kann auch in der Heimat als aufheiternde und belehrende Lektüre bestens empfohlen werden. Die Feldgrauen aber werden dem Literarischen Verein besonders dankbar sein.

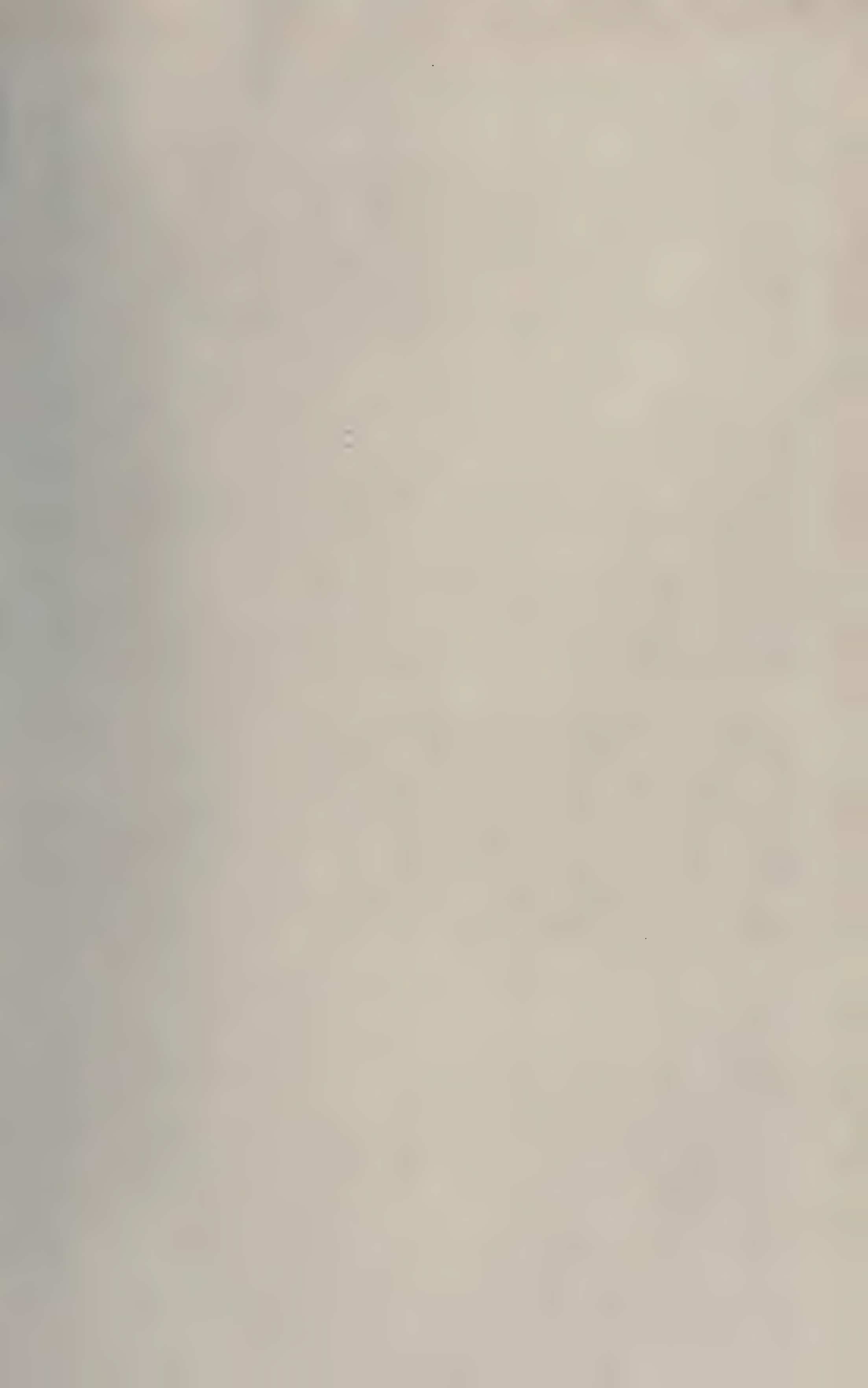
Dr. Fl. H. Haug

Gedenkschrift zum 25-jährigen Bestehen des bayrischen Kanalvereins 1917. Herausgegeben vom bayrischen Kanalverein. Dettelbach a. Main, Triltsch. 142 Seiten.

Der bayrische Kanalverein konnte im vorigen Jahre auf ein Vierteljahrhundert schwerster Arbeit zurückblicken. Ist es da zu verwundern, wenn eine zu diesem Wendepunkt herausgegebene Festschrift reichstes Material allgemeinen Interesses birgt? Zum Wohl des ganzen Volkes gegründet, für das Volk kämpfend nnd wirkend hat der Verein wie kein anderer Großes geleistet und gewirkt. Das spiegelt sich getreulich in seiner Festschrift wieder. Diese ist künstlerisch reichhaltig ausgestattet mit vielen feinen Reproduktionen aus der Main- und Donaugegend, mit wohlgelungenen Porträts der bedeutendsten Förderer des Vereins, in erster Linie seines hohen, eifrig wirkenden Protektors König Ludwig III. von Bayern. 25 Jahre mußte der Verein kämpfen, schaffen und aufklären, bis er die anfänglich starke Gegnerschaft im Lande überwand. Nun aber hat er sich durchgesetzt, seine Pläne gehen der Vollendung oder doch wenigstens der Durchführung entgegen. Der Weltkrieg mit seinen wirtschaftlichen Folgen hat das Seinige noch vollends dazu beigetragen um dem Blindesten auch in dieser Frage die Augen zu öffnen. Die Festschrift ist uns aber ein Wahrzeichen künftiger froher Entwicklung unserer Verkehrs- und Wirtschaftspolitik, sie ist ein Gedenkstein glühender Vaterlandsliebe von König und Volk und Kleinod für jeden Kunst- und Naturfreund. Die Druckerei hat hier ganz Vorzügliches geleistet.

Dr. Fl. H. Haug

Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, k. Gymnasial-Professor, Speyer. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer. — Druck und Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

5. Jahrgang Heft 3, 1918



Illustrierte Zeitschrift
für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Illustrierte Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. — Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer, Dudenhoferstr. 3. — Druck und Verlag K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint während des Krieges vierteljährig.

Inhalt des 3. Heftes:

Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich. Mk. 1.70 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 1.70 nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — **Alle Beiträge***) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider,** Speyer, Dudenhoferstr. 3, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	5.—	7.50	10.—	14.—
1/2 „ „	8.—	11.—	16.—	23.—
3/4 oder 1/1 „ „	14.—	22.—	28.—	37.—

Zuzüglich 200 % Teuerungszuschlag, infolge Papierknappheit Lieferungsmöglichkeit vorbehalten.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung. Die Abgabe einer größeren Anzahl von Freiexemplaren ist laut einer Verfügung der drei bayerischen Generalkommandos bis auf weiteres verboten.

* Quartformat, einseitig beschrieben!



An unsere Leser!

Mitten unter staatlichen Umwälzungen von gewaltiger Bedeutung, aber auch in einer Zeit unerhörter Demütigung des deutschen Volkes gelangt dieses Heft in Eure Hand. Was alles in den letzten Monaten zusammengebrochen ist, läßt sich kaum ermessen, noch weniger mit Worten ausdrücken. Vielleicht hat mancher von Euch, wenn er zufällig an unser „Frankenland" dachte, auch dieses unter dem Berg von Scherben begraben geglaubt.

Aber jetzt zeigt sich die innere Berechtigung und darum die Lebenskraft unserer Bestrebungen. Wofür wir eintreten, das wird von dem Umsturz, von der Niederlage Deutschlands nicht im mindesten berührt. Es hat gar keinen Zusammenhang mit all den politischen Sorgen, es steht außerhalb aller Wirrnisse. Jetzt zeigt sich auch, wie richtig schon der erste Herausgeber und in seinen Fußstapfen — dies mit einigem Stolz gesagt — der zweite gehandelt haben, als sie eine Zeitschrift begründeten und weiterführten, die sich um politische Grenzen innerhalb Deutschland nichts kümmert. Mögen sich die deutschen Staaten inskünftig abgrenzen, wie sie wollen, wir Franken bleiben Franken, und Frankenland bleibt Frankenland. Sollte — wozu es fast den Anschein hat — die Zersplitterung des ostfränkischen Stammesgebietes in einem Punkte wieder gutgemacht werden: desto besser! Die baierischen Franken würden den Koburger und Meininger Stammesgenossen die Bruderhand schütteln.

Aber unsere Ideale bleiben nicht nur bestehen, sie gewinnen sogar erhöhte Bedeutung. In einem seiner „Fränkischen Briefe" — denen bald neue folgen sollen — hat der Herausgeber darauf hingewiesen, daß man sich vom Schwärmen und Prahlen mit deutschem Wesen nicht zu viel versprechen dürfe, weil das deutsche Wesen zu wenig faßbar sei. Dies Schwärmen und Prahlen bleibt heute wohl jedem in der Kehle stecken. Wie kann man aber bewirken, daß deutsches Bewußtsein nicht ganz verloren gehe, wo unsere Weltgeltung zusammengebrochen ist? Wenn man **von innen heraus** neu aufbaut! Wenn **die deutschen Stämme** sich ihrer ruhmvollen Geschichte erinnern, wenn sie ihre Söhne im Geist der Väter erziehen. Aus diesen Quellen kann schließlich ein neuer Strom deutschen Bewußtseins zusammenschwellen. Und unter diesen deutschen Stämmen soll und will der fränkische nicht der letzte sein.

Es lebe Franken!

Speyer, 5. Dezember 1918, während des Einzuges der Franzosen.

Der Herausgeber



Zeitgemäße Bilder
von Kriegsmängeln und Kriegsnöten im Hochstift Bamberg zur Franzosenzeit 1796

Von Hochschulprofessor **Dr. A. Dürrwaechter** †



ie Studie, die ich im folgenden biete, verdankt ihre entferntere Anregung Alfred Grafs kleiner, aber ergreifender Heimatnovelle Sancte Laurenti und ihre nähere einer Reihe von Aktenstücken, die mir im Archiv des Historischen Vereins Bamberg in die Hände kamen. Dort war es, neu sich belebend unter den furchtbaren Eindrücken des Krieges und geformt in der Vertiefung dichterischer Phantasie in die Geschicke des eigenen Volkes und der eigenen Heimat eine Episode aus der Geschichte des kleinen, hübschen Nachbardorfes Strullendorf, mit der ein Bild von Qual und Mord und Brand des Franzosenkriegs des Jahres 1796 wiedergegeben wurde, einfach in seinen Linien, aber unmittelbar zu Herzen sprechend in seinen bald grellen, bald düsteren Farben. Die Tragödie eines friedlichen Dorfes und seiner Bewohner in der blindwütenden, wahllos vernichtenden Raserei des Krieges und der durch ihn entfesselten Leidenschaft. Aber der Schauplatz dieser Tragödie war nicht bloß das kleine Dörfchen an der Nürnberg-Bamberger Straße. Nur eine besonders bewegliche Szene spielte sich hier ab. Im übrigen aber hatte sie zur Szenerie einen viel größern Teil des ehemaligen Bamberger Hochstifts, des fränkischen Landes, ja des ganzen Südens des alten Reichs, der um Rhein und Main und Donau gelagert ist. Und wenn wir nun die Akten zu Wort kommen lassen, dann war es nicht bloß eine Tragödie, die über Schuldlose, wie die Bewohner Stullendorfs es in Grafs Erzählung waren, hereinbrach, sondern sie war eine Folge einer langen und engen Schuldverkettung, in der Verhältnisse und Menschen, Regierende und Regierte zusammengeschmiedet erscheinen. Nicht nur schwere Kriegsnöte hat es damals gegeben und nicht nur sie hat der Historiker zu schildern. Auch schwere Kriegsmängel bieten ihm seine Unterlagen dar und zwingen ihn, wenn er in seiner Art ein Bild jener Tage entrollen will, Gerechtigkeits halber den Nöten die Mangelhaftigkeit, den Leiden die Schuld an die Seite zu stellen. Wenn es aber, wie es im Folgenden gegeben werden soll, kein erschöpfendes Bild sein wird, so ist daran ebenso das Material schuld, an das der Geschichtsschreiber, mehr als ein Dichter, sich zu halten hat, wie auch die Beziehung auf die eigene

Zeit, das Zeitgemäße, das eigene Erleben, dem sich in diesen Tagen niemand von uns, auch der Historiker nicht, entschlagen kann. Versetzen wir uns also, voll der Eindrücke, die uns Tag und Nacht umschweben und umlasten, in die Zeit um das Jahr 1796.

Vier Jahre lang hatte der Krieg nur die Rheinlande und ihre Bewohner sich zu Opfern erkoren gehabt und nur aus der Ferne hatte man im inneren fränkischen Lande seine Wirkungen verspürt. Gelegentliche Durchzüge kaiserlicher Truppen und Rekrutenanwerbungen und Auslosungen hatten davon erzählt, die Heranziehung der steuerfreien Geistlichen und Stiftungen zur außerordentlichen Abgabe von Opfern, die er auch hier forderte, von ihm geredet und in die Gesellschaft Bambergs war durch französische und belgische Emigranten eine Bereicherung gekommen, die in Männern wie Gerard Gley, dem Begründer der Bamberger Zeitung, ihr nicht zur Unehre gereichte, in anderen Elementen freilich manchmal weniger erfreulich war. Da und dort auch leuchten seit dem Jahr 1791 Schriften revolutionären Charakters auf und dann und wann auch zeigten sich Erscheinungen einer geringeren Fügsamkeit der nach den alten Rezepten des aufgeklärten Despotismus und des geistlichen Staates beherrschten Untertanen, wie z. B. wenn 1792 „von liederlichen Kerls Amtes Schlüsselau“, wie es heißt, die Ankunft der Franzosen gewünscht wurde. Die Phrasen von der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, die, über den Rhein gekommen, auch in das Bambergische herein erklangen, erweckten so gelegentlich einmal einen Widerhall auch hier. Aber mehr als ein Widerhall war es nicht, da unter dem gütigen, unausgesetzt sorgenden Regimente eines Franz Ludwig von Ertal die Laute der Unzufriedenheit und des Umsturzes keine eigene Kraft gewinnen konnten.

Aber diese Herrschaft eines Friedensfürsten musterhaftester Art hatte doch eine Schwäche der geistlichen und überhaupt der kleineren Staaten des alten Reichs in einer gewissen Einseitigkeit noch begünstigt. Das war der Mangel militärischen Charakters und kriegerischer Rüstung. Seit dem großen Kriege unmittelbar nach Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dem siebenjährigen, oder, wenn man es noch genauer festlegen will, seit der Niederlage von Roßbach, war es so geworden, daß diese Staaten teils unter dem Eindruck mit den militärischen Großmächten in Deutschland nicht mehr Schritt halten konnten teils von dem Weltbürger- und Weltfriedensgeist der Aufklärung instinktiv gelenkt, zu einer vorwiegenden Kulturpolitik übergegangen waren und in einem im hergebrachten rastenden und rostenden Dasein die Machtfragen des Staates mehr oder weniger ausgeschaltet hatten. Es genügte ihnen, wenn sie in dem Gewicht blieben, das sie hatten, wenn nur das auch sie tragende Alte, das Reich und seine Einrichtungen, so wurmstichig sie auch waren, noch fortbestanden. Zumal in den fränkischen geistlichen Staaten verließ man sich mit aller Kraft auf den Kaiser und Österreich und sah das ceterum censeo aller Politik in dem Schutze, den diese zu gewährleisten schienen.

Man hatte daher in den beiden Hochstiften am Main des Krieges, seines allen Einsatz fordernden Ernstes und der Notwendigkeit seine Schrecken möglichst

auch durch eigene Kraft sich ferne zu halten, fast mehr als gut war, vergessen. In Würzburg vielleicht noch stärker als in Bamberg, weil man dort sich überhaupt nicht mehr erinnern konnte, seit dem Dreißigjährigen Krieg einen Feind in der Nähe gesehen zu haben. In Bamberg allerdings hatte man ihn noch 1759 und 1762 von Angesicht zu Angesicht geschaut, als damals die Preußen eingefallen waren und Stadt und Land zur Genüge gebrandschatzt hatten. Aber darüber waren nun doch auch wieder mehr als 30 Jahre vergangen und ernstliche Vorkehrung gegen eine Wiederkehr solcher Tage war nicht geschehen. Man behalf sich, da man überall, in Preußen, in Frankreich, in Österreich ruhig auf seinen Lorbeeren zu schlummern schien und das nur dumpf und gedämpft ertönende Grollen einer künftigen Katastrophe von den wenigsten richtig verstanden wurde, wie sonst fast überall; so auch im fränkischen Kreise und in dessen geistlichen Staaten mit den alten Rüstungsansätzen. Waren diese nach einem Reichsschluß des Jahres 1702 auf 80000 Friedensstärke angesetzt, so betrug der Anteil des fränkischen Kreises daran nach dem Kreisschluß, Repartition von 1688, 7000 Mann, unter denen etwa 2000 die Kavallerie ausmachten. Das Kontingent, welches Bamberg hiezu stellte, belief sich auf 1215 Mann. Dieser Bestand scheint aber in den Friedensjahren wieder nicht unwesentlich heruntergesetzt worden zu sein, so daß nur mit einer Anzahl von etwa 1000 Mann zu rechnen ist (1076 im Jahre 1730). Darunter waren 88 Mann Kavallerie und 38 Artillerie, nämlich 12 in Kronach und 26 in Forchheim, eine Artilleriemannschaftszahl, die sich auch später im wesentlichen gleich geblieben zu sein scheint[1]). Nun gab es allerdings neben diesem „stehenden Heere“, wenn man dieses hier etwas hochtrabende Wort gebrauchen will, noch den sogenannten Landausschuß, eine Miliz in 15 Kompagnien von je 200 Mann dienstbaren und 200 Mann „ohndienstbaren“ Leuten (Status von 1730), ledigen jungen Landessöhnen, die vom 18. Jahr ab 6 Jahr lang im Ausschuß verblieben und soweit sie als dienstbar gemustert waren, uniformiert wurden. Sie und die ohndienstbaren wurden im Frühling, Sommer und Herbst nach Beschaffenheit des Wetters an Sonn- und Feiertagen von ihren Offizieren und Feldwebels exerziert und wurden außerdem noch im Frühling und Herbst in ihrem Distrikt — es waren 8 im ganzen — zu 3tägigen Kompagnieübungen zusammengezogen. Daß dabei von der Gunst des schlechten Wetters für das Daheimbleiben reichlicher Gebrauch gemacht wurde, darf man sich vorstellen und man war von oben herab, von der Spitze des geistlichen Staatswesens aus, weit entfernt, hier mehr als einen sanften Druck zu üben. Überhaupt wurde ja beim Militär im Gegensatz zu heute an allen Ecken und Enden gespart. Nur ein Beispiel dafür: Von seinem Solde 2 fl. 30 kr., im Jahr 30 fl., hatte der gemeine Grenadier 3 Paar Schuhe, 3 Paar Sohlen, 2 Paar Strümpfe, 2 Paar Gamaschen, 1 Paar bocklederne Hosen, 1 Paar tuchene Hosen, 3 Hemden, Wasch-, Spül- und Bettmacherlohn, Hut-Staffierung, Portepee, Halsbinden, Zopfband, Knöpfe, Schuh-

---

[1]) Henle Jul. Über das Heerwesen des Hochstifts Würzburg im 18. Jahrh. Darstellungen a. d. bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte, her. v. K. B. Kriegsarchiv Heft 7, S. 2. Status militaris Bamberg in AHV Fasz. 101.

bürsten und Schuhschwärze, Kamm und Spiegel, Zwirn und Schuhnägel, Handschuhe, Kochgeschirr, Barbiergeld, Summa 25 fl. 18 kr. zu bestreiten. Diese als drückend empfundene Last zu erleichtern wurde nun 1781 ein Ersparnisvorschlag gemacht, wobei alle diese Posten reduziert wurden, so zwar, daß z. B. die 3 Paar Strümpfe auf 2 Jahre ausdauern sollten, 1 Paar Gamaschen für 1 Jahr zu reichen hatten, die bockledernen für 3 Sommer gelten sollten, die tuchenen durch Flicken zeitlich zu verlängern seien, 2 Hemden pro Jahr übergenug erschienen usw.[1]) Noch farbiger aber wird dieses Bild vom Sparen, wenn wir einen Augenblick noch bei den Festungen verweilen. Für Forchheim hatte im Jahre 1785 der Hauptmann Paul Neusel einen „Standris" (Grundriß) der Festungswerke, wie die Obereinnahme einen solchen merkwürdigerweise noch nicht besaß, eingereiht und dabei einen „weitläufigen Über- und Vorschlag" mit in Vorlage gebracht, der mit einer Summe von nahezu 60000 fl. eine gründliche und neueren Ansprüchen mehr genügende Verbesserung der Festung im Auge hatte. Das darauf erfolgte Gutachten der Obereinnahme gefiel sich nun darin, die bereits vorhandenen Vorzüge der Festung ins Licht zu setzen, eine Übersicht davon zu geben, was schon alles früher für dieselbe getan worden sei, und kleine Vorschläge zu Flickarbeiten zu empfehlen, die der Fürstbischof auch gut hieß, die Hauptsache aber abzulehnen. Und doch geht gerade aus dieser Zusammenstellung der Obereinnahme hervor, daß seit Bischof Marquart Sebastian 1683, also gerade seit hundert Jahren nichts Gründliches mehr für Forchheim geschehen war[2]). Das nämliche Los der Ablehnung hatte noch unter Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim auch ein die Festung Kronach betreffende Forderung des Kommandanten Oberst Heinrich August Marschall von Ostheim, als dieser im Jahre 1771 eine Verstärkung der damals 62 Mann betragenden Besatzung verlangte, weil nur 25 von diesen diensttauglich seien. Die Zahl der Dienstuntauglichen wurde ihm dabei zwar bestritten[3]), aber man wird ihm kaum unrecht geben können, wenn man eine „Spezefication der samentlichen Artillerie-Mannschafft, so in Hochfürstlichen Bambergischen Diensten", danebenhält, eine Zusammenstellung, die von dem Stück- und Ingenieur-Major Johann Jakob Michael Küchel nicht gar lange vorher niedergeschrieben war. Von den Leuten, die er da aufzählt, wird fast die Hälfte mit „ganz ohndienstbar", „ganz unbrauchbar", „alt und sehr kränklich", „sehr gebrechlich" charakterisiert[4]). Offenbar war es seit dem Jahre 1771, wo zur Verstärkung der Wachen und Posten in Bamberg eine Infanterie-Kompagnie von Forchheim dahin verlegt worden war[5]), Sitte geworden, die Festungen mit Invaliden zu besetzen.

So kam die Regierung des Landes zu keinen durchgreifenden Maßregeln gegen die Mängel der vorhandenen Kriegsrüstung, so notwendig gründliche Verbesserungen auch gewesen wären. Allerdings als die Gefahr seit dem Jahre 1794

[1]) Vorschlag des Kriegs-Kommissariats v. 15. Juni 1781. AHV Fasz. 101.

[2]) Unterthänigste Relation der Vorcheimer Festung d. d. 30. April 1785 in AHV Fasz. 105.

[3]) KAB Obereinnahme-Resolutiones 1771–77 Fasz. 4 d. d. 5. Juli 1771.

[4]) AHV. Fasz. 105.

[5]) KAB. Obereinnahme-Resolutiones 1771–77 Fasz. 4 d. d. 16. April 1771.

drohender wurde und das sogenannte Quintuplum, d. h. das Fünffache des festgesetzten Kreiskontingents an stehenden Truppen zu stellen war, trat Franz Ludwig in seinen Dezembererlassen und Verordnungen lebhaft mahnend für eifrige Teilnahme seiner Untertanen dabei ein und dachte nach Leitschuh auch an ein Aufgebot der ganzen männlichen Volksklasse vom 16. bis 60. Jahre[1]). Aber nun offenbarte sich das Versagen auch bei der zu kriegerischem Sinn nicht erzogenen Untertanenschaft. Denn die Kapitel Deserteure und schlechter Ausfall der Werbungen und Rekrutenaushebung bilden seit dem Jahr 1792 ff. einen nur zu kräftigen Einschlag in den Akten und lösten bei der Regierung eine ganze Reihe von Vergünstigungen aus, durch welche das Resultat der Anwerbungen gefördert werden sollte[2]). So wurde 1793 verfügt, daß die Steuerämter und die in ihnen befindlichen Gemeinden die vorhandene junge Mannschaft aneifern sollten, „durch Einflößung eines militärischen Geistes zur Ergreifung der Waffen, zumal nur auf wenige Jahre, gegen einen Feind, der unter dem Scheine blendender falscher Grundsätze schier alle Rechte, die Völkern und Menschen heilig sind, unter die Füße tritt, und zum Schutze des Reichs, des Vaterlandes, ihrer eigenen Güter, ihrer Eltern, Brüder und Anverwandten zu dienen"[3]). Den etwa ausgehobenen Handwerksangehörigen wurde versprochen, „daß die sonst zu verrichtenden Wanderjahre bey ihrem einstmaligen Gesuche zum Meisterrecht nach Befund ihrer Tüchtigkeit in den Handwerkskenntnissen entweder ganz oder zum Teile erlassen" würden, während gleichzeitig vorgeschrieben wurde „annoch müßige, liederliche oder sonst verdächtige, durch ihre Unsittlichkeit dem gemeinen Wesen schädliche, anbey aber dienstfähige Bursche" durch Amtszwang zum militärischen Dienst anzuhalten. Das hinter diesem Erlasse deutlich sichtbare Schauspiel des schlechten Ganges der Werbung und Aushebung wiederholt sich dann wieder im Jahre 1796. Läßt doch ein Conclusum der Regierung unterm 9. Januar verlauten, daß es äußerst schwer halte auch gegen beträchtliches Bargeld Rekruten herbeizuschaffen und, die man bekomme, seien meist liederliche und entbehrliche Burschen[4]). Viele „Ausschüsser" ließen sich Pässe von der Regierung ausstellen, um sich außer Landes zu begeben und so der Musterung zu entziehen. Noch am 9. Juni dieses Jahres, kurz bevor die Woge des Krieges über das Land ging, wurde die Regierung neuerdings behufs „Anspornung der nötigen Bravour und Befestigung der Diensttreue" gemahnt, zu verordnen, „daß die Zeit, welche ein Landessohn im Kriegsdienst mit Eifer ausharren würde, wäre dieser ein ungewanderter Handwerker, für Wanderjahre gelten" sollten und „daß jeder Handwerksgeselle, welcher entweder schon dermal als Soldat unter Unseren Kontingentstruppen im Felde dient oder künftig noch in Unsern Kriegsdienst treten wird, er sey gewandert oder nicht, wie er mit Ehre nach ausgehaltener Dienstzeit resp. nach Ende des Kriegs zurückgekommen seyn wird, Meister seyn solle". Daher sollte auch die Poilzeykommission genau darauf achten,

[1]) Leitschuh Frdr., Franz Ludwig von Erthal. Ein Charakterbild. Bamberg 1894, S. 182 f.
[2]) Leitschuh a. a. O.
[3]) Verordnung d. d. 29. Juli 1793 i. AHV. Fasz. 107.
[4]) KAB. Regierungsakten 1796 Fasz. 22 Nr. 8.

daß während des Feldzugs Sparsamkeit in Meisterrechtserteilungen walte, damit die Zurückgekehrten sich nicht einer Überzahl von Meistern gegenübersähen [1]).

Wir werden von solchem Versagen der Untertanen noch mehr zu hören bekommen. Es liegt darin ja keine fremde und seltene Erscheinung der deutschen Geschichte des 18. Jahrhunderts, und sie ist keineswegs auch nur auf die geistlichen Fürstentümer beschränkt. So sorglich, umsichtig, oft geradezu bewundernswert das aufgeklärte Fürstentum dieser Zeit in der Person eines Friedrich des Großen oder eines Friedrich Karl von Schönborn oder eines Franz Ludwig auch schaltete, es wurde nicht selten, da mehr, dort weniger in seinen besten Maßnahmen behindert und zuweilen geradezu lahmgelegt durch seine eigene Einseitigkeit, alles selbst leisten zu wollen und nichts der selbsttätigen Kraft des Volkes anzuvertrauen. Man war daher in eben diesen Volkskreisen nur zu sehr gewohnt geworden, alles von der Regierung des Landes zu erwarten und ließ sich nur ungern und nur mit Mühe aus den alten Geleisen bringen. Einen wirklichen Staatssinn besaß man nicht. Aber in den weltlichen fürstlichen Territorien hatte man doch einen Ersatz dafür in der Anhänglichkeit an die seit Jahrhunderten eingesessenen Dynastien, während in den geistlichen Gebieten mit ihrem oft so rasch wechselnden Wahlfürstentum kein solch ideales Band zwischen der Spitze des Staates und den Untertanen über die zahlreichen Zwischenglieder hinaus sich knüpfen konnte. Ein deutscher Patriotismus aber mochte wohl empfunden werden an den Fürsten wie Franz Ludwig und wohl auch Christoph Franz von Buseck, seinem Nachfolger, der nicht müde wird in seinen Erlassen und Schreiben an Erzherzog Karl ihn immer wieder zu betonen, namentlich wen ner gegen Maßregeln desselben Einwendungen zu machen hatte. Aber diese Fürsten standen und fielen ja auch mit dem Reiche und hatten daher seine Bedeutung und eine wärmere Gesinnung für dasselbe viel näher als ihre Untertanen, die vom Reich und Kaiser oft nur dann mehr hörten und sahen, wenn es einen Reichskrieg zu führen und die Haut für das Reich zu Markte zu tragen galt.

Nach alledem brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn die Katastrophe, die nun im Jahre 1796 hereinbrach, auch für die geistlichen Fürstentümer am Main ein Jena wurde. War doch die politische Lage gerade für sie und besonders Bamberg sehr kritisch geworden. Der Kaiser und das Reich waren allein geblieben, nachdem Preußen am 5. April 1795 seinen Separatfrieden mit der französischen Republik geschlossen und ihr freie Hand gegen ihre deutschen Gegner gelassen hatte. Da in diesem Frieden eine Demarkationslinie gezogen war, die hinter ihr liegenden preußischen und norddeutschen Gebiete als neutrale und von den Franzosen unbetretbare abzugrenzen, so war dann gleichzeitig auch eine Linie geschaffen, die dem Feinde den Weg zum Vorstoß gegen das Herz des Reiches und die Länder des Kaisers deutlich bezeichnete. Ohne nun noch wie vorher eine Flankenbedrohung fürchten zu müssen, konnte eine französische Armee vom Niederrhein so gegen Südosten vordringen und so einen oberrheinischen Angriff ungemein

[1]) Schreiben an die Regierung in AHV. Fasz. Bambergensia 1796.

wirksam ergänzen. Wurde aber ein solcher kombinierter Angriff unternommen, so mußte der Weg einer niederrheinischen, ev. auch mittelrheinischen feindlichen Armee mitten durch das Frankenland hindurchführen. Das war nun aber eine so naheliegende und schwere Bedrohung, daß man bei einiger Aufmerksamkeit auf das, was seit Wochen vor sich ging, schon im Februar des Jahres 1795 sie voraussehen mußte, als der Tod des Fürstbischofs Franz Ludwig das Bamberger Domkapitel vor eine neue Wahl stellte. Wenn je, dann hätte es jetzt gegolten, die alte Personalunion mit Würzburg, die seit 1617, nur selten unterbrochen, bestanden hatte, festzuhalten. Aber ausgerechnet 2 Tage nach dem Basler Separatfrieden wählte das Domkapitel, die Personalunion zerreißend, Christoph Franz von Buseck zum Fürstbischof, einen 71 jährigen Mann, der in schwersten Zeiten den Herrscherstab führen und ihn voraussichtlich schon nach wenigen Jahren wieder an den Tod abgeben sollte. Und doch drohte dem Hochstift nicht bloß von einem außerdeutschen Feinde Gefahr, sondern auch von einem innerdeutschen, eben Brandenburg-Preußen. Schon als dieses im Jahre 1792 infolge des Tronverzichts des letzten Markgrafen die fränkischen hohenzollerischen Fürstentümer in Besitz nahm, war in die politische Machtverteilung des fränkischen Kreises eine Gefahr eingetreten, welche die weitsichtige Politik eines Lothar Franz einst noch dem Kreise fern gehalten hatte, die nun aber so unmittelbar und unentrinnbar gegeben war, daß sie ein Hauptposten in jeder nur irgend wie diplomatischen Berechnung sein mußte. Schon gleich bei der Besitzergreifung der beiden fränkischen Fürstentümer hatte sich, wie es in dem Konzepte einer, wie es scheint, für Wien bestimmten Note heißt [1]), „der Brandenburgische Adler in so manche fremdherrischen Orte vergriffen", hatte aber damals vor dem energischen Widerstand der Bamberger Regierung das Ergriffene nicht festhalten können. 1794 aber tauchten begründete Gerüchte auf, daß Preußen mit dem Gedanken einer Säkularisation der fränkischen Bistümer sich trage [2]). Wohl mochte es dem Leiter der preußischen Politik Hardenberg, dem zähen Vertreter dieses Säkularisationsgedankens, gelungen sein, die Besorgnisse Franz Ludwigs für den Augenblick zu zerstreuen, aber sie mußten jetzt, wo sich Preußen von der Gemeinschaft mit dem Reiche und Kaiser zurückzog, um so stärker wiederkehren und hätten bei dem Regierungswechsel in Bamberg unbedingt mit in Anschlag gebracht werden müssen. Die Not des Jahres 1796 wurde ja denn auch tatsächlich von Brandenburg ausgenützt, um einstweilen ohne Säkularisation seine fränkischen Gebiete abzurunden. Eine Bambergische Zusammenstellung aus dem letzten Drittel des Jahres zählt in einer Tabelle eine ganze Reihe von Untertanen, Besitzungen und jährlichen Einkünften auf, die Preußen einfach für sich in Anspruch genommen hatte [3]), und das oben genannte Konzept eines Schreibens an den Hofrat und Reichshofratsagenten von Hinnßberg macht mit Recht darauf aufmerksam, daß nur die siegreichen kaiserlichen Waffen noch Schlimmeres ver-

[1]) AHV Bambergensia 1796.

[2]) 53. Bericht des Hist. Vereins Bamberg 1891.

[3]) AHV Bambergensia 1796. S. auch ebd. Fasz. Französischer Einfall u. KAB. Regierungsprotokolle Fasz. 24.

hindert hatten. Und trotzdem diese Wahl von 1795! Offenbar fehlte es — und auch das gehört bekanntermaßen zu den bedenklichsten Kriegsmängeln — im Hochstift Bamberg sehr stark, wenn nicht vollständig an Diplomaten, die auch nur das ABC ihrer Kunst wirklich verstanden.

So waren auch von dieser Seite her nicht die allernotwendigsten Vorkehrungen gegen das Wetter geschaffen, das nun hereinbrach.

In den ersten Tagen des Juli 1796 waren französische Armeen gleichzeitig über den oberen und mittleren Rhein gegangen[1]). Während ihn Moreau vom Elsaß her überschritt, setzte Jourdan bei Neuwied über den Strom, warf die an der Lahn stehende kaiserliche Armee seit dem 8. Juli von da zurück und besetzte nach kurzer Verteidigung am 14. Juli Frankfurt. Feldzeugmeister von Wartensleben, der das Gros der niederrheinischen kaiserlichen Armee befehligte, nahm seinen Weg auf Würzburg, wagte aber auch hier nicht den Gegner, der sich immer mehr ausdehnte, anzugreifen und zu zersprengen. Er hatte nur die Sorge, er könne den Rückzugsweg auf Bamberg verlieren und nicht rechtzeitig bemerken, ob es der vorrückende Gegner etwa auf einen Einfall in Böhmen abgesehen habe. So wurde Würzburg, wo die Marienburg nicht einmal für einen Tag verproviantiert war[2]), am 23. Juli preisgegeben und über Gerolzhofen auf Eltmann zurückgegangen, wo man sich vom 24. Juli bis 1. August hielt. Am 2. aber setzte Wartensleben seinen Rückmarsch nach Bamberg fort, um jedoch schon in der Nacht vom 3.—4. die Stadt zu räumen und, nachdem er nun erkannt hatte, daß der Feind südöstlich vordringe, auf Forchheim zurückzugehen. Hinter der Wiesent stand er an Forchheim angelehnt, während andre Teile der Armee bei Höchstadt und Ebermannstadt Stellung genommen hatten. Nachdem aber die Franzosen die Rauhe Ebrach von Schlüsselfeld bis zur Mündung besetzt hatten, andre über Strullendorf und Hirschaid vordrangen und schließlich die Gefahr einer Überflügelung von Höchstadt her drohte, nahm Wartensleben vom 7.—9. August den Rückzug nicht auf Nürnberg, sondern über die Pegnitz zurückweichend auf Vilseck und Amberg zu.

Für das, was sich in diesen Tagen in Bamberg zugetragen hatte, besitzen wir leider keinen so lebendigen und eingehenden Bericht eines Augenzeugen, wie es für Würzburg der des Johann Kaspar Dionys Jenum, Kapitular des Stiftes Haug ist[3]). Aber wir haben doch eine aus Verordnungen und Zeitungen angelegte Sammlung des Archivars Benignus Pfeufer, von ihm selbst mit einer leider nur kurzen, aber aus dem Ergriffensein des Erlebten geschöpften Einleitung versehen[4]). Dagegen überstand eine eingehendere Schilderung der Vorgänge, welche der Bamberger Archivsingrossist Joseph Konrad Pottler verfaßt hatte, nicht die Ängstlichkeit der Zensur, und scheint auch im Manuskript verloren gegangen zu

[1]) S. Angeli Mor. v., Erzherzog Karl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator I. (1896). Massenbach Herm., Frh. v., Amberg und Würzburg. München 1896.

[2]) Köhl E., Die Franzosen in Franken. 2. Aufl. 1910.

[3]) Von Köhl in der eben in A. 2 angezogenen Schrift zum größten Teile veröffentlicht.

[4]) AHV Französischer Einfall 1796.

sein[1]). Einige Ergänzungen des vorhandenen Materials gewinnt man aber schließlich noch aus dem Buche des in Sassanfahrt ansässigen Reichsgrafen Julius Soden „Die Franzosen in Franken im Jahr 1796 Nürnberg 1797" und weiter auch noch aus einer ähnlichen, offenbar von Schweinfurt ausgegangenen Publikation betitelt „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Einfalle der Neufranken in Altfranken im Jahre 1796 von einem Augenzeugen" und selbstverständlich erst recht aus den umfangreichen Aktensammlungen, wie sie sich für die Hochstiftsämter im Kreisarchiv und zum Teil im Archiv des Historischen Vereines finden[2]).

Noch bevor die Franzosen nach Würzburg gelangt waren, hatten sich auch in Bamberg bereits die Vorboten des kommenden Sturmes bemerkbar gemacht. Schon am 15. Juli war an die Regierung der hochfürstliche Befehl ergangen, für die Rettung der dem Hochstift zugehörigen Papiere und Depositengelder Vorkehrungen zu treffen und unmittelbar darnach sind sie vollzogen worden[3]). Die bereits eingepackten „geheimen Canzley und andere Dikasterialakten" sollten noch am 20. Juli, wie ein anderer Befehl lautete, zu Wasser nach Forchheim gebracht und zu weiterer Rettung derselben dort die entsprechende Anzahl Wagen requiriert und bereit gehalten werden[4]). Seinem Archiv folgte der Fürstbischof am 22. Juli, indem er sich nach Vilseck, die weitest im Osten gelegene Bamberger Enklave begab und von dort später nach Prag weiterfloh; daß man auch in Bamberg vollständig energielos auf Gegenwehr zu verzichten und er zu jeder schmählichen Kapitulation bereit war, zeigen die Befehle, die schon in diesen Tagen nach Kronach ergingen. Dort hatte sich nämlich der Kommandant, Freiherr von Redwitz, bereit erklärt, wenn eine Reihe von Anschaffungen gemacht würden, die Festung zu halten und zu verteidigen. Aber der Hofkriegsrat war einhellig der Meinung, daß es im gegenwärtigen Zeitpunkte viel zu spät sei an solche Verteidigungsanstalten zu denken und legte daher dem Kommandanten nur nahe, „als kluger Soldat sich von selbst zu benehmen, um die Feste sowohl als die Stadt gegen ein etwa anrückendes fliegendes Corps oder Anlauf, welches von allem Belagerungsgeschütz entblößt ist", zu schützen. Das Weitere wurde der hohen Statthalterei anheimgestellt[5]). Aber der Beschluß des Hofkriegsrates läßt zur Genüge ersehen, daß einer wirklichen Belagerung nicht hätte getrotzt werden sollen. Dem entsprach es, wenn später, am 8. August, Forchheim, wo nach den Vorstellungen der Bürgerschaft weder Lebensmittel noch Kriegsvorrat vorhanden, noch die Festungswerke zur Verteidigung im guten Zustande waren, auf die erste Aufforderung hin ohne weitere Schwierigkeiten an die Franzosen übergeben wurde[6]).

---

[1]) Hochfürstliche Entschl. d. d. 10. Okt. 1796 AHV Französischer Einfall II.

[2]) Vergl. auch A. Schuster, Die Zerstörung Strullendorfs durch die Franzosen. Unterhaltungsblatt des Bamberger Tagblatts 5. Jahrg. 1898 S. 277.

[3]) AHV Französischer Einfall II. d. d. 15. und 17. Juli 1796.

[4]) AHV Französischer Einfall II d. d. 20. Juli 1796.

[5]) Auszug hochfürstl. Hofkriegsrats-Protokoll d. d. 22. Juli AHV Fasz. Franz. Einfall II.

[6]) Bamberger Zeitung 15. August 1796 Nr. 129.

Was aber auch eine feindliche Besitznahme alles an klangvollen Phrasen und schmählicher Handlungsweise bringen konnte, hatte seit dem 4. August die Hauptstadt bereits genügend erfahren. An klangvollen Phrasen! Als die französische Sambre- und Maasarmee über den Rhein gegangen war, hatte ein Aufruf des kommandierenden Generals Jourdan mit jenem erhabenen Wortschwulst, der den romanischen Nationen stets zu Gebote steht, erklärt: „Das Geschrei der vom Kriege ermüdeten Völker, der nichts als Ruine und Verheerung für sie mit sich führt, die rührende Stimme der Menschheit, welche ohne Aufhören wiederholt, daß es Zeit ist, den Strömen Bluts Einhalt zu tun, die eure Felder überschwemmen: nichts kann das verhärtete Herz euerer Souveränen rühren, nichts ist imstande sie zu bewegen einen Frieden zu verlangen, welcher die Ruhe und das Glück von ganz Europa bestimmen muß. Wohlan denn! da doch noch Blut muß vergossen werden, da man den Krieg unter ihren Augen bringen muß, um sie alle seine Schrecknisse sehen zu lassen, so werden die französischen Armeen in Deutschland einrücken. Allein täuschet euch deswegen nicht, friedsame Bewohner dieser unglücklichen Gegenden! Ihr seyd es nicht, die wir bezielen: es sind nicht eure Gesetze, nicht eure Religion, die wir zerstören wollen, wie man euch fälschlich zu bereden sucht, blos um euch gegen uns zu bewahren . . fürchtet nicht, daß wir an euch die Grausamkeiten und Greuel rächen, unter welchen die Bewohner unserer Grenzen erlagen . . ihr werdet euere Häuser nicht in den Flammen aufgehen sehen[1])". Als aber nun die Franzosen durch das Pfeuferstor in Bamberg eingedrungen waren, begannen sie, nach Pfeufers Bericht trotz aller Versprechungen für Sicherheit der Personen und des Eigentums mit neuer Plünderung aller Kaufmannsläden und mit Erpressungen aller Gattungen, die bis zum 8. Juli dauerten. Dieser Tag endlich schien eine Erlösung von diesen Zuständen zu bringen. Denn an ihm wurde die Tags vorher getroffene Vereinbarung des fränkischen Kreises mit dem Divisionsgeneral August Ernouf, der damals die Armee wegen der Erkrankung Jourdans befehligte, bekannt gemacht. Nach ihr sollte der fränkische Kreis mit der Zahlung von 8 Millionen Livres Kontribution und der Lieferung von 2000 Pferden, Sicherheit der Personen, des Eigentums, Aufrechterhaltung der Religionsübungen, Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten, Freiheit von aller Plünderung und strenge Bestrafung der Plünderer erhalten. „Alles", berichtet Pfeufer, „ertönte von Jubel hierüber und selbst der General, da man ihm durch eine Deputation von Seite der Munizipalität den innigsten Dank für seine Mitwirkung brachte, bezeugte den wärmsten Anteil daran. Auch der am 10. August dahin angekommene General en chef Jourdan bezeugte sein Mitleiden, daß so viele Exzesse vorgegangen seyen. Allein unsere Freude war von kurzer Dauer und dieses Mitleiden eine bloße Maske. Denn Jourdan, der sich nur eine Nacht hier aufhielte, und sich unmittelbar nach Nürnberg verfügte, cassierte in dem ersten Augenblick, als er diese Stadt betrat, die getroffene Convention und selbst Ernouf mußte solche in einer besonderen Note als null und

[1]) AHV Französischer Einfall.

nichtig unter dem kahlen Vorwande erklären, weil man mit der Verkündigung derselben zu voreilig gewesen sey, da doch er selbst 300 Exemplarien für sich verlangt hatte, um solche, wie er sagte, unter seinen Truppen auszuteilen. Die Folge war, daß am 16. August für Stadt und Land Bamberg eine neue ganz unerschwingliche und mit dessen Kräften in gar keinem Verhältnisse stehende Kontribution angesetzt ward, auch sogleich in dem nämlichen Augenblick, 20 Geyseln allerlei Standes in Arrest gebracht wurden. Die Requisitionen allerley Gattung wurden ins Unendliche getrieben, und man hätte die Kraft, Wunder zu wirken haben müssen, wenn man nur die Hälfte jeder Klasse hätte beruhigen wollen [1])".

Diese Kontribution, am Abend des 16. August auferlegt, forderte vom Hochstift „4 Millionen Livres in klingender Münze, 100 000 Hemden, 100 000 Paar Schuh, 10 000 Paar Stiefel, 50 000 Paar Komaschen, 400 Pferde, wovon 200 Zug- und 200 Reitpferde seyn müssen". Das Geld sollte in 48 Stunden geliefert sein, die Frist für die andern Sachen 5 Tage betragen. „Ich eröffne Ihnen ferner", heißt es in der betreffenden Mitteilung des Kommissärs Lachauffée, „daß ich vermöge der mir erteilten Vollmacht die schärffsten Mittel anwenden werde, die Vollziehung dieser Forderung zu erzwingen, obschon ich wünsche glauben zu dürfen, Sie werden mir das Vergnügen gönnen nur die gelindeste Mittel hiezu anwenden zu können. Verzögern sie die Sache nicht und entsprechen sie baldmöglichst den Wünschen der französischen Truppen, welche jene für ihre Freunde in den Landen anerkennt, welche sie durch ihre siegreichen Waffen in Besitz genommen hat [2]). Die 20 Geiseln, die man, um sie nach Charlemont fortzuführen, bereits gefangen gesetzt hatte, waren der Weihbischof, eius loco Geistl. Rat Daum, die Geistlichen Räte Johann Michael Schuberth, Christoph Lorenz Cowama, Johann Georg Schmidt, Nikolaus Dietz, der Geheimrat Franz Wenzeslaus von Degen, die Kaufleute Wierer (?) [2]), D. Burger und Reicholt jun., Tobias Bayer, eius loco Johann Graser, die Herren Friedrich von Wiesenthau und Adam Friedrich Ruding von Biberegg, der Prälat zu Banz, der Kronenwirt zu Scheßlitz, der Zuckerbäcker Paul, der Geistl. Rat Reuder zu Forchheim und der Vizedom Wilhelm Friedrich von Künsberg, eius loco (ungenannt) [3]).

Was blieb gegenüber solchen Gewaltmitteln anders übrig als sich zu fügen, selbst wenn die finanziellen Verhältnisse des Hochstifts noch so wenig glänzende waren? Ein Jahr vorher noch war in der Obereinnahme die Schuldenlast des Staates auf 1 201 000 Gulden fränk. berechnet worden und für den Fall der Fortdauer des Kriegs es als notwendig erklärt worden, „alle Jahre die Kapitalaufnahme mit 200 000 fl., somit die „Abzinnsen Bezahlung" mit 8000 fl. zu erhöhen". Daher war schon damals eine neue „Kriegsanlage" (Steuer) für unausweichlich erklärt worden [4]). Jetzt blieb gar nichts anderes übrig als eine Zwangsanleihe.

---

[4]) Auszug a. d. Obereinnahme-Protokoll d. d. 1. Aug. 1795. AHV. Obereinnahme Christoph Franz von Busek. Fasz. 207.

[1]) AHV a. a. O.

[2]) AHV. Fasz. 267. Obereinnahme Christoph Franz von Busek.

[3]) AHV Fasz. 267.

Unter dem 17. Aug. wurde sie sofort verhängt, erging auch an alle Schuster im Lande die Anweisung, Kommißschuhe zu verfertigen, an jeden vermögenden Bürger der Auftrag, 2 noch gute und nicht abgetragene Hemden zu liefern, während die Leute auf dem Lande und in den Landstädten mit je einem bedacht wurden, und wurde schließlich die Konskription aller Pferde im Hochstift angeordnet[1]). Zur schleunigen „Instandsetzung" der Staatsanleihe außerhalb der Hauptstadt wurden noch am 17. außerordentliche Kommissäre, wie z. B. nach Forchheim der Hofrat und Obereinnahmsconsulent von Reider ausgesendet[2]), eine Tätigkeit, die weder angenehm noch sonderlich einträglich war angesichts der Plünderungen, denen unterdessen auch der ganze südliche Teil des Hochstifts ausgesetzt gewesen war.

War ja doch mit dieser offiziellen Kontribution des Bürgers Oberkriegskommissarius Dubreton das Maß noch nicht voll. „Die Peiniger der Menschheit", „die Vampyre der überschwemmten Länder", wie der Schweinfurter Berichterstatter ihn und seinen Stab von Kommissären nennt[3]) — und ihm stimmt auch Graf Julius Soden zu[4]) —, belegten auch noch jede einzelne Landstadt, jedes einzelne Dorf mit eignen unerschwinglichen Requisitionen. Jeder Offizier, sagt Soden, forderte „eine unglaublich große Summe von Fleisch, Geflügel, Kaffee, Zucker, Zitronen, Arak, Wein aller Art und jeder Gemeine hatte noch seine besonderen „ins Unendliche gehende Nebenrequisitionen[5])", trotz des gut gemeinten Erlasses des trefflichen Marcadé — am 13. Sept., in welchem er als Kommandant in Bamberg genau vorschrieb, was ein Soldat beanspruchen konnte[6]). Man höre nur, was wiederum Pfeufer in seinem schon angezogenen Berichte schreibt: „Obgleich der französische Platzcommandant Namens Marcadé — vielleicht der redlichste Mann unter der französischen armée — für die Stadt alle Sicherheit verhieß, und soweit seine Kräfte reichten, sie auch leistete, so war dennoch der Plagen nie ein Ende, weil das Hin- und Herziehen der Truppen bey Tage und bey der Nacht unaufhörlich war und jeder, sobald er ankam, seine Phantasie mit Ungestümme wollte befriedigt wissen. Von Seite der Einwohner sowohl als der Munizipalität erschöpfte man sich inzwischen beynahe, das Unmögliche möglich zu machen; man suchte durch Vorschüsse jene zu unterstützen, die ohne Kräften waren die nötige Verpflegung zu reichen; man nahm die nämlichen Maasregeln bey Häusern, die von emigrirten Adlichen verlassen waren; man gab die Hembden vom Leibe, um die französischen Requisitionen darauf nur ein wenig zu befriedigen; kurz man tat alles, um nur persönlichen Mishandlungen und Plünderungen auszuweichen. Allein es half nichts. Die Generale lebten wie die Fürsten, die Kommissarien despotisirten förmlich; Subordination war ein Unding, Sittlichkeit war eine gantz verlorne Sache und Willkühr die einzige Springfeder aller Handlungen".

---

[1]) AHV Fasz. Französischer Einfall II.

[2]) AHV. Fasz. Französischer Einfall II. Akten bei Eröffnung der Staatsanleihe bei Anwesenheit der Franzosen.

[3]) Anekdoten und Charakterzüge usw. S. 109 f.

[4]) Die Franzosen in Franken. S. 132 f.

[5]) Ebd. S. 156.

[6]) AHV Französischer Einfall.

Das Schlimmste aber kam erst noch beim Rückzuge der französischen Armee. Denn unterdessen hatte sich das Kriegsglück gewendet. Noch einmal war nach der Schlacht bei Sulzbach am 17. August trotz des energischen Widerstands, den F.-M.-L. Krag geleistet hatte, Wartensleben auf Amberg zurückgegangen. Aber unterdessen hatte Erzherzog Karl seinen Gegner Moreau südlich der Donau in Scheingefechten hinhalten lassen und war mit dem Gros des oberrheinischen Heeres in Eilmärschen über Ingolstadt und Beilengries in die Oberpfalz marschiert, hatte sich mit der hier stehenden kaiserlichen Armee vereinigt und bei Deiming und Neumarkt, dann am 24. August bei Amberg den Gegner geschlagen. Die Franzosen mußten in schwierigstem Gelände den Rückzug antreten, von den Kaiserlichen mit aller Kraft verfolgt. Da der direkte Weg nach Würzburg verlegt war, waren es neuerdings die südlichen Teile des Bamberger Hochstifts, in denen sich die Kämpfe abwickelten. Forchheim und Ebermannstadt und Burgebrach sahen am 29. August neuerdings blutige Kämpfe. Ebermannstadt, schon am 7. August durch Plünderungen und Gewalttaten der Franzosen hart mitgenommen, stand am 20. August in Flammen, da die Franzosen zur Strafe für ein erschossenes Pferd 22 um die Marienkapelle gelegene Häuser niederbrannten [1]). Strullendorf, über welches der linke Flügel Jourdans seinen Rückzug nahm, und wo seine Arrieregarde am 29. stand, wurde zum größten Teile (220 Gebäude) den Flammen überliefert, allerdings wie Graf Soden meint, weniger aus Zerstörungswut als aus strategischen Ursachen. Es war die Riesenfackel, die dem Feinde aus dem Hochstift hinausleuchtete. Denn noch am Abend des 29. zog Krag siegreich in Bamberg ein, während Kleber, der französische Führer, sich bei Hallstadt über den Main rettete. Zu allem übrigen war also nun auch noch die Wut und wilde Auflösung eines geschlagenen Heeres über das Hochstift gekommen und wiederum empfindet man den Jammer dieser Tage in den wenigen, aber ergreifenden Worten, mit denen Pfeufer die Erlebnisse schildert: „Unter diesen Drangsalen schleppten wir unser jammervolles Leben 22 Tage und glaubten die Möglichkeit nicht, daß noch ein Zusatz vom Elende uns noch tiefer drücken könnte. Wir betrogen uns. Die Franzosen wurden in der Gegend von Amberg geschlagen. Die Flucht ihrer gantzen armée war eilend. Diese warf sich gantz auf Bamberg und dessen nähere Gegenden. Da alle Franzosen ohne Ausnahme bey ihrer ersten Hieherkunft von nichts als der Donau sprachen und sich schon nach Wien phantasirt hatten, so war dieser Schlag für sie zu demütigend als daß sie ihr Gift und ihre Galle nicht über uns hätten ausspeien sollen. Nirgends war mehr das geringste menagement und die Plünderung und das Anzünden, welche mehreren Ortschaften auf ihrem Wege schon zu Teil geworden war, waren auch der Stadt selbst zugedacht, wenn die sie verfolgenden Österreicher ihnen nicht zu hastig auf die Ferse gefolgt wären. Doch da sie nicht allgemeinen Unfug anfangen und nur hie und da ihre Raubsucht ausüben konnten, so wollten sie wenigstens noch durch Kügeln und Haubitzenwerfen die Stadt ruiniren, indem sie auf dem Halstadter Wege, wohin am 30. August

[1]) Nach Mitteilungen in dem Manuskript einer Ortsgeschichte von Ebermannstadt verfaßt von Herrn Stadtpfarrer Güttler daselbst.

ihr Rückzug ging, auf alle Bezirke der Stadt feuerten und mit etlichen 50 teils Kugeln teils 22 bis 24 pfündigen Granaten die Stadt ängstigten. Die göttliche Fürsorge wachte aber, und nirgends zündete eines dieser Werkzeuge der abgefeimtesten Bosheit, die durch ihren Sirenenaufruf gutmütige Menschen nur deswegen in Schlaf zu wiegen suchten, um ihre Kanibalenwut desto bequemer ausüben zu können".

Der Feind war abgezogen. Die Bamberger Zeitung, die in ihren Nummern 125—137 nach dem Thermidor und Fructidor datiert gewesen war, hatte sich des Revolutionskalenders wieder entledigt und brauchte ihn zunächst nicht wieder hervorzuholen. Denn die schwere Niederlage, die Erzherzog Karl den Franzosen am 3. Sept. noch bei Würzburg in einem seiner bestvorbereiteten Siege beibrachte, warf sie vollends aus dem Frankenland und in einem furchtbaren Rückzuge, bei dem die Bauern der Rhön und des Vogelsberges schonungsloseste Rache nahmen, auch über die Lahn und am 10. September über den Rhein zurück. Aber die Kriegsnöte und die Kriegsmängel im Bamberger Hochstifte waren damit nicht zu Ende. Da waren vor allen Dingen die schwer geschädigten Einwohner der brandverheerten Orte Ebermannstadt, Gesees, Steinbach und Strullendorf, die Bewohner von mehr als 300 niedergebrannten Häusern, die obdachlos geworden waren. Merkwürdigerweise war es allem Anscheine nach nicht die Regierung, die auf den Gedanken kam, was man für sie zu tun habe, sondern sie erhielt das Beispiel dafür von einem Einzelnen. Wie nämlich aus einem Regierungsprotokoll vom 6. Oktober hervorgeht[1]), organisierte der Kastner Johann Michael Brückner von Lichtenfels selbständig in seinem Bezirke eine große Sammlung von Geld und Naturalien für die Notleidenden im Amte Hallstadt und im Orte Strullendorf, „diese edle Handlung", heißt es in der darauf ergangenen hochfürstlichen Entschließung vom 14. Oktober[2]), „hat auch bey Mir wie bey der Regierung vollen Beyfall erhalten . . . Ich nehme aber von daher auch die Veranlassung, Meine vorhin gefaßte Idee eine ähnliche Kollecte in Meinen fürstlichen Landen algemein zu machen, zur Ausführung zu bringen[3])". Dementsprechend ergehen nun Weisungen an die Regierung zur Sammlung anzuregen und aufzurufen und das Vikariat erhielt die Mitteilung durch die Seelsorge auf die Untertanen einwirken zu wollen und die frommen Stiftungen zu Beiträgen heranzuziehen. Ein am 28. Oktober reichlich spät folgender Aufruf setzte diese Entschließung in die Tat um. Als die Brandversicherungsgesellschaft Schwierigkeiten machte, die Herstellung der Gebäude unentgeltlich zu besorgen, indem sie sich hinter der Begründung verschanzte, die Einwohner seien selbst an der Niederbrennung schuld gewesen, weil sie die Waffen ergriffen oder durch Fortschaffung ihres Eigentums die Feinde gereizt hätten, verfügte der Fürstbischof, daß diese Weigerung ungiltig sei. Denn nach seiner Ansicht habe jeder Untertan die Befugnis, „zur Sicherung seiner Person und seines Eigentums gegen die Franzosen wie gegen jede Räuberbande die Waffen zu ergreifen" und mit Recht habe erst jüngst Erzherzog Karl in einer Erklärung an General Jourdan

---

[1]) Fasz. Französischer Einfall II.

[2]) KAB. Regierungsprotokolle Fasz. 24 Nr. 25.

[3]) AHV. Fasz. Französischer Einfall II.

„die bewafneten Bauern die teutsche Nationalgarde genannt". Auch kenne er kein Gesetz, welches verbiete, ob und wie jemand flüchten dürfe. Ohnedies müßte jeder Gemeingeist untergehen, wenn man sich auf den Standpunkt der Assekuranz stellen wollte [1]).

Wie in diesem Falle, so fielen die Schatten des Kriegs, der zwar den Grenzen Bambergs nun wieder fern war, aber am Rhein weiter dauerte, noch lange tief in das Land herein. Denn auch die Verteidigung in der Ferne verlangte immer wieder neue Opfer und Entbehrungen, und das Bild, das sie noch zu schildern hat, entbehrt leider auch hier nicht die Züge der Mangelhaftigkeit, die wir so oft hervorheben mußten. Einquartierungen, Gefangenentransporte, Lazarettfragen, Requisitionen der kaiserlichen Armee, Viehseuchen, Lebensmittelspannungen würden, im Einzelnen behandelt, ebensoviele Kapitel für dieses Thema bilden. Doch soll aus der Fülle nur weniges herausgegriffen werden.

Hinsichtlich der Einquartierungslasten gab es eine Reihe alter Privilegien des Hochstifts im allgemeinen und ganze Gruppen einzelner Befreiten, die beachtet werden wollten, aber angesichts des Zwangs der Umstände meist gar nicht beachtet werden konnten. Das löste fortgesetzte Klagen der Betroffenen, Unstimmigkeiten zwischen der Obereinnahme und dem Fürstbischof und widerspruchsvolle Entschließungen aus. Es ward ein fortgesetzter Kampf gegen die angebliche Willkür der militärischen Befehlshaber und ein stetiges Hin und Her im Auftreten und im Nachgeben gegen die immer wieder kommenden Extrawünsche. So hatten die sämtlichen Gassenhauptleute der Stadt unter Berufung auf die Beschwernisse ihres Amtes und den angeblich von jeher stammenden Gebrauch, daß sie von Einquartierungen frei blieben, sich darüber beschwert, daß das Stadtsteueramt auch sie mit Mannschaft belege und am 11. Oktober eine ihnen günstige Entschließung herbeigeführt [2]). Dagegen aber wandte sich die Obereinnahme, zerpflückte schonungslos die Begründung dieser Ansprüche als historisch und sachlich mangelhaft, wies auf das Beispiel anderer Leute, Bürger und Räte, hin, die zu schwerer Arbeitsanspannung auch noch die Quartierlasten freiwillig trugen und deutete hinsichtlich der Einquartierungsbefreiungen namentlich auf die Stimmung, das geheime Murren weiterer Kreise, das sich bereits anonym angekündigt habe. Denn im Steueramt war am 11. Oktober ein Zettel eingelegt worden des Inhalts: „Weil Steuereinnehmer die Soldaten nur in die Bürgers Häusser einleget und nicht in die Herrschafts Häusser, so wollen wir für diesmal ihn warnen, denn sind wir so genug ausgefressen worden, und noch zahlen müssen, nächstens erwarten wir Gleichhaltigkeit [3])". Freilich bescherte schon der 19. Oktober der Obereinnahme, die unterdessen am 15. Oktober bereits jener Stimmung Rechnung getragen hatte, einen neuen Einspruch wegen ihres Vorgehens. „Domprobst, Domdechant, Senior und Kapitel gemeiniglich des Kayserlichen hohen Domstifts dahier" beriefen sich darauf, daß die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Häuser und die sogenannten Cunegundislehen von der

[1]) AHV. Fasz. Französischer Einfall II.

[2]) D. d. 18. Oktober 1796 AHV. Fasz. Bambergensia 1796.

[3]) AHV a. a. O. Auszug . . Ober-Einnahme-Protokolls vom 18. Oktober 1796.

Einquartierung zu befreien seien und verlangten, daß Steuer- und Quartieramt entgegenstehende Verfügungen aufzuheben hätten, nachdem ohnedies auch „seine Hochfürstl. Gnaden gnädigst geruht, die Domherrenhöfe und die geistlichen Häuser überhaupt von der Einquartierungslast der K. K. Truppen zu befreien". Dagegen steifte sich die Obereinnahme nun ihrerseits auf eine allerhöchste Willensäußerung vom 9. Oktober d. J. des Sinnes, daß der Unterschied zwischen quartierbaren und quartierfreien Häusern aufgehoben sein solle, und verteidigte damit das Amt in seinem Vorgehen. Außerdem machte die Behörde auch hier nachdrücklich auf die Unzufriedenheit in den bürgerlichen Kreisen aufmerksam. Habe man sich doch in ihnen entschieden beschwert, daß auf ihre Schultern alles gelegt werde und nun würden sie annehmen, daß man sie mit der früheren fürstl. Willensäußerung habe täuschen wollen und „das könnte den Zünder zu einem Feuer anlegen, welches für die hiesige Stadt um so gefährlicher werden würde, wenn der Bürger, durch das Beyspiel der Privilegirten gereitzt, sich sträuben und entschließen sollte, keinen Soldaten mehr in seinem Hause einquartieren zu lassen und die bereits aufgenommenen fortzuschaffen" [1]). Noch einmal, am 24. Oktober kam man im Schoß der Obereinnahme auf diese Angelegenheit zurück und führte neue Gründe gegen das Domkapitel ins Feld [2]). Aber sie erfochten keinen neuen Sieg, denn der Fürstbischof gab zwar zu, daß die Cunegundislehen und die der Domkapitelschen niedern Gerichtsbarkeit unterstehenden Häuser mit Einquartierungen belegt werden dürften, aber nur dann, wenn sie nicht von Geistlichen bewohnt seien [3]).

Wie hier gegen die Einquartierungslasten einzelne sich verwehrten, so wehrten sich auch vom Fürstbischof angefangen bis zu den Bürgern jeder gegen die Lazarettlasten und gegen die Übernahme von Lazaretten, wie wohl man meinen sollte, daß nicht nur das allgemeine menschliche Empfinden und die Dankbarkeit für die Kämpfer, sondern im geistlichen Staate auch noch die besonderen charitativen Anregungen nach der anderen Seite hätten wirken sollen. Aber die Furcht vor der Ansteckung und der Seuchengefahr, bei dem damaligen Stand der Medizin und der Hygiene freilich sehr berechtigt und in tatsächlichen Vorgängen begründet [4]), war größer als das Mitleiden. Daher machte man mit allen Kräften und oft geradezu komisch trotz der ernsten Sache wirkenden Ausflüchten mobil gegen die Forderung der Kaiserlichen Regierung und Armeeleitung größere Verwundetentransporte unterzubringen. Schon 1794 waren auf eine Anregung des K. K. Gesandten Grafen von Schlick hin Schritte getan worden, die Klöster Banz, Langheim und Michelsberg zur Aufnahme von Verwundeten in ihren Klosterräumen, bezw. auf ihren Höfen zu veranlassen. Darauf waren von allen drei Seiten Erklärungen abgegeben worden, aus welchen das Bestreben, der Sache sich ja fern zu halten, ungemein deutlich hervorleuchtet. Keiner wollte in den weit-

[1]) Ebd. Auszug . . Obereinnahme-Protokolls vom 19. Oktober.

[2]) Ebd.

[3]) KAB Obereinnahme Reskripte und Resolute 1796. Fasz. 35 Nr. 554.

[4]) S. Obereinnahme Resolute 1795 Fasz. 32 Nr. 436, 447 für Oberhaid und Bischberg und ein sächsisches Lazarett daselbst.

läufigen Klosterräumen einen Platz zur Verfügung haben, und jeder fand bei ihnen irgend eine Ungunst gerade für ein Lazarett heraus. Der Abt Candidus von Langheim wies auf die Lage seines Klosters hin, „welche wegen der Tiefe, viel um sich habenden stehenden Wasser und stets feuchter, dann neblicher Luft die vielen und jährlichen Fieber unter dessen Bewohnern verursacht und der Aufnahme einer Anzahl Kranken" widerspreche, „welche statt ihre Genesung zu erhalten, solche entweder lange verzögern oder gar nicht erhalten würden [1])". Abt Otto von Banz dagegen betonte, daß „die Luft hier wegen der Höhe so scharf" sei, „daß sie Kranken und Blessierten äußerst schädlich sei". Dagegen erklärten sich alle wenigstens bereit auf ihre Höhe eine kleinere Anzahl Verwundeter und Kranker aufzunehmen. Dabei aber wies der Prior des Michelsbergs, P. Cajetan Jost mit Recht darauf hin, daß auf diesen entlegenen Stellen wegen Mangels an Apotheken und Ärzten die Unterbringung kaum vorgenommen werden könne, machte aber den nicht so ungereimten Vorschlag, auf Rechnung der sämtlichen fränkischen Abteien ein großes und schickliches Gebäude für ein Lazarett auszuersehen, bereit zu stellen und die Kosten dafür verhältnismäßig auf die Klöster zu verteilen [2]). Bei diesen Antworten hatte es, abgesehen davon, daß die Regierung im Januar 1795 noch eine Inspektion der Klosterräume vorschlug [3]), zunächst sein Bewenden. Dagegen kam im September 1795, als neuerdings durch Grafen von Schlick die Absicht kund getan wurde, die hinter Nidda und Lahn gelegenen kaiserlichen Kriegsspitäler in die Lande des fränkischen Kreises überzuführen, der Fürstbischof darauf zurück, daß die Landgüter der Klöster für Lazarettzwecke geräumt und in die des Klosters Langheim 40, auf jene von Banz 20—30 Mann verlegt werden könnten. Dagegen verwahrte er sich ausdrücklich dagegen, daß seine Lust- und Landschlösser zu Lazarettzwecken gebraucht werden sollten [4]). Aber als dann im September 1796 durch die K. K. Spitaldirektion angekündigt worden war, daß 700 Mann Verwundete nach Bamberg kämen und Christoph Franz wünschte, daß man alle Mittel versuche, um dies abzuwenden [5]), konnte er den Lauf der Dinge doch nicht mehr aufhalten. Bereits waren 500 verwundete Franzosen angekommen. Das Anerbieten der Regierung, die Jägersburg bei Forchheim oder die Glas- und Treibhäuser im Seehof für sie zur Verfügung zu stellen, wurde nicht angenommen, sondern man hatte schließlich das ganze Krankenhospital und das Zucht- und Arbeitshaus einräumen müssen [6]). Wiederum aber hatte die Regierung für die Überwindung der Schwierigkeiten, die sich da gehäuft hatten, zu büßen. Denn entrüstet sprach der Fürstbischof sein

---

[1]) Schreiben (Abschrift) v. 1. Dez. 1794 in AHV. Fasz. Lazarettangelegenheiten in Bamb. 1796.

[1]) Ebd. Schreiben (Abschrift) v. 6. Dez. 1794.

[2]) Ebd. Schreiben (Abschrift) v. 4. Dez. 1794.

[3]) Ebd. d. d. 5. Januar 1795. Den Vorschlag des Michelsberger Priors verwarf man wegen „Ermangelung eines dergleichen Gebäudes".

[4]) Reskripte u. Entschließungen v. 23. und 26. Sept. 1795 in AHV Fasz. Lazarettangelegenheiten.

[5]) Conclus. d. d. 22. Sept. 1796. KAB Regierungsprotokolle 1796 Fasz. 54 Nr. 9 und Obereinnahme Reskripte und Resolute 1796 Fasz. 35 Nr. 420 und Reskript vom 21. Sept. in AHV Fasz. Lazarettangelegenheiten.

[6]) KAB a. a. O. Fasz. 24 Nr. 9.

Befremden aus, daß man in den Seehof, den er zu seinem Sommeraufenthalt ausersehen habe, Verwundete habe bringen wollen. Auch von der Einräumung des Zucht- und Arbeitshauses, das zu weit in der Stadt gelegen sei, wollte er nichts wissen, sondern dachte vielmehr daran, sich mit einer Beschwerde an den Erzherzog Karl zu wenden [1]).

Es ist nicht notwendig, diese Sache hier noch weiter zu verfolgen. Diese Sucht gerade der bevorzugten und wohlhabenden Stände, sich den Einquartierungslasten zu entziehen und diese Lazarettfragen und Unterbringungsschwierigkeiten der Kranken und Verwundeten geben ja einen lebhaften Begriff davon, mit welchen unausgesetzt sich wiederholenden Hindernissen, Beschwerden und Jämmerlichkeiten ein deutscher Heerführer jener Zeit zu kämpfen hatte. Aber das Bild wird noch bunter, wenn man einmal, auch nur oberflächlich, den Requisitionsfragen näher tritt. Der Feind konnte freilich Kontributionen nach der Methode erzwingen und erhalten, welche, wie wir sahen, die Franzosen in Bamberg angewendet hatten. Aber Erzherzog Karl durfte nach dieser Methode nicht verfahren. Zwangsmaßregeln konnten wohl angedroht werden, sei es durch ihn selbst oder durch einen Untergebenen wie den General Feldkriegskommissarius von Lilien [2]). Aber darüber hinaus kam man selten, weil jeder auch der kleineren und kleinsten Reichsstände eifersüchtig auf seine Hoheitsrechte hinwies, seinerseits mit dem Rekurs an den Reichstag drohte oder, was noch wirksamer war, durch irgend eine halboffizielle Stelle sich in Wien beschwerte. Meist kam es zu langem Hin- und Herschreiben, bis dann doch die Einsicht neuerdings Platz gewann, daß es das eigene Interesse verlange, dem Feldherrn und Herrn so viel als möglich zu willfahren. So enthalten auch die Bamberger Akten vom Spätjahr 1796 und darüber hinaus tief ins Jahr 1797 eine ganze Anzahl von Beschwerden und Erwägungen, die das Geschilderte beweisen.

Noch vor dem Einfall der Franzosen waren laut Generale d. d. 28. Juni 28000 Ztr. Naturalien und eine größere Lieferung von Ochsen an die Kaiserliche Armee angefordert worden. Damals hatte sich in einem Schreiben an die Regierung Seehof d. 1. Juli 1796 der Fürstbischof geäußert. „Immer mehr und mehr bestättigte sich bis jetzt in Uns die Überzeugung an dem entschiedenen Armeebedürfnis an diesem Artikel und täglich mehr entscheidet die rühmlichst erprobte Tätigkeit der gedachten Armee Meine reichspatriotische Neigung selbst, wenn es nicht anderst sein kann, mit einiger Aufopferung jenem Bedürfnis steuern zu helfen, zumalen es nach Unserer Überzeugung unter der Würde eines deutschen Staates und selbst gegen dessen Pflicht wäre, während der gemeine Reichsfeind die enormsten Aufopferungen seinerseits nicht scheuet, um das deutsche Vaterland in seinen Grundpfeilern zu erschüttern, die tapferen Verteidiger des Reiches ununterstützt in den notwendigsten Lebensbedürfnissen zu lassen, nur um zu Hause in sorgloser Entfernung von dem entfernten Kriegstheater angenehmer und wohlfeiler zu leben [1])“. Dementsprechend ging er damals damit um, die von ihm verfügte Dispensation von Fastenspeisen für die Samstage und andere Fasttage

[1]) AHV a. a. O. d. d. 24. Sept. 1796.
[2]) AHV Französischer Einfall II Concl. Reg. v. 7. Nov.

wieder zurück zunehmen, um dadurch zu Gunsten des Heeres den Fleischverbrauch einzuschränken und das Opfer den Einwohnern des Hochstifts leichter erträglich zu machen.[1]). Nach der Vertreibung der Franzosen war die seit Mitte September angeforderte Requisition schließlich zu der Höhe von 18000 Ztr. Mehl, 180000 Metzen Haber, 60000 Ztr. Heu angewachsen[2]). Davon war nach neuerer Zusammenstellung am 3. Nov. erst geliefert 2339 Ztr. 3 Pfd. Mehl, 2813 Bund Stroh à 10 Pfd., 92366 Portionen Brod[3]). Man kann nun nicht sagen, daß die fürstbischöfliche Regierungsbehörde in Bamberg nicht ihre Kräfte angestrengt habe, um die Lieferung in bessere Wege zu leiten. Als der Erzherzog in einem Schreiben aus Dettingen vom 9. September sich beklagt hatte, daß, „obgleich er das Land von dem drückenden Joch der Feinde mit den größten Aufopferungen und forcirten Anstrengung der Armee befreyt habe, von der angesuchten Nationallieferung so wenig geliefert worden sei und infolgedessen die Armee dem Mangel bloßgestellt, in der Verfolgung des Feindes gehindert und die errungenen Vorteile aufs Spiel gesetzt seien"[4]), unterbreitete die Regierung dem Fürstbischofe eine vom 19. Sept. datierte Entschließung, welche eine stärkere Heranziehung namentlich der Güterbesitze mit im Auge hatte und unter anderem auch darauf hinwies, daß es hart erscheine, „wenn nur der Acker bauende Teil der Untertanen ohne Entschädigung eine Last tragen sollte, welche dem ganzen Lande mit Einbegriff seiner vielen nicht Acker bauenden Bewohner auferlegt sei"[5]). Allein das Generale vom 23. Sept. griff nicht soweit durch, als es hier nahe gelegt war. Es fordert nur von jedem Zehent- oder Gültbesitzer den vierten Teil des diesjährigen Ertrags seiner Zehnten oder Gülten an Korn, Hafer und Heu und nahm diejenigen Untertanen, deren Erzielung und Nahrung nur in Erdäpfeln bestehe, nach dem Ermessen des Ortsbeamten von der Lieferung aus. Von dem Vorschlag der Regierung, die Güterbesitzer mit einer höheren Leistung ebenso heranzuziehen, ebenso auch den nicht Ackerbau treibenden Teil der Bevölkerung, ist nicht die Rede. Nur darauf wird in einem zweiten Generale des gleichen Datums noch aufmerksam gemacht, daß Unterkäufe, wie sie von gewinnsüchtigen Personen, namentlich Juden, zum Zwecke unerlaubten Wuchers versucht wurden, von seiten des Erzherzogs nicht geduldet würden, sondern mit Konfiskation des auf Wucher erkauften Getreides oder einer sonst angemessenen Strafe zu ahnden seien. Ob der weitere Vorschlag der Regierung, durch die Beamten und Seelsorger die Untertanen in ihrem Patriotismus so anregen zu lassen, daß sie von ihrem Überflusse noch mehr in das K. K. Magazin ablieferten, genehmigt wurde, läßt sich nicht ersehen. Dagegen weist eine neue Bekanntmachung[6]) vom 8. Okt. darauf hin, daß die gelieferten Produkte, namentlich an Haber, oft von so

---

[1]) Fasz. Lieferungen in AHV Bambergensia 1796.

[2]) Ebd. gedruckte Verordnung v. 6. Sept. 1796 in Conclus. Reg. d. d. 28. Okt. 1796.

[3]) Hochfürstl. Entschließung vom 3. Nov. 1796 in AHV Bamberg 1796, Lieferungen.

[4]) Concl. Reg. d. d. 19. Sept. 1796, ebd.

[5]) Ebd.

[6]) AHV Bamb. 1796, Lieferungen.

schlechtem Gehalte waren, daß sie von dem kais. königl. Verpflegungsamte nicht angenommen wurden und daß die Untertanen oft auch weniger geliefert hatten, als sie angewiesen wären. Schließlich war im Anfang November eine angedrohte militärische Exekution zur Beitreibung der Requisition bereits unterwegs und der Fürstbischof bekam, als er nun beabsichtigte, dagegen den Rekurs beim Reichstag zu ergreifen, von der Regierung unter dem 10. Nov. zu hören, daß dies ein weitschweifiger, zielunsicherer und für einen so gefährdeten Reichsstand wie Bamberg ganz unpraktischer Weg sei und daß der Verzug des ganzen Lieferungsgeschäftes darin „bewende, indem Höchstdieselbe diese Geschäftspflege in ihrem besten Fortgange von hochfürstlicher Regierung mit Indignation abgezogen und der hochfürstlichen Obereinnahme aufgetragen hätten. Dem Verlaut nach soll aber der Hauptverzug darin bewenden, weil die hochfürstl. Hofkammer und mittelbare Stände des Hochstifts noch gar nichts geliefert hätten und dieses bey den Untertanen eine widrige Sensation errege, indem die Befreiung des Landes von dem alle Bande der Ordnung auflösenden Feinde vorzüglich der Person Sr. Hochfürstl. Gn. und Höchstdero Kammergütern gegolten habe und ohne S. Hochfürstl. Gnaden den Untertanen die Hoffnung ihren Einbuß im allgemeinen französischen Contributionsausschlage wieder zu erhalten gegen das Gutachten Hochfürstl. Regierung genommen hätten“ [1]). Und so sah man sich 4 Wochen später wiederum der Klage gegenüber, daß infolge mangelhafter Requisitionsleistungen die Armee in der traurigsten Lage sei. Ob nun der von der Obereinnahme an das fürstbischöfliche Vikariat gerichtete Antrag die vielen Landpfarrer, die mit dem vierten Teil ihres Zehents noch im Rückstand waren, zur Ablieferung zu veranlassen, geholfen hat? [2]). Oder die unter dem gleichen Datum an die Steuerämter beschlossene kategorische Weisung, die Rückstände beizutreiben und „zu dem Ende die sämtlichen Gemeindeschultheisen vorrufen zu lassen und denselben aufzugeben, daß sie unverzüglich sich auszuweisen haben, wie die Gemeinden abgeliefert haben und wie viel sie noch rückständig sind“? [3]) Auch sei ihnen bekannt zu machen, „daß, wenn die Ablieferung nicht binnen acht Tagen geschehen und bescheiniget sein wird, mit Zwangsmitteln fürgeschritten werden wird“, die unfehlbar anzuwenden seien. Auch den Zehent- und Gültbesitzern seien diese Eröffnungen zu machen, nicht inbegriffen jedoch die Domkapitelschen Zehnten. Sind diese also freigeblieben bei den Lieferungen? Es ist immer das nämliche Bild wieder, wie Friedrich Karl von Moser in seinem Buche „Über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland“ 1787 (S. 59) sich ausdrückt: einer einerseits zu sehr beschränkten und andererseits zu sehr geteilten Macht, „um große Pläne zu entwerfen, zu umfassen und mit der erforderlichen Kraft und Nachdruck auszuführen“. Überall begegnet man und so auch hier bei diesen Lieferungen einem unentwirrbaren Knäuel von Sonderinteressen, Nachlässigkeit, Saumseligkeit und kleinlicher Kurzsichtigkeit, die über die Enge des

[1]) Concl. Reg. a. a. O.

[2]) Beschluß vom 10 Dez. AHV. Ebd.

[3]) Ebd.

eigenen politischen oder privaten Daseins nicht hinaussah. Freilich hat man auch hier das Bild der Mangelhaftigkeit mit einem solchen von der Not zu ergänzen und man kann jenes zu einem Teile wenigstens, wie es wiederholt ja auch in den Akten geschieht, mit den Verheerungen entschuldigen, die das Land hatte erleiden müssen, und mit den Nachwehen, unter denen es auch darnach noch litt. Dazu gehört auch eine gewisse Spannung in den Nahrungsmitteln, die schon 1795 zur Einführung einer Brotkarte in Bamberg geführt hatte [1]) und nun noch durch eine schwere Viehseuche, die mit den Franzosen ins Land gekommen war, vergrößert wurde. Diese Epidemie, nach gleichzeitigen Beschreibungen die Maul- und Klauenseuche, wurde als schwere Katastrophe empfunden. Spricht doch Graf Julius Soden in seinem schon erwähnten Buche von dem „unermeßlichen Unglück der allgemeinen Viehseuche, welche nun zu wüten anfing, noch jetzt, indem ich dieses schreibe, wütet und das so fruchtbare, so trefflich kultivirte, so bevölkerte Franken endlich in eine weite Wüste umzuschaffen drohte" [2]). Und auch der schon zitierte Schweinfurter Berichterstatter sah in ihr das Schlimmste aller Übel, das mit den Franzosen über das Land gekommen war [3]). Schon im Frühjahr war sie am Rheine aufgetreten und die Nachrichten, die schon damals über sie nach Bamberg gelangt waren, hatten den Gedanken an Abwehr und Vorkehrungen gegen die Seuche nahegelegt [4]). Aber was hatten diese nützen können, nachdem mit dem französischen Einbruch alles drunter und drüber ging? So raffte sie denn im Herbste des Jahres 1796 einen großen Teil des fränkischen Viehstandes hinweg. Wie groß die Zahl der Opfer war, scheint freilich nicht mehr bestimmt erfaßt werden zu können, da amtliche statistische Unterlagen dafür nicht aufgefunden werden konnten. Aber um welche Zahlen es sich gehandelt haben mag, das sieht man doch ein wenig angedeutet, wenn man etwa aus der Hauschronik der Familie Lechner in Burgebrach entnimmt, daß hier bis Ende 1796 bei 380 Stück Vieh der Epidemie zum Opfer gefallen sind.

Nun hatte aber schon im Frühjahr, infolge eines übermäßigen Viehaufkaufs durch die Händler, welche mit Lieferungen an die kaiserliche Armee Geschäfte machen wollten, sich Fleischmangel und Fleischteuerung geltend gemacht. Unter der Einwirkung der Seuche mußte beides noch stärker hervortreten und gewann schließlich eine besondere Gestalt in der Form eines immer fühlbarer werdenden Schmalz- und Fettmangels. Um den eingetretenen Mißständen zu begegnen, war man bereits im Mai und Juni zur Einschränkung der Schlachtfreiheit geschritten und hatte neue Fleischtaxen festgesetzt. So war für Juni das Pfund Ochsenfleisch mit 30, Kalbfleisch mit 27, Schweinefleisch mit 33 Pfennig normiert worden [5]). Die Maßnahmen häuften sich aber seit dem September.

---

[1]) Siehe darüber meine erste Studie im 74. Jahresbericht und Jahrbuch des Historischen Vereins Bamberg 1916.

[2]) Die Franzosen in Franken, S. 299 f.

[3]) Anekdoten und Charakterzüge, S. 127.

[4]) Hochfürstl. Reskript an die Regierung d. d. 26. April. AHV Bambergensia 1796.

[5]) Regierungsprotokolle 1796, Fasz. 23, No. 48 d. d. 23. Mai und 4. Juni.

Es gibt da solche, die in einem loseren Zusammenhange mit dem genannten Mangel stehen, wie das im September ergangene Verbot, mürbes Brot zu backen, das aber am 28. Dezember wieder abgeändert wurde wegen der „leckerhaften Gaumen der Stadtbewohner", wie Jaeck bemerkt [1]), aber offenbar auch wieder erneuert wurde, weil eine Hochfürstl. Entschließung vom 20. April 1797 den Bäckermeistern auf ihre Bitte neuerdings freigibt, mürbes Brot zu backen [2]). Oder es wurde, um noch eine andere dieser indirekten Wirkungen hervorzuheben, festgestellt, daß der Preis des Unschlitts pro Zentner bereits auf 28 Thaler gestiegen sei und noch immer wachse, und beschlossen den Aufschlag, der darauf war, von 2 auf 6 Kreuzer zu erhöhen [3]). Auch hatte man vier Wochen vorher bereits dem Gouverneur der Festung Mainz gemeldet, daß man zwar dem Transithandel mit Butter und Schmalz aus Böhmen an den Rhein nichts in den Weg lege, eigene Lieferungen dieser Artikel aber ausgeschlossen seien [4]). Das führt uns zu den Maßnahmen, die in engerer Beziehung zu dem genannten Schmalz- und Fettmangel stehen, den Vorschlägen und Beschlüssen die Schmalzausfuhr betreffend. Es handelte sich da bekanntlich um ein Produkt, das seit älterer Zeit her schon, dem stark ausgeprägten landwirtschaftlichen Charakter des Fürstbistums entsprechend, zu seinen wichtigsten Ausfuhrartikeln gehört hatte. Wenn man dieser Ausfuhr nun stärkste Beschränkungen auferlegte, so mußte tatsächlich ein zwingender Notstand die Ursache sein. Gegeben aber war er dadurch, daß die Bevölkerung bei dem immer mehr steigenden Fleischmangel mehr noch als sonst auf Mehlspeisen angewiesen war, also nicht nur infolge der Viehseuche viel weniger Butterschmalz produzierte, sondern selbst auch dessen stärker benötigte. Nun kostete aber, wie aus einem Reg.-Concl. vom 20. Sept. hervorgeht, die Maß Schmalz bereits 16 Batzen [5]). Was war also gegenüber dieser Teuerung und der Notwendigkeit, das Schmalz im Lande zu halten, zu tun? Eine Sperre des Schmalzhandels schien zunächst undurchführbar, weil unwirksam wegen der Einschachtelung so vieler ritterschaftlicher Gebiete im Hochstift, auf die diese Sperre sich nicht erstreckt hätte, denn bei dem Mangel an Aufsicht konnte man nicht verhindern, daß die reichsortschaftlichen Untertanen das Schmalz heimlich im Lande aufkauften und als eigenes dann doch ausführten. Auch fürchtete man Vergeltungsmaßregeln durch entsprechende Sperren in den Nachbarländern. Man schlug daher als Maßregel vor: Erhöhung der Taxe auf Grund der Erhöhung des Butterpreises, Verbot des sogenannten Schmalzscharrens, d. h. des privilegierten Schmalzaufkaufs im Lande, des sonstigen Auf- und Verkaufens, welch letzteres nur gegen ein Attest des wirklichen häuslichen Bedürfnisses möglich sein sollte, Erschwerung des Schmalzhandels für Kauf- und Schiffleute. Die Ausfuhr zu Schiff sollte nach der in dem genannten Protokoll vom 20.

[1]) Bambergische Jahrbücher 1796.
[2]) AHV Bambergensia 1797.
[3]) Concl. Reg. d. d. 2. Dez. 1796. KAB Reg.-Prot. 1796, Fasz. 24, No. 115.
[4]) AHV Bambergensia 1796 d. d. 1. Nov.
[5]) KAB Reg.-Prot. 1796, Fasz. 24, No. 6.

Sept. niedergelegten Ansicht der Regierung nur gegen besondere Erlaubnis gestattet sein und im Übertretungsfall die Konfiskation nach sich ziehen, die wirksamer scheine als eine bloße Geldstrafe, weil man sich die letztere im Hinblick auf den übersteigenden Gewinn gefallen lassen würde. Aber am 23. September wurde den Schiffsleuten der Schmalzhandel in das Ausland direkt verboten und am 1. November die Regierung beauftragt[1]) dieses Verbot auf jedermann ohne Unterschied zu erstrecken wurde am 1. November die Regierung beauftragt, dieses Verbot in der Weise auszudehnen, „daß nunmehr nicht nur den Schiffern, sondern jedermann ohne Unterschied, wer es auch sey, bis auf weitere Entschließung die Ausführung inländischen Schmalzes ins Ausland" untersagt sei. In Bamberg sei von Oberpolizei wegen die strengste Aufsicht zu führen, „daß nicht etwa unter der Rubrik Transitgut innländisches Produkt ausgeschwärzt werde" und ebenso sei es in den Amtsbezirken im Lande draußen zu halten. Der etwaigen Begünstigung des Unterschleifs durch Beamte sei mit schärffster Ahndung, in schweren Fällen mit Amtsentsetzung zu begegnen, bei den Vieh haltenden Untertanen Nachsicht zu pflegen, „wie viele Milchkühe in ihren Ställen vorhanden, wie viel Schmalz davon erzielt werde, wie viel davon für eigene Konsumtion der Landleute aufgehe, dann die Untertanen zu fragen, an wen und wie viel sie Schmalz abgegeben haben, und zu vernehmen, wie viel noch vorhanden, um durch die aus diesen Zahlen zu formierende Kontrol der verkaufenden Produzenten sicheren Unterschleifen auf die Spur zu kommen und durch die der Regierung einzuberichtenden Resultate sie in der Übersicht des Ganzen zu erleichtern". 2—3 Maß Schmalz sollten allerdings, wie es in einer Entschließung vom 5. Nov. heißt[2]), ohne Attest zu kaufen gestattet sein, für eine größere Menge aber sei ein solches, ausgestellt von dem Vogteibeamten und dem Bürgeramt, bezw. den sonstigen Gemeindevorstehern, notwendig.

Hier also suchte man tatsächlich energischer als sonst zuzugreifen. Ob mit Erfolg, läßt sich freilich nicht sagen. Wenn man aber so manches, was der Krieg uns an Sperre und Abwehrmaßregeln gebracht hat und was an Wucher und Schmuggel dagegen geleistet wurde, betrachtet, so wird man billigerweise zweifeln dürfen, daß diese Maßregeln der Bamberger Hochstiftsregierung gegen die Schmalzausfuhr besonders wirksam gewesen seien. Denn sie wurden ja in einer noch ganz anderen Weise als wir uns heute nur vorstellen können, erschwert und durchbrochen durch die verwirrende Überfülle an politischen Selbständigkeiten und Eifersüchteleien, die ein Gebilde wie der damalige fränkische Kreis umfaßte. Hier wäre ein gemeinsames Handeln notwendig gewesen, wie es im Jahre 1797, als die Viehseuche aufs neue auflebte, der Bamberger Regierungspräsident Adam Friedrich Groß von und zu Trockau vorschlug und darlegte. Aber wie schwer hielt es, ein derartiges gemeinsames Zusammenarbeiten in diesem Falle und in allen anderen zustande zu bringen! Wenn man aber sieht, wie hier in der Stunde höchster Gefahr und schwerster Katastrophe immer wieder alle Anläufe zu kurz waren

[1]) AXV Bambergensia 1796. Hochfürstl. Entschließung d. D. 1. Nov.

[2]) AXV ebd.

und alle irgendwie durchgreifenden Maßregeln versagten, dann begreift man, daß diese politische Welt in der Sturmflut dieser Jahre untergehen mußte, weil von allen, die ihr angehörten, selbst keiner mehr mit dem Herzen und dem Willen dabei war. Indem man aber ihre anscheinend so trockenen und doch so lebendig erzählenden Akten durchmustert, schweift unwillkürlich der Blick von ihnen immer wieder herein über die Spanne von 120 Jahren hinweg in unsere eigenen Tage. Über den Ähnlichkeiten und den Verschiedenheiten, die sich ihm aufdrängen, erweckt er in der Seele des Geschichtschreibers wieder die alte Neigung der Geschichte mit dem aus der Vergangenheit Geschöpften zum Lehrmeister der Gegenwart zu werden. Da und dort ein Ringen um die Existenz, ein Kampf, in dem es auf das Letzte und Ganze und um das Ganze und Letzte geht. Dort aber um etwas, was morsch und brüchig und wurmzerfressen bis in seine Stütze, selbstsüchtig, kleinlich und ohne jegliche Spur eines großen und beflügelnden Gedankens war. Heute um ein Großes, um ein von fruchtbaren Gedanken für die Zukunft Erfülltes, um ein Reich, das uns selbst hochgemut in seiner Bedeutung und Macht die Seele schwellt, um ein engeres Heimatgefühl, das in den innersten Kräften und Bedürfnissen unseres Volkes fest verankert ist, um ein Ganzes und seine Teile, in denen von der Wurzel bis zum Wipfel lebendiger Säftestrom quillt. Und doch! Selbst heute noch so viel Kleinlichkeit und Schwachmütigkeit auf allen Wegen! Fern von unseren eigenen fränkischen Gauen tobt nun der Krieg. Wir haben seine furchtbare Zerstörung, viel furchtbarer als jene des Jahres 1796, seine schweren Kontributionen, seine Ausplünderung nicht verkosten müssen. Nur die Not ist uns nahe getreten, die uns aushungern will und doch nicht aushungern kann, wenn wir es nicht wollen, wenn wir mit dem Herzen und dem Willen bei dem bleiben, dem unser Leib gehört, dem unser Heil unabänderlich verknüpft ist. Und wenn wir auch auf manche Mängel gestoßen sind, was wollen sie besagen gegen das Bild der Mangelhaftigkeit, das jene Zeit vor uns entrollt. Noch aber steckt, aus alter Zeit ererbt, ein großer, ein schwerer Fehler in uns selbst. Noch ist unser Volk in Kleinlichkeit seines Denkens und Sinnens, in Selbstsucht seines Wollens allzustark befangen. Noch muß es lernen über den Zaun hinauszublicken und seine und der Fremden Kräfte, seine Gegenwart und seine Zukunft auszumessen. Es muß noch immer begreifen lernen, daß es jetzt leiden muß, wenn es ins Künftige leben will, daß es sich versorgen muß, wenn es besitzen will, daß es steigen muß, wenn es nicht untergehen will.





Der Weilbacher im Laufe eines Jahres einst und jetzt[1])

Von L. Graber



Weilbach im bayerischen Odenwald ist ein Marktflecken mit 1030 Einwohnern im Bezirksamt Miltenberg, an der Mud und an der Eisenbahnlinie Miltenberg—Seckach gelegen. Es ist wohl schon über 800 Jahre alt. Die Nähe Miltenbergs (1 Std.) und Amorbachs ($^1/_2$ Std.) sowie der halbwegs nach Amorbach auf dem Gotthardberg gelegenen Ruine (erst römische Militärstation, dann Sitz eines Gaugrafen, endlich Kirche und adeliges Nonnenkloster) brachte Weilbach bald in den Kreis geschichtlicher Geschehnisse. Heute ist Weilbach Pfarrdorf, hat 4 Schulen, eine Maschinenfabrik[1]).

Echtes Bauernleben wie in abgeschlossenen Gegenden gibt es in Weilbach nimmer. Dazu sind Städtchen und Städte zu nahe. Die Weilbacher hören vieles, machen es vielleicht zu ihrem Schaden nach, vielleicht noch recht unbeholfen dazu. Mancher von ihnen zieht in die Stadt und kommt, die Hörner abgestoßen, wieder heim. Was anderes ist aber in unserem Dorfe noch zu beobachten, ein friedlicher Kampf, der Kampf zwischen Landwirtschaft und Industrie. Wo die Grenze scharf gezogen ist, da ist's gut. Aber mancher ist weder das eine noch andere, weder Bauer noch Industrieabeiter. Der Bauer steht auf Spannung mit dem Arbeiter, das zeigt sich oft. Daß das bäuerliche Element zurückgeht, beweist die Tatsache, daß viele, auch erstgeborene Söhne, Schüler meiner Fortbildungsschule die 10stündige Arbeitszeit dem Bauernhandwerk vorziehen. Immerhin gibt es aber noch echte, rechte Bauern, die ihre Eigenart in Sitte und Brauch, im bürgerlichen und kirchlichen

---

[1]) Die Geschichte des Ortes (vom gleichen Verfasser) liegt unter der Presse und erscheint demnächst als Büchlein. Man vgl. außerdem folgende Arbeiten des Verfassers: 1. Weilbach in der Geschichte seiner Umgebung, Verlag Volkhardt, Amorbach 1916. 2. Fromme und weltliche Baudenkmäler in Weilbach und seiner Flur. (Lichtbildervortrag.) 3. Weilbachs Mundart. 4. Heimatkunde von Weilbach.

Jahr gewahrt haben; diese zu beobachten im früheren und jetzigen Jahreslauf sei der Zweck nachfolgenden Aufsatzes.

Jahresanfang! Eis und Schnee sind das Leichentuch, das alles Leben der Mutter Erde zugedeckt hält. Die wenigen Brunnen im Dorfe sind mit Stroh umhüllt, um das Einfrieren zu verhindern. Seit die Wasserleitung im Dorfe ist (1912), laufen nur noch 2 Brunnen. Das meiste Getreide ist gedroschen. Die Bäuerin besorgt im Stall höchstens das Melken; nur die Handwerkersfrau arbeitet mehr im Stall, während der Mann zur Arbeit in das Eisenwerk geht. Meist besitzt der „Hammerarbeiter", wie er heißt, ein Stück Vieh, sei es nur eine Ziege und ein paar Schweine. Der Bienenzüchter füttert seine Völker, der Obstbaumzüchter sieht nach den Fangringen an seinen Stämmen; die Bäume müssen gegen Hasenfraß geschützt werden.

Die Wintermonate sind auch für den Weilbacher Bauern eine Zeit der Erholung. Junge kräftige Männer verschaffen sich wohl einen Nebenverdienst, indem sie im Walde Holz fällen. Der ältere Bauer aber, der Großvater bleiben daheim. Sie besorgen tagsüber das Vieh, die freie Zeit sitzen sie dann in der Stube. Da kommt nun dieser oder jener Nachbar zur Unterhaltung und es wird die Zeitung besprochen, die nun auch im Winter beim Bauern nicht fehlt. Die Bäuerin bringt ihm dann des Mittags sein Leibgericht, Sauerkraut und Dörrfleisch oder Bohnen mit Speck. Für einen guten Trunk hat er sich im Herbst schon gesorgt, denn im Keller liegen mehrere Faß selbstgekelterten Apfelmostes. So geht allmählich der Januar zu Ende, die Tage nehmen zu. Schon hält der Bauer unter seinen Ackergeräten Umschau, bessert da und dort aus, um nicht aufgehalten zu sein, wenn die Arbeit beginnt. Ist er noch haushälterischer, so holt er sich an gelinden Tagen Birkenreisig aus dem Walde, um für Haus und Hof die nötigen Besen zu machen. Auch das Flechten und Ausbessern der Körbe, „Mannemachen" [1]), hat sich in mancher Familie vom Vater auf den Sohn vererbt.

Werktags sehr selten, des Sonntags aber nach der „Awedskirch" geht der Weilbacher ins Wirtshaus. Hier trinkt er seinen Schoppen Bier und spielt Schaafkopf oder unterhält sich über das Neueste in der Zeitung. Das literarische Bedürfnis des Bauern ist freilich noch nicht so groß. Jetzt wird in erster Linie das Miltenberger Tagblatt in einer Stärke von 140—150 Exemplaren gelesen. In einigen Familien finden sich außerdem das Fränkische Volksblatt, der Würzburger Generalanzeiger, der Beobachter am Main, die Aschaffenburger Zeitung, die Bayerische Zeitung, der Fränkische Volksfreund, die Augsburger Abendzeitung. Von außerbayerischen Zeitungen werden gelesen der Frankfurter Generalanzeiger, die Frankfurter Nachrichten, die Frankfurter Zeitung, die Berliner Germania, die Wiener Reichspost. Außerdem werden verschiedene Sonntagsblätter gehalten; eine Volksbibliothek wird gerne benutzt.

Unter mancherlei Gesprächen vergeht so die Zeit im Wirtshaus. Bald wird es Zeit zum Heimgehen, zum Abendessen und zum Füttern. Nur Werktags mahnt

---

[1]) Graber, Weilbachs Mundart S. 25. (frz. la manne).

die Abendglocke zum Nachtgebet, am Sonntag läutet es schon beim Mittagsgottesdienst. Der sonst übliche Brauch des lauten Vorbetens im Wirtshaus war in Weilbach nicht bekannt. Nur wenn des Glöckleins sanfter Ton den Abendfrieden läutet, dann faltet der Weilbacher im Wirtshaus still die Hände und gedenkt des Vaters, der ihn auch heute wieder behütet und gesegnet hat. Dann dankt er ihm aus frommem Herzen. Im Bauernhause betet ein Kind den Abendsegen, wenn Vater, Knecht und Magd zuhause sind, laut in der Stube vor und alles betet mit.

Der Bauer bleibt nun zuhause und redet mit der Frau, dem Knecht, der Magd über das „Morgen" seiner Arbeit. Großvater sitzt auf der Bank und schmaucht sein Pfeifchen, Großmutter aber am Ofen dort im Sorgenstuhl erzählt ihren Enkeln Geschichten aus alter Zeit. Dabei darf auch das Unheimliche nicht fehlen.

1. Die Sage vom Nonnenwehr.

Als die Schweden 1632 die Gebäude des Gotthardsklosters zerstört hatten, steckten sie die Nonnen in Fässer, schlugen Nägel in die Dauben und rollten die Fässer den Berg hinab. Unten stauten diese die durch die Wiesen fließende Mud. Seit dieser Zeit heißt diese Stelle das Nonnenwehr. (Geschichtlich widerlegt; 1435 war die letzte Nonne gestorben[1]).

2. Der betrügerische Müller.

Der Müller betrog die Leute um ihr Mehl. Da wollte der Fürst, dem die Mühle gehörte, den Müller aufhängen lassen. Als letzterer schon auf der Leiter stand, fragte ihn der Edelmann, ob er ihm einen Nachfolger angeben könne. Der Müller verneinte. Da ließ ihn der Fürst herabsteigen und schenkte ihm das Leben. „Bleib du Müller", sagte er, „deine Spitzbübereien kenne ich, die deines Nachfolgers nicht".

3. Der Weilbacher Pfarrer und der Wilderer.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts, als das Wildern noch bei uns häufiger war, hat sich in unserer Nähe, von Weckbach bis Ohrenbach, folgende wahre Begebenheit zugetragen.

Es war eine Mondnacht in den kalten Wintermonaten, da fand in einem tiefen Klingen unweit von Wiesental ein Zusammenstoß von Wilderern statt. Er hatte ein schreckliches Ende. Keiner der Wilderer wußte, ob er es mit Förstern oder mit Seinesgleichen zu tun hatte. Kugel auf Kugel pfiff an den dürren Ästen vorbei, bis endlich auf der einen Seite nachgegeben wurde. Die andere Partei drang nach, als sie plötzlich an einem Abhang einen von ihren Kameraden neben einer Eiche schwer verwundet liegen sehen. Er war von zwei Kugeln seiner eigenen Leute durchbohrt, weil er in die Schußlinie geraten war. Das Stöhnen des Schwerverletzten war schrecklich. Als er seine Todesstunde nahe sah, verlangte er den Geistlichen. Der Hauptmann, wie er früher hieß, war sogar mit einem Pferde zur Jagd gezogen. Er tröstete den Verletzten und ritt dann taleinwärts, um den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen und einen Priester zu holen. Es war um Mitternacht, als es am Weilbacher Pfarrhaus pochte. Als der Geistliche die Türe öffnete, wurde ihm eisig kalt. Er sah einen Mann mit einem Pferd, der ihn flehentlich bat mit ihm zu gehen. Er solle einem sterbenden Kollegen das Abendmahl reichen. Der Mann hob den Pfarrer aufs Pferd und so ging es das Weckbacher Tal hinaus. Außerhalb Weckbach, wo der Waldessaum bis zur Straße reichte, wurde Halt gemacht. Als der Pfarrer vom Pferde gehoben wurde, sah er noch mehr Gestalten auf sich zukommen. Jener Platz heißt Heg. Der Führer, der den Geistlichen holte, sagte ihm, er möge sich nicht fürchten, es würden ihm nur die Augen verbunden werden. Halbwegs hörte er schon das Jammern des Sterbenden. Als dieser das Abendmahl erhalten hatte, wurde der Pfarrer zur Straße geführt. Der Führer hatte inzwischen den andern heimlich einen Befehl gegeben. Als er mit dem Geistlichen das Pferd erreicht hatte, krachte ein Schuß: der Sterbende war von seinem Leiden erlöst worden.

Am Weilbacher Pfarrhaus angekommen bedankte sich die vermummte Gestalt und entfernte sich. Wie war dem Geistlichen so leicht, als er seine Treppe erstieg! Am folgenden Tag wurde er

[1]) Graber, Weilbach in der Geschichte seiner Umgebung S. 20.

krank und ist, ohne wieder gesund zu werden, ein halbes Jahr darauf verschieden. Er liegt im Weilbacher Friedhof[1]). Die Wilderer waren Bauern aus der Umgebung.

Nach anderer Lesart stammten sie aus Watterbach und waren Söhne, die ihren Vater unvorsichtiger Weise erschossen.

4. Der Müllersesel.

Einst hatte der Müller einen störrigen Esel. Der mußte oft Mehl nach Laudenbach tragen. Hier stellte ihn der Knecht an ein Wirtshaus und kehrte ein. In der Christnacht waren einige Burschen im Wirtshaus und spielten Karten. Der Esel in der Weilbacher Mühle war durchgegangen, lief nach Laudenbach und schaute durch die Fenster in die Wirtschaft. Die Burschen meinten, es wäre der Teufel und liefen davon. Der Wirt aber stellte den Esel in den Stall, bis ihn der Müller holte.

5. Der Weckbacher und der Russe.

In Anwesenheit eines Weckbacher Mannes Hennerich beschimpfte 1813 ein russischer Soldat seinen Vorgesetzten. Hennerich hinterbrachte das dem Hauptmann. Nachdem der russische Untergebene dafür bestraft worden, sann er auf Rache. Tags darauf kam Hennerich nach Weilbach, wo die Russen Quartier genommen hatten. Er wurde vom Russen erkannt und verfolgt. Kurz vor Weckbach hatte ihn fast der Soldat erreicht. Hennerich bog rasch in den sumpfigen Wiesengrund ein. Das Pferd des nacheilenden Reiters blieb im Sumpfe stecken; Hennerich war gerettet. An jener Stätte ließ er zum Dank für seine Rettung einen Bildstock errichten, woran noch vor wenigen Jahren der Name des Geretteten zu lesen war.

6. Das Habermannskreuz.

Wer auf der Straße von Amorbach nach Erbach (Hessen) wandert, kommt, wenn er an dem Jagdschloß Eulbach vorüber die bayerisch-hessische Landesgrenze überschritten hat, an einem Kreuz, dem Habermannskreuz vorüber, unter dem drei enthauptete Raubritter ruhen. Das Volk erzählt sich davon folgende Geschichte:

In früheren Zeiten raubten, plünderten, brandschatzten die Ritter in unserer Gegend, wie es ihnen gefiel. Was die Grafen von Erbach zu tun vermochten, um dem Unwesen auf eigenem Gebiete zu steuern, das geschah. Die meisten fügten sich schließlich; doch die mächtigsten derselben, die Freiherren von Hauermann, verachteten alle Vorschriften; ja sie griffen den eigenen Lehnsherrn mit Glück an und raubten ihm einen kostbaren Warenzug.

Der Graf von Erbach ließ das Treiben der 3 Brüder aufs Genaueste beobachten, und verurteilte sie wegen Raub, Mord und Brand zum Tode. Sie aber verlachten das Urteil und trotzten ihm lange Zeit mit Glück.

Da bemerkte der Waldhüter auf Jagdschloß Eulbach eines Morgens von der Turmzinne aus einen hellen, senkrecht aufstrebenden Rauchstreifen in der Richtung nach Norden zu. Mit der Armbrust bewehrt stieg er eilends herunter und erkannte im dichten Farrenkraut liegend die 3 Freiherrn von Hauermann, die um das Feuer gelagert saftige Stücke brieten. Die zum Trocknen ausgespannte Hirschdecke stammte von einem Zweiunddreißigender.

Er belauschte das Gespräche der Freiherren, die wiederum einen Überfall geplant hatten, und hinterbrachte dies dem Grafen. Tags darauf hielt auf der breiten, kunstlosen Fahr- und Handelsstraße, die ehemals von Erbach über den neun Stunden langen Bergrücken von Eulbach nach dem Maine führte, im Schutz des Walddunkels, keine 50 Schritte von der Straße entfernt ein Trupp reisiger Knechte, und vor ihnen auf mächtigen Rappen unter anderen Rittern einer, dessen Helmzeichen rot und weiß waren über neunzackigem Grafenkleinod.

Jetzt bogen 3 Reiter um die Ecke und hinter ihnen 3 Knechte. „Mir ists so sonderbar zumute; es liegt mir ein Schauer in den Knochen, wie ich ihn noch nicht gekannt. Allein weiter! Es ist zu spät zur Umkehr, Heimkehr", sagte einer der Brüder.

„Freiherr von Hauermann, ja es ist zu spät zur Umkehr – Ihr habt Recht – ergebt euch! Ihr seid umzingelt!"

---

[1]) Graber, Weilbach in der Geschichte seiner Umgebung S. 74.

Wie der Blitz fuhren die Schwerter der Brüder vom Leder. Aber der hartnäckigste Widerstand war gegen die zehnfache Macht erfolglos. Nach harter, tapferer Gegenwehr wurden sie überwunden.

„Macht Euch bereit zum letzten Gang! Falls Ihr noch eine Bitte habt, so redet. Ich will gewähren". „Dann laßt die Fesseln lösen! Wir wollen, wenn geschieden sein muß, als freie Männer sterben", hob der älteste Hauermann an, „auch fordern wir den Tod durch unser eigenes Schwert, nicht durch Henkers Beil".

„Es sei denn, wie ihr wollt", versetzte düster der Erbacher und gab dem Henker das Zeichen. Pfeifende Hiebe! und drei Häupter und Rumpfe kollerten in die Grube.

Dumpf rollten die Schollen, bald häufte sich ein kleiner Hügel und ungefüge Steine wälzte man darauf. Der Graf nahm den Helm vom Haupt. Seinem Beispiele folgten alle. Ein stilles Gebet für die Enthaupteten flüsterten ihre Lippen.

Dies ist die Mär vom „Habermannskreuz", wie im Laufe der Zeiten der Volksausdruck für „Hauermannkreuz" geworden ist.

Anderen Ursprung verraten folgende Sagen, die sich das Volk noch erzählt:

1. Vom wilden Heer.

Es wurde einmal einem Bauer in Neuenthal bekannt gegeben, er solle in der Nacht um 12 Uhr das Scheunentor aufmachen, damit das wilde Heer durch die Scheune ziehen könne.

2. Vom wilden Heer.

In früher Herbstzeit war einst die vor Jahren in Weilbach verstorbene E. E. und ihre Mutter in Neuenthal nachts zum Spinnen. Auf einmal erhob sich ein Wind und ein Getöse. Als die Leute zum Fenster hinausschauten, hörten sie im Sommerberg ein Lärmen, Klopfen auf die Büsche, ein verschiedenartiges Hundegebell. Es war der wilde Jäger, der hier durch den Wald zog. Die beiden Weilbacherinnen sind nachts nicht mehr nach Hause gegangen.

3. Vom ewigen Juden.

Im Hause Nr. 37. F. A. W. soll einst der ewige Jude übernachtet haben. Ruhelos während der Nacht sei er in der Scheune auf und ab gewandert, statt zu schlafen. Am andern Morgen vor dem Weitermarsche habe er sich den Hausbewohnern zu erkennen gegeben. Aus Dankbarkeit für das gehabte Nachtquartier habe er den Bewohnern zugesagt, daß das Haus nie von Feuersgefahr heimgesucht werde.

4. Vom feurigen Drachen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts ist vom Gotthardsberg nach dem Hahnwald in der Dämmerstunde ein feuriger Drache geflogen. Derselbe hatte einen Kopf nach Art der Schweine, der hintere Teil war dünn, feurig und 5–6 m lang. Er flog so ungefähr 100–120 m hoch. Dessen erinnern sich noch die ältesten Leute von hier.

5. Vom feurigen Mann.

Es war einmal ein Bauer in Neuenthal, der fuhr, wie es dunkel war, vom Acker heim. Da zerbrach etwas am Wagen. Als er sich umschaute, sah er einen feurigen Mann, dem er winkte. Der kam und leuchtete dem Bauern. Wie dieser fertig war, legte er einen Kreuzer auf den Deichselarm als Lohn für das Leuchten. Der feurige Mann nahm den Kreuzer und ging mit fort.

Ein Bauer fuhr einmal in die Schanzklinge. Er hatte seine Peitsche liegen lassen und wollte sie wieder holen. Als er den oberen Forstweg zurück ging, schwebte hinter ihm ein feuriger Mann.

Ein Bauer ging einmal auf die Wiese, um zu wässern. Als er am Nonnenwehr den Graben öffnete, sah er einen „schwarzen" Mann. Dieser versperrte den Weg, den der Bauer gehen wollte. Da versprach er dem hl. Johannes ein ewiges Licht und betete: Der für uns Fleisch geworden ist. Da war der feurige Mann verschwunden. So erzählte der Bauer (Vater 90 Jhr.) und so erzählte es schon der Großvater der Großmutter.

6. Die Reiter ohne Kopf.

Es ging einmal ein Mann nach Amorbach. Als er an den Tannen vorüber ging, kamen drei Reiter am Forst herauf und ritten um den Mann herum. Der eine hatte einen grünen Hut nnd war gekleidet wie ein Jäger. Die beiden anderen hatten keine Köpfe. Dann ritten sie auf dem Weg nach Amorsbrunn zurück. Andere Leute sagen, es seien Wilderer gewesen.

Unheimlich ist's den Kindern bei solchen Geschichten nun geworden. Mit dem geweihten Wasser ein Kreuz auf Stirne, Mund und Herz: dann gehen sie mit frommem Spruch zu Bett.

Der Bauer hat Wohnung, Stall und Scheune meist unter einem Dach. Strohdächer sind verschwunden, draußen im Neuenthal sind noch einige. Der Bauersmann kennt eine „gute Stub" noch nicht; hat er ein Wohnzimmer, so benutzt er es auch und hält es nicht für den Besuch.

Früher wurde den Knechten und Mägden am Dreikönigstag ausbezahlt. Damals hatte ein Knecht 30—50 Gulden; heute hat er freie Wohnung, Kost und 360 Mk. Lohn im Jahre. An Maria Lichtmeß ist der Tag um 1 Stunde länger geworden, Kerzen werden geweiht. Der nächste Tag, der Blasiustag, sieht den Weilbacher in der Kirche; er läßt „sich blasen" gegen Halsübel.

Allmählich lassen Feuchtigkeit und Wärme die Pflanzen ihren Trieb beginnen. Die Haselnuß treibt, die Kätzchen stäuben. Aber oft macht der Winter bis März ein böses Gesicht. Vielerlei kleine Arbeiten sind zu machen, alles Vorbereitungen des Bauern für die kommenden Wochen. Schon fängt der Weilbacher an, wenn möglich zu pflügen, zu eggen, zu walzen, soll doch im März schon die Sommerfrucht gesät werden. Gräben werden gereinigt. Der Obstbaum muß gesäubert werden vom unnötigen Holz, Pfropfreiser müssen vorbereitet werden. Im Garten beginnt die Hausfrau die ersten Vorbereitungen.

Im Gesangverein oder bei der Feuerwehr hält König Karneval das Szepter. Kinder springen in den Straßen in absonderlichsten Verkleidungen umher.

Eine Sitte inmitten der Fastenzeit war früher diese: zwei Knaben verkleideten sich, der eine stellte den Winter dar, der andere den Sommer. Der Winter war ganz mit Stroh umhüllt, auf dem Kopfe trug er einen Bienenkorb als Hut. Der Sommer dagegen wurde mit grünem Sommer umwickelt. Das war ein Schlinggewächs aus dem Walde. So verkleidet gingen die beiden Knaben durch die Straße des Ortes, die übrige Jugend folgte ihnen. Die beiden sangen:

„Heut ist mitten in der Fasten,
Da leeren die Bauern die Kasten;
Wenn die Bauern die Kasten leer'n,
Gibts eine gute Ern (Ernte).
Eier, Schmalz, Mehl raus,
Der Sommer und der Winter sin haus".

Ein Knabe trug den Korb für Eier, Schmalz und Mehl, ein anderer den Beutel fürs Geld. So ging es dann von Haus zu Haus; dabei wurde überall gesammelt. Wenn der Umzug vollendet war, wurden im letzten Haus Pfannenkuchen gebacken, das Geld wurde geteilt. Wer den letzten Pfannenkuchen bekam, hieß Hutzelfrosch. Dabei wurde so gelacht und geschrieen, daß die Bäuerin die ganze Gesellschaft zuletzt hinauswarf. In der Kirche aber mahnen die Fastenandachten die Ausgelassensten doch an den Ernst des Lebens.

Die Mud und ihre Wässerlein sind nun frei von Eis; mancher Vogel ist schon wieder dem schönen Odenwald zugeflogen; im Garten an der Straße werden

die Obstbäume veredelt. Der Landmann pflügt, sät; in den Wiesen beseitigt er die Maulwurfshügel. Im Bauernhause beginnt frischeres Leben. Da ist in Amorsbrunn ein Kindlein zur Welt gekommen und will nach Weilbach fliegen. Die Wöchnerin war zuvor schon dort gewesen und hatte von dem Wasser der Quelle getrunken. Das Wasser hilft zu einer glücklichen Geburt; Wachskindlein, am Altar der Kapelle geopfert, bestätigen diesen frommen Glauben. Ein Würzburger Stadtrat Planer und seine Gattin errichteten hier aus demselben Grunde, aus Dankbarkeit, eine Stutue.

So hat nun heute die Jugend einen bedeutungsvollen Tag, denn eine Familie hat in Amorsbrunn „das Kienle g'holt und heut wird s g'taaft". Mit der kleinen Glocke wurde es der Gemeinde angezeigt. Der „Dot" im Feststaat oder die „Dote" mit dem Kränzchen im Haar gehen, ihrer Würde bewußt, neben der Amme, die das neue Menschenkindlein in einem mit weißer Spitzendecke bedeckten Steckkissen trägt. Vor der Kirchentür wartet geduldig die liebe Schuljugend, bis das neue Menschenkindlein vom Pfarrer in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen ist. Nun wird es von der Jugend wieder ins Elternhaus begleitet. Hier steht schon eine „Manne mit Kinnlesweck" bereit und wartet der Verteilung. Arme und reiche Kinderhände nehmen ihren dargereichten Kinnlesweck in Empfang und gehen davon. Damit hat der kleine Weltbürger erst seine Rechte erhalten. In drei bis vier Jahren dann steht er bei gleichen Anlässen in der Mitte seiner Geschwister. Die neue Weilbacherin, der neue Weilbacher wird gerne von den Geschwistern als Spielkamerad begrüßt. Bald läuft er im Rock durchs Zimmer, auf die Straße und wandert mit dem Brottäschchen an der Seite „nab die Kinnerschul".

Drei Wochen nach der Entbindung geht die Wöchnerin raus, d. h. sie läßt sich aussegnen. Wiederum trägt die Amme das Kindlein zur Kirche, zur Seite geht die Mutter. Nun spricht der Pfarrer einige Gebete über Mutter und Kind. Mit dem Segen der Kirche gehen beide wieder nach Hause. Jetzt erst ist es der Mutter möglich, ihre Arbeiten auch außerhalb des Hauses zu verrichten. Vorher durfte sie nicht einmal an einen Brunnen, um Wasser zu holen. Das Volk sagte, sie verunreinige den Brunnen und dann gebe es Maden und Würmer darinnen.

Anders verhält es sich mit einem unehelichen Kinde. Still wird es in die Kirche getragen, das Glockenzeichen bleibt ihm versagt. Der Pfarrer hat das Recht, dem Täufling den Namen zu wählen. So muß das uneheliche Kind schon bei seinem Eintritt in die Welt schuldlos büßen, was seine Mutter verschuldet. Aber auch sie hat ihren Platz unter ihren Freundinnen im Gotteshaus verwirkt. Sie muß zurück in einen der letzten Stühle.

Noch sind Mutter und Kind vor allem Übel zu bewahren. Besondere Gewalt über beide sollen Hexen und böse Frauen haben. Vom Hexenwahn scheint man im Ort überhaupt noch sehr eingenommen zu sein.

Schreit so ein kleiner Erdenbürger, weil er Leibweh oder sonst etwas hat, was die Mutter nicht finden kann, so raten gleich allerhand Basen, „das hän böse Leut getan, laßt's amal segne." Da findet sich dann auch jemand, der segnen kann. Wird nun Sympathie gegen ein Leiden gebraucht, so darf während neun Tagen

nichts ausgelehnt werden. Kommt aber doch eine Frau unbedachter Weise und will etwas haben, so halte man diese Person im Auge: das ist die Hexe.

Wie unangenehm das für manchen werden kann, der zufällig in ein solch abergläubisches Haus kommt, ist leicht zu verstehen.

Auch soll man neugeborene nicht bereden, „beschreien", wie es in Weilbach heißt.

Ein weitverbreiteter Aberglaube findet sich auch hier: geht ein Weilbacher zum Vieheinkauf oder -verkauf und es begegnet ihm als Erstes eine alte Frau, so möchte er zuhause bleiben, denn das hat sicher Unheil im Gefolge; ein junges Menschenkind bringt Glück.

Ungewaschen geht niemand morgens aus dem Hause, sonst haben die bösen Leute allerhand Gewalt über ihn. Es genügt schon, wenn das Gesicht mit einer Hand voll Wasser naß gemacht wird. –

Palmsonntag kommt. Die Kirche gleicht vorn, wo die Schuljugend kniet, einem Wald von Palmzweigen. Ist der Wallgang und der Gottesdienst vorüber, so gehts mit den geweihten Palmzweigen nach Hause. Diese werden dann zuerst in den Garten gesteckt, damit sie die Bienen umsummen. Vorher dürfen sie nicht ins Haus. Am Ostermorgen bekommt dann derjenige, der zuerst aufsteht und den Zweig aus dem Garten holt, von der Mutter ein Ei. Natürlich will jedes Kind das Erste sein. Jetzt erst werden die Zweiglein in die Wohn- und Hausräume verteilt.

Am Gründonnerstag reisen die Glocken nach Rom. An diesem Tag versetzt der Weilbacher seine Blumen, weil sie dann reicher blühen; Blumensamen wird gesät. Die Eier, die von den Hühnern an diesem Tag gelegt werden, hebt man als Bruteier auf. Die aus ihnen schlupfenden Hühnchen wechseln jedes Jahr die Farbe ihres Federkleides.

Am Karfreitag ist das hl. Grab in der Kirche. Am Boden darf heute nichts gearbeitet werden, sonst gräbt man den Herrgott aus seinem Grab.

Karsamstag wird der Judas verbrannt. An all den 3 Tagen ziehen die Knaben mit Klappern im Dorf umher, um die Zeiten zu verkünden und den Beginn des Gottesdienstes anzusagen. Frühmorgens singen sie:

„Die Nacht ist vergangen,
Der Tag ist gekommen, Ave Maria".

Um 12 Uhr heißt es:

„Wir klappern den englischen Gruß,
Den jeder Christ beten muß."

Abends dann:

Der Tag ist vergangen,
Die Nacht ist gekommen, Ave Maria!"

Am Gründonnerstag singen sie noch dazu: „Wir klappern elfen, elfen;" am Karfreitag um 11 Uhr: „Wir klappern die Verscheidung des Herrn Jesu Christi."

So bricht der Ostertag heran. Da der Ostertau besonders wundertätig wirkt, wird ein alter Brauch gerne geübt. Noch steht die Sonne hinter dem Heidebuckel

und beleuchtet mit ihrem Frührot die gegenüberliegende Bergspitze. Im Hühnerschlag kräht der Hahn als Wächter des Hofes und auf dem Kastanienbaum singt eine Amsel ihr Morgenlied. Sonst herrscht Ruhe im Dorf. Da öffnet sich ganz leise eine Haustüre. Eine Bäuerin tritt heraus. Vorsichtig schaut sie sich nach allen Seiten um. Eiligen Schrittes huscht sie über den Hof in den dahinterliegenden Garten. Sie fährt mit beiden Händen über das betaute Gras und dann über Gesicht und Arme. Solches Waschen beschützt vor Gicht, doch muß es unbeschrien geschehen.

Siegreich strahlend steigt die Ostersonne herauf. Obst- und Waldbäume zeigen neue Blüten und neue Farben. Der Bauer wässert nun seine Wiesen, er muß immer fleißig zur Arbeit greifen. Dabei braucht er auch den Segen von oben. Schon in diesem Monat wallt der Weilbacher nach Weckbach zum Bittgang am 25. April, dem Markustag. Für die Kinder ist dabei der mitgebrachte Weck am besten, der schmeckt ganz anders als ein Weilbacher Weck. (Dabei bäckt sie der Weilbacher Löwenwirt, Weckbach ist dabei ganz unbeteiligt.) Den Feinden der gefiederten Tiere in Flur und Feld ist jetzt das Räubern und Töten gründlich zu verderben.

Der Wonnemonat zieht ins Land, der viel besungene. Die Buben sammeln Maikäfer, diese Feinde aller Blüten und Pflanzen. In früherer Zeit wurden am Abend vor dem 1. Mai an jede Türe 3 Kreuze gemacht, um die Hexen fern zu halten. Am ersten der 3 Bittage geht der Wallgang nach Weckbach, um für das Gedeihen der Feldfrüchte zu beten, die schädlichen Einflüsse fern zu halten, denen der Mensch hilflos gegenüber steht. „Maria, Maienkönigin“, klingt es während des ganzen Monates aus der Kirche.

Im Frühling, Frühsommer ist die Jugendzeit am goldensten. Das Hetzlesspielen- (Schusser- Kügelchenspielen) der ersten Monate Februar, März wird weniger geübt, in froher Frühlingszeit singt und tanzt das Kinderherz lieber bei Kinderlied und Abzählreim.

Hören wir einmal dem Spiel und Sang besonders der Mädchen zu!

Der Bauer geht ins Heu,
Der Bauer geht ins grüne Heu,
Ja, ja ins grüne Heu.
Der Bauer geht ins Heu.

Die Frau geht mit ins Heu,
Die Frau geht mit ins grüne Heu,
Ja, ja ins grüne Heu.
Die Frau geht mit ins Heu.

Der Knecht geht mit ins Heu,
Der Knecht geht mit ins grüne Heu,
Ja, ja usw.

Die Magd geht mit ins Heu,
Die Magd geht mit ins grüne Heu,
Ja ja, usw.

Das Kind geht mit ins Heu,
Das Kind geht mit ins grüne Heu,
Ja, ja usw.

Da mähen sie das Gras,
Da mähen sie das grüne Gras,
Ja, ja usw.

Dann wenden sie es um,
Dann wenden sie es alle um,
Ja, ja alle um,
Dann wenden sie es um.

Dann laden sie es auf,
Dann laden sie es alle auf,
Ja, ja usw.

Dann fahren sie es heim,
Dann fahren sie es alle heim,
Ja, ja usw.

Dann trinken sie ihren Schnaps,
Dann trinken sie ihren grünen Schnaps,
Ja, ja, grünen Schnaps,
Dann trinken sie ihren Schnaps.

Es kommen 2 Damen aus Ninave,
Tick, tack, Kompagnie.
Was wollen die Damen aus Ninave? t. t. K.
Sie wollen die schönste Tochter haben;
Die schönste Tochter bekommen sie nicht,
In das Kloster geht sie nicht,
Eine Nonne wird sie nicht.
Da soll Fräulein Anna heraus gehen.
Ich führe sie an der rechten Hand
Und führe sie ins himmlische Vaterland.

Wir waren in dem Wald gewesen,
o, nein Rose (?)
Wir waren in dem Wald gewesen,
die schönste Aprikose.
Was habt ihr in dem Wald getan,
o, nein Rose.
Was habt ihr in dem Wald getan,
die schönste Aprikose.
Wir haben unsere Eier gezählt,
o, nein Rose usw.
Wieviel Eier waren es,
o, nein Rose usw.
24 waren es, o, nein Rose usw.
Eins davon bekommen wir usw.
Keins davon bekommet ihr usw.
Dann schlagen wir die Fenster ein usw.
Dann machen wir die Läden zu usw.
Dann stellen wir den Wagen vor usw.
In dem Wagen fahren wir usw.
Dann stellen wir den Wächter vor usw.
Dann stecken wir das Haus in Brand usw.
Dann löschen wirs mit Branntewein usw.

Blauer, blauer Fingerhut,
Steht den Mädchen gar so gut,
Mädchen du mußt tanzen,
Mit dem schönen Ranzen,
Mädchen du mußt niederknien
1. In der Kirche,
2. In der Schule,
3. In dem Kämmerlein,
Wo die braven Mädchen sein.

Ferner:

Ich ging einst über die Brücke,
Da wars naß.
Da hab ich was verloren,
Ich weiß nicht was.
Mein liebes Kind,
Komm rein geschwind
Und tanz mit mir,
Es ist eine bessere Zeit dafür.
Ju, ja heiß ich, wer ich bin das weiß ich.
Weißt Du wer ich bin?
Ade mein liebes Kind.

Wir treten auf die Kette, daß sie klingt,
Wir haben einen Vogel, der schön singt,
Der Vogel singt bei Tag und Nacht,
Er hat gesungen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind schon herum.
Da dreht sich Fräulein Lina herum.
Fräulein Lina hat sich herumgedreht,
Hat dem Schatz einen Kuß verehrt.
Pfui schäme dich, pfui schäme dich,
Daß alles lachen muß.

Sicher auf ländlichem Boden gewachsen ist folgendes:

Wer mit den Katzen zackern will,
Der spann die Maus voraus,
Da geht es allzeit hopp die wopp,
Die Katz, die will die Maus.

Wer einen stein'gen Acker hat,
Dazu einen stumpfen Pflug,
Und hat ein böses Weib zu Haus,
Der ist geschlagen g'nug.

Und wenn die Mannsleut dreschen,
Da geht das Plaudern an,
Meine Frau hat mich geschlagen,
Sie hat dir recht getan.

Und wenn die Weibsleut waschen,
Da geht das Plaudern an.
Mein Mann der liebt eine andere,
Er hat dir recht getan.

Mit geschichtlichem Einschlag:

Der Kaiser von Rom,
Napoleons Sohn,
Er war noch so klein,
Ein Kaiser soll er sein.
Rück ein bischen weiter.

Auch Gemüse und Obst sind Ausgangspunkte:

Blumenkohl, Blumenkohl
Sind die schönsten Pflanzen.
Wenn die Kinder spielen wollen,
Fangen sie an zu tanzen.

Rote Kirschen eß ich gern,
Schwarze noch viel lieber,
In die Schule geh' ich gern
Alle Tage wieder.
Platz gemacht für die Herrn und Damen,
Saß der Kuckuck auf dem Dach,
Kommt der Regen macht ihn naß,
Kommt der liebe Sonnenschein,
Dieser soll mein eigen sein.

Ein anderes lautet:

Zeigt her eure Füße! Zeigt her eure Schuh
Und seht wie die fleißigen Waschfrauen tun.
|: Sie waschen :| sie waschen den ganzen Tag.
Zeigt . . . . tun.
|: Sie winden :| den lieben langen Tag.
Zeigt . . . . tun.
|: Sie hängen :| den lieben langen Tag.
Zeigt . . . . tun.
|: Sie trinken :| den lieben langen Tag.
Zeigt . . . . tun.
|: Sie tanzen :| den lieben langen Tag.

Dem bekannten „Was kommt dort von der Höh'" nachgebildet ist folgendes:

Es war einmal einmal ein Mann
Es war einmal ein Ledermann
Hippsa, hoppsa Ledermann
Es war einmal ein Mann.

Der Mann nahm sich eine Frau
Der Mann nahm sich eine Lederfrau
Hippsa, hoppsa Lederfrau
Der Mann nahm sich eine Frau.

|: Die Frau nahm sich einen Sohn :|
|: Der Sohn muß in die Schul :|
|: Da lernt ers Einmaleins :|
|: Dann muß er in den Krieg :|
|: Dann wird er tot geschossen :|

|: Dann stand er wieder auf :|
|: Dann waren wir alle froh :|
|: Dann hüpften wir wie ein Floh :|

Andere sind:

Komm herein du meine Rose, komm herein du meine Tulpe,
Komm herein du allerbeste im Kreis.

Komm herauf du meine Rose, komm herauf du meine Tulpe,
Du allerbeste, allerbeste im Kreis.

Wasche dich du meine Rose, wasche dich du meine Tulpe,
Wasche dich du |: allerbeste :| im Kreis.

Es war einmal ein Vöglein, pfiff, pfiff.
Das flog wohl in den Wald hinein, pfiff, pfiff.
Das Vöglein flog wohl ins Gebüsch.
Es war so froh und sang so frisch |: Pfiff, pfiff :|

Da rief des Vögleins Mütterlein, Kind komm.
Im Walde möcht ein Jäger sein, Kind komm.
Das Vöglein flog wohl ins Gebüsch
Es war so froh und sang so frisch
Kind komm, Kind komm, Kind komm,
Kind komm, Kind komm, Kind komm.

Da kam der böse Jägersmann, pfiff, pfaff,
Er schoß das arme Vöglein dann
Das Vöglein lag am Boden tot.
Es färbt sich dann so purpurrot.
|: Pfiff, pfaff :|

Weit verbreitet ist folgendes Kinderlied:

Mariechen war allein zu Haus, allein zu Haus.
Die beiden Eltern gingen, gingen aus, die beiden Eltern gingen aus.
Mariechen ging zum Tor hinaus, Tor hinaus, Mariechen ging zum Tor hinaus.
|: Dann setzte sie sich auf einen Stein :|
|: Dann kämmte sie ihr goldnes Haar :|
|: Und als sie damit fertig war :|
|. Da kam ihr Bruder Karl herein :|
|: Mariechen warum weinest du :|
|: Weil ich so ganz alleine :|
|: Da griff der Karl in seine Tasch :|
|: Er brachte ein langes Messer :|
|: Und stach Mariechen ins Herz hinein :|
|: Dann grub der Karl einen Graben :|
|: Und legt Mariechen in das Grab :|
|: Und als die beiden Eltern kamen :|
|: Wo ist denn unser Mariechen, Mariechen :|
|: Es liegt in tiefer Erde, Erde :|
|: Der Karl, der Karl der böse Wicht :|
|: Mariechen kam in den goldnen Sarg :|
|: Der Karl der kam in den schwarzen Sarg :|
|: Mariechen kam in den Himmel nauf :|
|: Der Karl kam in die Hölle :|

Endlich das bekannte, längst in die Schulgesangbücher aufgenommene Lied:

Draußen auf grüner Waldheid,
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum, trägt Laub.
Was ist im selbigen Baum?
Ein wunderschöner Ast!
Ast am Baum.

Draußen auf grüner Waldheid,
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum, trägt Laub.
Was ist im selbigen Ast?
Ein wunderschöner Zweig!
Zweig am Ast, Ast am Baum.

Draußen auf grüner Waldheid,
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum, trägt Laub.
Was ist im selbigen Zweig?
Ein wunderschönes Nest!
Nest am Zweig, Zweig am Ast, Ast am Baum.

Draußen auf grüner Waldheid,
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum, trägt Laub.
Was ist im selbigen Nest?
Ein wunderschönes Ei!
Ei im Nest, Nest am Zweig, Zweig am Ast, Ast am Baum.

Draußen auf grüner Waldheid,
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum, trägt Laub.
Was ist im selbigen Ei?
Ein wunderschöner Fink!
Fink im Ei, Ei im Nest, Nest am Zweig, Zweig am Ast, Ast am Baum.

Draußen auf grüner Waldheid,
Da steht ein schöner Birnbaum, schöner Birnbaum, trägt Laub.
Was ist im selbigen Fink?
Ein wunderschönes Lied!
Lied im Fink, Fink im Ei, Ei im Nest, Nest am Zweig, Zweig am Ast, Ast am Baum.

Folgende Abzählreime können wir hören:

Eine alte Schwiegermutter,
Mit der krummen Faust,
Sieben Jahr im Himmel droben
Und schon wieder hauß.
Ist das nicht ein dummes Weib
Weil sie nicht im Himmel bleibt.
A, e, u, draus bist du.

Eine kleine dicke Madam
Fuhr einmal mit der Eisenbahn,
Die Eisenbahn die krachte,
Die dicke Madam die lachte.
A, e, u, draus bist du.

Wir wollen den Zaun binden.
So binden wir den Zaun,
Daß die Lina den Zaun binden soll.
Scheren schleifen, hopfen, zopfen.
Wer's nicht kann, solls bleiben lassen.
1 2 3
Die Scherenschleiferei ist vorbei.

Ding, Ding, Tellerlein,
Wer steht vor meiner Tür?
Ein wunderschönes Engelein,
Das brauchen wir,
Erster Teil, zweiter Teil, dritter Teil
Soll bei mir sein.
Eins, zwei, drei.

Im Mai mehrt sich Arbeit um Arbeit; Kartoffeln werden gelegt, Sense und Sichel vorbereitet für die kommende Heuernte. Geht ein Bauer an einem letzten Maisonntag, fromm gestimmt durch den Frühgottesdienst, durch die Wiesen heim, so umweht ihn der Hauch des Wiesenduftes, er dankt still seinem Hergott, was dessen Segen und Bauernarbeit hervorgebracht. Hat wohl der Arbeiter, der Städter ein solches Gefühl? –

In warmer Juninacht durchschwärmen Glühwürmchen die Flur; in junger Liebessehnsucht wandelt das Mädchen mit seinem Schatz vom Engelsberg durch den schweigenden Wald.

Am Sonntag ist Hochzeit, ausgerufen hat sie schon der Pfarrer, im „Käſtle" waren sie auch schon. Morgen ist Examen, dann kommt der Trautag. Nur die Verwandten von Braut und Bräutigam und gute Nachbarn sind geladen. Kommen die jungen Eheleute vom Standesamt, so folgt ihnen eine große Kinderschar. Wirft dann der Bräutigam Geld unter sie, so kugeln sie übereinander, um recht viel Pfennige zu erhaschen. Dabei gibt es nicht selten Schläge und zerrissene Kleider. Ähnlich ist es dann nach der kirchlichen Trauung. Ist der Hochzeitstag vorüber, so begibt sich jedes wieder in die elterliche Wohnung. Nach drei Tagen muß der Ehemann seine junge Frau, oder im umgekehrten Falle die junge Frau ihren Ehemann, sei es in Weilbach, oder von auswärts, oder nach dorthin, abholen und ins eigene Heim führen. Die Möbel werden von beiden Seiten mitgebracht; jedes bringt seine eigene Bettstelle mit nötigem Bettwerk mit; auch der Mann muß seinen Teil Weißzeug mitbringen.

Der eine Teil begibt sich also nach der elterlichen Wohnung des andern. Es ist im Dorfe bekannt geworden und alles läßt die Arbeit ruhen. Man steht an Türen und Fenstern und wartet, allen voran die Schuljugend. Sobald das junge Ehepaar das Haus verläßt, wird es umringt und am Fortgehen gehindert. Eine Handvoll Kupfergeld in die Jugend geworfen, schafft für eine kurze Strecke Platz. Denn alles liegt auf dem Boden und sucht. Ist der Bräutigam wohlhabend oder nicht knauserig, so läßt er auch einige Nickelstücke mitgehen, was den

Eifer der Suchenden erhöht. Freunde schießen Mörser, Katzenköpfe ab; so gehts, bis die Eheleute im eigenen Heim angelangt sind. Hier finden sich dann Freunde und Freundinnen mit ihnen zusammen, um bei einem fröhlichen Mahle Abschied zu feiern.

Eine andere Sitte aber muß der junge Ehemann noch mitmachen. Er muß $^1/_2$ Jahr lang den Pfarrer beim Gottesdienst bedienen, vorbeten und den Klingelbeutel tragen. Mancher läßt sich natürlich mit Geld und guten Worten von einem, ders schon kann, vertreten.

Das Leben ist zu ernst, um lange Flitterwochen zu halten. Arbeit wartet in Hülle und Fülle und die neue Frau ist eine willkommene Arbeitskraft mehr. Der Bauer kommt mit der Sense, um das wogende Wiesengras in Heu zu verwandeln. Wie duftet das gemähte Gras! Mit Wonne atmet die Lunge diese köstliche Würze. Aber arbeiten heißt es, denn auch die Getreideernte wartet schon. Die Hausfrau arbeitet täglich im Gemüsegarten; Graben, Pflanzen, Gießen ist das Programm.

So wirds Pfingsten, das liebliche Fest. Grüner Wald, prangende Wiesen, murmelnder Bach und sonnenumglänzte Höhe, wie seid ihr so schön! So ist's an Pfingsten, an Johanni. „Sonnenwende" aber kennt der Odenwald nicht.

Am vorletzten und letzten Juni ist die ewige Anbetung in Weilbach. Am 30. Nachmittag 4 Uhr nach Schluß der Andacht muß nach Würzburg telegraphiert werden, damit dort pünktlich mit der Andacht begonnen werde. So verulken die Weilbacher den neugierigen Fremden. Einen Weidegang der Tiere kennt man in Weilbach nicht mehr. Früher mußten die Kinder nach der „Awedskirch" am Sonntag Nachmittag das Rindvieh auf die Eigentumswiesen treiben. Nachbarskinder zogen gemeinsam zum Hüteramt aus. Daß da draußen nicht immer gebetet wurde, ist klar.

Jeden Sonntag verkündet der Pfarrer: am Nachmittag darf gearbeitet werden, um alles Getreide unter Dach und Fach zu bringen, denn vor Blitz und Ungewitter schütze uns, o Herr! So betet der Pfarrer und das Volk bis zum 14. September, dem Feste Kreuzerhöhung.

In dieser Zeit geht Herr und Knecht, Frau und Magd und alles zur Erntearbeit. Die Kinder selbst helfen mit in den Ferien, wenn sie dabei auch öfter einen Seitensprung in die kühle Mud machen, um im frischen Wasser den Leib zu stärken und zu befreien von Erntestaub und Schmutz. Dabei brütet die Augusthitze in Flur und Wiese. In dieser Zeit schadet Käfer und Gewürm dem Garten am meisten. Überall sind ihre Spuren zu finden an Wurzel, Blatt und Blüte. Da heißt es fleißig dagegen arbeiten. Die Kinder ziehen in den Wald hinaus, um „Gäulsbeeren", Himbeeren zu sammeln, zur minderen Freude des Forstmannes.

Ist die Ernte vollständig daheim, so freut man sich folgenden Brauches. Der letzte Bauer beim Ernten schlachtet mit dem letzten Dreschen. Da schickte man nun einen Buben, nicht von den Pfiffigsten, zu diesem Bauern, um die Hebestange holen zu lassen. An dieser Stange hingen Würste u. a., den untersten Teil aber hatte die Bäuerin mit Ruß angestrichen. Die Stange faßte der Junge und hing sie über die

Schulter. Da sie immer nicht leicht war, so mußte sich der Junge öfter den Schweiß von der Stirne wischen. Natürlich machte er nun mit den rußigen Händen auch sein Gesicht schwarz, bis er nach Hause kam, zum Gespötte der Kameraden und Hausgenossen. Er mußte eben dies Opfer bringen, die Würste hatte er doch.

Ende August (24.) ist der Bartles- (Bartholomäus) Markt. Stände sind auf der Hauptstraße aufgeschlagen. Die Kinder freuen sich auf diesen Tag. Wie viel schönes Unnütze wird da gekauft für die Pfennige von Eltern, Tanten, Onkeln und wie freut sich das Kinderherz des Tandes!

Kühler wird's im September, wenn auch am Tage die Sonne ziemlich heiß brennt. Das Ohmet ist gemäht und bald daheim. Nun macht der Bauer das Wehr zu und die Gräben auf und seine Wiesenflächen stehen bald unter Wasser. Schon beginnt der Landmann des Hofes riechbaren Reichtum und Stolz hinauszuführen auf die leeren Wiesen. An den Hausbäumen im Hausgarten wird das Obst abgenommen, besonders Zwetschgen und Birnen. Auch die Weintrauben an der Hauswand gehen ihrer Reife entgegen. Bald wird Regen kommen. Man hört in Weilbach die Glocken von Amorbach läuten. Das ist ein sicheres Zeichen des Regens, den der Südwind bringt. Der heult und saust über die Wiesen, wirft Bohnenstecken um, drückt den Mais zu Boden und richtet sonst Unheil an. Die Mud bringt rotgelbes Wasser mit und überschwemmt fast ihre Ufer.

Solches Wetter allerdings kann der Bauer nicht zu beginnender Kartoffelernte brauchen. Sie ist des Bauern letzte Erntearbeit noch im Jahr. Des Feuers Qualm zieht träge über leere Furchen, wenns Büblein mit Kartoffelkraut sich ein Feuerlein macht. – Der Monat Oktober ist der Rosenkranzkönigin geweiht. Wie im Mai zu Beginn des Sommers, so im Oktober zu Winters Anfang wird die Himmelskönigin besonders geehrt, als wolle man ihren Segen recht innig erflehen. –

20 Sommer hat der Weilbacher Bursche nach seinem eigenen Willen gelebt, jetzt lernt er höherem Willen gehorchen, dem seines Königs. Mit Bändern geschmückt geht es jubelnd und singend zur Kaserne, um 2 oder 3 Jahre Königs Rock zu tragen und vieles zu lernen zu eigenem und zu Landes Wohl. Fröhlicher aber noch klingt das Lied des mit Reservistenstock und Mütze in die Heimat zurückkehrenden Soldaten. Unter vielem Erzählen und Prahlen wird die Soldatenzeit als schönste wohl des Lebens da gepriesen und nicht ganz mit Unrecht; ziemlich sorgenfrei ist sie gewiß. Im Lied wird sie verherrlicht. Außer den meist bekannten Soldatenliedern:

1. Auf! auf! Zum Kampf . . . .
2. Was wandert dort . . . .
3. O Deutschland hoch in Ehren . . . .
4. Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren . . . .

weist meine Sammlung noch einige auf, die der Weilbacher Jugend nicht mehr so bekannt sind.

: Soldaten sind schön, das muß man gestehn :
: Sie leuchten von ferne,
Sie funkeln wie die Sterne,
Soldaten sind schön, ja das muß man gestehn :

|: Ich liebe den Wein, ein Mädchen vor allen :|
|: Ich geh nicht alleine zu einem Glas Weine
Mein Liebchen dabei, die Gedanken sind frei :|

|: Die Gedanken sind frei, kein Mensch kann sie wissen :|
|: Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen
Mit Pulver oder Blei, die Gedanken sind frei :|

|: Feinsliebchen sag es mir, wann ich kommen soll zu dir :|
|: Am Montag, am Dienstag, am Donnerstag, am Freitag,
Am Samstag ganz gewiß, wenn es Feierabend ist :|
|: Wenn es Feierabend ist, Schatz, dann sollst du kommen :|
Meine Hintertür laß' ich offen stehn, wenn du rein willst, kannst reine gehn,
Kannst schlafen bei mir mit der schönsten Pläsier!

Setzt zusammen die Gewehre,
Fort mit des Tornisters Schwere,
Helm ab, hier ist Rendezvous,
|: Laßt uns eins gemütlich singen,
Bald wird Horn und Trommel klingen
Und vorbei ist's mit der Ruh :|

Feinde stehn in allen Ecken
Freche Gegner, die uns schrecken,
Sie erheben Kriegsgeschrei!
|: Doch sie finden uns gerüstet;
Wen's nach blauen Bohnen dürstet,
Der soll spüren deutsches Blei :|

Kommt uns nun auf unsern Wegen
Irgendwie ein Feind entgegen,
Der es schlecht mit Deutschland meint:
|: Bataillon heißt's soll chargieren!
Laden und Kolonne formieren!
Vorwärts geht es auf die Feind' :|

Nehmt's Gewehr rechts zur Attacke
Fällt's Gewehr! Marsch, Marsch! die Jacke
Wird den Burschen durchgeklopft!
|: Will das Bajonett nicht frommen,
Wird der Kolben vorgenommen;
Solch ein Dreschen macht bald Luft :|

Kavallerie auf beiden Flügeln,
Fest gewurzelt in den Bügeln,
Sprengen nun zum Einhaun vor.
|: Drüben donnern die Kanonen,
Hier auch gibt's kein Pulver schonen.
Kugeln speit das Feuerrohr :|

Doch das „Ganze" wird's geblasen;
Gewehr ab! Hier auf grünem Rasen
Liegt so mancher Reitersmann.
|: Beim Apell wird mancher schweigen,
Und die blinden Rotten zeigen,
Daß der Feind auch schießen kann :|

Augen links! Es kommt gegangen
Der Genral, er wird's euch sagen,
Was das Vaterland begehrt.
|: Frieden wird's ihr Waffenbrüder,
Morgen geht's zur Heimat wieder,
Achtung, präsentiert's Gewehr! :|

In des Friedens stillen Hallen,
Wo die Kriegstrompeten schallen,
Zieht die frohe Kriegerschar,
Mutig wie noch keine war.
Wohl nach dem Kampfe, nach dem Siege
Lächelt schöner noch als die Natur
An des treuen Mädchens Brust
Lächelt uns der Liebe Lust.
|: Ja schöner noch als Rundgesang
Schallet unser Waffenklang :|

Wie eine Herde treuer Knechte,
Mutig zieh'n wir ins Gefechte,
Hoch und treu schlägt unsre Brust
Für des Vaterlandes Lust!
Wohl nach dem Kampfe, nach dem Siege
Lächelt schöner noch . . . usw.

Den wir ehren, den wir lieben,
Der ist uns zurückgeblieben;
Der Tod hat ihn hinweggerafft,
Durch des Feindes Übermacht.
Wohl nach dem Kampfe, nach dem Siege
Lächelt schöner . . . usw.

Ich bin der Kronprinz Chevauleger,
Streit für mein Vaterland, streit für mein Vaterland
|: Und ich trag bereits den Säbel 7 Jahr in der Hand :|

So gab ich meinem Pferde die Sporen
Ein Ruß kam auf mich her, ein Ruß kam auf mich her;
|: s' war ein Kosak, ein Offizier, ein Kerl als wie ein Bär :|

Er schoß auf mich Pistolen los,
Kaum war der Schuß vorbei, kaum war der Schuß vorbei,
|: Da zog ich meinen Säbel, hieb ihm den Kopf entzwei :|

Ich nahm ihm seine Börse ab,
Von Rubel war sie steif, von Rubel war sie steif.
|: Und was mir noch am liebsten war, seine silberne Tabakspfeif :|

Und diese Pfeife stopft ich mir
Vom feinsten Rauchtabak, vom feinsten Rauchtabak
|: Und rauchte sie von oben an bis an den Wassersack :|

In der Schlacht bei Austerlitz
Verlor ich meinen Fuß, verlor ich meinen Fuß;
|: Ich griff zuerst nach meiner Pfeif' und dann nach meinem Fuß :|

Jubelnd sei's der Welt verkündet
|: Nicht mehr scheidet uns der Main :|
Darum rücken wir verbündet
Ins Franzosenland hinein, Land hinein.
|: Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied vom Vaterland:
Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut die Chassepot!
Chassepot – po – po – po – po –
Auf die Chassepot mit Hurra! :|

Bayern, Sachsen, Schwaben, Hessen
|: Schließt euch tapfer Glied an Glied! :|
Was geschehen ist, ist vergessen
Und vergessen, was uns schied, was uns schied.
|: Von der Alpe – hurra! :|

Immer fester auf die Weste
|: Halt dich alter Krupp! :|
Bring uns auch bis auf die Reste
All das Kruppzeug auf den Schub, auf den Schub!
|: Von der Alpe – hurra! :|

Jagt den Kaiser der Franzosen
|: Über Land und Reich und Haus! :|
Drüben stehn die roten Hosen.
Wer da Lust hat, klopft sie aus, klopft sie aus!
|: Von der Alpe – hurra! :|

Der 2. November ist der Totentag. Anhängliche Liebe schmückt mit treuer Hand die Stätte, wo Vater und Mutter, Bruder und Schwester ruhen von Erdennot und Erdenleid.

Eines Tages ertönt die Glocke, setzt ab, fängt mit einer anderen zusammen wieder an: es läutet aus. Ist es ein Erwachsenes, beginnt zuerst die große Glocke, ists ein Kind, dann erst die kleine. Man faltet die Hände und betet drei Vaterunser für das zum Vater heimgegangene Menschenkind. Zwei Tage hat nun jeder Zutritt in das Sterbehaus. Da liegt der Tote, der im Leben so manchem Feind, so vielen Freund gewesen ist. Um die Hände hat man ihm den Rosenkranz geschlungen und das Sterbekreuz, das jahrelang über seinem Bett hing, hat man dem Toten in die starren Finger gesteckt. An der Seite des Totenbettes steht ein kleines, gedecktes Tischlein mit einem Kreuz, zwei brennenden Kerzen, einem Gläschen Weihwasser und einem Buchsbaumzweiglein drin. Viele kommen in diesen Tagen, um dem Toten den letzten Besuch zu machen. Ein jeder nimmt beim Fortgehen nochmal den Buchsbaumzweig, taucht ihn ins Weihwasser, besprengt den Toten damit und hebt das Leichentuch in die Höhe, um dem Verstorbenen zum letzten Mal ins bekannte Antlitz zu schauen und Abschied zu nehmen.

War der Tote vermögend gewesen, so stand früher auf dem Tisch ein Teller mit Kupfergeld und jedes Kind, das Weihwasser gab, erhielt 3 Pfennig.

Als uralte Sitte hat sich die Totenwache erhalten.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit finden sich Verwandte, Bekannte und Nachbarn ein, um während der Nacht zu wachen und zu beten. Vor Mitternacht sind es die Frauen, die nach Mitternacht von den Männern abgelöst werden. Sie sitzen in einer an die Totenkammer angrenzenden Stube auf Bänken und Stühlen und beten zusammen laut den Rosenkranz. Allmählich wird eine Beterin, ein Beter leiser und läßt den Kopf auf die Brust sinken. Sie oder er schläft. Ein kleiner Stoß vom Nebenmann und sofort fällt die Stimme des Erwachenden in die der andern ein. Vielleicht schläft nun ein andrer. Zur Erfrischung der Geister wird gegen 12 Uhr Brot und Schnaps gereicht.

Der Begräbnistag ist angebrochen. Der Schreiner hat mit Hilfe des Totengräbers den Toten in die Lade gelegt. Ein kleines, weißes Kissen mit Hobelspänen dient als Kopfkissen. Am Eingang des Hofes wird der Sarg auf zwei Stühle gestellt, daneben kommt ein Tischchen mit Kreuz, zwei Kerzen, zwei Gläschen mit Weihwasser und Buchsbaumzweigen darin.

Als Träger hat man sich die nächsten Nachbarn erbeten, die mit hohem Hut (Zylinder) und Kopuliermutzen (Gehrock) erscheinen. Für sie hat man in jeden Sarghenkel ein neues Taschentuch zum leichteren Tragen gesteckt. Dieses Tuch darf der Träger behalten. Ist der Tote ein kleines Kind, so nimmt ein schwarzgekleidetes Mädchen den Sarg auf den Kopf. Ein größeres Kind wird von Knaben getragen, den ledigen toten Kameraden bringen junge Männer mit einem Zweiglein Rosmarin im Knopfloch zu Grabe.

Den Leichenzug eröffnen Schulkinder mit ihrem Lehrer, sie singen dabei den Psalm: Miserere mei deus bis zum Friedhof. Nach ihnen folgt der Geistliche und nach demselben der Sarg. Ihn haben Schulfreunde oder Freundinnen mit einem Kranz umwunden und nun begleiten sie ihn mit brennenden Kerzen. Dem Sarge folgen die Angehörigen und diesen Männer, links und rechts zu zweien gehend. Betend schließen die Frauen den Zug.

Nach der Einsegnung am offenen Grabe wird folgende Strophe eines alten Kirchenliedes gesungen:

Es wird mich die Erde bedecken,
Bis mich die Posaunen erwecken.
Ich erwarte das letzte Gericht
|: Ich erhoffe das ewige Licht. :|

Nach der Leichenfeier versammeln sich im Sterbehause alle auswärtigen Verwandte zu einem je nach Vermögen kleinen oder großen Mittagessen.

Neben diesem Ernst zeigt das Leben auch heitere Seiten: Jagd und Kirchweih. Fremde und Weilbacher schießen im Forst. Im Saale schwingt, was tanzen kann, das Bein. In modische Kleider gehüllt und ins Korsett gepreßt „schwebt" manches nette Bauernmädchen städtisch durch die Reihen. O, wär's bei seiner kleidsamen Bauerntracht geblieben! Eine solche Tracht wie heute noch im Ochsenfurter, Schweinfurter Gau kennt man aber anscheinend in unserer Gegend nicht mehr. Nur vom „Sächsle" sprechen hier die Leute noch. Es war dies eine Haube mit

langen Bändern, die von Frauen wie ein spitzer Zuckerhut steif auf dem Hinterkopf getragen wurde[1]).

Bald ist vorbei des Jahres Leid und Schmerz, doch auch sein Glück und seine Freude. St. Nikolaus bringt den Kindern Rute und Nüsse. In absonderlichen Trachten glauben oft Kinder einen Nikolaus machen zu müssen. Dabei schneit es im Dezember schon manchmal tüchtig im Odenwald. Liegt auch nur eine Spur von Schnee, so sind die Weilbacher Buben und Mädel mit Schlitten zur Hand und stören den Verkehr. Mancher Schneeball fliegt von unsichtbarer Hand dem Fußgänger nach. Immer stimmungsvoller wird die Zeit. Bald kommt das seligste der Feste.

Weihnachten! Das Christkindlein kommt. Laßt alle Sorgen weg an diesem Tag, erinnert er uns doch an unsere selige Kinderzeit. Der Weilbacher hat ein gutes Herz mit seinen Kindern. Ist die Gabe noch so klein, sie kommt doch von Herzen. Mit dem Säbel in der Faust steigt der kleine Weilbacher ins Bett, als wolle er noch im Schlafe Krieg führen. Noch aber ist der Zauber der 12 Nächte im Glauben des Volkes nicht erloschen. Ja selbst die Tiere vermögen in der hl. Christnacht zu sprechen. In der Mitternachtsstunde geht manche Weilbacher Bäuerin in den Stall, um zu hören, was Ochsen und Kühe über ihren Herrn plaudern.

Leise zerfließen des Jahres letzte Stunden.

Mitternacht schlägt: Bei Freibier und Bretzelzwicken, aber auch in stiller Stube bei wehmütiger Rückerinnerung und hoffnungsfrohem Ausblick beschließt der Weilbacher das alte und beginnt das neue Jahr.

Mit Gott vom alten ins neue,
Sein Segen uns alle erfreue!

Nachwort

Vorstehende Schilderung der Arbeiten, Leiden und Freuden, Sitten und Gebräuche einer Gemeinde im Lauf eines Jahres haben wir als eine Art Beispiel deshalb veröffentlicht, weil nur auf Grund zahlreicher solcher Einzeldarstellungen eine wissenschaftlich vollkommen genügende Darstellung des Lebens eines ganzes Volksstammes erfolgen kann. Jeder volkskundlich Interessierte sollte versuchen, ein Bild des Volkslebens in seinem Heimatort während eines Jahres zu entwerfen. Sehr vieles wird sich da bei den einzelnen Gemeinden wiederholen, manches Abweichende oder auch ganz Eigenartige wird sich finden. Die Regel wie die Ausnahme ist für die Volksforscher gleich interessant. Wir können natürlich in dem begrenzten Raum unserer Zeitschrift nicht so bald wieder eine so ausführliche Darstellung wie die vorstehende bringen, sind aber für Mitteilung bemerkenswerter Einzelheiten sehr dankbar.

Der Herausgeber



[1]) Vgl. O. Rückerts Vignette auf S. 289, Jahrg. 1917 Es ist der „Hennin", ursprünglich aus Burgund stammend, im 15. Jahrh. Modekopfbedeckung der Damen. (Der Herausg.)

D'r Lohengrin

„Jessas, d'r Vötter!" schreit mi 's Bäsla hetzet ou, an Sunntog abeds an Bahnhouf in Kitzi. „Ei du wos ei du", sog i, „des is ja as Babettla! Ja, wua kummst denn har, Babettla", sog i, „und wua mechst'n hi? „Vu Wörzborg kumm i", seïgt's Babettla, „grod mit dan siema=Ziegla und hetz mach' i no no nach Sülzfald; ka'st mi a Stickla bagleit', Vötter!„ „Als zua", sog i, „odder, daß'D as glei wäßt, ümasüst sei nit, Babettla; vastähst mi? A Kißla kost's odder zwä! „No", seïgt' Babettla, „m'r wöll'n sah', m'r wer'n handelseini' wer'n, weil Du's bist!" „Grod üm", sog i, „tausch'n m'r, een hi, een har, odder valleicht geist no een auf!" – A saubersch Mädla, as Bäsla, wia Milch und Bluat – m'r sen iberhaupt ner scheena Leut in dia Verwandtschaft. „Ja", seïgt's Babettla, „nahm ner ou, i war in Theater!" „Sou", sog i, „allawäll gäht die Uhr racht; was ham sa denn ga'm?" „Ach Gott, sou schö war'sch, i ho sou gagriena – sou was greuft en ou –," seïgt's Babettla, „an Lohengrin ham sa g'spielt. Da kann D'r fei die Weihnachtsauffihrung in Vet'ranaverein nit nou mitsamt ihr'n bengalischa Feuer üm zwä Mark! Ke Vergleich sog i! Dar Lohengrin war D'r hargericht, sou sauber beiananner und die Muntur, des hat ner sou gaglitzert! Da mecht m'r keen Bauern mehr heier', we' m'r sou an Mou siecht. Und a richti'er Mou! Wia dar'sch salln Tälramund basorgt hat, dan Dunnerkeil, und seiner Fraa! Sou a Rääf, sou an elendi's, sou an Dorchananner za mach'n bei dia junga Leut! Und hig'schtöllt und gaglotzt und a poor Volleraag'n rausgadräht – meiner Säil, i ho mi mähr g'schamt wager sou au Frau'nzimmer! Daß sa si ner nit scheniert hat vor'n Kenig Heinrich, dar wua si d'r Sach auganumma und gament hat: Nacht muß Nacht blei'! Und sou gamee dar Kenig Heiner mit die Leut g'wa: ar it unner an Baam g'hockt, ar hat si's nit nahm' laß, ar hett' doch aa nei die Stu'm gäkönnt odder nei'n Sool. Dar Lohengrin it odder mit sall'n Tälramund schnall ferti g'wa; dar hat'n mit sei'n Sabel bald higawörgt g'hot. Odder dia Fraa hat kee Ruah ga'm und des it sou kumma:

Dar Lohengrin hat si nit zu erkenna ga'm; ar hat nit ho wöll, daß m'r na frägt, wua'r har war und sou, wia halt die Mannsbilder als sou sen. Ar hat aa kee Papier g'hot, wua'r si hett' ausweis könn. Odder sall ho i glei g'sahn: des it a bess'rer Mou, des markt m'r an die Muntur und an'n ganz'n Auftrat'n; i hätt' na glei ganumma! – Also, daß i's korz sog, in die Nacht vor die Trauing mecht si die Ortrud, des schlacht' Stick, nei'n Schloßhouf – blärrt sou lang, bis dia guat' Elsa aufwacht und sie nei zu ara lößt. J ho m'r gadacht, wie sie sou gablärrt hat: O halt Dei Maul, Dei gaffzi's, laß doch des arma Mädla schlaf', den wärd die Ruah guat ton, die letzt' Nacht vor die Trauing; die nächst' werd si sou schwär eischlaf' könn', nach sou an Fast und sou –. Odder na: zugablärrt werd und zugablärt! Nocher hat sie dann dara Elsa eigablöselt: mit sall'n Lohengrin, da mißt's was nit richti' sei; worüm seïgt er'sch nit, seïgt sie zu ara, wua'r har it, heï? Des it aufölli'. Da hat's a Hackala – und sou nachananner zua. – J hett' ara on Krog'n rümdräh' könn', sou an Luder. Sou an Dorchananner za mach'n!

Richti, die Elsa odder is eiganga d'rauf, sou an olbersch Mädla. Sog' het' i's ara mög': dar Mou it a richti'er Mou! Da wär'scht Da gaborg'n und braucherst Di nit za plogen; da kennerst D'r zwä Mäd'n halt und no a klees Knachtla för'sch Holz za mach'n und sou kleena Ärbat'n in Haus! Also, wia sie nach der Hochzet abeds allee war'n, ganz alle — sou schö hat grod d'r Mond g'schiena und i ho sou grein' müß', sou hat mi's ougagriffen — no und dar Lohengrin will sou oufang a weng schö zu ton, muß na dia dumma Fraa fräg', wia'r häßet und wua'r har war, sou, wia's ara dia falsch Tälramunda eigablos'n hat. Halt Dei Maul, ho i m'r gadacht, die Papier' wer'n scho kumma, bis morgen odder ibermorgen sen sie da! Halt Dei Maul, wil i schrei', ar lößt D no sitz' mit Dein neuschieri'n Gatua! Richti: as it'n Lohengrin aa die Nos'n nauf und glei gor, wia dar Tälramund reig'schtörmt it und hot na ümbreng' wöll. Des war sou abgakart' vou dara Tälramunda. Des fahlt jetzt grod no, ho i sou zua m'r g'sogt; hetz it's gor mit die Heierei, olbera Elsa! Rümgadräht it odder aa g'fohrn: dar Lohengrin, nit faul, mecht'n Tälramund hi und gäht fort und schlöft in an Gasthaus. Sou hast'n Drack mit Deiner nasaweisa Gosch'n, Elsa, hetz kast sah', wua's D widder sou a guata Partie mach' ka'st.

An anner'n Tog it d'r Lohengrin mit sein Schwonaschiffla widder hem g'fohr'n. Und sou schö hat er no g'sunga. Dar kriegt a Fraa, ho i m'r gadacht, an jeden Finger eena; sou a Mou? — zon lach'n!

I kennt' mi odder ärger' iber dia Elsa — hest Dei Maul g'halt'n, Dei fürlaut's! Iber'n anner'n Tog wär'sch aa Zeit g'wa zon Fräg'n", meent's Babettla.

„Du hast racht", sog i zon Babettla. „Odder ihr Weibsbilder seid immer nosaweis und neuschieri! Merk D'r'sch", sog i„ und mach' Dei Maul nit auf, wenn's nit sei muß, hörscht Da? O, i ko's racht schö halt", lacht's Bobettla,„ guck amal har" — und hölt m'r sei Göschla nou, des schlacht' Mädla. As it scho a weng finster wor'n und as war kee's weit uno brät auf d'r Straß'. I, nit faul, ho glei oug'fangt za bagreuf'n und ho na an Fatza-Kuß ga'm, an Bäsla, und dann nu een und nu a poor; o, as hot racht schö still g'halt'n. Auf eemol odder mecht sie' s los und lacht mi ou und schreit: sou, hetz langt's, Bötter; sü'st gawöhnst D'r'sch no ou, wenn's D' sou zuamechst!" „Also guat Nacht", sog i, „kumm' gut hem und fall' nit nei'n Mee!" „Aa souviel", schreit's Bäsla, „und auf die Kerm tanz'n m'r mitananner; kumm' gut hem!" Und fort war'sch, auf Sülzfald zua. Nacher ho i's no a weng trapp'n g'hört und dann hat's nu amal för schi hi g'sunga: „Nie – sollst — Du — mich — befragen", galacht und g'schrien: „Häst Dei' Maul g'halt'n, olbera Elsa, olbera!"

W. W.



Max Dauthendey †

Max Dauthendey's Tod hat auch in seiner engeren Heimat herzliche Teilnahme hervorgerufen, bedeutet doch das frühe Hinscheiden des Dichters einen herben, unersetzlichen Verlust auch für das fränkische Geist- und Schrifttum. Denn neben seinem alten, aber immer noch schaffensfreudigen Landsmann M. G. Conrad hat Dauthendey die völkische und landschaftliche Eigenart Frankens in seiner reichen und vielseitigen dichterischen Tätigkeit am reinsten und getreuesten zum Ausdruck gebracht. Fehlt es dem Volksstamm am Main und seinen Nebenflüssen auch keineswegs an starken, urwüchsigen Begabungen – Namen wie Hans Raithel, Jakob Wassermann, Karl Bröger, Wilhelm Seb. Schmerl, Leonhard Frank sind bekannt und geschätzt —, so besitzt doch keiner unter ihnen eine derartige Entwicklungsmöglichkeit, wie sie gerade Max Dauthendey in seinen letzten Büchern klar und deutlich gezeigt hat. Sein Heimgang berührt daher doppelt schmerzlich. Seine Heimat, der er mit inniger Liebe zugetan, die er in seinen Liedern und Dichtungen verewigt, wird seiner nicht vergessen; am wenigsten seine Vaterstadt Würzburg, der er in seinen Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert „Der Geist meines Vaters" ein unvergängliches Denkmal errichtet. Die städtische Vertretung des alten Bischofssitzes hat der Schwester des Dichters, Elisabeth Dauthendey, ihr tiefes Beileid ausgesprochen; das Stadttheater zu Würzburg, das bereits eine würdige Gedenkfeier veranstaltete, bereitete für Anfang Oktober eine Aufführung der „Spielereien einer Kaiserin" vor. Es ist dies das zweite Mal, daß Max Dauthendey in seiner Vaterstadt, in der er so gerne geweilt, in deren Bannkreis er vor wenigen Jahren sein eigen Häusle zwischen Wald und Wiesen gebaut, zu Worte kommt: 1912 fand „Frau Graufenbarth" im Würzburger Stadttheater eine außergewöhnlich freundliche Aufnahme. Und da alle guten Dinge drei sind, soll die Hoffnung nicht trügen, daß auch Dauthendeys auf fränkischem Boden spielende Kilianstragödie „Die Heidin Geilane" im lieblichen Würzburg ihre Urständ begehe, wenn nicht mehr zur Kriegs-, so doch zur kommenden Friedenszeit.

Ernst Luther



Fränkische Chronik

17. **Bamberg.** Zu dem schönen Kruzifixus in der Nagelkapelle des Domes sind durch die Bemühungen des Dompfarrers Domkapitulars Geiger zwei neue Figuren gefügt worden, Maria und Johannes, in Holz geschnitzt von Prof. Thomas Buscher, sodaß jetzt eine vollständige Kreuzigungsgruppe den Altar des Heiligen Nagels ziert. Die beiden neuen Figuren sind der aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden Darstellung des Gekreuzigten aufs glücklichste angepaßt. Ihre Weihe erfolgte durch den Dompfarrer am Palmsonntag nachmittag (1. April 1917).

18. **Crailsheim.** Die Gemeindekollegien der Stadt haben ein sehr eigenartiges Kriegsgeld in eisernen Fünf-, Zehn- und Fünfzigpfennigstücken schlagen lassen. Die Prägung zeigt einen sagenhaften Vorgang aus der Zeit der Belagerung, die Crailsheim 1379/80 gegen die Reichsstädte Hall, Rothenburg und Dinkelsbühl auszustehen hatte. Um nämlich den Belagerern einen Beweis für die noch immer reichen Vorräte der Stadt zu bringen, soll sich die Bürgermeisterin, die über eine ungewöhnliche Körperfülle verfügte, entschlossen haben, den Feinden von der Stadtmauer aus ihren entblößten Rücken zu zeigen. Diesen Augenblick hält das Kriegsnotgeld fest. Daneben zeigt es Crailsheims Nationalgebäck, den sogenannten „Haaraffen", der eigentlich nichts anderes ist als eine Abbildung des betreffenden Körperteils der Bürgermeisterin.

19. **Gößweinstein.** Die schöne Wallfahrtskirche, ein Werk Balthasar Neumanns aus den Jahren 1730–39, wird augenblicklich im Innern erneuert; die Arbeiten am Langhaus sind (Herbst 1918) bereits beendigt. Die Ausführung und verantwortliche Betriebsleitung liegt in den Händen der Firma Joh. Mayer & Co., Vergolder und K. B. Hofdekorationsmaler in Bamberg; den Stuck erneuert Anton Bauer, Bildhauer und Stuckateurmeister in Bamberg.

20. **Miltenberg.** Die Errichtung eines Heimatmuseums hat hier nun eine Lösung gefunden, indem der hiesige Bürgermeister Oskar Winterhelt seine reiche Altertumssammlung der Stadt zuwendet. Das neue Museum kommt in das berühmte „Hartighaus", erbaut 1498. Hierher werden auch die Sammlungen verbracht, die bisher im Rathaus und im Brückenturm untergebracht waren.

21. **Rothenburg o. T.** Hier wurden in dem der Stadt gehörenden Wohnhause des Bürgermeisters gelegentlich der Vornahme von Ausbesserungsarbeiten in dem 70 Quadratmeter großen Vorplatze bedeutende Reste alter Malereien entdeckt und bloßgelegt. Die Malereien stellen die zehn Menschenalter in lebensgroßen Bildern dar. Die Bilder tragen über sich die bekannte Bezeichnung der bekannten Altersstufen: 10 Jahre ein Kind, 20 Jahre wohlgesinnt, 30 Jahre ein Mann usw. in alter voll erhaltener Schrift. Unter den Figuren sind reiche Ornamente gemalt; die einzelnen Bilder sind durch gemalte Säulen getrennt. Auf Veranlassung des Generalkonservators Dr. Hager hat der Referent für alte Malerei am K. Landesamt für Denkmalpflege, Professor und Kunstmaler Müller-München festgestellt, daß die Malerei unzweifelhaft aus der Zeit vor 1570 stammt.

22. **Wallenfels** (Bez.-A. Kronach). Die Pfarrkirche hat eine neue schöne Zierde erhalten: 8 alte, prächtig geschnitzte Zunftstäbe, welche Jahrzehnte lang auf dem Kirchenboden verstaubt gelegen waren, sind im Auftrag des Pfarrers Erlwein bei der Firma Kauzmann in Bamberg neu renoviert worden. Die Stäbe sind teils in Rokoko teils im Barockstil gehalten, jedes Paar in anderer Form, und legen Zeugnis ab, daß einst in Wallenfels Kunstsinn und Zunftleben geblüht hat.



Büchertisch

Von der Altenburg erlauscht. Von denkwürdigen Stätten des Bamberger Landes. Gedichte mit alten Abbildungen und Anmerkungen von Christoph Beck. Bamberg, Verlag und Druck der Handelsdruckerei 1918.

Von diesem Büchlein gilt, was Inhalt und Absichten des Verfassers betrifft, das nämliche, was wir über sein Büchlein „Was die Wiesent rauscht" im 3. Jahrgang S. 110 unserer Zeitschrift gesagt haben. Die denkwürdigen Stätten, die der Verfasser in einfachen Versen besingt, sind zwar nicht alle von der Altenburg aus sichtbar, aber die Gegend, wo sie sich ungefähr befinden, kann man gewiß vom hohen Bergfried aus wahrnehmen. In dieser Hinsicht hat der Verfasser den Gesichtskreis von Dr. Andreas Haupt erweitert, der seinerzeit in seinen „Bamberger Sagen und Legenden" sich auf die Stadt und ihre nächste Umgebung beschränkte. Wohl am gelungensten sind die Schilderungen, die aus eigener Beobachtung entspringen. Z. B. „An der Pforte von St. Jakob":

Zu Mittag an der Klosterpforte
Vor Hunger harret eine Schar
Von Frauen, Kindern, Handwerksburschen,
Darunter manch Studentlein gar.

Kaum hat die Glocke zwölf geschlagen,
Der Bruder Pförtner öffnet's Tor,
Dann füllet sich die breite Halle,
Ein Tischgebet stimmt an der Chor.

Nicht lang, so stürmt's heraus mit Krügen,
Die dampfen, voll bis an den Rand
Von Suppe, drin von Fleisch ein Brocken,
Dran lüstern tippt der Kinder Hand.

Zuletzt tritt aus der Klosterhalle
Der Handwerksbursch und wischt den Bart;
Gelobt wohl wieder einzukehren
Auf seiner nächsten Wanderfahrt. –

Die Anmerkungen sind ganz zweckentsprechend und volkstümlich gehalten. Was die sehr merkwürdige St. Helenakapelle bei Baunach betrifft, meint der Verfasser, daß die hohen Ringwälle der uralten Befestigungsanlage bis jetzt von Forschern nicht entsprechend beobachtet worden zu sein scheinen. Indes hat schon vor langen Jahren Pfarrer Wachter von Hallstadt sich mit dem alten Heiligtum beschäftigt (auch nach der sagengeschichtlichen Seite hin) und der Schreiber dieser Zeilen hat die ganze Anlage öfters studiert und am 29. November 1910 unter Vorlage von Grundrissen und Zeichnungen im Historischen Verein von Bamberg einen Vortrag über Befestigung, Heilbrunnen und Kapelle gehalten. Was bis heute noch fehlt, ist die Spatenforschung. – Reizend sind wieder, wie bei dem Wiesentbüchlein, die Zeichnungen: von Ludwig Richter, C. Theodori, L. Kaim, Fritz Bamberger. An den Frieden, der aus ihnen spricht, denken wir heute mit besonders wehmütigen Empfindungen. P. S.

Städte und Schlösser. Von Wilhelm von Scholz. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. 1918. 112 S.

Wahrlich, wer so zu reisen versteht, wie Wilhelm von Scholz, den möchte man wohl um die Kunst des Schauens und Genießens und noch mehr um die Kunst der Wiedergabe und des Ausdrucks ehrlich beneiden! Das ist ein dichterisches Reisebuch im Sinne des Wortes, ein Werk, das nicht in chronologischer Reihenfolge etwa die Sehenswürdigkeiten der Städte und Schlösser aufzählt, sondern vor allem in zwangloser Auswahl von jenen Punkten deutscher Baukunst und Baukultur erzählt, die dem Reisenden und Wanderer zum persönlichen Erlebnis werden, soferne man sie nicht nur mit den Augen allein sieht, sondern auch mit einem deutschfühlenden warmen Herzen.

Vierzehn Reisebilder aus deutschen Landen hat Wilhelm von Scholz in diesem schmucken, mit vortrefflichen Photo-Aufnahmen versehenen Büchlein gezeichnet, so die Saalestadt Naumburg, „mit dem aus gewaltigster deutscher Zeit heraufragenden viertürmigen Dom, welcher die Werke von der Hand des namenlosen und doch vielleicht größten deutschen Bildhauers in sich birgt", die vielbesungene und durch geschmacklose Einbauten verunzierte Rudelsburg, die Dichterstadt Weimar, die Wartburg, das majestätische Residenzschloß von Altenburg, und Augsburg, die Stadt des großen Baumeisters der deutschen Renaissance Elias Holl, dann führt er uns nach dem idyllisch verborgenen Schloß Elmau im Werdenfelser Land, nach dem durch Schiller bekannten Lustschloß Solitude bei Stuttgart, nach dem Ulmer Dom, „einem Schlosse Gottes", und in ein malerisches Neckarstädtchen.

Was uns dieses prächtige dichterische Reisebuch, dem ein ähnliches, „Reise und Einkehr", voranging, aber besonders lieb macht, ist der Umstand, daß darin auch unser herrliches Würzburg vertreten ist. Von seiner landschaftlichen, künstlerischen und kulturellen Bedeutung spricht Wilhelm von Scholz in Worten höchster Begeisterung. Er nennt es „eine an lebendiger Kunst unendlich reiche Stadt, der Balthasar Neumann den Charakter des deutschen Barocks und Rokokos für alle Zeiten aufprägte und deren alte hohe Kunst nicht lebensfremd geworden ist, sondern weiter mitlebt mit der gesamten Gegenwart". Die von Naumann erbaute Schönbornkapelle bezeichnet er als den „schönsten, formlebendigsten Bau der Stadt", das Würzburger Schloß — mit Recht — „als Ganzes doch wohl die großartigste Schöpfung des deutschen Barocks". „Das stärkste Persönlichkeitserlebnis aber, das man in Würzburg findet — sagt der Verfasser weiter — ist Tilmann Riemenschneider, der deutsche Bildhauer". Eine stimmungsvolle photographische Teilaufnahme der großen steinernen Mainbrücke ist der 11 Seiten umfassenden Abhandlung beigegeben.

Wer in diesem dichterischen Reisebuch blättert, der fühlt daraus warm und belebend den Wert unserer deutschen Heimat. Möge er allen, die bisher nur oberflächlich und ohne innerliche Erbauung an den Schönheiten zu reisen gewohnt waren, teilhaftig werden! „Denn es ist die Aufgabe unseres Reisens wohl nicht nur, nur Vollendetes und Unverderbtes am Wege zu finden, nur zu genießen und wandernd zu schwelgen. Wir reisen zu dem Ziele, „mit dem erregten Glücksgefühl des Schreitenden, des von aller Enge Gelösten diese Erde, vor allem unser deutsches Land in geistigen Besitz zu verwandeln".

Kufstein, im Herbst 1918 August Sieghardt

Die Wartburg im Wandel der Jahrhunderte. Unter Mitwirkung des Thüringerwaldvereins herausgegeben von Wilhelm Nicolai. Mit zahlreichen Bildbeigaben, Karte und einem Führer. Heimat und Welt-Verlag, Dresden-A. 1917. 127 S. Preis brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Das 400jährige Jubiläum der Reformation im Jahre 1917 und der 100. Geburtstag des Weimarer Großherzogs Carl Alexander im Jahre 1918 haben uns die deutscheste aller deutschen Burgen, die Wartburg, wieder besonders nahe gebracht. Und da darf man es freudig begrüßen, wenn aus diesem Anlaß die Wartburg-Literatur um ein neues, zeitgemäßes Werk bereichert worden ist. Als solches erweist sich das vorliegende handliche Buch des Eisenacher Professors Wilhelm Nicolai, der hier die Wartburg im Wandel der Jahrhunderte in Geschichte, Sage und Dichtung und im Lichte der Gegenwart schildert. Seine Ausführungen beruhen auf wissenschaftlicher Grundlage und behandeln die Wartburg nicht in der verbrauchten Form eines „Führers" in oberflächlichem Sinne, sondern in zusammenhängender Darstellung. Der Verfasser berichtet über die hauptsächlichsten Ereignisse aus der Geschichte der Wartburg, über ihre Wiederherstellung durch Carl

Alexander von Weimar und Hugo v. Ritgen (1838–1890) womit er gleichzeitig eine architektonische und künstlerische Beleuchtung der gegenwärtigen Bauanlagen verbindet. Dann folgt eine Würdigung der jetzigen Bedeutung des Schlosses und diesem eine Wiedergabe der bekanntesten Wartburgsagen und -sprüche. Ein Führer nach und durch die Wartburg beschließt das verdienstvolle Werk, dem als wertvoller Beitrag eine stimmungsvolle Schilderung „Wartburg-Stunden" von Wilhelm von Scholz beigegeben ist. In diesem sprachlich ungemein anziehend geschriebenen Kapitel werden wir auch mit dem in das Vogteigebände der Wartburg im Jahre 1867 eingebauten kostbaren historisch bedeutsamen Pirkheimerstübchen vertraut gemacht, das bekanntlich aus dem Hause der Tochter Wilibald Pirkheimers aus Nürnberg (Imhof) stammt, des Freundes Albrecht Dürers, welch ersterer sich gerne darin aufhielt. Die Wartburgbibliothek aber ziert seit 1872 ein reizender Erker, der ebenfalls aus Nürnberg und zwar vom Hause der freiherrlichen Patriziersfamilie v. Harsdorf kam (ein sog. „Chörlein"). Von den berühmten Besuchern, die je auf der Wartburg geweilt haben, wird der Sänger unseres Frankenlandes, Victor v. Scheffel, besonders dankbar erwähnt. Scholz sagt von ihm, daß er hier sein vielleicht bestes Buch schöpfte, die (uns Franken vornehmlich liebe) „Frau Aventiure", die „die schönste mit der Burg zusammenhängende neuere Schöpfung ist".

So wird man dieses Wartbuchbüchlein, das der Verlag mit einer Reihe sehr guter Abbildungen schmückte, auch einer Frankenbibliothek freudig einverleiben, um in stillen Stunden darin zu blättern. Es ist urdeutscher Geist, der einem daraus entgegenweht.

Kufstein, im August 1918 — August Sieghardt (Nürnberg)

Geschichte der fränkischen Mundartdichtung (Mundartdichtung des Rheinlandes, der Pfalz, Hessen, Hessen-Nassaus, Nordbadens, Nord-Württembergs, Nord-Bayerns) von Friedr. Schön. Verlag von F. E. Fehsenfeld, Freiburg i. B. 1918.

„Geschichte" der fränkischen Mundartdichtung? Etwas kühn! Auf rund 60 Seiten Oktav läßt sich keine „Geschichte" der fränkischen Mundartdichtung schreiben; höchstens ein Abriß, eine Skizze. Als etwas derartiges wollte der Verfasser wohl selber auch sein Werkchen (es ist auch kein „Buch", wie in der Einleitung steht) betrachtet wissen, aber dann hätte der anspruchsvolle Titel vermieden werden sollen. Wer zudem die Geschichte einer Literaturperiode schreibt, den kann man auf keinen Fall davon entbinden, daß er die Werke der aufgezählten Dichter selber liest. Dies ist aber bei dem Verfasser nur teilweise der Fall gewesen; eine Anzahl kennt er nur aus den Proben, die bei Regenhardt u. a. geboten sind, so z. B. unseren Landsmann Joseph Kram aus Dettelbach (nicht Dattelbach) und seine Gedichtsammlung „Kraut (nicht Krant) und Arbes". (Druckfehler gibt's auch sonst nicht wenige). Das Deutsch des Verfassers ist z. T. nicht gut, was vielleicht auf Flüchtigkeit in der Abfassung und Drucklegung zurückzuführen ist; was diesen Punkt betrifft, bin ich sehr empfindlich, wenn eine Schrift vorliegt, die nicht etwa technische oder ähnliche Gegenstände behandelt, sondern unsere hohe, herrliche Sprache, sei es Schrift- oder Volksdeutsch, selber. Bildungen wie „der Germaniker urter den Wissenschaftlern" (S. 3) sind höchst unglückselig. Wer rasch nach dem Namen eines der bekannten Mundartdichter oder dem Titel seiner hauptsächlichsten Werke sucht, mag mit dem Büchlein auf seine Rechnung kommen. P. S.

Das Bauernhaus im Allgäu und seine Entwicklung. Heimatstudie von August Ullrich. Mit 2 Titelbildern und 27 Abbildungen im Text. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München. 1916. Mk. 2.–, 46 S.

Ein Büchlein, daß Franken nicht näher berührt, aber doch auch für den Freund fränkischer Bauernhauskunst lesenswert ist, weil es, mit genauer Sachkenntnis geschrieben, wichtige Probleme des deutschen Bauernhauses überhaupt erörtert. Auch aus dieser Schrift geht die verhältnismäßig große Jugend unserer heutigen Bauernhausformen hervor, ja vieles, was man für recht alt und bodenständig halten möchte, gehört in mancher Gegend erst der jüngsten Zeit an, so im Allgäu der sogenannte Wiederkehr (Fortsetzung des Daches unter einem rechten Winkel), den auch ich beim erstmaligen Besuch des Allgäus für etwas dort Bodenständiges hielt. Die dem Büchlein beigegebenen Abbildungen sind recht lehrreich. Sie lassen z. T. erkennen, daß der uns Franken liebwerte Fachwerkbau hie und da auch im Allgäu Eingang gefunden hat, aber sie zeigen auch, daß zum Riegelbau ein hohes Dach gehört, wie es eben unsere fränkischen Bauern-

häuser zeigen; Fachwerk und das flache Dach der Gebirgshäuser stimmen nicht zusammen (vgl. Abbildung 20). Auch aus dieser Schrift geht endlich hervor, daß es kein „schwäbisches" Haus gibt, wie denn überhaupt die ausschließliche Zuteilung einer bestimmten Hausform an einen bestimmten Stamm etwas Mißliches hat. – Die Schrift ist eine recht zuverlässige Arbeit, wie man sie sich von allen Landschaften ähnlicher Ausdehnung wie das Allgäu wünschen möchte. P. S.

Amtlicher Führer durch das K. Schloß Würzburg. Herausgegeben und verlegt vom kgl. Oberstabssekretär G. Friedrich Lechler, Schloßverwalter in Würzburg. Zweite, verbesserte Auflage 1917. 22 Textseiten, 32 ganzseitige Abbildungen, 1 Grundriß, 1 Umgebungsplan. Preis 1 Mk.

Die Würzburger haben ein Schloß, das zu den schönsten in Deutschland zählt und um welches sie just alle Fürsten der Welt beneiden können. Wer in die unterfränkische Residenz kommt und das Prachtschloß besucht, der möchte auch unterrichtet sein über die reichen Kunstschätze, die es auf dem Gebiete der Archirektur, Plastik und Malerei und des Kunstgewerbes aufweist. Diesem Bedürfnis kommt der vorliegende, im Einvernehmen mit dem K. Obersthofmeisterstab herausgegebene Führer entgegen. Er macht keinen Anspruch auf kunstgeschichtlich-würdigende, wissenschaftliche Darstellung, denn er will auch dem in diesen Dingen ungeübten Besucher dienen, sondern beschränkt sich darauf, die Baugeschichte des Schlosses zu erzählen und auf die Schönheiten der Haupträume — die Gesamtzahl der Räumlichkeiten beträgt 341 — erklärend hinzuweisen. Dies geschieht mit großer Sorgfalt und nicht ohne Kennerblick. Von der Innen- und Außenausstattung zeugen 32 ganzseitige Abbildungen auf feinem Kunstdruckpapier; dieselben geben ganze Gemächer und Säle, Einzelpartien und Teile der künstlerischen Dekoration trefflich und scharf wieder. Einen Hauptvorzug des schmucken Werkchens bildet die technische Ausstattung, die unsere „Frankenland-Druckerei Konrad Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei in Dettelbach a. M., besorgte. Ihr macht das Buch in der vornehmen, geschmackvollen Aufmachung, mit der klaren, merkwürdigen Frakturschrift und der mit peinlichster Mühe zustandegebrachten Reproduktion der herrlichen Bilder in Autotypiedruck alle Ehre. Den Umschlag ziert — in Ausführung von Otto Rückert — das Hauptportal des Schlosses mit dem K. Wappen. Das Buch, dessen Versendung ausschließlich der obgenannte Verfasser Friedrich Lechler besorgt (Porto extra), bildet eine Zierde jeder Frankenbibliothek.

Kufstein, im Mai 1918 August Sieghardt

Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Bayer. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. III. Bd., Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg. Im Auftrage des Kgl. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns herausgegeben von Felix Mader.

Heft XIII, Bezirksamt Königshofen, bearbeitet von Hans Karlinger. Mit 15 Tafeln, 149 Abbildungen im Text und einer Karte. 8 Mk.

Heft XIV, Bezirksamt Hammelburg, bearbeitet von Adolf Feulner. Mit 9 Tafeln, 109 Abbildungen im Text und einer Karte. 8 Mk.

Heft XV, Bezirksamt Ebern, bearbeitet von Hans Karlinger. Mit 13 Tafeln, 171 Abbildungen im Text und einer Karte.

Sämtliche 3 Hefte mit Historischen Einleitungen von Hans Ring, mit zeichnerischen Aufnahmen von Georg Lösti.

München, Druck und Kommissionsverlag von R. Oldenburg. 1915 – 1916.

Die vorliegenden 3 Hefte bedeuten sehr wertvolle Lieferungen in dem großen Denkmälerwerk, das einst, wenn völlig abgeschlossen, ein Stolz Bayerns sein wird. Die Kunstschätze dreier Bezirksämter, deren Besiedlung in die ehrwürdigsten Zeiten Ostfrankens zurückreicht, haben hier wie alle übrigen Bezirksämter Unterfrankens unter der zielbewußten, umsichtigen Leitung Felix Maders durch die bewährten Kunsthistoriker Hans Karlinger und Adolf Feulner eine sachkundige, wohl überlegte, zuverlässige Erforschung und Bearbeitung erfahren. Das genaue Studium der einzelnen Gegenstände an Ort und Stelle war offenbar begleitet und unterstützt durch entsprechende Einsichtnahme der umfangreichen Literatur über fränkische Geschichte und Kunstgeschichte, wie mir Stichproben gezeigt haben. Zuverlässig sind auch die knappen geschichtlichen Einleitungen von Hans Ring. Treffliche Grundrisse, Aufrisse und photographische Aufnahmen (Druckstöcke

von der Kunstanstalt Bruckmann) machen die Hefte auch für den, der die betreffenden Kunstwerke in der Wirklichkeit noch nicht kennt, zu einem lebendigen Anschauungsbuch. Wir wünschen dem Auftraggeber, dem Herausgeber, den Bearbeitern und unserem lieben Frankenland Glück auch zum Erscheinen dieser Hefte.

Indem ich von dem alten Rechte des Kritikers Gebrauch mache, seien einige Kleinigkeiten an diesen trefflichen Leistungen bemängelt. In der geschichtlichen Einleitung zu Band XV heißt es: „Auf das Vordringen der Main-Rednitz wenden deuten mehrere Orte der Gegend, wie Bischwind, Kurzwind, Geroldswind, Voccawind, Preppach, Rentweinsdorf". Bei den mit – wind gebildeten Namen mag diese Ansicht zutreffend sein; aber wieso bei Preppach und Rentweinsdorf? Ihre alten Formen (das „unbekannte" Renwiegesdorf bei Österley a. 1337 ist Rentweinsdorf) zeigen sehr deutlich den germanischen Ursprung. – Auf S. 183 desselben Bandes ist das Steinrelief am Chor der Kirche zu Reckendorf nicht ganz glücklich abgebildet; dazu die Bemerkung: „Am Chor südlich auf einem Steine . . Relief einer Eidechse eingemeißelt". Eine Eidechse, mit diesem gewaltigen Gebiß? Es handelt sich um etwas anderes, wie ich unter Vergleich mit einer Tierfigur am Turm der alten Kapelle zu Ladenburg im Pfälz. Museum 31. Jahrgang (1914) S. 95–96 gezeigt habe; ich kann hier nur darauf hinweisen. – Bei Rentweinsdorf vermisse ich übrigens die Erwähnung des Friedhofs mit (alten Rotenhanschen Grabmälern und) dem Grabstein der von Friedrich Rückert besungenen Agnes Müller (vergl. meinen Aufsatz „Friedrich Rückert und das Frankenland" hier, 2 Jahrg. S. 412). Auf solche Denkmäler muß gerade im Interesse des Heimatschutzes hingwiesen werden.

Die Bände sind äußerst solid in Druck und Ausführung der Bilder, wie von dem angegebenen Verlag nicht anders zu erwarten. P. S.

Niederwerrn. Eine kleine Heimatkunde von Pfarrer Hermann Bohrer. 1917, 50 Seiten. Mk. 1.20. Zu beziehen durch den Verfasser oder die Buchhandlung Ernst Stör, Schweinfurt.

Vorstehende Schrift behandelt die Lage und Entstehung des Ortes, sowie seine Entwicklung und Verändernng in den verschiedenen Hauptabschnitten der deutschen Geschichte, aber indem sie zugleich die sozialen Verhältnisse der Vergangenheit betont, kann sie als Heimatkunde bezeichnet werden. Die Geschichte der Kirche nimmt mit Recht einen breiten Raum ein; wie diese durch das kraftvolle Wirken einzelner Pfarrherrn beeinflußt ist, wird in entsprechender Weise gewürdigt. Mit der Geschichte der Kirche ist die Geschichte der Gemeinde aufs engste verbunden und so die richtige Auffassung für die Darstellung der Geschichte kleiner Orte bekundet. Für die protestantische Gemeinde ist die Zeit der Reformation und Gegenreformation betont und so die allgemeine Religionsgeschichte durch das Beispiel der Heimat anziehend belebt. Daß die Volkskunde zu kurz wegkommt und außer der Gesamtansicht keine Bilder und Skizzen des Ortes beigegeben sind, findet eine genügende Erklärung in den Zeitverhältnissen und der jetzigen Papierknappheit.

Dr. Ankenbrand

Die religiöse Bewegung in der Oberpfalz von 1520–1560 von Götz, Dr. Johann Bapt. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes herausgegeben von Ludwig von Pastor X. Band, 1. und 2. Heft. Herder, Freiburg i. Br. 1914). VIII, 208 Seiten, gr. 8°. Mk. 6.—

Die vorliegende Brochüre behandelt die Zeit Friedrich II. von der Pfalz, der anfangs als Statthalter, später als Landesherr auch in der Oberpfalz regierte.

Friedrichs Politik ist zaudernd, habgierig und verschlagen. Er benützte die religiöse Erschlaffung, um Stifte und Klöster ihrer Reichsunmittelbarkeit und ihrer Freiheit zu berauben und seiner Herrschaft zu unterwerfen, wenn nicht ganz zu säkularisieren. Dazu kommt die Verrohung des Klerus, der mangels genügender Vorbildung und Einkünfte immer mehr dem Verfall preisgegeben war. Natürlich wirkte das Beispiel des Klerus auch auf das Volk. So wirkte eine schlechte Regierung, ein moralisch gesunkener Klerus und ein verlassenes Volk zusammen, um das Bild eines religiös-sittlichen Verfalls zu zeitigen, wie es in dieser Schrift von Augen geführt wird und anschaulicher, gewissenhafter und ausführlicher nicht hätte dargestellt werden können. Der Verfasser hält sich streng an seine Quellen und hier nur an absolut verlässige. Seine Darstellung ist einwandfrei und gehört zu den besten religionsgeschichtlichen Veröffentlichungen unserer Zeit. Reiches, bisher unbekanntes Material ist hier erschöpfend

behandelt, für den Historiker eine willkommene Fundgrube! Wer die Geschichte der Oberpfalz unter Ludwig V. und Friedrich II. bis zur Zeit Ottheinrichs kennen lernen will, darf an dieser Schrift nicht vorübergehen. Die eigene gute Kenntnis der Oberpfalz und ihres Volkes hat dem Verfasser die Forschung wesentlich erleichtert. Sie ist bodenständig, gründlich und darum wahr und lehrreich.

Dr. Fl. H. Haug

Beiträge, Anregungen und Gedanken zur Geschichte Frankens von Kolde Erich. Leipzig 1917. W. Scholl. 64 Seiten. Mk. 1.80.

Ein leider zu früh dahingegangener junger Forscher spricht aus den vorliegenden Blättern zu uns. Erich Kolde, der Sohn des bekannten Kirchenhistorikers Theodor von Kolde ist am 10. September 1916 an der Westfront gefallen. Wenn auch seine Forschungsergebnisse und die Art, wie er sie darbietet, noch manchen schülerhaften Zug erkennen lassen, so geben sie auch dem reiferen Forscher fränkischer Geschichte dankenswerte Anregungen. Vor allem verweist K. mit Recht auf den engen Zusammenhang der thüringischen Frühgeschichte mit der des heute bayrischen und badischen Frankens. (Siehe hiezu auch „Die Wettenburg" im Jahresbericht des histor. Vereins von Wertheim 1913 vom Schreiber dieser Zeilen). K.'s. kleine Sammlung, die hier vor uns liegt, enthält in dieser Richtung eine sehr beachtenswerte Ausführung über „die Genesis Frankens", „Erfurt und Thüringen", „Napoleon und die karolingische Militärgrenze".

Einen guten Beitrag zur Geschichte Erlangens liefert seine „Deutung der Urkunde König Heinrichs II. vom Jahre 1002 für das Stift Haug bei Würzburg". Hier zeigt sich so recht der gründliche Urkundenforscher. Der Rathsberg bei Erlangen wird von K. zum ersten Mal als k. preußische Festung behandelt.

Eine kurze Abhandlung über die Slavenkirchen und ein kirchengeschichtlich interessanter Briefwechsel des Oberkonsistorialpräsidenten von Harleß 1850–1875, sowie vielversprechende lyrische Proben von K.'s. eigener Muse ergänzen die kleine Sammlung.

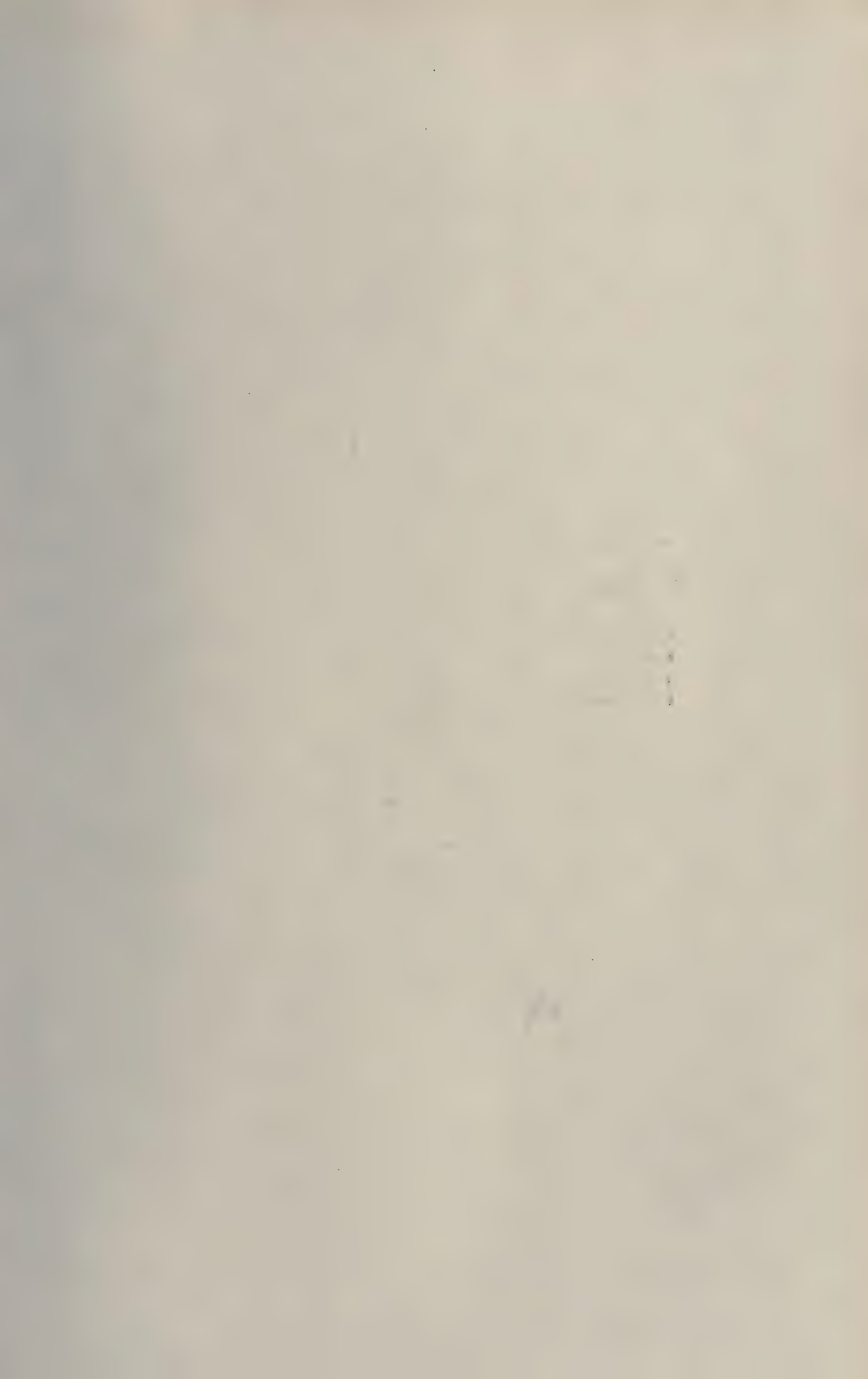
Der Krieg hat in K. einen aufstrebenden, vielversprechenden Forscher ins Grab gebettet. Was uns aber dieser junge Historiker in der kurzen Zeit seines Schaffens geboten, ist edle Frucht.

Dr. Fl. H. Haug



Für dieses Heft muß wegen etwaiger Druckversehen um gütige Nachsicht gebeten werden. Infolge der Verhältnisse war nur e i n e Korrektur möglich, die vom Herausgeber besorgt werden mußte; dieser aber war infolge der Absperrung des linken Rheinufers nur unter großen Schwierigkeiten zu erreichen. Namentlich gilt die Bitte um Nachsicht für den Aufsatz † Dr. Dürwaechters, dem eine schwer leserliche Handschrift zugrunde lag. (Der Herausgeber).

Schriftleitung: **Dr. Peter Schneider**, k. Gymnasial-Professor, **Speyer.** — Druck und Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a M.**



Herausgegeben von **Dr. Peter Schneider**, k. Gymn.-Professor, Speyer. – Druck und Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

5. Jahrgang

Heft 4, 1918



Illustrierte Zeitschrift
für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Illustrierte Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. — Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer, Dudenhoferstr. 3. — Druck und Verlag K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint während des Krieges vierteljährig.

Inhalt des 4. Heftes:

Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

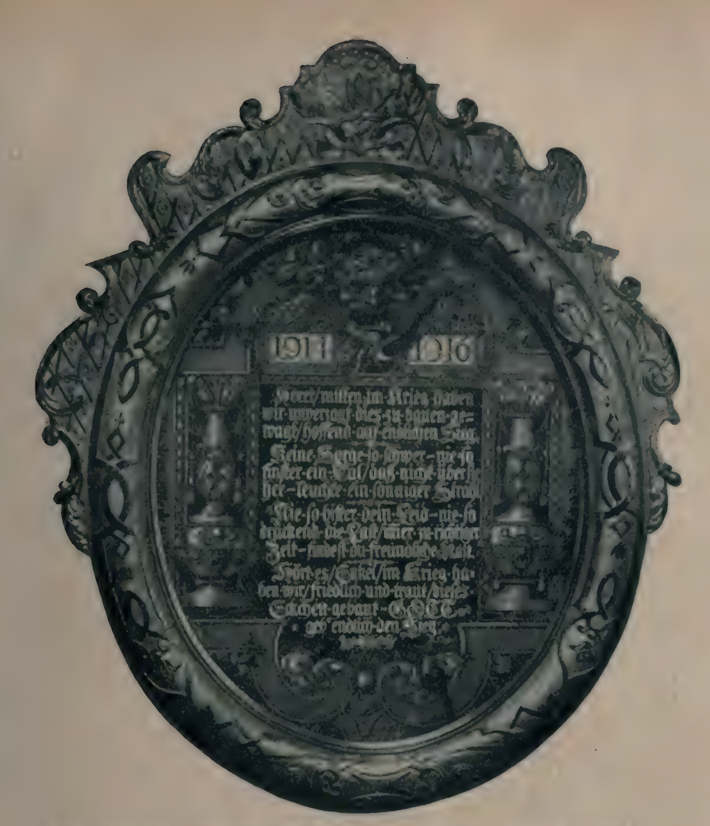
Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 1.70 nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — **Alle Beiträge***) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider,** Speyer, Dudenhoferstr. 3, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	5.—	7.50	10.—	14.—
1/2 " "	8.—	11.—	16.—	23.—
3/4 oder 1/1 " "	14.—	22.—	28.—	37.—

Zuzüglich 200 % Teuerungszuschlag, infolge Papierknappheit Lieferungsmöglichkeit vorbehalten.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung. Die Abgabe einer größeren Anzahl von Freiexemplaren ist laut einer Verfügung der drei bayerischen Generalkommandos bis auf weiteres verboten.

* Quartformat, einseitig beschrieben!



August Sperl, Sinnspruch im Wappenzimmer des Würzburger Ratskellers

Der Würzburger Ratskeller

Von Dr. R. Sedlmaier, Würzburg



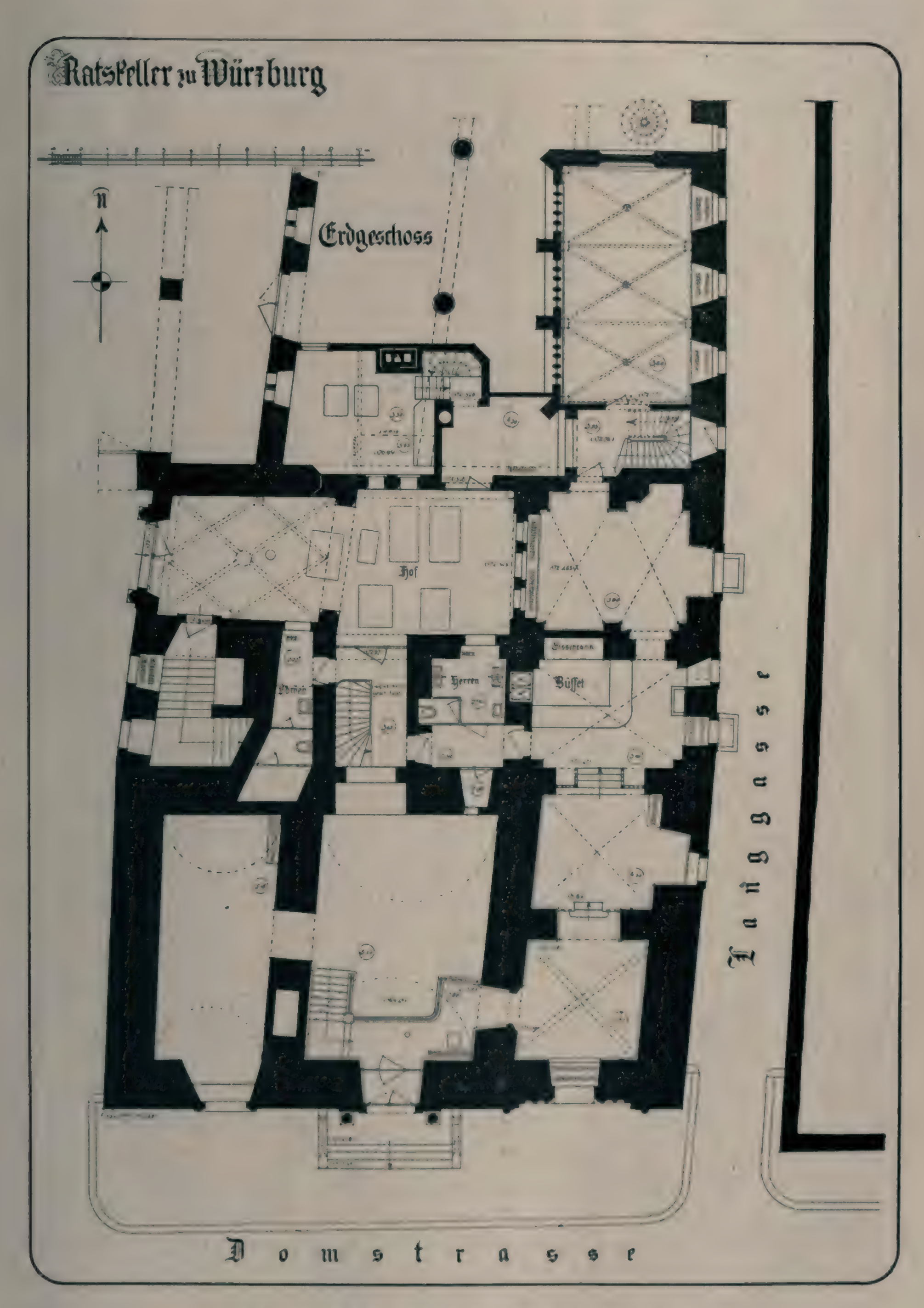
Die Zahlen, die einst späteren Geschlechtern unserer fränkischen Heimat die Jahre des Ausbaues und der Vollendung des Würzburger Ratskellers melden werden, sind mit dem Feuer der heiligsten Not wohl auf ewig bis ins Mark des ganzen weiten deutschen Vaterlandes eingebrannt. Keiner in kommenden und in fernen Tagen wird sie lesen, ohne daß ihm ihre Zeichen zur Flammenschrift werden und ihm das Wunderbild unsäglicher Sorgen, Schmerzen und Entbehrungen, von einem ganzen Volke gemeinsam getragen, und nie erlebter innerer und äußerer Siege, von einem ganzen Volke gemeinsam erstritten, leuchtend vor die Seele stellen.

Wenn es wieder möglich sein wird, neben diesem einen Gedanken andere kleinere zu denken, wird die Würzburger Stadt ihren Gästen beim Willkommtrunk von einer eigentümlichen Fügung des Zeitenlaufes erzählen: wie in allerschwerster Kriegsnot ein Würzburger Ratskeller entstanden ist — gerade hundert Jahre nachdem schwere Zeit und „dringende Noth" die einstmals so reichen Weinkeller der Stadt geleert, ihr den wertvollen Eigenbesitz an Weinbergen entrissen und damit die kurz zuvor geschlossenen Trinkstuben des Rates endgültig der Vergangenheit und der baldigen Vergessenheit anheimgegeben hat.

Nichts wäre wohl näher gelegen als bei der Neugestaltung des Würzburger Rathauskellers ganz an die ehrwürdige Tradition dieser ehemaligen Ratstrink-

stube anzuknüpfen. Sie vermittelte ja den einzigen historisch zwingenden Anlaß. Denn Würzburg, im geschichtlichen Sinne die bischöfliche Residenz mit bischöflichen Untertanen als Bürgern, kann kein prunkvolles Stände- oder Gewandhaus des 16. oder 17. Jahrhunderts ihr eigen nennen, das im Stolz köstlicher Formenfreudigkeit Zeugnis gäbe von den Zeiten, da die freien Stadtgemeinschaften die Träger der deutschen baukünstlerischen Kultur waren; Würzburg, im Sinne der Jetztzeit die provinziell gebundene Kreisstadt, hat sich keinen neuen mehr oder minder prächtigen Stadtpalast schaffen müssen oder ist vielmehr vor der gänzlichen Ausführung dieses Planes, an Stelle des alten Gebäudekomplexes mit den zu eng gewordenen Räumen einen neuen „Renaissancepalast" zu setzen, durch glückliche Zufälle behütet worden. Keiner dieser beiden Fälle, in dem „ein Ratskeller im Haus nicht hätte fehlen dürfen", war also gegeben. Sondern einzig und allein der begründete Weltruf des Frankenweins, die Eigenschaft der Stadt als Metropole dieses gottgesegneten Weinlandes, ließen die in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr auftretende Frage berechtigt erscheinen, warum man — neben den zahlreichen kleineren gastlichen Stätten, die Bürger, Studenten und fremde Gäste beim Schoppen oder beim Bocksbeutel sammelten, den historischen oder neuerdings historisch gewordenen Weinstuben oder „Weinbäcken" — in Würzburg noch immer eine „städtische Weinstube" vermisse, das eigentliche Heiligtum des Frankenweines, das die Hauptstadt dem weitgerühmten Kleinod des fränkischen Gaues errichtete, in dem sie als Körperschaft mit geschmackvollen Räumen von lokalem Charakter repräsentiere, als Körperschaft dem Fremden, der ihr Eigentümliches zu sehen gekommen sei, gastlich eine Stätte biete, wo selbst in den Stunden der Ruhe und Erholung sich das Charakterbild dieses Eigentümlichen unversehens vertiefe.

Die Erneuerung des Würzburger Rathauses, des alten Grafen Eckardbaues, die im Jahre 1912 in Angriff genommen wurde, rief diese Frage wieder ins allgemeine Bewußtsein und führte schon nach kurzer Zeit (1914) zum positiven Entschluß der städtischen Behörden. Eine Reihe günstiger Umstände kam der Aufgabe, die an sich ziemlich klar lag, entgegen. Der Hof zum grünen Baum — er trägt seit 1914 wieder das Wahrzeichen seines alten Namens — enthielt im untersten Geschoß, zum Teil fast ebenerdig, zum Teil in den romanischen Kellern halb unter Straßenhöhe, eine Folge von kleinen, unter sich verschiedenartigen Räumen, die bis zur Restauration als Läden und Lager vermietet gewerblichen Zwecken gedient hatten. Diese Räume zum neuen Ratskeller umzubauen versprach Zweckmäßigkeit in jedem Sinne: dem Titelsinn nach eben an der richtigen Stelle, vom Mittelpunkt der Stadt und des Verkehrs aus auf der Vorderseite des vielgestaltigen Gebäudekomplexes unmittelbar zugänglich, waren sie zudem in ihrer verschiedenen Höhenlage, in ihrer abwechselnden Größe und Gestalt im idealen Sinne abwechslungsreich — und waren einzeln gerade so klein, daß sie reich zuströmenden Besuch von selbst in gemütliche stubenmäßige Geschlossenheiten aufteilten, in „stillen" Zeiten aber niemals die peinliche Leere großer Gasthallen, die nur Großstädte in gleichheitlicher Dauer angenehm zu füllen ver-



Grundriß des Würzburger Ratskellers
(Erdgeschoß des Grafen Eckardsbaues)

mögen, befürchten ließen; die Beleuchtungsverhältnisse standen in den wichtigsten Stuben angenehm über dem bei allen wirklichen Ratskellern eben bedingten Mittelmaß.

Die Gefahr, die im künstlerischen Sinn solchen Planungen ja fast überall droht und der so viele gleichartige Schöpfungen in Deutschland erlegen sind — bis in die allerletzte Zeit, wenngleich die „altdeutsche Renaissance" vom Ende des vorigen Jahrhunderts lange schon zum sinnlosen Gerümpel geworfen ist —, ist gleichfalls schon durch die vorliegenden Verhältnisse hier mehr vermindert als vermehrt worden. Den Gedanken an eine „stilgerechte Rekonstruktion" der einstigen Würzburger Ratstrinkstube im Roten Bau, jenem köstlichen Giebelhaus aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, schloß schon die jetzige Verwendung und Gestalt der in Betracht kommenden Räume von vornherein aus. Und der alte Grafenecker wirkte nach jeder anderen Richtung mehr als nach der, daß er neue Schöpfungen in seinen Mauern zu irgend einer historisierenden Angleichung im Sinne von „Stilreinheit" gezwungen hätte. Was aber entstand, und die Art, wie es entstand, ist nicht mit dieser behütenden Gunst des Bestehenden allein zu erklären, es muß über dies hinaus als zeitgemäßes Verdienst des leitenden Architekten bezeichnet werden. Wer den Würzburger Ratskeller — namentlich in kommenden Friedenszeiten, die dem Gaste wieder den Genuß an der erhellenden Festlichkeit der Tischdecke und an dem blinkenden Luxus feinen gläsernen und metallenen Tischgeräts gestatten — ohne eine bestimmtere Einstellung durchschreitet, ist sich bewußt in einem modernen Raume zu weilen. Wer hingegen — und dieser Fall mag oft eintreten — als Fremder oder Einheimischer die Liebe zu dem alten Bestand des Grafen-Eckardbaues oder kultur- und kunsthistorische Interessen oder gar die Kenntnis der komplizierten Baugeschichte des Würzburger Rathauses in die Gastzimmer mit hineinträgt, der wird angenehm spüren, daß nur ein neues, stofflich untergeordnetes Kleid über den altehrwürdigen Baukörper geworfen wurde, daß man bestrebt war, mit einer Art „archäologischer" Subtilität allen wertvollen Baubestand von ehedem entweder sichtbar zu lassen oder, wo es unumgänglich war, ungefährdet dem Neuen „anzugleichen". Daß er in einem der würdigsten Kunstdenkmäler der Stadt Würzburg schaltete, hat der Baumeister nicht aus dem Auge verloren und hat seinen Mitarbeitern keine Aufgaben gestellt, die von ihnen nicht in gleich vornehmem Sinne hätten gelöst werden können.

Die durchaus neuzeitlichen Gasträume sind nun aber doch zugleich charaktervolle Repräsentanten fränkischen und würzburgischen Kunstgewerbes geworden. Dies wird im einzelnen bei ihrer Beschreibung auseinanderzusetzen sein. Hier sei nur in bezug auf das Gesamtbild der Freude darüber Ausdruck gegeben, daß man nicht nur fernab von jeder Stilverpflichtung, der gewiß heute niemand mehr im Ernste das Wort reden dürfte, gearbeitet, sondern es auch zu vermeiden gewußt hat, daß der Ratskeller aus falschangebrachter Denkmalfreudigkeit zu einer Gallerie altwürzburgischer Ansichten oder zu einem förmlichen Museum von Schmuckmotiven der Würzburger Kunstdenkmäler werde. Lediglich ein Zimmer

— das einfachste — zieren an bescheidener Stelle zwei kleine Darstellungen von verschwundenen Schönheiten des Stadtbildes, die wir betrauern, und nur die große Wölbung des Eingangsraumes trägt wirkliche Kopien der Schmuckkunst vergangener Jahrhunderte in den schmiedeeisernen Lüstern und in den Rahmungen und Füllungen des Deckenstucks. Vielleicht gibt es noch vereinzelte Vertreter der alten, allzusehr aufs Inhaltliche eingestellten Geschmacksrichtung, die gern mehr Hinweise auf das historische und kunstgeschichtliche Würzburg in Bild und Ornamentmotiv gesehen oder zum mindesten gewünscht hätten, daß das, was der fremde Gast in den Stunden seines Aufenthalts hier um sich sieht, ihm vor allem unmittelbare Beziehungen zur Geschichte und Gestalt des altehrwürdigen Baues vermitteln sollte, unter dessen Dach er weilt. Diese mögen sich, wenn nicht durch die zeitgemäßere Erkenntnis, daß das Wissen um historische Einzelheiten eine Sache für sich ist, durch die Gunst der hier gegebenen Verhältnisse beruhigen und versöhnen lassen: jeder, selbst jeder Fremde, der nur irgend etwas von der wahren Eigentümlichkeit der Mainstadt in sich aufgenommen hat, wird, wie überall, auch hier durch die Örtlichkeit an sich gefühlsmäßig im Bilde sein; auf manches rein Geschichtliche und in diesem Zusammenhang Wissenswerte aber wird selbst der Uneingeweihte beim Würzburger Rathaus eher als anderswo hingelenkt. Kein Baudenkmal der Stadt verlangt bei der Betrachtung so unbedingt einige Beschäftigung mit seiner Geschichte zur Klärung seiner kompliziert erwachsenen Gestalt wie der Grafen Eckardshof oder gar die mittelalterlich enggedrängte, vielfältige Gruppe der alten Teile des heutigen Gesamtrathauses. Wem es irgend um ein Erfassen des Zusammenhanges zwischen dem köstlichen Rest des romanischen Profanbaues, den er hier findet, dem Wenzelsaal, mit den gotischen und nachgotischen Teilen bis hinüber zum Frühbarock des 17. Jahrhunderts zu tun ist, der wird eine geschichtliche Belehrung über die Schicksale und Zusammenhänge dieses Baukomplexes, wenigstens in den gröbsten Zügen, notgedrungen ganz von selber suchen und damit schon tiefer dringen, als ihn das halbzerstreute Anschauen inhaltlicher Scheinkunst zu führen vermocht hätte. Ja mehr noch: im Würzburger Rathaus „spiegelt sich, wie in wenigen gleichartigen Bauten, die wechselvolle Geschichte der Stadt, wie sie, herauswachsend aus der kaiserlichen Verwaltung der ersten Zeiten, im Kampfe mit der bischöflichen Gewalt bald Sieg bald Niederlage der Bürger brachte". Der Aufmerksame wird also umgekehrt von diesem einzigen Bauwerk sogar ein gutes Stück Stadtgeschichte lesen können.





Oberlichtgitter am „Neuen Tor" des Grafen Eckardsbaues (1595).

Aus der Baugeschichte des alten Rathauses [1])

Der Grafen Eckardsbau hat von seiten der Allgemeinheit lange Zeit nicht die Beachtung und Würdiguug gefunden, die er verdiente. Den düsteren und schmuckarmen Gesellen haben andere, prächtigere Bauwerke der Stadt übertönt, deren weihevoller Charakter oder strahlender Glanz die Zeit der Fremden und die Liebe der Einheimischen weit mehr in Anspruch nahm. Dann begann auf einmal das Kleinod, das er birgt, neuerdings für ihn zu werben: seitdem der Wenzelsaal von der Verbauung und Aufteilung in städtische Amtslokale wieder befreit war (1898), zog sein geschichtliches, heraldisches und künstlerisches Kuriosum mehr und mehr der ernsten Betrachter zu sich heran und zugleich wohl auch in den Kreis der vielen Fragen um die Baugeschichte des Hofes zum Grünen Baum. Aber dem Ganzen gehörte das allgemeine Interesse erst, als die Blicke der Neugierde sich auf etwas Aktuelles richten konnten: die Erneuerung des Gebäudes von Grund aus, 1912 beschlossen, im Mai desselben Jahres in Angriff genommen, wurde zu einem begreiflichen Ereignis der Stadt. Plötzlich wußten auch die vielen, die mehr oder minder gleichgültig den Weg ihres Alltags an ihm vorübergegangen waren, daß sie den alten Grafenecker liebten. Die Veränderungen vollends, die das Äußere im Verlaufe der Renovation durchmachen sollte, insonderheit die Frage der Fassadenbemalung, wurden Anlaß zu regem Meinungsaustausch für und wider, weit über die Grenzen der Stadt hinaus.

Jetzt erst betrachteten weitere Kreise das Gesamtgefüge des alten Rathauses mit Verständnis als die hochinteressante Gruppe von bürgerlichen Baudenkmälern der verschiedensten Zeitepochen, die sie darstellt, und dem allgemeineren

[1]) Die in diesen Abschnitt eingestreuten Abbildungen (mit Ausnahme der Gesamtansicht des Alten Rathauses) und die Kopfleiste des nächsten entstammen den Jahrgängen 1899, 1912, 1913 des im Verlag der Universitätsdruckerei H. Stürtz erscheinenden Kalenders „Altfränkische Bilder" und sind vom Herausgeber und Verlag freundlichst zur Verfügung gestellt.

Verlangen nach Kenntnis der Geschichte, die diese Denkmäler hinterlassen hatte, ward mehr und mehr Ausdruck gegeben und zunächst durch Einzelschrift oder Vortrag entsprochen. Zu Anfang des Jahres 1915 schon, während die Erneuerungsarbeiten noch mitten im Gange waren, fand dieses Verlangen Genüge in einer für alle gleichmäßig zugänglichen gründlichen Orientierung: das Kunstdenkmälerinventar des Kreises Unterfranken war mit dem Jahre des Kriegsbeginns bis zur Vollendung der „Stadt Würzburg" fortgeschritten und brachte in diesem stattlichen Bande nun auch auf einigen ausführlichen Seiten eine übersichtliche Darstellung der Baugeschichte des Rathauses und die bildliche Publikation wichtiger Details seines Baubestandes.

Auf dieser Zusammenfassung des bis dahin Erarbeiteten und den Notizen einiger verdienstlicher Aufsätze über Teilgebiete der Rathausgeschichte fußt auch die folgende kurze Zusammenstellung, die um der Vollständigkeit des Zusammenhangs willen (und weil gerade die Räume, in denen der neue Ratskeller eingerichtet ist, zu den ältesten und interessantesten Bestandteilen des Baukörpers gehören), nicht mit dem Anspruch, neue Antworten auf offengebliebene Fragen zu bringen, der Behandlung des eigentlichen Themas hier einleitend vorausgehen soll.

Im Grundbau des Grafeneckardshofes, d. i. in den beiden untersten Geschoßen, besitzen wir einen der köstlichsten Reste romanischer Profanarchitektur in Deutschland, den einzigen in Würzburg. Der Blick scheidet unschwer schon in der Außenansicht das in Betracht kommende Stück von den übrigen Teilen des Gebäudes; die Zone des allerältesten Mauerwerks, in schönen Steinquadern sorgfältig gefügt, setzt sich klar gegen die verputzten Bruchsteinwände ab. Wie weit das darüberliegende, jüngerromanische Stockwerk reicht, das den „Wenzelsaal" enthält, machen die großen, fensterarmen Wandflächen auf den ersten Blick deutlich, die von den achsengeordneten Fensterreihen mit dem Beginn des dritten Stockwerks in sinnfälliger gerader Horizontale begrenzt werden. Unter dem Turm steigen diese romanischen Teile augenscheinlich höher empor: das Doppelfenster, im Kleeblattbogen gerahmt, steigt schon höher als das entsprechende Geschoß des Hauptbaues und an dem vorragenden Mauerstreifen, der sich über dieser Kleeblattblende senkrecht nach oben fortsetzt, ist unschwer zu erkennen, wie unterm Turm die romanischen Mauerteile bis zum Beginne des vierten Stockwerks hinaufreichen: schon damals also eine turmartige Betonung dieser Ecke.

Was hinter diesen Wänden an Innenräumen liegt, sondert sich bei näherer Betrachtung ebenso klar in zwei Teile aus romanischer Zeit, einen unteren alten und einen oberen jüngeren. In den beiden Haupträumen des jetzigen Ratskellers sind, ihrem Mauerbestande nach fast unverändert, zwei romanische Keller erhalten: im Grundriß je ein längliches (verschobenes) Rechteck, in der Tonne gewölbt. Die kleineren Gelasse unterm Turm und in verschiedener Bodenhöhe nach rückwärts sind nichts anderes als spätere (gotische) Aufteilungen eines ähnlichen länglichrechteckigen Raumes, den das große, rundbogige Portal an der Frontseite, heute ebenfalls bis auf ein spitzbogiges Fenster gotisch zugesetzt, mit

aller Wahrscheinlichkeit als ursprüngliche Einfahrtshalle charakterisiert; die Aufteilungen und Einbauten lassen sich ganz unmittelbar als Substruktionen aus der Zeit des hohen Turmbaues verstehen. Von diesem Bodengeschoß werden nun die Räume des ehemaligen Hauptstockes getragen, die interessantesten Teile des Ganzen, die ausführlich zu behandeln hier leider nicht der Ort ist. Den Grundriß der beiden romanischen Keller nimmt darüber ein großer gewölbter Saal ein, nicht als Halle in voller Breite, sondern etwa über der Trennungsmauer der beiden Keller mit spitzbogiger Arkade auf schönen Säulen zweischiffig geteilt; ihn begleitet unterm Turm aber in voller Tiefe ein schmälerer Nebenraum, in dem wir mit großer Wahrscheinlichkeit die einstige Kapelle des Hauses vermuten dürfen. Auf der Nordseite gegen den Hof liegt vor diesen Räumen des ersten Stockwerks eine ursprünglich offene Vorhalle, von der aus ein schönes, auch bereits spitzbogiges Portal den Hauptsaal öffnet. Zu dieser Vorhalle ist man ohne Zweifel vom Hof aus auf freier Treppe emporgestiegen.



Der Grafen Eckardsbau (vor der Erneuerung)

Mit diesen kurzen Zügen läßt sich die Gestalt jenes „Grafen Eckardshofes" umreißen, den im Jahre 1316 die Stadt Würzburg gekauft und zum Rathaus eingerichtet hat. Mit seinem Namen bewahrte dieser dauernd die Erinnerung an seinen berühmtesten Besitzer, dem er um die Wende zum 13. Jahrhundert seinen Ausbau in den heute noch erhaltenen spätromanischen Formen verdankt, an jenen einflußreichen bischöflichen Schultheißen Eckehard, der zugleich Stellvertreter des Burggrafen war und als solcher in den erhaltenen Urkunden seiner Zeit mit dem irreführenden Beinamen

Comes geehrt wird. Im Besitze von Eckards Vater, als Curia Billungi sculteti, war der Hof 1180 zum allerersten Mal geschichtlich erwähnt worden; von der Bedeutung des Baues und seiner Lage zeugt der Umstand, daß er bald nach Eckards Tode, schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts, in bischöflichem Besitze erscheint, dem er allerdings durch Verpfändung gar bald wieder entfremdet ward, sodaß am Beginn des 14. Jahrhunderts, da die Stadt ihn kaufte, die rittermäßige Familie Rebstock sein Eigentümer war.

Mit der Erhebung zum städtischen Rathaus beginnt nun für den Hof die Periode des Umbaues, die in langen Jahrhunderten seine ehemalige Gestalt von Grund aus veränderte. Unmittelbar nach dem Ankauf muß die Bürgerschaft die Errichtung der Ratskapelle zu SS. Felix et Adauctus beschlossen und begonnen haben; 1359 ist uns als Datum ihrer Weihe überliefert. Dieser kleine, eigenartige Kirchenraum, in seiner ursprünglichen gotischen Gestalt von drei schmalen kreuzgewölbten Jochen ohne Chor oder Altarausbau (sodaß der Altar wohl im mittleren Joch an der östlichen Längswand gestanden haben muß), wurde allerdings später von dem großen „Kalterhaus“ ganz überbaut, verdunkelt und versteckt, 1628 zwar barock erweitert und mit einem nördlichen Choranbau versehen, aber schon im ausgehenden 17. Jahrhundert ganz profaniert. Damals wurde der Gottesdienst in eine andere Ratskapelle, St. Andreas, übertragen, die heute nicht mehr steht. Wohl aber hat sich jenes kleine Gotteshaus, das den Heiligen Felix und Adauctus geweiht war, erhalten: 1866 hat man es förmlich neu wieder aufgefunden, von den „scheußlichen“ barocken Zutaten und Anbauten „gereinigt“ und in seiner ersten Form wieder hergestellt; heute ist es der hinterste, für sich abgeschlossene Raum des Ratskellers.



Gedenkstein von der barocken Erweiterung (1628) der Ratskapelle SS. Felix und Adauctus

Der alte Rathausbau scheint äußerlich zunächst unverändert geblieben zu sein. Im Innern erhielt er beinahe zur gleichen Zeit, in der die Ratskapelle vollendet war, eine schmückende Ausgestaltung, die für uns heute einen Denkmalswert von höchstem Range besitzt: die Ausmalung des großen Saales der Grafen Eckards-Zeit mit bunten Wappenfriesen und textilen Mustern hat man neuerdings aus heraldischen Überlegungen auf die Zeit vor 1362 bestimmt; es war also nicht, wie man bislang vermutete, eine Festdekoration zum Besuche König Wenzels (1397), der diesem Raum seinen Namen gegeben hat.

Die Wappen der Reichsstände neben denen der Würzburger Geschlechter im Wenzelsaal muten uns heute wie ein Denkmal der politischen Ereignisse



Das „Neue Tor" (1595) des Grafen Eckardsbaues

jenes Jahrhunderts an, dem sie entstammen. Das 14. Jahrhundert und gar der Besuch König Wenzels war der Höhepunkt jenes „Traumes von der Reichsfreiheit", den auch Würzburg geträumt hat. Aber an der Schwelle zum 15. Jahrhundert hat die Bürgerschaft alle Hoffnung auf Selbständigkeit und Reichsunmittelbarkeit ihres Gemeinwesens begraben müssen und ist seitdem bischöflicher Untertan gewesen; denn auch die Flamme, die im Brande des deutschen Bauernkrieges wieder auflodern wollte, ist von der Gewalt des stärkeren Herren für immer erstickt worden.

So sind es jetzt nur mehr bescheidenere „bürgerliche" Bauten von Fall zu Fall, die den verfügbaren Raum des städtischen Rathauses erweitern. Die Halle des „Kalterhauses" schließt im frühen 15. Jahrhundert (vielleicht schon im 14.) die kleine Ratskapelle ein; 1453—56 steigt der Turm in der heutigen Höhe und Gestalt über dem Hof empor, der seit 1463 den Namen „Zum Grünen Baum" führt; ein „neuer Ratsstubenbau" (der leider nicht mehr erhalten ist; an Stelle des alten „Methofes") wird 1473 beschlossen und 1480—82 ausgeführt; 1593—94 baut der Stadtbaumeister Wolf Beringer über dem Wenzelsaal zwei neue Stockwerke und den Schnörkelgiebel und fügt 1595 das „Neue Tor" mit dem Stiegenbau an der Nordwestecke hinzu; vorher schon, 1544, war der kleine Vibraerker am großen Saal zusammen mit den Vorhangbogen-Fenstern seiner Umgebung entstanden. Um Beginne des 17. Jahrhunderts steht der Grafen Eckardsbau in seiner heutigen Gestalt. An seiner Front prangt das Bild des „Grünen Baumes", das der Maler Alexander Müller 1597 geschaffen, und von der gleichen Hand hat man sich auch Fenster und Portale mit Ornamentmalereien umrahmt zu denken.

Aber die Verhältnisse, die inzwischen schon eine Aufteilung und Verbauung des Wenzelsaales zu Steuerstuben erzwungen hatten, drängten neuerdings zur Erweiterung durch mehrfache Anbauten: der vielfältige Komplex von Häusern, Dächern und Winkeln, dem alten Hof im Laufe der Zeit da und dort angegliedert, schloß sich zur Gruppe. 1577 schon war das Bierschenk- oder Stadtschreiberhaus (der schmale Schweifgiebel gegenüber dem „Neuen Tor") errichtet worden, 1597 ist man mit dem Aufbau des mehrfach erwähnten Kalterhauses beschäftigt, 1619 wird die Vollendung eines „Stuben- und Stiegenbaues" ge-

meldet; von diesem ist aber wohl nurmehr ein kleiner Teil (das „Zwerchbäulein" über offener Halle im Grunde des jetzigen Durchgangshofes) erhalten; denn unmittelbar daneben stieg der neue große Ratssaal mit dem Prachtgiebel des „Roten Baues" wenige Jahrzehnte später (Giebel 1659, Saalbau und Treppe 1660, Saaldecke vollendet 1672) anstelle älteren Bauwerks, „so von Holz gemacht" war, empor. Mit dieser Fassade in dunkelrotem Sandstein — die ebenso wundervoll wie kunstgeschichtlich merkwürdig ist, weil sie das Schema des deutschen Renaissancegiebels, allerdings schon mit schwerem, wuchtigem Detail, in Würzburg noch an der Grenze jenes Jahrzehnts vertritt, das in Petrinis frühesten Arbeiten schon die ersten Denkmäler des italienischen Barocks entstehen ließ — fand der reizvolle kleine Platz an der Westfront des Grafen Eckardsbaues einen bewundernswert glücklichen Abschluß.



Der „Rote Bau" (1659) des Würzburger Rathauses

Und mit dieser Schöpfung schließt auch die Reihe der historischen Anbauten ans Würzburger Rathaus. Das neue Portal, das seit 1695 das älteste Gemäuer gegen die Domstraße hin schmückt und jetzt Eingangsportal des Ratskellers geworden ist, bringt gleich dem neuen Fenster aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts (etwa 1730), das links daneben prangt, kaum eine merkliche Veränderung des Bildes. Als man aber am Beginn des 19. Jahrhunderts für die neugestaltete Stadtverwaltung wiederum dringend neue Räume benötigte, dehnte man die Amtslokale bis in den schönen barocken Komplex des benachbarten Karmelitenklosters aus, das, der Säkularisation verfallen, der Bürgerschaft 1822 ohne weiteres zum Kauf zur Verfügung stand. Diese Räume genügten bis hart an die Schwelle unseres Jahrhunderts. Erst 1898 kam ein Teil von der Planung eines neuen großen „Renaissance"-Rathauses zur Ausführung; dem Neubau an der Karmelitenstraße fiel manches alte Winkelwerk, zugleich aber ein wertvoller Teil der historischen Gesamtbaugruppe zum Opfer.





Fenstergitterbekrönung neben dem „Neuen Tor"
(Meister Friedrich Schmidt, Stadtschlosser, 1595)

Die alte Ratstrinkstube der Stadt[1]).

Bei einem solchen Überblick über die Geschichte des Hauses, das den heutigen Ratskeller birgt, erhebt sich nun für uns vor allem eine wichtige Frage: wo war die Ratstrinkstube in alter Zeit? Wie war sie eingerichtet und ausgestattet? Weiß man etwas von dem fröhlichen Leben, dem sie Herberge war, von den Gästen, die in ihr verkehrten?

In einem köstlich zu lesenden kleinen Aufsatze „Die Rathsschenke und der „Willkomm" der Stadt Würzburg" hat Göbl 1895 alle Antworten zusammengestellt, die alte Akten des städtischen Archivs und sonstiges Schriftwerk auf diese Fragen ihm zu geben vermochten. Die Einrichtung und namentlich die Örtlichkeit der alten Ratstrinkstuben sind in seinen Ausführungen allerdings am wenigsten ausführlich behandelt. Wichtig sind zwei Momente, auf die er von vornherein aufmerksam macht: daß ursprünglich Ratstrinkstube und Ratsstube ein und dasselbe waren, und daß man zwischen Weinstube und Bierschenke des Rathauses streng zu scheiden hat.

Den Ort des städtischen Bierausschankes kennen wir heute noch ziemlich genau. Im früheren „Methof", dessen Name, bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts auftauchend, ja auch schon auf ganz Ähnliches hinweist, stand auch das „Haus, in dem der Bierschenk sitzt". Es ward im Jahre 1577 neu gebaut und dieser Neubau steht heute noch nnd trägt noch heute den bezeichnenden Namen: es ist der schmale Schweifgiebel gegenüber Wolf Beringers „Neuem Tor", den wir bereits oben als „Bierschenk- und Stadtschreiberhaus" erwähnt haben. Hier übte die Stadt von 1470 bis 1806 das ausschließliche Recht des Ausschankes, zuerst von fremden Bieren, seit 1664 von Würzburger Gebräu aus dem Fürstlichen Brauhaus, das Bischof Johann Philipp von Schönborn gegründet hatte.

---

[1]) Mannigfache Beratung, besonders für diesen Abschnitt, danke ich der großen Freundlichkeit des Herrn G. H. Lockner, Würzburg.

Der Verbrauch muß bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges gegenüber dem Wein sehr gering gewesen sein und erst seit dem Bestehen des bischöflichen Brauhauses schnell zugenommen haben. Die Würzburger haben also von jeher dem edleren Tranke den Vorzug gegeben, den rings auf den Rebenhügeln am Main die fränkische Sonne hat reifen lassen.

So war denn auch die vornehmere Trinkstätte die Stube des Rats, wo nur „purer, gerechter, guter Steinwein floß", wo in den älteren Zeiten bei allen Beratungen und schweren Sitzungen der Stadtväter „zur Erfrischung des Geistes" der volle Pokal umging, wo in freien Stunden die Herren des Rats mit Angehörigen oder edlen Gästen sich zusammenfanden und wo neben vornehmen Hochzeiten der Bürgerschaft vor allem die großen Hauptfeste der Stadt — die Feste um Neujahr, das Fastnachtsmahl, zu dem auch die Frauen kamen, die Kirchweih am Tage der heiligen Patrone der Ratskapelle oder die Feier der Bürgermeisterwahl, um nur die wichtigsten zu nennen, — gehalten wurden. Die Ratstrinkstube war, allerdings zu jeweils bestimmten Zeiten, auch der Allgemeinheit zugänglich; doch hat man strenge darauf gesehen, „unredliches Gesind" den Räumen fern zu halten: den Handwerksgesellen, dem Frauenwirt, den mißachteten Klassen war ihre Schwelle verboten.

Über den Ort, wo wir diese Ratstrinkstube zu suchen haben, wissen wir in Bezug auf die früheren Jahrhunderte leider nicht so viel, daß ein zweifelsfreies und klares Bild sich ergeben könnte. Daß sie in den allerersten Zeiten, nachdem der Grafen-Eckardsbau zum Rathaus der Stadt erhoben war, in diesem sich befunden haben und daß damals (wohl bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts) umfangreicheren Festen der Wenzelsaal als Rahmen gedient haben muß, ist ohne weiteres naheliegend. Doch seitdem die Räume des alten Hauses in jedem Betracht zu eng geworden waren, seitdem in den Jahren 1480—82 an der Stelle des Methofes jener „Neuer Ratsstubenbau" (dessen wir oben im Zusammenhang der Baugeschichte ebenfalls schon Erwähnung taten) erstanden war, ist auch die Trinkstube der Stadt unzweifelhaft dort in diesen neuen Gelassen gewesen, auf jeden Fall nicht an der Stelle des heutigen Ratskellers in den Räumen unter dem Wenzelsaal, die wir uns frühzeitig als Tuchhallen oder als Lagerräume, teilweise vielleicht auch für die Wachtstuben verwendet zu denken haben. Den spätgotischen Bau im Methof hat ein aus dem Jahre 1905 stammender Flügelbau des neuen Rathauses verdrängt — bis auf ein Portal, das uns die Zahl 1482 überliefert, und wir besitzen kein Bild, das uns über das Aussehen der Zechstube in jener zweischiffigen gewölbten Halle anschauliche Kenntnisse vermittelte. Die Weinlager dagegen waren im Kalterhaus, dessen Name schon auf solche Bestimmung hinweist; sein aufs Jahr 1597 datierbarer Ausbau hat uns ja bis heute noch mittelalterliche Reste bewahrt und damit die Gewißheit überliefert, daß ein gotisches Haus dort schon gestanden hat.

Klarer wird das Bild erst im 17. Jahrhundert. Im neuen „Stuben- und Stiegenbau", der 1619 „vollbracht" war, und vollends in dem respektablen Roten

Bau von 1659–60 ward natürlich auch die neue Rats- und Trinkstube eingerichtet. Und wer heute die stimmungsvollen Rustikabogen des offenen Erdgeschosses unter dem großen Ratssaal durchschreitet, wird gern bei dem Gedanken verweilen, wie an heißen Würzburger Sommertagen die Ratsherrn und Bürger hier im kühlen, luftigen Winkel beim kühlen Trunk gesessen haben mögen – zuerst wohl in der kleinen Halle, die sich im nördlichen Grunde des Höfchens hinter den beiden säulengetragenen Korbbogen öffnet, später vielleicht auch im Hofe selber oder gar in dem allseitig offenen gedeckten Raume unter dem Roten Bau. Die schönen, mit vielfach gebrochenem Rahmenwerk gezierten Stuckdecken der Erbauungszeit sind hier überall noch erhalten und es fällt nicht schwer, sich das „Salett zu ebener Erde", von dem Göbl spricht, im ursprünglichen Zustand auszumalen. Für die Trinkstube selbst bieten sich dazu noch bessere Anhaltspunkte: wir können nicht sehr fehlgehen, wenn wir versuchen, uns aus dem Grundcharakter des Ratssaales, den die prachtvollen Dekorationen von der Hand des Prospero Breno und die Wandgliederung uns heute noch sinnfällig machen, und aus einem der zeitlich nächstliegenden Inventare des Stubenamtes, das die gesamte Ausstattung aufführt, ein barockes Stilbild in den schweren Formen der Mitte des 17. Jahrhunderts vor das geistige Auge zu stellen. Göbl beschreibt kurz eine solche Inneneinrichtung aus unwesentlich früheren Jahren: „Im Jahre 1652 z. B. standen da vier Dutzend aus Nuß- und Lindenbaumholz gezimmerte Stühle auf Teppichen vor grünen, mit Damast gedeckten Tafeln und Tischen. In hohen Wandschränken war ein reicher Vorrat an Tafel- und Küchengeräten aus Zinn, Messing und Kupfer, an zinnernen, gläsernen und silbernen Trinkgeschirren, an Hand-, Tisch- und Tellertüchern und sonstigem Linnenzeuge geborgen. Die Wände der grünen Stube waren mit drei schönen Gemälden: David, Salomo und Hieronymus, geschmückt, welche wohl andeuteten, daß die Stadtväter so weise und gerecht wie diese Vorbilder beraten und urteilen sollten. In der großen Stube hingen bildliche Darstellungen der heiligen Dreifaltigkeit, der Muttergottes und Jungfrau Maria und der Stadt Jerusalem." In diesen Sätzen fehlt noch ein Hinweis auf die starken Farben, die in solchen Innenräumen mit dem starkplastischen Schmuckwerk zusammengingen und der derben Allegorienfreudigkeit der deutschen Spätrenaissance wahlverwandt waren. Von grünen Tischteppichen, grünen „Bank-Pfülben", grünen Kissen sowie von rotgelederten Stühlen ist denn auch schon im Stubenamtsinventar des Jahres 1605 die Rede; wie lange sich aber diese barocke Farbenwahl an solchem amtlichen Orte unverändert hielt, beweist das Bild einer Ratssitzung aus dem Jahre 1774, das ins Würzburger Ratswappenbuch (Matricula Senatus, von 1693) eingemalt ist: die schwarzgewandeten Herren sitzen in Reihen auf drei großen, grünen Bänken, das Präsidium hinter grünbehangenem Tisch auf rotgepolsterten Stühlen, und das Ganze spielt in einem kleinen Raum, den das Braun der Holzverkleidung von Wand und Decke ausnahmslos beherrscht, dem ernste Bischofsbildnisse der einzige Schmuck sind; – trüge der Präsident nicht rotsilbernen Rock und alle Herren die weißgepuderte Perücke, nichts Gegenständliches würde uns an das späte Datum dieses interessanten Blattes erinnern.

Das kurz vorher genannte „Stubenamt", dem die Fürsorge über Stand und Inventar der Ratsstuben sowie die Verwaltung des städtischen Weinbesitzes und der zugehörigen Stiftungen anvertraut war, hatte im reichen Silberschatz der Ratstrinkstube einige Stücke von kostbarem Werte zu hüten: silbervergoldete Prachtpokale, die gleichzeitig für andere fürstliche Schenkungen ihrer Spender an die Stadt ein schimmerndes Denkmal waren. Der Domherr und Probst von St. Burkhard, Andreas von Thüngen, dessen Testamente vom Jahre 1549 die Stadt Würzburg den Grundstock zu ihrem später so reichen Eigenbesitz an Weingütern verdankte, hatte in diesem gleichen Testament dem „ersamen burgermeister und rathe" eine schwere „vergulte scheuern" vermacht, die für alle Zeiten „doselbst zum grunbaum pleiben und zu iren erlichen frolichen gastungen und zu eren gepraucht" werden sollte; und der Nachfolger des großen Julius auf dem fürstbischöflichen Thron, Gottfried von Aschhausen, hatte 1620 seiner lieben Stadt ebenfalls einen prachtvollen silbervergoldeten Pokal geschenkt, dem er im Jahre darauf die hochherzige Gabe von drei Morgen Weinberg in bester Lage am „Stein" folgen ließ. Wertvolle Becken, Kannen und Becher kamen im 18. Jahrhundert hinzu; die bischöflichen Herren Johann Philipp von Greiffenklau und Johann Philipp von Schönborn (der Urheber des neuen Residenzbaus) standen zuvorderst in der Reihe der Spender.

Dieser ganze kostbare Besitz, von dem uns jedes einzelne Stück als kunstgewerbliches Zeugnis wertvoll wäre, ist heute verschwunden. Den schweren Zeiten zu Anfang des 19. Jahrhunderts, denen, wie schon erwähnt, der ganze städtische Besitz an Wein und Weingütern geopfert werden mußte, insonderheit den ersten Jahren des zweiten Jahrzehnts, ist auch der ganze Ratsstubenschatz zum Opfer gefallen, sogar der berühmte und geliebte Aschhausenpokal, aus dem so mancher hohe Gast den Willkomm der Stadt getrunken hatte. Aber ein anderes, beredteres Denkmal des Willkommtrunkes hat glücklicher Zufall unseren Tagen aufbewahrt, ein köstliches Buch, das uns von Stimmung und Leben in der Ratstrinkstube vom Beginn bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nun Bunteres und Reicheres wissen läßt. Das Willkommbuch des Rats, vom Stubenmeister Johann Nikolaus Ferdinand Schmitt 1704 angelegt und in seinem poetischen ersten Teil verfaßt, enthält aus den Jahren 1712 bis 1749 die (teilweise reimgeschmückten) Einträge jener Herren, die dem Willkomm der Stadt mit dem Aschhausenpokal Bescheid getan haben. Die Aufschlüsse, die uns seine vergilbten Blätter über Namen, Stand und Beruf der Gäste, über Zeit und Anlaß des Willkommtrunkes, über gute und schlechte Weinjahre, über moralische und ausgelassene Stimmungen der Trinker heute vermitteln, sind in dem mehrfach genannten Schriftchen Göbls so glücklich und abwechslungsreich zusammengestellt, daß es zweckwidrig wäre sie hier im Auszug nachschreibend zu wiederholen.

Als Würzburg, die Stadt und das einstmals fürstbischöfliche Land, ein Glied des jungen Königreiches Bayern wurde, gehörten Stubenamt und Ratstrinkstube bereits der Vergangenheit an. Ein volles Jahrhundert ist es still gewesen im Grafeneckard und im Roten Bau; und als man sich im sorglosen

Besitz der geordneten und reichen Gegenwart neuerdings an dem Gedanken freute, hier in alten Kellern bald wieder Weinduft zu atmen und Gläserklang zu hören, hat das Schicksal des Vaterlandes den eben gefaßten Beschluß jählings feindlich überfallen. Des Krieges Not hat die Erfüllung der Pläne gehemmt, der Ernst der Zeit hat der Eröffnung des Ratskellers viel berechtigten inneren Widerstand geboten. Der Gedanke an die ungewisse Zukunft des einmal Begonnenen hat endlich den positiven Ausschlag gegeben: am 31. Januar 1918 fand die Eröffnungsfeier statt. Aber die Räume harren des Tages ihrer eigentlichen Weihe, des Tages, da ein aufatmendes Volk sie zum ersten Male betreten wird. Wir in der Weißglut unserer Sorgen ums Vaterland sind noch nicht fähig, von den glücklicheren Zeiten zu träumen, die August Sperls schönen Sinnspruch im Wappenzimmer einstmals vielleicht wieder wahr machen werden:

Keine Sorge so schwer –
Nie so finster ein Tal /
Daß nicht über sie her
Leuchte ein sonniger Strahl.

Nie so bitter dein Leid –
Nie so drückend die Last /
Immer zur richtigen Zeit
Findest du freundliche Rast.









Otto Rückert: Bundesstaatenwappen im Wappenzimmer

Der neue Ratskeller im Grafen Eckardsbau.

Zusammen mit dem Historischen ist auch alles Wichtige aus der Entstehungsgeschichte des jetzigen Ratskellers in den vorigen Abschnitten zusammengestellt oder wenigstens in gedrängter Kürze angedeutet worden. Darum können die folgenden Seiten nun lediglich der Beschreibung der unmittelbaren Eindrücke, die die neuen Räume vermitteln, und der Würdigung der künstlerischen Leistung, die sie darstellen, gewidmet sein. Wenn trotzdem der Blick noch hie und da vereinzelt historisches Gebiet wird streifen müssen, so liegt das in dem schon eingangs erwähnten Umstande begründet, daß der leitende Architekt, Stadtbaurat Franz Kreuter, es glücklich verstanden hat, den vorgefundenen alten Baubestand tunlichst zu erhalten oder bestimmten neuen Raum- und Dekorationsgedanken positiv dienstbar zu machen. Geistiges Eigentum des Architekten ist übrigens im neuen Würzburger Ratskeller nicht nur die Einteilung und Zusammenordnung der Stuben und Hallen und nicht nur der rein architektonische Teil — die stilistische und farbige Gesamthaltung — der Dekoration, sondern viel schmückendes Detail bis herab zum geschmiedeten Gitterwerk und beweglichen Mobiliar. In Otto Rückert, dem ehemaligen Lehrer für dekoratives Zeichnen an der kunstgewerblichen Lehranstalt des Würzburger Polytechnischen Zentralvereins, jetzigen Fachlehrer an der Kunstgewerbeschule Mainz, dem Würzburg bereits manche dekorative Arbeit aus früheren Jahren verdankt und dem zuletzt auch die Fassadenbemalung des Grafen Eckardsbaues mit der Erneuerung des grünen Baumes übertragen war, stand ihm ein Maler von starker ornamentaler Begabung mit reichen praktischen Erfahrungen zur Seite. Kunstmaler Hans Sperlich ward für ein größeres figürliches Wandbild beigerufen und in die bildhauerischen Aufgaben teilten sich Heinz Schiestl und Artur Schleglmünig. Nur ortsansässige Künstler — und ebenso nur einheimische Kunsthandwerker — ließ also die Stadt an der Ausgestaltung ihres Ratskellers arbeiten.

Das alte Portal von 1695 in der Mitte der Frontseite des Grafen Eckardsbaues ist als Haupteingang zu den Gasträumen glücklich gewählt. Man hat sein brüchig gewordenes Steinwerk vollkommen erneuert, seinen Oberlichten Schmiedewerkgitter im Charakter etwa der alten Arbeiten am „Neuen Tor-Bau"



Eingangsportal des Würzburger Ratskellers (1695, erneuert)

gegeben und, um die Sockelteile seiner Rahmenarchitektur von der Verdeckung zu befreien, einen kleinen, in das heutige Straßenniveau tiefer eingesenkten Vorplatz eingelegt; zwischen Steinbalustraden (nach Motiven aus dem Treppenhaus von 1660 hinter dem Roten Bau) führen einige Stufen zu dem versenkten Podest hinab und lassen, aus bautechnischen Notwendigkeiten entstanden, zugleich das Hinuntersteigen in die Kellerräume schon auf der Außenseite des Eingangs sinnfällig werden.

Wer hier eintritt, wird unwillkürlich etwas von den Formeindrücken der alten Rathausfassade und ihrer Umgebung, unmittelbare Erinnerungen an den historischen Charakter von Erker, Giebel und Turm mit sich hineinnehmen. Daß ihn innen kein harter Kontrast zu dieser Grundstimmung, aber auch kein ängstlich

festgehaltener Widerklang dieser Stilmomente erwartet, ist eine der wohltätigsten Eigenschaften der neuen Schöpfung.

Der Eingetretene steht innerhalb der Türe in der Längsachse des mittleren größten Kellerraumes in halber Höhe auf eingebautem Podest, sodaß er über das durchbrochene Gitterwerk eines schmiedeeisernen Geländers in die gleichsam versenkt vor ihm liegende Halle hinabsieht. Auf diesen ersten Schaupunkt ist die gesamte Ausstattung und insbesondere die Farbenwahl des Raumes ganz augenscheinlich eingestellt. Der Podest führt nach rechts, von der Brüstung geleitet, in die kleineren Gelasse, die ebenerdig liegen; links gewinnen einige wenige Stufen die volle Kellertiefe. Die Längsausdehnung der Halle ist sehr gering



Der „Bürgersaal" (Rückblick zum Haupteingang)

und gleich den schweren romanischen Rundformen der steinernen Bogendurchgänge, die zu Nebenräumen führen, wirkt die unverhältnismäßig schwere Wölbung der erhaltenen romanischen Tonnendecke wie ein starker Ton gleich auf den allerersten Eindruck. Der Beschauer selbst steht ja hier oben förmlich im Mittelpunkt der Gewölbefläche, die sich um ihn rundet. An die Decke und auf die gegenüberliegende Rückwand stößt der erste Blick. Hier galt es denn nach Kräften die stoffliche Schwere zu bannen: die Decke strahlt — wir denken hier nur an künstliche Beleuchtung, auf die der ganze Ratskeller eingestellt ist und bei der Otto Rückert auch seine sämtlichen farbigen Dekorationen gemalt hat — in lichtem Elfenbeinweiß und die vielfache Aufteilung der Tonne in plastisches Stuckrahmenwerk, das sich in starker Flucht beredt und energisch verkürzt, kämpft mit diesem

Weiß zusammen erfolgreich gegen die derbe Wucht des verdeckten Steingewölbes. Dem Blick geradeaus aber gibt Sperlichs Bild an der Rückwand illusionistisch den Weg in luftige Weite frei. Der „versenkte" wirkliche Raum mit den Tischen, Stühlen und Bänken liegt in dunkle Holzfarben gefaßt wie eine gesonderte Zone unter der lichten Wölbung. Erst unten angelangt, genießen wir ihn ganz wohltätig. Der steinerne Fußboden gibt ihm eine glatte Kühle; die senkrechten Längswände verkleidet eine schlichte Täfelung, flaches Rahmenwerk unter einem feinprofilierten konsolengetragenen Hauptgesims, das mäßig ausladend einen klaren horizontalen Grenzstrich zieht. An der östlichen Längswand sind vor ihm durch Zwischenwände zwei Banknischen für je einen Tisch geschaffen, die übrigen Tische stehen frei. Das gesamte Mobiliar steht hier in sinnlich lebendigen, aber durch einen Hauch moderner Strenge sehr maßvoll zurückgehaltenen Barockformen, um eine Note derber als die beinahe flache Wandvertäfelung; das Voluten- und Schneckenmotiv, das in den Schmuckelementen der Nischenwände und -bänke am eindeutigsten auftritt und an den Stühlen und geschweiften Tischfüßen (welche alten Originalmodellen nachgebildet wurden) überall reizvoll abgewandelt wiederkehrt, durchsetzt alles gleichmäßig mit ein wenig schwüler Wärme, die aber in der Holzfarbe gebunden bleibt. Der Typ des Stuhles ist von einer feinen und aufrichtigen persönlichen Qualität; er wird einmal späterhin den künstlerischen Grundzug der Entstehungsjahre ganz gut repräsentieren können: den zwiespältigen Hang unserer Zeit, die die warme Fülle der barocken Stile wohlig fühlt und beneidet und dennoch die etwas steife Eleganz etwa der Chippendale-Schöpfungen nicht missen kann und mag. Das einheitlichste Bild gibt die Halle —



Schmiedegitter und plastischer Schmuck am Eingangspodest (Putto von A. Schleglmünig)

die man das **Bürgerzimmer** oder den **Bürgersaal** getauft hat — dem Rückblick gegen die Eingangstüre zu. Da durchbricht nur auf der rechten Seite der schwere und niedrige romanische Rundbogen die dunkle Flucht der Wandverkleidung und gegen die hochliegende Eingangstür schützt der mit gesprenkeltem Marmor vornehm



Hans Sperlich, Wandgemälde im „Bürgersaal"

verkleidete Podest, dem durch geschickte Grundrißführung sogar noch eine „marmorne" Tischnische abgewonnen ist, die Ruhe des Raumes wie eine schließende Wand. Der Brüstungsschutz der Mauer, der diesen Eindruck des Abschlusses wesentlich verstärkt das schon erwähnte schmiedeeiserne Gittergeländer, eine Arbeit der Kunstschlosserei Ed. Scheller nach Entwurf von Baurat Kreuter, verdient im Detail besondere Aufmerksamkeit: der Künstler hat hier Ornamentmotive des achtzehnten Jahrhunderts mit viel persönlichem Geschick abgewandelt und dabei durch Verwendung vieler festigender senkrechter Geraden der Zeichnung eine bescheiden moderne Note gegeben, die dieses Geländer von anderen Würzburger Versuchen, Ornamentgedanken der Rokokozeit in neuen Schmiedegittern zu „verwerten", vorteilhaft abhebt. Das Gitter macht in rechtwinkliger Brechung die Grundrißzüge des Podestbaues kontinuierlich mit; unterbrochen ist es nur an der Knickung des kleinen Treppenlaufes, der Stelle, die auf marmornem Zwischenpfosten eine Puttofigur von Schleglmünig, mit glücklichster Lebendigkeit und Leichtigkeit im Sinne der Deckenwölbung mitschwingend, betont. Von hier wendet sich die Aufmerksamkeit auch in ruhiger Überschau den Einzelheiten der Deckenstuckatur zu. Sie teilt die große Tonne durch zweierlei Rahmenzüge von verschiedener Plastizität in rhythmische



Die „Laube“, gegen die Innenwand gesehen

Gruppen kleiner Felder auf: ein stark plastischer Fruchtstab (nach Angabe des Architekten von Nik. Koestner modelliert), der, wo er in Parallelen doppelt läuft, zart nach innen profilierte leere Kassetten umschließt, legt ein geradliniges Hauptnetz über die ganze Fläche und läßt in ihm sechs große getrennte Felder ausgespart; diese füllt profiliertes Rahmenwerk von geringerer Reliefhöhe, vielfältig gebrochen, in sternartig geordneten Gruppen — und in den geschlossenen Teilen dieser flacheren Rahmung liegt in flachster plastischer Erhebung munter plauderndes Beschlägwerk eingespannt (Motive aus dem alten Würzburger Rathaus und aus dem Aschaffenburger Schloß waren hier Vorbilder). Von kreisgerahmten Rosetten im Scheitel der Wölbung hängen aus diesem Rahmengefüge zwei üppig verschnörkelte buntfarbige Eisenkronleuchter hernieder, deren Kerzen den Raum erhellen: es sind zwei Kopien jener alten köstlichen Arbeit, die, von „Wolf Krebs Schlosser zu Zellingen“ im Jahre 1617 für das Kloster Bronnbach gefertigt, heute im Fränkischen Luitpoldmuseum den Renaissancesaal mit der Sandhofdecke schmückt. Die Wand gegenüber dem Haupteingang ist ganz unregelmäßig aufgeteilt. Zwei Türdurchgänge, die heute zu kleinen Nebenräumen führen, waren hier alter Bestand. Der linke ist von zwei erhaltenen romanischen Rundbogenfassungen in verschiedener Wandtiefe und Höhe umrahmt, der rechte kleinere mit nachgotischer Profilierung hat eine neue Rahmenarchitektur mit Aufbau und Segmentabschluß in etwas süßlich rotem Stein erhalten. Ein schon vorhanden gewesenes nachgotisches Fensterchen, das unmittelbar über ihm noch herunterguckt, zwang bei dem Entwurf der Wandbemalung den Künstler offensichtlich dazu, seiner Umgebung noch ein Stück weit den Wandcharakter zu erhalten. Den ganzen übrigen Rest der Wand aber bedeckt das in seiner räumlichen Aufgabe bereits

gewürdigte Gemälde von Hans Sperlich. Es fügt sich der leicht gehobenen Festlichkeit des Bürgersaales mit seinem Gegenstande harmlos ein. Der Schlußstein des großen romanischen Türbogens, mit einer Fratze bemalt, verkettet die Scheinarchitektur mit der wirklichen; er trägt auf bauchiger Säule luftig gedehnte Korbbogen, durch die man in die offene Helle, in wolkendurchzogenen blauen Himmel sieht. Der Durchblick rahmt ein buntes Freilicht-Bild: auf sonniger Terrasse eine sorglos fröhliche Gesellschaft in gelösten Gruppen locker verteilt — Frauen in lichtsilbrigen Gewändern, aus denen nur ein lautes Rot und ein blasses Seidengelb leuchtet, und Männer in dunkelfarbiger Tracht bei Wein und Musik, an einer



Die „Laube", gegen die Fensterwand gesehen

Tafel, zu der man köstliche Früchte trägt. Das historische Kostüm der Wallensteinzeit will der Grundstimmung des Raumes entsprechen; es wirkt unwillkürlich programmatisch und stilbenennend für den gesamten „Bürgersaal", da dieses Bild sich dem ersten Blick des Eintretenden bietet. Wir haben deshalb von ihm zuletzt gesprochen und insbesondere die Einheitlichkeit des Raumbildes im Rückblick zur Straßenwand hervorgehoben, weil wir glauben, daß eine solche festlegende Benennung und historische Ausdeutung davon ablenkt, die persönlichen und gesund modernen Werte der Innenarchitektur und Ausstattung als die Hauptsache zu erfassen.

Diesem mittleren breiteren Kellerraum, der heute zum Hauptraum des Ratskellers geworden ist, liegt seit ältesten Zeiten westlich ein schmälerer zur Seite, in derselben Bodenhöhe, mit gleichartiger Wölbung gedeckt, von gleicher Raumwirkung und derselben Tiefe; er unterscheidet sich von dem Nachbar auch heute durch nichts als durch den schmäleren Grundriß und die damit gegebene steilere Führung der Tonne. Wer ihn jetzt durch das Steingewände des uralten Ver-

bindungsbogens betritt, ist überrascht, in beinahe identischen Raumbedingungen hier ein völlig anderes Gesamtbild gestaltet zu sehen. Auf jeden plastischen Deckenschmuck ist hier verzichtet; das ganze Feld ist dem Maler überlassen und hat ausschließlich durch den Maler sein Gepräge erhalten. Das gesamte Holzwerk, Wandtäfelung und Mobiliar, obgleich in starken Farbenkontrasten und in dem wulstigen und knorpeligen Ornamentdetail des späten 17. Jahrhunderts gehalten, tritt denoch hier vollständig zurück vor der malerischen Dekoration, die Otto Rückerts umfangreichste Arbeit im Ratskeller darstellt und dieser Halle den Namen „Laube" gegeben hat. Man erinnert sich der alten italienischen Vorbilder, die dem Künstler entfernt vorgeschwebt haben (der Gewölbemalereien etwa der Bogenhalle im Hof der Villa di Papa Giulio in Rom oder der Sakristei von S. Pietro zu Modena), aber man freut sich der persönlichen Note, mit der diese unverkennbaren Anregungen zu etwas Neuem und Eigenartigem verarbeitet sind. Rückert, der an der Fassadenwand des Grafen Eckardsturmes ganz anders bunt verfahren ist (da es sich dort um Schöpfungen handelt, die schon nach ganz wenigen Jahren gegen die vergrauenden Einflüsse der Witterung anzukämpfen haben), hat hier das Innenbild auf ein paar ganz bewußt gewählte Töne beschränkend abgestimmt. Vor graugebrochenem Weiß oder hellem Grau sitzt gelbliches bis bräunliches Grün, dazu kommt Schwarz als Grundierung langer Streifen und in Schrift- und Ornamentwerk locker verteilt metallisch helles Gelb. Gegenständlich ist das Ganze motiviert durch das Bauwerk eines Laubengerüstes, das die Wölbung überspannt. Der Künstler setzt es nicht unmittelbar auf das Hauptgesims der Wandtäfelung auf, sondern legt über dieses erst zwei Zonen wagrechter Streifen, die das malerische Schmuckwerk von vornherein reinlich von dem plastischen isolieren. Über einem breiteren Streifen, der von grauen, hellgelb gerandeten Feldern auf schwarzem Grund gebildet ist, zieht ein schmäleres Schriftband mit einem stimmungsvollen Spruch von Wein und Sonnenschein, der ein Chronostichon auf das Entstehungsjahr (1915) enthält, die Längswand entlang. Sein Schwarz trägt als festigender wagrechter Grundstrich das graue Gittergefüge der Laube, das in seinem untersten Teil vor niedriger grüner Hecke steht, weiterhin nach oben aber in vielfach gebrochenen oder aufgerollten, sternartig gruppierten Zügen vor weißem Luftton sein heiteres Spiel treibt. Das Lattenwerk selber ist, gegenständlich genommen, von Blattgeranke völlig frei. Schlanke junge Bäume, in der Mitte Birken über niedrigem rostrotem Kugelgebüsch, heben vor ihm ihr Laub in geschlossenen dichten Massen beinahe bis zur vollen Höhe empor. In der Steigung der Tonne bleiben vier große Durchblicke frei; hier sitzen, wohltätig isoliert im neutralen Weiß, gewissermaßen vier gesonderte dekorative „Bilder", jedes vom Künstler als volle Angelegenheit erfaßt und durchgeführt, obschon gegenständlich in das tektonische System des Ganzen vollständig eingebunden — Sammelpunkte buntester Farbenfreude, die beweisen, daß Rückerts Kunst auch bei großflächigen Aufgaben sich nicht in abstrakter Stilisierung und enger Farbenwahl erschöpft: zu dem Farbengehalt köstlicher Blumen- und Fruchtstilleben geben phantastische Vögel ihr schimmerndes Federkleid und den Bewegungsreiz ihrer

Konturen hinzu. Die beiden Gegenstücke der Fensterseite, der liebevoll ins Detail gearbeitete Papagei und der prächtig in seinem Raum sich spreizende Reiher sind wichtig für das Gesamtbild, das man von Rückerts Kunst in diesen Räumen gewinnen kann (da die übrigen Aufgaben, die ihm der Ratskeller stellte, ihn ausschließlich auf anderem Gebiete, allerdings in seinem eigensten Reiche, festhalten). Im Scheitel der Decke blitzt es noch einmal vielfarbig auf; aber die Buntheit der großen Kränze, von deren Zentrum die Beleuchtungskörper niederhängen, wird durch das Grau der Füllung, die sie umschließen, in den gehaltenen Farbcharakter des Ganzen hereingezwungen. Ohne strenge Beziehung zu dem Grundgedanken dieser „Laube", mit ganz gesonderten Motiven, schmückte Rückert die beiden übrigbleibenden Schmalwände der Halle. Die einheitliche Fläche der Nordwand an der Innenseite des Gebäudes füllt in gleichmäßigem Graugrün auf schwarzem Grund dichtes, stark stilisiertes Laubwerk mit herzförmigen Blättern, derbstämmig ansetzend und spiralig rankend, von gleichfarbigem Bandwerk in Gegenrichtungen durchzogen. Aus seiner Mitte leuchtet in gelbem Kranz ein kreisrundes Feld; auf weißem Grunde das Bild des Reichsadlers mit den Wappen von Bayern, Franken und Würzburg; die heraldische Stilisierung und die heraldische Farbenwahl heben es gleicherweise von seiner ganzen Umgebung ab; es ist der festigende Hauptakzent des Raumes, gedacht als ein Denkmal der Kriegsjahre, der Entstehungsjahre, das vielleicht gegenständlich wie künstlerisch hier etwas unvermittelt in die Augen springt. Zu Tageszeiten entspricht ihm an der Straßenseite als Gegenstück ein zweiter, weitaus hellerer Akzent: hier sitzt das zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ausgebrochene große Fenster, jetzt durch einen stark



Otto Rückert: Teilstück der Deckenmalerei in der „Laube".

barocken Baldachinbau in starkfarbiger Glasmalerei geschmückt. Der unsymmetrische Durchbruch des Fensters durch die dicke Mauerung und die dem augenblicklichen Bedürfnis entsprungenen Formen der Gewölbanschlüsse hatten hier ganz unregelmäßige Gewändereste entstehen lassen; Rückert verzichtete darauf, diese Unregelmäßigkeit durch eine symmetrische Dekoration zu maskieren, er nahm sie vielmehr als reizvollen Zustand und dekorierte die übrig bleibenden Rechteckfelder — gleicherweise wie zwei schmale Streifen an den äußersten Grenzen der Tonne — einzeln für sich durch sinnlich kräftige Groteskenfüllungen (nach Vorbildern der niederländischen Spätrenaissance, etwa des Floris-Stiles). Die feine Farbenwahl, die er hier bietet, hält alle diese Teile seiner Hauptaufgabe völlig untergeordnet: die „Laube" beherrscht und schmückt uneingeschränkt, ohne störenden Zwischenklang, den schönen Raum.



Durchblick vom „Wappenzimmer" zum Eingangspodest im „Bürgersaal"

Diese beiden alten Keller, nunmehr des Ratskellers größte Gelasse, bilden formal und auch örtlich eine geschlossene Gruppe für sich. Die zusammenhängende Folge von kleineren Stuben, die sich ihnen anreiht, liegt vor allem durch das Bodenniveau von ihnen gesondert. Man muß, um zu ihr zu gelangen, zum Haupteingang auf dem Podest der Mittelhalle zurückkehren und betritt von hier aus, rechts gewendet, durch eine Stichkappe der großen Tonnenwölbung und das profilierte Gewände eines alten, gotischen Spitzbogenportals hindurch den Erdgeschoßraum unter dem Turm. Fast ebenerdig mit der Straßenhöhe beginnend steigt es von hier nach rückwärts in die Gebäudetiefe hinein: kleine, fast quadratische Zimmerchen, jedes gegenüber dem vorigen um einige wenige Stufen erhöht, ziehen sich dem Lauf der angrenzenden Langgasse entlang. Die Dekoration ist hier der geringen Raum-






Otto Rückert: Bundesstaaten-Wappen im „Wappenzimmer"

größe entsprechend auf ein Mindestmaß beschränkt; einheitliche halbhohe Wandverkleidung, die mit dem Stuhl- und Tischwerk farbig zusammengeht, ist eigentlich fast alles, was der Architekt neu hat hinzufügen müssen, um das kreuzgewölbte Gewinkel in stimmungsvolle Weinstuben zu verwandeln. Gewölbe und Bogendurchgänge sind — bis auf ganz wenige und geringe, wirtschaftlich bedingte Abänderungen — erhalten; sein besonderes Gepräge gab jedem Teil dieser Kleinwelt die jeweilige ursprüngliche Raumgestalt beinahe von selber.

Beim Eintritt vom „Bürgersaal" her in das erste dieser kleinen Gelasse, in das „Wappenzimmer", spricht der Wechsel des räumlichen Eindrucks und die Umstellung der dekorativen Aufgabe des Architekten stark und reizvoll. Der Charakter der Erdgeschoßhalle des Turmes ist heute noch fühlbar. Der dicke spätromanische Wulst, der am Gewölbe kreuzt, steht mit seinem schwärzlich ver-



Eine Ecke im „Wappenzimmer"

witterten Sandsteinrot als ein feiner Farbton in dem glatten farblosen Verputz von Decke und Wand. Ein moderner schmiedeeiserner Kronleuchter dehnt sich in wohligen rundlichen Formen nach allen Seiten in diesem Gewölberaum und füllt ihn ganz. Bis in Augenhöhe aber verkleidet die Wand eine Holzvertäfelung,



„Barbarazimmer", Durchblick vom oberen Schankraum zum „Wappenzimmer"

die schönste, die der Architekt für den Ratskeller entworfen hat. Die Geradlinigkeit der Ziermotive und die senkrechte Straffung der Gesamterscheinung, die zahnschnittartig gereihten kleinen Konsolen unter dem Hauptgesims machen ein klassizistisches Vorbild unverkennbar; die volle Plastizität der Rahmenprofile und Gesimszüge geben zu dieser zurückhaltenden Vornehmheit eine angenehm gesättigte Fülle hinzu. Das Holz ist graubraun gebeizt. Form und Farbe wollen als Fassung und Hintergrund des „Bildschmucks" verstanden sein, den die Täfelung umschließt: die Füllungen umfassen rahmend in ihrem obersten Teil, in Brusthöhe, buntfarbige Wappenbilder unter Glas in silbernen Rähmchen; die Regelmäßigkeit ihrer Reihung ergibt eine Art von Wappenfries. In der Ausgestaltung der einzelnen Stücke konnte Otto Rückert seiner Neigung und Begabung zum heraldischen Stilisieren voll die Zügel schießen lassen; und was hier seine volle Liebe zur Sache hat entstehen lassen, ist trotz aller Anspruchslosigkeit der Aufgabe eine der reizvollsten Proben seiner Kunst. Gegenständlich ist nichts anderes dargestellt als die Wappenreihe der deutschen Bundesstaaten, in der Fensternische mit den vier Königreichen beginnend, in einem Winkel der Gegenseite mit der

zusammengenommenen Trias der Freien Hansestädte endigend (heimische Wappen — Franken und Würzburg —, gegenständlich nicht recht zugehörig, füllen wohl nur leidig übriggebliebenen Raum). Aber jedes einzelne Schild hat farbige Qualitäten und das Zeichnerische im Wappenbild und in den kleinen flach-geschnitzten Schmuckstreifen, die das Schild jeweils als innerste Rahmung umziehen, ist stellenweise von so prachtvoller Energie und Munterkeit der Stilisierung, daß man sich gern in jedes dieser (nunmehr schon „historisch" gewordenen) Stücke wie in den fabulierenden Stoff eines „Bildes" vertieft und beispielsweise den komplizierten Inhalt der thüringischen Kleinstaatwappen mit fröhlicher Gemächlichkeit „durcharbeitet". Zwei leere Stellen im farblosen Oberteil der Wand hat man getrennt von diesem Zyklus mit einzelnen Rahmenbildern geschmückt: ein fränkisches Wein- und Traubenstilleben, in schmale silberne Leiste gefaßt, fügt dem gehaltenen Farbcharakter des kleinen Raumes einen angenehmen Ton hinzu; ein alter Ovalrahmen mit Schmuckmotiven der Régencezeit umschließt einen schönen Trinkspruch August Sperls, des heimischen Dichters, in gemalter Fassung und Stilschrift ebenfalls von der Hand Rückerts.



Der Kronleuchter im „Barbarazimmer"

Auf der Gegenseite des Fensters schafft ein gedehnter Korbbogen und eine kleine Stufenreihe zwischen schlanker Holzbalustrade den stets offenen Zugang zum nächsten Zimmer, dem dunkelsten und kleinsten der Reihe, das nur künstliche Beleuchtung erhellt. Es kann oder muß als eine Art von Durchgangsraum angesprochen werden, da die Wand gegenüber dem Eingang durch den weiten Halbkreis eines mittelalterlichen Steinbogens beinahe vollständig geöffnet ist und abermals freien Blick und Weg weiter aufwärts gewährt. Die Mauernische eines kleinen Fensters zur Langgasse umfaßt hier schützend lediglich



Heinz Schiestl:
St. Barbara

einen bevorzugten Tisch, die anderen Tische müssen sich eng den übrigbleibenden vier Wandwinkeln anschmiegen. Der Schmuck, der hier erfreuen sollte, durfte also weder räumlich noch sinnlich die unvermeidliche Not der herrschenden Enge vermehren. Die Wandtäfelung ist darum flacher, schlanker und höher als im Wappenzimmer, Gewölbe und Oberwand bleiben schmucklos weiß. In die Füllungen der Wandverkleidung hat man gleicherweise wie im vorigen Raum rechteckigen Bildschmuck eingesetzt, nur mußten die Einzelstücke lockerer verteilt und farbig in das dunkle Holzwerk stärker eingebunden werden. Heinz Schiestls, des Bildhauers, Kunst schien geeignet, hier in gehaltenen Bildreliefs ein Thema inbezug auf die wehrhafte Zeit, die den Ratskeller entstehen sah, durchzuführen. Er hat in die einheitliche Täfelungsfläche der Nordwand vier Krieger-Halbfiguren jener Art eingesetzt, die seine Notgeld-Entwürfe der letzten Jahre weit über die Grenzen der fränkischen Heimat hinaus bekannt gemacht haben. An den Seitenwänden der Fensternische sind vier gleich große Bildflächen mit Ganzfiguren gefüllt, die demgemäß kleineren Maßstab und größeren Reichtum der Motive aufweisen: vier wehrhafte Heilige, St. Hubertus, St. Florian, St. Georg und St. Michael. Die beste Schöpfung des Künstlers aber umschließt der schönste Schmuck dieses kleinen Raumes, das reizvoll stilisierte Holzgehäuse des Kronleuchters, dessen hellbrauner Farbton und munter barocke Konturen im unmittelbaren Licht der aufstrahlenden Kerzen und Kugelbirnen zu voller Köstlichkeit erwachen. In die Mitte der locker gebauten Aedikula hat Schiestl die Freifigur einer heiligen Barbara hineingestellt, die wert ist, als Einzelleistung für sich betrachtet zu werden, wenn sie auch eingebunden in das frische Linienleben ihres Baldachinbaues einen eigenartig feinen Stimmungsreiz besitzt. Die Einstellung auf die milde Süße der Charakteristik und der farbigen Fassung vorausgesetzt, wird man an der feinen Zuständlichkeit des Standmotivs, an dem schmiegsamen und gewiß nicht gedankenarmen Fluß der Wandfalten, an der halb lässigen Beweglichkeit von Kopf, Arm und Hand und nicht zuletzt an dem prachtvollen Flechtwerk des Haares und seiner Bedeutung für die Betonung des Kopfes und für die Festigung der ganzen Figur (einschließlich des schönen Sockels!) immer aufs neue seine Freude haben. Wie um sich selbst von der einseitigen Gefahr solcher Milde und Lieblichkeit zu befreien, hat Heinz Schiestl für den gleichen Raum noch eine ganz anders geartete Aufgabe übernommen und prachtvoll gelöst. Zur Seite der weiter aufwärts führenden kleinen Holztreppe steht hinter der Balustrade sein Dukatenmännlein, ein Musterbild guter Aufstellung oder um-

gekehrt feiner Anpassung des Künstlers an die Bedingung eines gegebenen Platzes. Einem plötzlich auftauchenden Kobold gleich überrascht den Emporsteigenden die köstlich ins Detail gearbeitete Holzfigur des kleinen Bauern, der auf einen Grenzstein mit dem Zeichen der Würzburger Stadtmarkung halb gestützt, in mühseligem Drang und doch in sonderbar beschaulicher Ruhe das vielbegehrte Gold für „unsre gute Stadt" auf ebenso ungewöhnliche wie empörend einfache Art zu Tage fördert.



Heinz Schiestl: St. Barbara

Der dritte Raum in der Reihe, der nunmehr folgt, erschien nach Kleinheit wie nach Art seiner Abmessungen zur Verwendung als Gastzimmer ungeeignet. Aber die Not dieser Gegebenheit konnte zur Tugend werden durch den Umstand, daß sich außer dem ersten Schankraum (unten in einem kleinen Nebengelaß hinter dem „Bürgersaal") hier oben die Anlage eines zweiten notwendig erwies, sollten nicht die engen Durchgänge und die vielen Terrainunterschiede für die notwendige Beweglichkeit der Bedienung dauernd die unangenehmsten Hindernisse bilden. So hat man denn hier für die obere Raumgruppe eine eigene Speisen- und Getränkausgabe geschaffen und damit die schmale Zwischenstube vollkommen ausgenützt. Der breite Schenktisch in ruhigen Formen und dunkelster Holzfarbe schließt auch zugleich den Durchblick vom Wappenzimmer her in befriedigendster Weise ab. Man spürt erst beim unmittelbaren Hinzutreten, daß man es hier nun mit einem ausschließlichen Durchgangsplatz zu tun hat: eine offene Pforte durch die Westwand gibt den notwendigen Weg seitab zu Nebenräumen frei, in gerader Richtung aber bleibt eine Gasse offen, die jetzt ebenerdig weiter (abermals durch einen kleinen alten Rundbogen) in die letzte Stube dieser zusammenhängenden Raumfolge führt.

Diese, das Altwürzburgerzimmer, ist durch Zusetzung einer ehemaligen Hofhalle entstanden. Wir befinden uns, durch die ganze Gebäudetiefe des Grafen Eckardsbaues vorgedrungen, nunmehr zur Seite und in der Höhe des ihm unmittelbar zugehörigen Hinterhöfchens; das große Halbrundfenster der Westwand war vordem als offener Bogen die Grenze zwischen gedecktem und ungedecktem Raum. Hier ist wohltuend zuletzt noch einmal ein ganz neuer und andersartiger Ton angeschlagen. Dem Wechsel des Raumbildes gegenüber den früheren entspricht eine völlig anders orientierte Farbengebung. Eine kleine Halle von wohliger Breite, mit zwei gemächlichen gratlosen Kreuzgewölben gedeckt. Gewölbe und Oberwand bleiben wieder schmucklos in dem gebrochenen Weiß der einfachen Tünche; die Täfelung aber (mit sehr weit vorkragendem Hauptgesims) und das Mobiliar sind in einen freundlichen graublauen Farbton gesetzt. Zum Schmucke der senkrechten Wandfläche der Täfelung

Heinz Schiestl, Wandfüllungen im „Barbarazimmer"

Heinz Schiestl: Wandfüllungen im „Barbarazimmer"

Heinz Schiestl: Wandfüllungen im „Barbarazimmer“

Heinz Schiestl: Wandfüllungen im „Barbarazimmer"



Heinz Schiestl: Das Dukatenmännlein.

ist wieder die Idee der friesartigen Reihung von Füllungsbildern angewendet: die obersten, meist quadratischen Füllungsspiegel unter dem Hauptgesims stechen von den graublauen, ganz schlicht profilierten Rahmenzügen als warme helle gelbbraune Flächen ab und tragen auf dieser Grundierung kleine vignettenartige Malereien, Blumen, Zweige, Früchte und Körbe, abwechselnd mit allerlei Getier, Hasen, Eichhörnchen, Schwänen, und was dergleichen harmlos lustige Dinge mehr sind. Gemalt sind diese fröhlichen Kleinigkeiten von Karl Thoma in Würzburg, der auch die Dekoration der Südwand geschaffen hat: aufgehängt an zwei bunten Blumen- und Blattranken, die im Halbrund die Grenzlinie der Gewölbekappen begleiten, schweben da im Weiß zwei ovale Kränze von gleichem Material und umschließen zwei buntfarbig ausgeführte Straßenbilder aus dem „Alten Würzburg", das einmal so köstlich unversehrt gewesen ist — eine Ansicht des barocken Brückentores mit Durchblick zu den Türmen von Rathaus und Dom und einen Winkelausschnitt aus dem ehemaligen Kürschnerhof, der in beneidenswerter Geschlossenheit das Kleinod der Neumünsterfassade allseitig umfaßt hielt. Die lockere Leichtigkeit und Bescheidenheit, mit der diese Bilder gleich den Vignetten in der Täfelung den zugewiesenen Raum nur als Akzente zieren, entspricht dem Grundcharakter des ganzen Zimmers — dem luftigen Schnörkelwerk der beiden Lichtampeln, die von den Gewölbekreuzungen hängen, dem hübschen Einfall, den Heizkörper unter dem großen Fenster durch das lustig gedrehte schlanke Sprossenwerk einer „Balustrade" zu verkleiden, der hellen „Sauberkeit" der blankgescheuerten rohen Tischplatten, die hier so selbstverständlich und einladend empfunden werden. Von den fünf Tischen im Raum sind drei aufs beste der Innenarchitektur eingebunden: ein großer mit längerer Wandbank unter dem Kürschnerhofbild, je ein kleinerer



Heinz Schiestl: Das Dukatenmännlein.

in der Laubennische des Fensters zur Langgasse und in dem gemütlichen Herrgottswinkel, den ein Kruzifixus von Schiestls Hand, von kleinen barocken Bildrähmchen umgeben, ziert. Der Name, den man dieser Stube gegeben hat, ist, lediglich inbezug auf das Motiv der beiden Thomaschen Wandbilder, nur äußerlich gewählt. Die Stimmung des Gesamteindrucks und das Grundgefühl, aus dem hier der Architekt geschaffen hat, hat mit Würzburgischer, ja fränkischer Art am allerwenigsten zu tun. Wenn man die lockere Freiheit und die leichte beschauliche Farbigkeit, die manche Gäste ausgesprochenermaßen immer wieder hierher zieht, mit einem Namen benennen soll, so könnte man nur an bayrische, im besonderen Münchener Gasträume des letzteren Jahrzehnts erinnern, die diesen Typ einer wohligen und doch klaren hellen Gemütlichkeit ausgebildet haben.

Beliebt macht diese Stube noch ein weiterer Umstand, ihre ruhige, vom Haupteingang weit abgekehrte Lage; hier stört nicht, selbst bei starkem Besuche kaum, der Durchgangsverkehr der Ab- und Zugehenden, der den vorderen kleinen Zimmern manchmal viel vom Besten ihrer Eigenstimmung raubt. So sehr also auch für das zusammenhängende Ganze freie Zu- und Durchgänge, tunlichst unbehinderte Verbindungsmöglichkeiten aus vielerlei Gründen, vor allem im Interesse der Wirtschaftsführung erstrebt werden mußten, so wenig verschlug es, daß in dem mittelalterlichen Kellergewinkel und Stubengefüge zwei Räume vorhanden waren, die sich in keiner Weise mit den beschriebenen Raumgruppen in irgendwelchen unmittelbaren Zusammenhang bringen ließen. Im Gegenteil, dadurch wurde es möglich, im Ratskeller zwei völlig isolierte Gastzimmer von verschiedener Größe zu schaffen, die gegebenenfalls als bestellte Nebenräume für Sonderveranstaltungen von dem allgemeinen Besuche freigehalten werden

können. Daß sie trotzdem im Verbande des Ganzen liegen und von den allgemeinen Gasträumen unschwer zugänglich sind, erleichtert vor allem anderen die gemeinsame Bewirtschaftung.

Unter dem Durchgangszimmer, wo zwischen Barbara- und Altwürzburgerzimmer jetzt der obere Schankraum eingerichtet ist, befindet sich noch ein kleines tonnengewölbtes Kellergelaß, das ursprünglich nur durch einen Gewölbeschacht von oben her zugänglich gewesen ist; mit ihm pflegte man gern und unwidersprochen die alte Nachricht zu verbinden, die das im Rathaus vorhanden gewesene Gefängnis für Schwerverbrecher das „Loch zum Grafen Eckard" nennt. An das romantische Stimmungsmoment dieser Überlieferung anknüpfend hat man hier



Das „Altwürzburger Zimmer" von der Hofseite gesehen.

des Ratskellers versteckteſten und verschwiegensten Winkel, das „Hexenloch", geschaffen. In naher Verbindung mit dem Altwürzburgerzimmer aber hat man die alte Ratskapelle zu St. Felix und Adauctus, von der oben im Zusammenhang der Schilderung des alten Rathausbaukomplexes bereits die Rede gewesen ist, in den Bereich der Gasträume mit einbezogen und in ihr durch geschmackvolle Neuausstattung unter gewissenhafter Wahrung des historischen Bestandes eine mittelgroße Halle für geschlossene Festlichkeiten gewonnen.

Das Hexenloch ist jetzt von der unteren Speisen- und Getränkausgabe, einem kleinen Nebenraum hinter der Nordwand des Bürgersaales, über einige abwärts führende Stufen durch ein kleines steinernes Pförtchen zugänglich. Ein Lichtschacht dem Eingang gegenüber führt zu einem kleinen Kellerfensterchen an

der Langgasse, doch bleibt der Raum ohne künstliche Beleuchtung beinahe lichtlos. Von seinem alten Gewände und Gemäuer ist nichts mehr sichtbar: Wände und Decke sind mit naturfarbener Holzverschalung vollständig überkleidet. Das Material ist Spessart-Lärche; das starke Gelb des einheitlichen Farbtons wird in der allernächsten Zeit freilich noch ein etwas zu lauter und ungebrochener Farbton bleiben; ihm müssen die kommenden Jahre durch die beizende Wirkung des Rauches von selber erst die nötige Differenzierung und Patina geben. Der Raum faßt nur drei Tische, einseitig gestellt, angerückt an fortlaufende Wandbänke, die den Sockelteil der Täfelung bilden; die Längswand neben dem Eingang mußte um der Schmalheit des Ganzen willen frei bleiben und bietet nur für die Heizkörper



Der Herrgottswinkel im „Altwürzburger Zimmer"

Platz. Die Innenausstattung spricht als ein geschlossenes einheitliches Bild von stark historischem Klang: der Architekt hat an deutsche (im besonderen vielleicht tirolische) Stuben des frühen sechzehnten Jahrhunderts gedacht, an die Zeit jener Übergangsjahrzehnte, da sich in die reizvollen spätgotischen Konstruktionsformen schon ausgesprochene Schmuckelemente des eben aus Italien nordwärts dringenden Renaissancestiles zu mischen begannen. Den Eindruck beherrscht die in vielfach gebrochener steiler Wölbung geführte Holztonne der Decke mit profilierten Durchzügen und Gurtbändern; in munterem Relief, doch farblos gehalten entfaltet sich an den Bankwangen, den schönen Heizkörperverkleidungen und besonders als Umrahmung des kleinen Eingangsportals dekoratives Renaissancewerk architektonischer und rein ornamentaler Art. Die Stühle sind mehr als bloße Nach-

formungen historischer Muster; ihre Lehnen vor allem erfreuen wiederum durch die frischen persönlichen Ideen, zu denen historische Anregungen ausgereift sind. Leider ist dem Gesamtgedanken, den der Architekt in dem Raum gestalten wollte, die glückliche Erfüllung versagt geblieben. Denn der bildhauerische Schmuck, der das Ganze runden sollte, wird da, wo er persönliche Werte besitzt, doch leider als ein Fremdelement im Ganzen empfunden werden müssen. Arthur Schleglmünig, der Schöpfer jener glücklichen Puttofigur am Treppenpodest des Bürgersaales, hat auch hier Witz und phantastische Einfälle an drei figürliche Holzgruppen gewendet, die dem Hexenloch das Gepräge geben sollten, das im Namen begriffen liegt. Aber abgesehen von der unruhigen, zerflatternden Hexengruppe über dem Portalgesims bedauert man auch bei der hübsch geschlossenen Lüstergruppe der Besenreiterinnen und den kleinen Schmuckfiguren einer Bankwange, daß so viel Bewegungskraft der Entwurfsidee die Trägheit des Materialcharakters nicht hat überwinden können. Aus dem gleichen Grunde sind auch die beiden Puttofriese an der Längswand nur als dekorative Zwischenklänge reizvoll.



Das „Hexenloch", gegen die Eingangstür gesehen

In der alten Ratskapelle lag die Aufgabe von vornherein klarer. Einzig in diesem Raum war reiches dekoratives Schmuckwerk aus historischer Zeit erhalten und alles kam nur auf das Verhältnis an, das die Neuausstattung zu dem ausgesprochenen Stilgepräge des alten Baubestandes einnehmen würde. Hier an wichtigster Stelle ist denn auch eine Leistung gelungen, die restlos erfreut. Man betritt die kleine Halle in der Mitte ihrer südlichen Schmalwand, in ihrer Längsachse. Für den ersten Blick tritt alles Deteil zurück vor dem eigentümlichen Reiz der Raumverhältnisse, vor dem schönen

Spiel der Verkürzung der drei gotischen Gewölbejoche, vor dem reichen Licht- und Schattenwechsel der tief ausgehobenen Gewölbeflächen und der schlank profilierten energischen Rippenzüge, die beiderseits tief bis zu den eigentümlichen Spitzkonsolen herablaufend zwei Drittel der ganzen Raumhöhe beherrschen. Und dann fesselt zur Linken wiederum eine Besonderheit: die Pracht der niedrigen und breiten, in je fünf schlanke Einzelteile aufgelösten Spitzbogenfenster, die unter den drei Gewölbekappen die Wandreste mit einem köstlichen Ornamentnetz völlig durchbrochen halten. Das ganze Steinwerk all dieser Profile ist unberührt geblieben, unverändert behütet auch das plastische Bildwerk der Schlußsteine und der kleinen Schilde im Scheitel der Rippenkreuzungen und Gurte. Ja die drei runden Schlußsteine, die schöne hochgotische Rosette und die beiden kleinen Reliefs, Darstellungen der Verkündigung und der Thomasszene, prangen noch auf köstlichem roten Grund in der tiefen, nunmehr fast schwarz gewordenen Farbe ihrer alten Fassung. Und die beiden Wappenschilde erzählen noch stolz von den Bürgermeistern aus dem Geschlechte der Weibler und derer vom Steren, unter deren Amtsführung sich die Stadt 1359 die neue kleine Ratskapelle geschaffen hat. Eine dunkelfarbige Täfelung in schlichten



Die „Ratskapelle", Längsdurchblick

neugotischen Formen bekleidet ringsum das unterste unter den Gewölbekonsolen übrigbleibende Stück der Wand; sie gehört nicht der jetzigen Neuausstattung an, sondern entstammt der Wiederinstandsetzung und Reinigung, die das neu aufgefundene Ratskirchlein im Jahre 1866 erlebte. Da damals auch zugleich den

tiefwandigen engen Fensternischen gegen die Langgasse zu ihre gotische spitzbogige Begrenzung wiedergegeben worden war, so hat der Architekt baulich keine Abänderung im Raume vollzogen, hat lediglich sechs gleichmäßige Tischgruppen und darüber sechs lustige schmiedeeiserne Lichtampeln an den vom Gewölbegrundriß gegebenen Stellen verteilt, im übrigen aber die Umgestaltung der einstigen Kirchenhalle zum modernen Gastraum durch gemalten dekorativen Schmuck vollzogen, dessen Ausführung er wiederum Otto Rückert anvertraute. Rückert hat nur in den breiten Schmuckstreifen der Fensterwände gegen die Langgasse zu auf Ornamente gotischen Stils zurückgegriffen und auch hier nur deshalb, weil sichtbare alte Reste, in genügender Deutlichkeit erhalten geblieben, fast nichts anderes als eine Erneuerung der gewundenen, üppigen Laubranken notwendig machte. Der Vorzug aller übrigen Malereien ist vielmehr, daß sie nicht aus einem ängstlichen Gefühl der Stilverpflichtung entstanden sind, nicht „gotische Sprache" altertümelnd nachreden wollen, sondern nur die gleichen Funktionen erfüllen, die gotische Malereien an ihrer Stelle erfüllt haben, im Detail aber den gesunden Boden natürlicher persönlicher Sprache nicht verlassen. Die Gewölbeflächen bleiben weiß bis auf die Zwickel, die der Zusammenlauf der Rippen gegen die Konsolen hin entstehen läßt; diese bedeckt bis zu gleichmäßiger Zonenhöhe temperamentvoll stilisiertes, auch farbig fein gehaltenes Ast- und Blattwerk, motivisch abwechselnde kleine Stauden, die bloßen Wurzeln in die schmale Spitze des Zwickels hineingesenkt, in den nach oben sich dehnenden Zweigen Blumen oder Früchte tragend, darunter auch allerlei „Küchengewächs" (Pfeffer, Meer-



Otto Rückert: Portalumrahmung in der „Ratskapelle"

rettich, Zwiebel und dergleichen), in das manche witzige Malerspielerei miteingeflochten ist. Vorbilder dafür waren alte Nürnberger Holzschnitte aus einem Kräuter- und Pflanzenbuch um 1560. Die freie Fläche in dem Spitzbogen der Nordwand ist heraldisch geziert: in rundem Kranz das Wappen der Stadt Würzburg mit der Herzogskrone über dem rotgelben verschnörkelten Geranke der Helmzier, zur Seite die Jahreszahl 1916. Die Innenseite der Eingangswand aber schmückt ein gemalter Umbau des Türvierecks (die späteste Arbeit Rückerts im Ratskeller, mit der Zahl 1917 datiert), der die seit den letzten Jahren wachsende Neigung des Malers für architektonische Motive, für ebene Tonflächen und eine kunstgewerblich kontrastreiche Farbenwahl, für „saubere" Scheidung und Unterscheidung ruhiger dienender Glieder und gruppenmäßig gesammelter energischer Linienkurven deutlich erkennen läßt. Das Schönste aber, was Rückert für die Kapelle geschaffen hat, sind die Entwürfe zu den Glasmalereien der drei großen Westfenster. Sie sind der alten Würzburger Hochschule, der Alma Julia, gewidmet, vereinigen in der ersten und dritten der fünfteiligen Fenstergruppen die Wappen der Würzburger Studentenkorporationen, an heraldischem Stilwert herausholend, was aus den oft begrifflich gebildeten Studentenwappen nur irgend herauszuholen ist, und gießen über das bevorzugte Mittelfenster die ganze Fülle der phantastischen und doch vornehm gebundenen Linienenergie aus, die Rückerts Hand zu Gebote steht. Dargestellt ist das Wappen der Universität, der Julius Echter-Gründung, umgeben von den Bildsymbolen der vier Fakultäten auf dem Grund der ihnen entsprechenden Farben; monstranzförmige Aufbauten auf köstlichem, nach Motiven



Otto Rückert: Universitätsfenster der „Ratskapelle"

spätgotischen Goldschmiedewerks stilisiertem Fuß, mit prächtigem Rahmenornament, fassen die runden Bilder und verteilen die fünfgliedrige Gruppe — farbig und tektonisch-sinngemäß — so ausgezeichnet auf den verfügbaren Glasraum, daß auf den ersten Blick anschaulich wird, wie Rückerts Entwurfsidee hier aus intensivstem Nachempfindem der Schönheit und Besonderheit des gegebenen Fensterkomplexes erwachsen ist, und wie die innerlichste Seite seiner Begabung bei dieser Arbeit — die wir als eine seiner besten Schöpfungen und als die wertvollste künstlerische Leistung, die der Ratskeller aufweist, zu bezeichnen nicht anstehen — in ihrem eigensten Elemente gelebt hat.

Die Ausführung der Rückertschen Glasgemäldeentwürfe besorgte die Würzburger Glasmalerei Matth. Niebeler; aus gleicher Werkstatt stammen alle Schmuckarbeiten an den Ratskellerfenstern, die hier in vollständiger Zusammenstellung Erwähnung finden sollen: nach eigenem Entwurf die drei kleinen spitzbogigen Ostfenster der Kapelle mit den Wappen berühmter fränkischer Weinorte (Geschenke des Bürgermeisters Hofrats Bernhard Brand und der Magistratsräte B. A. Fischer und Wilhelm Kahn), das Laubenfenster im Altwürzburgerzimmer mit locker gesetzten Vignetten im Stile der Thomaschen Malereien (ein Geschenk des Ehrenbürgers der Stadt, Altbürgermeisters Philipp Ritter von Michel), der farbige Schmuck am Fensterchen des Barbarazimmers (Stifter: Peter Pappenberger, Würzburg), nach Rückerts Zeichnung das Adlerbild des spitzbogigen Fensters der Wappenstube (gestiftet von L. Fleischmann aus Prichsenstadt), und nach Baurat Kreuters Entwurf das schon erwähnte Schmuckfenster der „Laube" mit dem bunten Baldachinbau (Geschenk des ehemaligen Magistratsrates Max Ostberg).

Mit der Kapelle schließt die Reihe der jetzigen Gasträume des Würzburger Ratskellers. Wer die verwendeten Kellergelasse und Erdgeschoßstuben im alten Zustand vor der großen Instandsetzung des Grafen Eckards-Baues kannte, wird erstaunt sein, sie als künstlerisch gestalteten, abwechslungsreich gruppierten Nutzraum für etwa 250 Gäste wiederzufinden. Freilich war im Erdgeschoß des Hofs zum Grünen Baum außer den eigentlichen Gastzimmern nur für die nötigsten Nebengelasse noch Platz; die Küche und die unmittelbar zugehörigen Wirtschaftsräume mußten in den östlichen Teil des ersten Stockwerkes verlegt werden; Speiseaufzüge vermitteln eine schnelle Verbindung mit dem Erdgeschoß; der Treppenaufgang zu den Küchenräumen ist in den schmalen Vorplatz gelegt worden, der zwischen Altwürzburgerzimmer und Kapelle übriggeblieben ist. Hier, wie durch ein altes Portal zur Kellertreppe hinter dem heutigen Bürgersaal, die nunmehr völlig den neuen Zwecken entsprechend umgebaut ist, sind auch zwei hintere Eingänge zu den Ratskellerstuben vom kleinen Innenhöfchen aus geschaffen. Die Erdgeschoßhalle des Kalterhauses, in der, wie im historischen Teile mehrfach erwähnt, die kleine Ratskapelle gänzlich eingebaut liegt, ist heute vom Wagenpark der städtischen Feuerwehr noch vollständig belegt. Wenn es möglich sein wird, diese Nachbarschaft in neuerrichtete anderweitige Quartiere zu bringen, wird unmittelbar neben der Kapelle an der nördlichen Seite des Innenhöfchens eine Erweiterung des heutigen Ganzen durch eine ganz große Halle in glücklichstem Zusammenhang möglich sein. —

Der Würzburger Ratskeller im Grafen Eckards-Bau, in ahnungslos glücklichen Friedensjahren geplant und in Angriff genommen, in schweren und blutigen Kriegsjahren trotz allem zur Form gediehen und der Öffentlichkeit übergeben, harrt nun seiner Geschichte. Sie aufzuzeichnen, einen Spiegel der Zeiten, die er erlebt, der ehrenden Besuche, die ihm zu Teil geworden, des Verhältnisses, das Bürgerschaft und Fremde zu ihm gewonnen haben, den späteren Zeiten aufzubewahren, hat Bürgermeister Hofrat Bernhard Brand, der ihn eröffnet hat, das Willkommbuch erneuert, der Stadt ein „neues Willkommbuch von 1918" geschenkt, dessen Deckel Bildhauer Heinz Schiestl gearbeitet hat. Seit der Eröffnung der Ratskellerräume sind diesem Buch von den Teilnehmern der Eröffnungsfeier, von städtischen Körperschaften, Anstalten und Vereinen, von einzelnen Künstlern mannigfache Beiträge in Bild und Schrift trotz aller Hemmungen der Kriegszeit zugeflossen. Doch ruft das Buch, das langsam und stetig Gestalt gewinnt, noch vielen vielen, die aufgefordert ihren Beitrag bis heute nicht spenden konnten, und allen denen, die ernstliches Interesse an seiner würdigen Ausgestaltung haben. Die Lücken, die selbst im „Gründerteil" des neuen Willkommbuches noch klaffen, machen es unmöglich, auf diesen Seiten schon beschreibend von ihm zu sprechen.

Das Buch soll des Ratskellers Geschichte sein. Es wird den Wert oder Unwert der Jahre, der künstlerischen Strömungen und Charaktere, die an ihm arbeiteten, erst ferneren Zeiten klar, aber dann auch mit erbarmungsloser Klarheit zu schauen geben; — mögen die, die es füllen, sich dieser Verantwortung bewußt sein! Es wird in kleinstem Ausschnitt auch das Schicksal unseres Vaterlands, des schwer geprüften, Wohl oder Wehe, zwischen dem wir heute bangend schweben, einmal als zwingende Folge von Notwendigkeiten den Enkeln und Urenkeln melden, neugestalteten Völkern ein Stück von Art und Wesen der Alten erzählen; — möge es, in welcher Form, von welcher Art auch immer, Glück sein, was es einstmals spricht!



Schlußstein am Gewölbe der Vorhalle des „Neuen Torbaues".



Eine fränkische Weinchronik

Von V. Haldy

m Jahre 1615 veröffentlichte ein Johann Aldenberger aus Kitzingen eine Reihe von Aufzeichnungen über den fränkischen Weinbau in chronikalischer Form, die umso mehr von Interesse sein dürften, als sie einen genauen Einblick in die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse des fränkischen Weinbaugebietes gestatten. Nach Art der damaligen Chronisten beschränkt sich Aldenberger freilich nicht auf die aus eigener Wahrnehmung gewonnenen Tatsachen; vielmehr greift er in seinen Mitteilungen ziemlich weit zurück unter gewissenhafter Benutzung älterer Werke, denen wohl durchweg die Glaubwürdigkeit nicht abzusprechen ist.

Das Buch trägt den originellen Titel:

Wein Spiegel /

Das ist: Kurtze vnd ordentliche Verzeichnüß / wie GOtt zu jederzeit in vielen Orten / vnnd sonderlich im Deutschland den Edlen Rebensafft reichlich bescheret. Auch die jenigen / so solchen schendlich mißbraucht / offtermals auff mancherley weiß ernstlich gestrafft. Aus vielen Geschichtbüchern vnd täglicher Erfahrung / mit sonderm fleiß in zweene vnterschiedene Theil verfasset vnd publiciert Durch Johannem Aldenberger Kitthing. Fr.

Anno CIↃ. DC. XV.

Dieser Weinspiegel zerfällt in zwei Teile, von denen der erste, unter reichlicher Anwendung biblischen Rüstzeugs gegen den Mißbrauch des Weins, die eigentliche Chronik enthält. Als weinfroher Franke vermag der Autor jedoch den Rebensaft keineswegs in Grund und Boden zu verdammen und da er dabei mit etwelchen Stellen der Bibel in Konflikt kommt — es sei nur an die sonderbare Geschichte mit Vater Noah erinnert — so unternimmt er es frischweg, jene zu entschuldigen, die des Guten ein wenig zu viel tun. Die Beweisführung möge ihres hübschen Wortlautes wegen hier Platz finden:

‚Edtgegen aber wollen etliche / es werde in den angezogenen worten Christi nicht der ersten Welt Trunckenheit / sondern jhre Sicherheit / nach art der heiligen Schrifft beschrieben / Sonst were auch Nohae fall / als eine geringe Sünd / zu

entschüldigen gewesen / wenn er des Weins nur als eines Getrancks gebraucht hette / vnd nicht gewußt / daß er jhn voll machen solte / Hab demnach Gott der HERR erst nach der Sündflut dem Noha / dessen Natur vnd Leibeskrefften schwach vnd abgemergelt den Wein / als eine Artzney zu gebrauchen / gezeiget. Das er aber davon truncken worden / ist nicht vorsetzlich geschehen / sondern aus Menschlicher schwachheit / weil er dessen Krafft vnd Sterck noch nicht gewust / oder vor großer Mütigkeit daran nicht gedacht / oder aus durst eines Truncks zu viel zu sich genommen / daher denn jhme auch / als einem alten / wolgeplagten vnd hochbetrübten Mann der Wein viel eher als einem Jungen geschadet / daß er damals davon ein gutes Reuschlein bekommen vnd schlaffend worden / wie heutiges Tages offt manchem alten trewen vnnd fleißigen Prediger / dessen Häupt sampt andern Leibeskrefften vom stetigen lesen / schreiben / studirn vnd predigen blöd vnd schwach gemacht / solches auch viel ehe widerfehret / als einem groben vnnd starcken Bauren / der Tag vnd Nacht im Luder liegt / vnd des Weins gewohnet ist. Es ist auch wol zu glauben / daß solches ein außbündiger starcker vnd köstlicher Wein gewesen sey / davon Noha von wenig / ehe truncken worden / als einer heutiges Tages / so dessen auch bey schwacher Natur viel trincken solt.'

Im Anschluß hieran folgen die Aufzeichnungen über gute und schlechte Weinjahre mit genaueren Hinweisen. Sie beginnen mit 1459 v. Chr. und machen in so früher Zeit selbstverständlich keinen Anspruch, allzu ernst genommen zu werden. Die hier interessierenden, speziell fränkischen Daten beginnen mit dem Jahre 604. Die Quellenangabe ist mit wenig Ausnahmen überall erfolgt, persönliche Wahrnehmungen hat der Verfasser als solche gekennzeichnet. (J. A. K.)

Die für Franken in Frage kommenden Aufzeichnungen mögen im Wortlaut folgen.

A. C. 604 war ein Mißjahr / vnd gerieth der Wein sonderlich im Franckenland sehr vbel. (Hist. Herbipol.)

A. C. 820 wuchs wenig Weins / vnnd ward wegen des nassen wetters nicht zeitig / blieb auch saur vnnd vngeschmack. (Ursperg. Spangeb. Iren. Hist. Herbipol.)

A. C. 890 war in Deutschland / sonderlich im Franckenland / große Hungersnoth vnd thewre zeit. (Hist. Herbipol.)

A. C. 984. 988. 990. 995. 1004. 1007. war eine heiße vnd dürre Sommerszeit / darauff gewiß ein guter Weinwachs gefolgt. (Chronic. Christ. Egenolph. Ursperg. Hist. Herbip.)

A. C. 1063 ist der Weinstock / sonderlich im Franckenland / erfroren. (Theatr. Francon. lib. 3.)

A. C. 1151 war im Franckenland sonderlich große Thewrung vnd Hungersnoth. (Theatr. Francon.)

A. C. 1174 war ein kalter vnd windiger Sommer / davon Wein vnd Getreid verdorben. Aber im folgenden Jahr kam ein heißer vnnd truckner Sommer / wie auch Anno Christi 1177 geschehen / vnd der Weinwachs wol gerathen. (Histor. Herbipol.)

A. C. 1187 war ein Mißjahr an Wein / Korn vnd Obs / dessen vrsach war die kelt vom Martio biß in Majum. (Hist. Herbipol.)

A. C. 1191 war im Deutschland große Thewrung vnd Hungersnoth / welche der Mißwachs der Victualien verursachet. (Theatr. Francon.)

A. C. 1219 erfror im Franckenland vnd anderswo der Weinstock den kalten Winter vber. (Theatr. Francon. lib. 3.)

A. C. 1228 war ein sehr heißer Sommer / vnd konte man ein Ey im Sand sieden. Es wuchs auch ein sehr guter Wein / dessen man 2 Franckenmaß umb 1. Pfennig kaufft. Aber im folgenden Jahr galt ein Maß 16. Pfennig. (Chron. Norib.)

Anno Christi 1259 war ein grawsamer heißer Sommer / vnd wuchs sonderlich im Franckenland / sehr guter Wein. (Histor. Herbipol. Theatr. Francon.)

Anno Christi 1296 war ein fruchtbares Jahr / vnd wuchs vberflüssig viel Weins / daß man des firnen nicht achtet / sondern dessen viel hinweg geschüttet / damit man den newen hat fassen mögen / daran doch auch Fesser gemangelt. (Spangeb. cap. 273.)

Anno Chr. 1330 war ein heißer Sommer vnd gutes WeinJahr / sonderlich im Land zu Francken. (Histor. Herbipol.)

An. Ch. 1332 wuchs allenthalben viel Weins / sonderlich im Franckenland / da man zu Randesacker[1]) 260 Fuder zu Zehenden geben. Aber im folgenden Jahr sind nur 12. Fuder gefallen. Daher man denn vber das Thor am Zehendhoff daselbst zum ewigen Gedechtnüß diese Wort in Stein gehawen: Anno Domini M.CCC.XXXII, ducenta & sexaginta Karrata vini ad hanc Curiam pro Decima cedebant, Anno vero tertio deinde subsequente, duodecim tantum Karrata. (Hist. Herbipol.)

A. C. 1372 war ein fruchtbares Weinjahr / vnd galt ein Maß Franckenweins vier Pfennig. (Theatr. Francon.)

A. C. 1373 war der Franckenwein thewr / vnd das Korn wolfeil / vnd galt ein Maß Weins vnd ein Metz Korn jedes 4. Würtzburgische Schilling / oder 36 Pfennige. Es war auch ein heißer und dürrer Sommer / daraus zu vermuten / daß ein guter Wein gewachsen. (Hist. Herbip.)

Anno Christ 1382 war ein gutes Wein vnd Getreid Jahr / sonderlich im Land zu Francken. (Theatr. Francon.)

A. C. 1390 wuchs wenig guter Wein / sonderlich vmb Würtzburg vnnd andern orten des Franckenlandes. (Hist. Herbip.)

A. C. 1393 war ein fruchtbares Getreid vnd Wein Jahr / vnd A. C. 1396 kauffte man ein Maß Franckenweins umb ein Pfennig. (Theatr. Francon.)

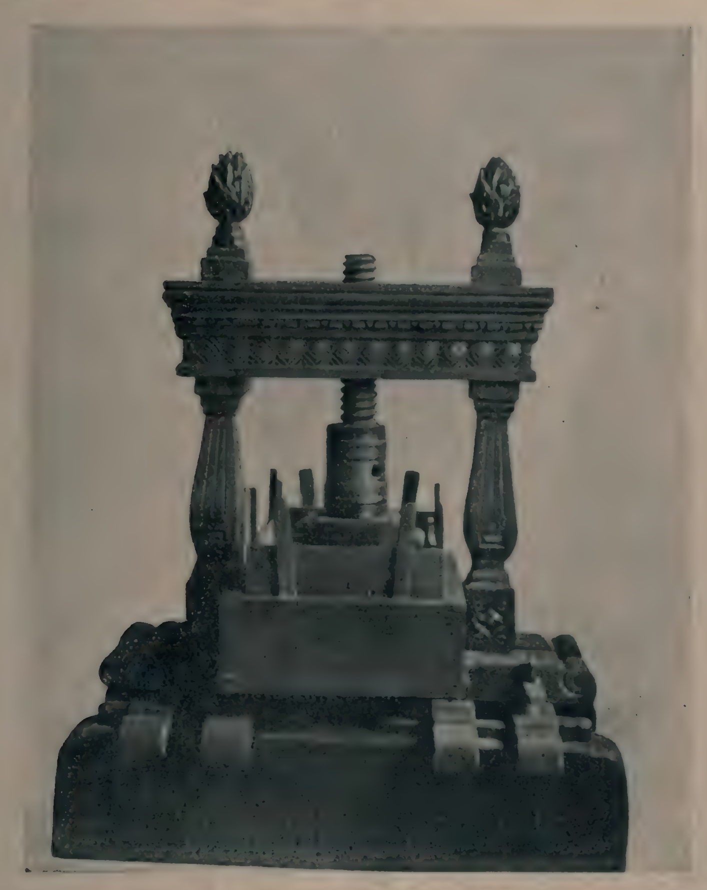
A. C. 1401 war ein nasses Mißjahr / vnd namen alle Feldfrüchte schaden. (Histor. Herbipol.)

A. C. 1414 war ein reicher Herbst / vnd trug ein Morgen Weinbergs im Franckenland zu drey fudern Weins. (Theatr. Francon. lib. 3.)

[1]) Der Chronist schreibt Randesacker, nicht Randersacker.

Anno Christi 1423 war ein reiches Wein Jahr / vnd galt zu Nürmberg ein Maß ein Pfennig / vnd der allerbeste drey Pfennige / Aber im folgenden Jahr erfror der Weinwachs gar. (Chron. Noriberg.)

A. C. 1425 ließ man im Francenland vnd andern Orten viel Weintrauben an Reben vnabgelesen stehen / weil großer Mangel an lesern war / vnd die pestilentz allenthalben heftig grassirt. (Histor. Herbipol.)



Weinkalter aus Würzburg v. J. 1624 (Fränkisches Luitpoldmuseum, Würzburg)

A. C. 1426 war ein sehr weinreiches Jahr / vnd kauffte man nach verrichtetem Herbst ein Fuder Most sampt dem Faß vmb 2 Gülden / Auch warn die Weinfesser in thewrem kauff als der Wein selbst / dahero blieb viel an Weinstöcken hangen / vnnd ward theils gar hinweg geschüttet. (Theatr. Francon.)

A. C. 1428 galt zu Würtzburg den Sommer vber ein Maß Weins 8. 9. 10. Pfennige / vnd vmb Michaelis 3. 2. 1. Pfennig. (Hist. Herbip.)

Anno Christi 1430 erfror bey kaltem Winter Wein vnd Getreid / Aber im folgenden Jahr war ein reicher Herbst / vnd trug ein Morgen Weingarten zu Francken drey Fuder Weins. (Ibid.)

A. D. 1433 war ein dürrer vnd heißer Frühling vnd Sommer / vnd wuchs guter Wein. Aber im folgenden Jahr erfrore Wein vnd Getreid / vnd kam eine fünffjährige Thewrung darauff. (Theatrum Francon.)

A. C. 1437 erfror der Weinwachs im Franckenland widerumb / Aber im folgenden Jahr wuchs guter Wein / dessen ein Maß zu Nürmberg drey Pfennige gegolten. (Chron. Noriberg.)

A. C. 1441 war ein fruchtbares Wein vnd Getreidjahr / darauff kam ein sehr harter Winter / vnd fielen 36. Schnee auff einander / auch erfror im folgenden Jahr der Wein / da doch dessen das vorige Jahr sehr viel gewachsen war / vnd galt ein Fuder 4. Fl. (Franck.)

Anno Christi 1440 am Veits Tag erfror der Wein auff Berg vnnd Thal. (Spangeb. cap. 329. Chron.)

A. C. 1455 gab man zu Würtzburg 9. Maß Weins für ein Malter Korns / vnd galt ein Fuder Weins 30 vnnd 40. Gülden / aber ein Malter Korns 15. vnnd 16. Schilling. (Histor. Herbipol.)

A. C. 1458 ward zu Nürmberg das 3. vnd 4. Vngelt / nemlich acht Gülden auff ein Fuder Weins geschlagen. (Chronic. Noriberg.)

A. C. 1466 nam am Tag Francisci der Weinwachs im Franckenland vnd anderswo schaden / vnd hat man zu Kitzingen das Fuder Weins nach eines Erbarn Raths tax oder anschlag vmb 11. Fl. verkaufft. (Theatr. Francon J. A. K.)

A. C. 1471 wuchs im Land zu Francken viel vnd guter Wein / den man umb Michaelis schon abgelesen / vnd die Weinleser damals vor großer Werm im Meyn sich abgekühlet vnd gebadet. (Histor. Herbipol.)

A. C. 1472 wuchs widerumb viel gutes Weins / vnd galt 1 Maß vier Pfennig. (Spangeb. cap. 337.)

Anno Christi 1473 war ein sehr heißer vnd dürrer Sommer / vnd wuchs ein köstlicher guter Wein / dessen 1. Fuder zu Kitzingen drey Jahr nach ein ander / dem anschlag nach / umb acht Fl. ist verkaufft worden. (Theatr. Francon. Aber Saur 15. May setzt / es sey dieses Jahrs der Weinwachs durch kalte reiff sehr verderbet worden / Mag vielleicht in Hessen oder anderswo geschehen seyn. J. A. K.)

A. C. 1474 vnd im folgenden Jahr / wuchs saurer FranckenWein / vnd blieb sehr vnwerth. (Theatr. Francon.)

A. C. 1478 vnd 1479 war ein dürrer Sommer / vnnd kam darauff ein reicher Herbst / wuchs auch viel vnd guter Wein / sonderlich im Franckenland. (Histor. Herbipol.)

A. C. 1480 wuchs bey den Francken besserer Wein als das vorige Jahr / war aber dessen nicht viel / wie dann auch im folgenden Jahr wenig / aber sehr köstlicher vnd guter Wein gewachsen. (Theatr. Francon.)

A. C. 1484 ist viel Weins gewachsen / vnd sehr wolfeil gewesen. Im Francken-land gab man ein Maß umb ein Ey / daß galt ein Pfennig. Man gab auch in gleicher Maß vnnd größ ein volles Faß mit Wein vmb ein leeres. An etlichen Orten hat man dessen viel hinweg geschüttet / vnd Kalck damit angesetzt / daher zu schließen /

daß er sauer / vnd deßwegen so vnwerth gewesen / Aber im folgenden 85 jahr ist der Edle Rebensafft vmb Walburgis an Weinstöcken gantz vnnd gar erfroren. (Theatr. Francon.)

Anno Christi 1491 war ein Mißjahr an Wein vnnd Getreid / darauff kam im folgenden 92. Jahr eine Thewrung / vnd galt zu Würtzburg des firnen Weins ein Fuder 40. vnd 50. Fl. vnd des newen 20. vnd 30. Fl. doch schlug er bald wieder ab / vnd kam das Fuder auff 10. Fl. (Histor. Herbipol.)



Geschnitzter Faßboden (Fränkisches Luitpoldmuseum, Würzburg)

A. C. 1493 wuchs ein saurer Franckenwein / den hat man den Praßler genant / weil die harte vnd vnzeitige Weintrauben im ablesen / aus vnd einladen / gleichsam ein geprassel hatten / vnd galt dieses Weins ein Maß nicht gern 2. Pfennige / aber des firnen 8. 9. 10. Pfennige. (Theatr. Francon. lib. 3.)

Anno Chr. 1500 war ein gutes Weinjahr.

Anno Christi 1503 war ein heißer Sommer vnd reicher Herbst / zu Würtzburg

gab man ein Maß Weins umb ein Ey / vnd zu Nürmberg galt ein Eymer Weins fünff Pfund / zu Kitzingen ein Fuder fünff Gülden. (Chronic. Noriberg. Histor. Herbipol.)

Anno Christi 1514 wuchs ein saurer Wein. (Spangeberg. cap. 351. Chronic. Saxon.)

A. C. 1516 wuchs ein köstlicher guter Wein / sonderlich im Franckenland. (Theatrum Francon.)

A. C. 1517 war in Deutschland großer Mangel vnd Thewrung an Wein vnd Brodt. (Chron. Egenolph.)

An. Chr. 1519 war ein reicher Herbst / vnnd bekam der Domprobst zu Würtzburg 160 Fuder Weins zu Zehend geben. (Histor. Herbipol.) Aber im folgenden Jahr erfror der Wein / vnd wuchs dessen wenig / da bekam gedachter Domprobst nur 9. Fuder / vnd galt damals zu Würtzburg ein Maß Weins 8. new / oder 12. alte Pfennige. (Histor. Herbipol.)

Anno Chr. 1521 war ein reicher Herbst / vnd galt ein Fuder Weins zu Kitzingen nach dem anschlag 9. Gülden. (Theatr. Franc. lib. 3.)

A. C. 1524 am Pfingstfest erfror der Weinwachs im Franckenland. Aber das folgende Jahr ward ein fruchtbares WeinJahr / vnd galt ein gantzer Wagen voll Wein sechs Gülden. (Theatr. Franc.)

A. C. 1526 erfror der Weinstock widervmb / vnd wuchs auch im folgenden Jahr saurer Wein / der ander Praßler genant. (J. A. K.)

A. C. 1528 war ein glückseliges vnd fruchtbares Jahr / vnd hieß man den Franckenwein den Hessen / weil Landgraff Philips zu Hessen damals das Stifft Würtzburg mit Kriegsvolck vberzogen. (Theatr. Francon.)

Anno Christi 1529 war ein nasser vnd kühler Sommer / vnnd blieb der Wein vnzeitig vnd sauer / den hieß man den Türcken / weil vmb die Herbstzeit der Türck die Stadt Wien in Österreich belagerte. (Theatr. Francon.)

A. C. 1530 war ein gutes Weinjahr / also daß man im Franckenland vnnd anderswo denselben zu fassen / der Fesser zu wenig gehabt / dahero des Türckenweins / so vor einem Jahr gewachsen / viel auff die Gassen ist hinweg geschüttet worden. (J. A. K.)

A. C. 1531 wuchs widerumb viel vnd guter Wein / vnd ist zu Kitzingen / damit die Fesser geleeret würden / des Türckenweins so viel hinweg geschüttet worden / daß man zwei Tag damit auff der Klostermühl gemahlen / aber im folgenden 32. Jahr / am Tag Calixti, den 16. Aprilis / erfror der Wein zu Francken vnd andern orten auff Berg vnnd Thaln. (Theatr. Francon. lib. 3.)

A. C. 1534 war ein truckner vnd heißer Sommer / vnnd wuchs köstlicher guter Wein. Auch kam im Marggraffthumb vnd Franckenland ein newes vngeld auff / das solte man nur zehen Jahr geben / es wehret aber noch biß vff den heutigen tag. (J. A. K.)

Anno Christi 1536 war ein dürres jahr von gutem Wein / vnd mußte man zu Kitzingen wegen des außgetruckneten Meyns auff der Roßmühl mahlen. (J. A. K.)

A. C. 1537 wuchs im Franckenland wenig Weins / also daß / welcher im vorigen Jahr von einem Morgen 4. Fuder / in diesem Jahr kaum 2. Fuder bekommen / doch galt ein Fuder zu Kitzingen vnd anderswo 13. Fl. des firnen 27. Gülden. (Theatr. Francon.)

Anno Christ 1538 in der Charwochen nahm der Weinwachs auff den Bergen vnd Thalen vom Frost also Schaden / daß jedermann vermeynet / es wer alles dahin / da doch Gott das vberbliebene also gesegnet / daß ein Morgen fast vier Eymer im Land zu Francken getragen.

Anno Christi 1539 war ein reiches Weinjahr / dergleichen bey Mannes gedencken nicht gewesen / vnnd man den Wein nicht alle hat fassen können. Zu Nürmberg war ein Maß vmb sechs Pfennige / vnd zu Kitzingen ein Fuder vmb 12. Gülden verkaufft. (Chronic. Noriberg. Theatr. Francon.)

Anno Christi 1540 war der dürre Sommer / davon die Alten viel zu sagen gewußt / daß es in siebenzehen Wochen keinen Grund Regen gethan / vnnd alle Morgen ein nasser Thaw die Frücht des Erdbodens allein erquicket. Es wuchs ein vberaus guter / süßer / köstlicher vnd starcker Wein in allen Landen / dergleichen bei Menschen Gedechtnüß vor nie geschehen / der war auch sehr wolfeil im kauff / zu Kitzingen vnnd anderswo galt ein Maß dieses Weins drey Pfennige / ein Fuder zwölff vnd funffzehen Gülden. Zu Beyerreuth im Voidland hat man ein Maß Wassers vmb vier Pfennige / vnd ein Maß Weins vmb 3. Pfennige kaufft / daß also das Wasser aus Mangel thewrer gewesen als der Wein. (Chron. Philip. Mel. Spangeb. &c. Histor. Herbipol. (Theatr. Francon.) Aur 22. May.)

Anno Christi 1541 war widerumb ein fruchtbares Jahr an Wein / Getreid vnd Obs / vnd galt ein Fuder Weins zu Kitzingen 12 Gülden. (Th. Francon.)

A. C. 1542 war ein kalter Sommer / vnd wuchs saurer Wein / der Braunschweiger genant / weil damals Hertzog Henrich von Braunschweig vom Churfürsten Joh. Friedrichen zu Sachsen vnd Landgraff Philipsen zu Hessen bekrieget ward. Man hat ihn erst vmb Martini im Franckenland einzuherbsten angefangen / vnd ist sehr vnwerth gewesen / denn jhn etliche Hecker andern vmbsonst abzulesen vergönnet haben / vnd jhn wol kein Fuhrman weder vmbs Geld noch Geschenck nemen wollen / ist doch ein Fuder nach zwey Jahren vmb 13. Gülden verkaufft worden. (Theatr. Francon.)

A. C. 1542 war ein harter Winter vnd kalter Sommer / Es wuchs auch wenig Franckenweins / vnnd trug ein Morgen Weinbergs kaum vier Eimer. Nach der Kitzinger Anschlag verkauffte man ein Fuder vmb 28. Gülden / welches zuvor innerhalb achtzig Jahren nicht geschehen. (J. A. K.)

Anno Chr. 1445 war ein dürrer Sommer auff vier Monat / vnd wuchs guter Wein. (Theatr. Francon.)

A. C. 1548 war widervmb ein fruchtbares Getreid vnd WeinJahr. (Theatrum Francon.)

Anno Christi 1550 wuchs im Franckenland ziemlich viel Weins / er ward aber etwas frisch vnd saur / dannoch galt ein Fuder 16. Gülden / vnd im folgenden Jahr 31. Fl. (Ibidem.)

A. C. 1551 wuchs widerumb ziemlich viel vnd guter Wein / vnd galt ein Maß zu Kitzingen 8. 9. Pfennig / des firnen aber 12. 13. Pfennig. (Ibid.)

A. C. 1552 war ein reicher Herbst / vnd trug ein Morgen Franckisch bey zwey Fudern / die Maß galt drey Pfennig / vnd ein Fuder zu 5. vnd 6. Fl.



Würzburg. Weinbergslage Leisten.

Aber im folgenden Jahr wuchs dessen wenig / war aber gut / vnd galt im April ein Maß 3. 4. Pfennig.

A. C. 1555 wuchs saurer Wein / Dann er acht Tag nach Johannis in Francken noch nicht gar verblühet gehabt. Aber im folgenden 56. Jahr / wuchs bey heißem Sommer / ein köstlicher guter Wein / so man dem jenigen / der An. 40. gewachsen / verglichen doch war dessen wenig / vnd hatte vom Reiff Schaden genommen (Theatr. Francon.)

Anno Christi 1559 am Marx Abend / erfror der Weinstock im Franckenland und andern Orten / und kam im folgenden 60. Jahr ein sehr kalter Winter / daß der Wein auch in Kellern und Fessern gefroren / dessen ziemlich viel gewachsen war / aber etwas sauer gewesen / vnd ein Morgen zwei Fuder getragen.

An. Ch. 1562 wuchs widerumb guter Franckenwein / doch war er etwas geringer als der vorige. (J. A. K.)

A. C. 1563 wuchs wenig Weins / vnd war nicht gar köstlich. Im Franckenland hieß man ihn den Grumbacherwein / weil vmb den Herbst Wilhelm von Grumbach die Stadt Würtzburg heimlich vberfallen vnd eingenommen. Es trug ein Morgen Weinbergs kaum ein halb Fuder / Aber im folgenden 64. Jahr wuchs guter Wein /

vnd ziemlich viel / vnd trug ein Morgen ein Fuder. Zu Augspurg hat ein Maß Neckerwein 3. Pfennige golten. (Saur im 6. May seines Diarij.)

Anno Christi 1565 wuchs widerumv ziemlich viel vnd guter Wein / sonderlich im Franckenland / wie auch im folgenden 66. Jahr viel gutes Weins gewachsen / vnd ein Franckenfuder 18. 20. 25. Gülden golten (Theatr. Francon.)

A. C. 1567 war ein dürrer Sommer / vnd truckner Herbst / Es wuchs viel vnnd ziemlicher guter Wein / vnd galt ein maß im Franckenland 8. Pfennige / vnd des firnen 14. Pfennige / drüber vnnd drunter. (J. A. K.)

A. C. 1568 ist widerumb vberflüssig viel Weins gewachsen / vnd besser worden als der vorige / doch ist er vnwerth gewesen / wenig auffgekaufft vnd verführet worden / vnd hat 1. Fuder im Franckenland 21. auch 25. Fl. golten. Aber im folgenden 69. Jahr / den 13. May / vnd 14. Tag vor Michaelis hat der Weinwachs in Francken vom reiff vnd frost schaden genommen / dennoch war dessen im Winter ein Fuder zu Kitzingen vnd benachbarten orten vmb 23. vnd 20. Fl. vmb Pfingsten zu 16. vnd 13. Fl. aber der geringe firne vmb 36. vnd 38. Fl. verkaufft. (Theatr. Francon. lib. 3.)

Anno Christi 1570 wuchs guter Frankenwein / vnd gab ein Morgen ein



Würzburg. Weinbergslage Stein.

Fuder / auch mehr vnd weniger. Deßgleichen im folgenden Jahr auch geschehen / da man den Wein / dessen viel gewachsen / dem dürren Sommerwein Anno 40. verglichen (Ibidem).

A. C. 1572 ist vmb Würtzburg und Kitzingen viel vnd ziemlicher

guter Wein gewachsen / dessen ein Fuder zu 25. vnd 30. Fl. des firnen aber vmb 42. Fl. ist verkaufft worden. Aber im folgenden 73. Jahr ist im harten und kalten Winter der gedeckte Weinstock vnter der Erden erfroren / vnd das vngedeckte blieben. Dannenhero wenig vnd saurer Wein worden / so man den Türckenwein geheißen / und hat ein Morgen Weinbergs kaum vierthalb Eimer getragen. Nach dem Herbst galt ein Eimer zu Kitzingen ein Fl. des firnen aber ein Fuder daselbst 48. Fl. vnnd zu Bamberg 71. Gülden. (Theatr. Francon. lib. 3.)

A. C. 1574 wuchs wenig aber köstlicher guter Wein / vnd galt zu Kitzingen vmb den Herbst ein Fuder 44. Fl. vmb Pfingsten 60. Fl. vnd vmb Weihenachten 80. vnd 95. Gülden / welcher der höchste kauff gewesen. (J. A. K.)

A. C. 1575 im April thet die Kelt dem Weinstock schaden / doch wuchs ziemlich viel vnd guter Wein / also daß die Francken vermeinet / es were seynd Anno 40. kein besserer gewachsen / vnd galt zu K i t z i n g e n ein schenckmaß 36. Pfennig. (Theatr. Francon. lib. 3.)

Anno Christi 1576 am Charfreytag / den 19. Aprilis / vnd vff Walburgis den 1. May / ist im Franckenland der Wein auff Bergen vnnd Thalen gantz und gar erfroren / vnd dessen sehr wenig worden / vnd saur blieben. Doch hat das Fuder 18. Gülden gemeiniglich golten. (Theatr. Francon.)

A. C. 1577 wuchs wenig / aber ziemlich guter Wein / welcher vmb Martini zu K i t z i n g e n das Fuder 45. Fl. vnd bald hernach 52. Fl. golten / doch ist er nach Weihenachten wider wolfeil worden / vnd hat ein Fuder 35. Fl. golten. Aber der alte / so An. 72 gewachsen / galt dieses Jahrs das Fuder 50. 60. 70. Fl. (ibidem.)

A. C. 1578 wuchs im Frankenland sonderlich viel Wein / war aber ziemlich frisch / vnd galt vmb K i t z i n g e n vnd anderswo das Fuder vmb den Herbst 16. 20. 24. Fl. Aber vmb den Winter 26. 30. 40. 42. Fl. Man nennet jhn den wässerigen Wein / weil bey nassem Herbst viel Regenwasser darein kommen war. (J. A. K.)

Anno Christi 1579 war ein kalter vnd nasser Sommer / vnd hiengen die Weinstöck allenthalben sehr voll Trauben / ist aber nichts zeitigs worden / vnd wenn kein Reiff vnd Frost darüber gangen wäre / hätte man die Weinbeer nicht außkältern können. Mann hat jhn den trüben Wein geheißen / weil er stets trüb blieben / vnd man jhn mit Molken / Milch / Ziegelstein / Hasenscherm / Eyerschalen vnnd andern / hat lauter machen müssen. (Theatr. Francon. lib. 3.)

A. C. 1580 war ein gutes Wein vnnd Getreidjahr / vnnd gerieten allerley Frücht sehr wol / vnnd vmb die Herbstzeit galt ein Fuder Weins 48. Fl. drüber vnd drunter (Ibidem).

A. C. 1581 vnd 82 wuchs widervmb viel vnd guter Franckenwein / vnd ward zu vnd vmb K i t z i n g e n ein Fuder vmb 18. 20. 25. Fl. verkauft. (J. A. K.)

Anno Christi 1583 war ein gutes fruchtbares Jahr / vnd galt ein Fuder Weins im Franckenland 15. Fl. Aber ein fuderisches Weinfaß galt fünff vnd sechs Gülden. (Ibidem).

A. C. 1584 war ein sehr weinreiches Jahr / daß man den Wein nicht alle in Fässer füllen kondte / vnnd sonderlich in Hessen / da man ein volles Faß vmb ein leeres geben. Dieser Wein ist demjenigen so An. 40 gewachsen / verglichen

worden / vnd ob er wol erstlich sehr vnwerth vnnd wolfeil / sintemal vmb den Herbst ein maß 3. 2. 1. Pfennig / vnd der Eymer ein Gülden golten / so ist er doch nach 3. vnd 4. Jahren sehr thewer worden. (Saur sub 1. Oktobr. J. A. K. in Theatr. Francon.)

Anno Christi 1585 wuchs wiederumb ziemlich viel Weins im Francken-land / ward aber sauer. Aber im folgenden Jahr ist widerumb viel gutes Weins gewachsen / vnd hat ein Fuder nach dem Herbst 30. Fl. vnd im folgenden Jahr 50. vnd 55. Gülden golten. (Ibidem.)

Anno Christi 1587 wuchs allenthalben ein geringer saurer Wein / vnd dessen sehr wenig / den man auch im Franckenland vmb Martini nicht gar eingeherbstet. (Ibid.)

A. C. 1588 wuchs wenig vnnd saurer Wein / vnd trug ein Morgen bey anderthalb Fuder / vnnd galt zu Kitzingen 56. Gülden. Entgegen war der Firne / so An. 84. vnd 86. gewachsen / vmb den Herbst vmb 70. 80. 90. 95. Fl. vnd vmb das new Jahr vmb 100. vnd 110. Fl. sonderlich zu Würtzburg / Fricken-hausen / vnd anderswo verkaufft / dergleichen zuvor bey Mannes gedencken nicht geschehen. (J. A. K.)

A. C. 1589 nahm im Franckenland der Weinwachs vom Meelthaw und Frühreiff Schaden / blieb saur / vnd wuchs dessen wenig / also daß ein Morgen Weinberg gar selten ein Eimer Weins getragen. Dennoch war er thewer / vnd kam der Eimer vmb 6. 8. 9. Gülden / der alte aber / so An. 84. vnd 86. gewachsen / galt ein Fuder zu 100. 120. 140. Fl.

A. C. 1590 war ein dürrer Sommer / vnd thet vber vier Grund Regen nicht / leget auch in neun Wochen keinen Wasserthaw. Daher ein köstlicher starcker Wein gewachsen / welcher in vielen orten den dürren Sommer An. 40. vbertroffen / vnd einem gebrandten Wein gleich gewesen / Vnd weil dessen im Land zu Francken viel gewachsen / schlug der jenige / so An. 84. vnd 86. gewachsen / im kauff wider-umb ab / vnd kam ein Fuder von 140 Fl. auff 100. 90. 80. Fl. Entgegen schlug dieser 90.jährige vmb Martini auff / vnd kam ein Fuder vmb 60. 70. 72. Fl. vnd vmb Weihenachten galt er schon 85. 90. vnd 100. Fl. (Theatr. Francon.) Der Most ist in etlichen Orten / sonderlich in Hessen / eine lange Zeit süß blieben / also daß man vermeinet / er würde aufstehen. (Saur in Diar. sub. 1. Octobr.)

A. C. 1591 wuchs ziemlich viel Weins / doch ward er etwas sauer / vnd galt ein Eimer vier Fl. Aber des firnen 10. Fl. Entgegen wuchs im folgenden Jahr wenig / aber ziemlich guter Wein / sonderlich in Francken / da der Kysel vnd Hagelwetter / den 30. Aprilis vnd 19. Junij nicht schaden gethan / vnd trug ein Morgen kaum ein Eymer vmb den Herbst galt er zu Kitzingen sechs Gülden / aber vmb Weihenachten schlug er widerumb ab. (J. A. K.)

Anno Christi 1593 wuchs widerumb saurer Wein / vnd dessen wenig / ein Morgen trug kaum ein halben Eymer / dennoch war vmb den Herbst ein Eymer vmb sechs Fl. verkaufft. Aber der so An. 90. gewachsen / galt zu Würzburg im Septembri ein Fuder 154. Gülden / im Octobri 160. im Decemb. 201. Gülden. Zu Nürmberg ist ein Fuder vmb 250 Gülden verkaufft / welches nie erhöret worden. (Theatrum Francon.)

Anno Christi 1594 den 10. vnd 11. May hat der Reiff 2. Nacht die helfft des Weinwachs im Franckenland erfrört / vnd in Bergen vnd Thalen verderbt / daß dessen sehr wenig worden. Darauff kam 95. ein weinreiches Jahr / vnd galt ein Fuder gemeiniglich 35. Gülden. (Ibidem).

A. C. 1596 wuchs wenig / doch guter Wein / vnd galt vmb Martini im Franckenland ein Schenkmaß 42. Pfennige / vnd des firnen 12. Pfennige. Aber im folgenden 97. Jahr nahm der Weinwachs im Majo vom Hagelwetter schaden / blieb vnzeitig / trüb vnd sauer / weil schon im Septembri kalte Reiff / vnd den 1. Octobris im Franckenland der erste Schnee gefallen. (Theatr. Francon.)

A. C. 1598 war ein reiches Wein vnd Kornjahr / vnd alles in ziemlichem Kauff / wie auch im folgenden 99. Jahr ein warmer Frühling vnd Charwochen / auch ein heißer vnd stedter Sommer biß vff Martini gewesen / vnd hat man vmb Michaelis im Franckenland fast allenthalben schon eingeherbstet. Ist auch der Wein wegen seiner güte vnd sterk dem jenigen / so Anno 84. vnd 90. gewachsen / verglichen worden. (J. A. K.)

A. C. 1600 war ein heißer vnd truckner dürrer Sommer / vnd thet biß auff die Hundstag keinen Grund Regen / aber der Weinwachs nam im Land zu Francken im kalten Frühling schaden / vnd blieb etwa sauer / dennoch war ein fuder vmb 60. Fl. verkaufft. (Ibid.)

Anno Christi 1603 war ein dürrer Sommer / vnd schöner Herbst / biß auffs Advent / vnd gerieth Wein / Getreid vnd alles wol. Ein Fuder Weins galt im Franckenland 40. Fl. auch mehr vnd weniger. (Ibid.)

A. C. 1604 war widerumb ein Weinreiches Jahr / vnd galt ein Fuder gemeiniglich bey den Franken 34. Fl. etc.

A. C. 1605 geriet Wein vnnd Korn wol / vnd ward ein Eymer Weins zu Kitzingen vmb anderthalb gülden verkaufft.

A. C. 1606 wuchs saurer Wein / vnd war der firne sehr werth / vnnd im auffschlag (J. A. K.)

A. C. 1607 im April vnd Majo nahm der Wein von kelte vnd Hagelwetter schaden / wuchs dessen wenig / vnnd galt im Franckenland ein Fuder 60. Fl. auch weniger vnd mehr. (Ibid.)

A. C. 1608 hat der Weinwachs von großer Winterkelte / Hagelwetter / Meelthaw vnd Herbstreiff schaden genommen / vnd ist vnzeitig vnd saur blieben. (Theatr. Francon.)

A. C. 1609 vnd 1610 waren zwey Weinreiche Jahr / vnnd galt im Franckenland ein Eimer Weins 3. 4. 6. Gülden.

Anno Christi 1611 wuchs viel Weins / war aber ziemlich sauer / vnd galt ein Eimer vmb den Herbst 2. vnd 3. Gülden / der firne aber war thewer / vnd kam das Fuder im kauff auff 50. 60. 70. Fl. (Ibid.)

A. C. 1612 wuchs im Land zu Francken nicht gar vberflüssig viel Weins / war aber ziemlich gut / vnd galt vmb den Herbst ein Eimer 4. Fl. Ist auch solcher kauff fast das gantze Jahr also blieben. (J. A. K.)

Anno Christi 1613 wuchs ziemlich viel Weins / war aber sauer vnd vnwerth /

sonderlich im Frankenland / da man einen Eimer vmb anderthalb Gülden / weniger vnd drüber kaufft. Aber die alten Wein schlugen auff / vnd kam ein Fuder auff 60. 72. Fl. weil von Martini biß nach Fastnacht eine große Kelt vnnd tieffer Schnee gewesen / so bey Mannes gedencken nicht geschehen / dahero viel Weinberge vngedeckt blieben / vnd von großer Winterkelt schaden genommen. (Ibid.)

TaxTäfelein /

Daraus zu sehen / wie ein Fuder Weins nach Dem Anschlag eines Erbarn Raths zu Kitzingen innerhalb 150. Jahren im Franckenland ist kaufft vnd verkaufft worden.

A. C.	Güld.	A. C.	Güld.	A. C.	Güld.	A. C.	Güld.
1466	11	1503	4½	1540	12½	1577	45
1467	14	1504	6	1541	13½	1578	17½
1468	16	1505	9½	1542	11½	1579	15
1469	20	1506	9½	1543	28	1579	15
1470	13	1507	10	1544	22½	1580	46
1471	12	1508	8	1545	19	1581	12
1472	9	1509	11	1546	15	1582	18
1473	7½	1510	9½	1547	25	1583	15
1474	7½	1511	10	1548	23½	1584	8
1475	7½	1512	10	1549	25½	1585	12
1476	7½	1513	16	1550	16	1586	29
1477	13	1514	10	1551	26	1587	15
1478	9½	1515	11	1552	9	1588	66
1479	9½	1516	15	1553	13½	1589	66
1480	9½	1517	24	1554	24	1590	60
1481	11	1518	13	1555	15	1591	42
1482	9	1519	11	1556	20	1592	48
1483	6½	1520	24	1557	21	1593	45
1484	8	1521	9	1558	14	1594	?
1485	16	1522	14	1559	26	1595	36
1486	18	1523	14	1560	11½	1596	60
1487	15	1524	20	1561	22	1597	30
1488	20	1525	14	1562	21	1598	33
1489	21	1526	17	1563	20	1599	36
1490	18	1527	16	1564	24	1600	30
1491	21	1528	14½	1565	22	1601	24
1492	24	1529	12	1566	18	1602	35
1493	14	1530	21½	1567	17	1604	33
1494	17	1531	8½	1568	22½	1605	33
1495	9	1532	25	1569	21	1606	48
1496	10	1533	11½	1570	21	1607	18
1497	12	1534	22	1571	17	1608	17
1498	13	1535	12	1572	24	1609	34
1499	10½	1536	17	1573	18	1610	38
1500	8½	1537	18	1574	44	1611	24
1501	11½	1538	23½	1575	22	1612	45
1502	10½	1539	7½	1576	18	1613	20

Aus den in Summa sechs Jahrhunderte umfassenden Aufzeichnungen ergibt sich, daß die wirtschaftlichen Nöte damals nicht geringer waren als heute, ja, daß sie häufig genug viel einschneidender sich fühlbar machten, weil die Schikanen der unzähligen, so nahe beieinander liegenden ‚Vaterländer' einen geregelten Verkehr oft genug unmöglich machten. So ließen manche Orte Unterfrankens bis in die neuere Zeit keinen fremden Wein in das eigene Gebiet. Allerdings mag es sich hier in erster Linie um eine wirtschaftliche Notwendigkeit gehandelt haben; andererseits ergibt sich daraus, daß der Überfluß keine geeignete Ableitung finden konnte,



Das Weingut Vogelsburg bei Volkach a. Main

was nicht allein auf die schwierigen Verkehrsverhältnisse gesetzt werden darf.

Weiter zeigt sich, daß die Übung, besonders gefährliche Jahrgänge mit einem Spottnamen zu belegen, schon sehr alt ist. Aldenberger verzeichnet ihrer eine ganze Anzahl gewissenhaft. Besonders eigen berührt es, daß alle diese Spitznamen einen politischen Beigeschmack haben, was ja nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß die Ernte nicht allein von der Witterung, sondern auch von der der größeren oder geringeren Fehdelust der Potentaten abhing.

Als das glänzendste Weinjahr ist 1540 anzusprechen. Immer wieder kommt der Chronist auf diese goldene Zeit zu sprechen, in der das Wasser teurer war als der Wein. Die Verhältnisse lagen eben damals genau so wie noch heute. Den guten Jahren folgten noch mehr schlechte und wer sein Schäfchen nicht beizeiten ins Trockene zu bringen wußte, der konnte in den Jahren der Mißernte am Hungertuch nagen, denn mit der Weinernte fiel gewöhnlich auch die des Getreides schlecht aus.

Die finanzielle Seite der guten und schlechten Weinjahre ist sehr lehrreich in der Taxtafel zusammengefaßt. Auffallend ist dabei die in dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einsetzende steigende Tendenz der Preise. Die Ursache ist wohl die gewesen, daß zu jener Zeit der allgemeine Wohlstand ein ansehnlicher war und das Geld dementsprechend geringeren Wert hatte. Die Tafel ist ausdrücklich als für Kitzingen gültig bezeichnet, doch ist es wohl zweifellos, daß die Verhältnisse im übrigen Franken den gleichen Stand zeigten, es sei denn, daß durch kriegerische Eingriffe gewaltsame Störungen und Veränderungen hervorgerufen worden seien.



Weinlage Escherndorf.
Blick von der Vogelsburg auf Escherndorf und das Maintal.

Des Weinspiegels zweiter Teil beschäftigt sich in der Hauptsache mit moralischen Betrachtungen, denen eine reiche Folge von Beispielen aus dem Leben beigegeben ist. Von diesen beziehen sich allerdings nur wenige auf Franken. Ob dabei eine zarte Rücksicht des ehrenfesten Herrn Johann Aldenberger auf seine Landsleute vorlag, oder ob tatsächlich die Beispiele damals im Frankenland so rar waren? Jedenfalls verlegt er sich ihnen gegenüber in der Hauptsache darauf, sie heftig mit Aussprüchen heiliger und unheiliger Männer anzugreifen, die vielleicht in der — Praxis ganz anders lauteten. Bei den Kirchenvätern ist die Übersetzung der lateinischen Sentenzen gegeben, von denen einige ihrer originellen Zusammensetzung wegen — nach dem Grundsatz: Reim dich oder ich freß dich — hier angeführt sein mögen.

Hieronymus:

‚Des Cains Fluch selbst auff sein Hals / jhm legt / der aus wil sauffen alls / Daß er an Händ vnd Füß fengt an / zu zittern / vnd nirgends bleiben kan‘.

Chrysostomus:
,Wer täglich fressen vnnd saufen thut
Den hat gewiß der Teuffel in Hut'.

Nun die Kasuistik. Noah spielt wieder eine Hauptrolle und auch von den edlen Römern hört man mancherlei Dinge, die nicht in den Lehrbüchern stehen. Das klassische Altertum ist überhaupt sehr stark mit unkontrollierbaren Exempeln vertreten, die wohl mehr den Zweck haben sollen, abzuschrecken.

Gleich aus dem Vollen des deutschen Sprachschatzes schöpfen die bayrischen Tatsachen, die mit Ingolstadt beginnen und den Doktor Eck, den bekannten Zeitgenossen der Reformation, zum Gegenstand haben. Seine ,Epitaphia' soll lauten:

,Der große Vielfraß / Doctor Eck /
Der Gottsschänder / vnd voller Jeck
Liegt mit seim stinkenden Madensack
Allhier im Grab / wie im Cloack'.

Des weiteren:

,Als Doctor Eck mit starckem Wein /
Sein Durst lescht / der jhm thet groß Pein /
Entzindet er die Lebern drab /
Und seinen Geist mit grimm auffgab'.

Und endlich:

,Weil Doctor Eck ein Weinschlauch war /
Wo wird er sein mit Haut vnd Haar?
Am Himmel hat er keinen theil /
In Kandeln hat er gsucht sein Heil'.

Als Übersetzer zeichnet Herr Johann Aldenberger selber. Muse verülle dein Haupt . . .

,A. C. 1593 den 21. Februarij hat ein Fränckischer Edelmann auß Würtzburg / nach Haus fahren wollen / weil aber die Kält groß / hat jhme der Wein vnterwegen das Hertz abgestoßen / das man ihn in der Kutschen todt zu Haus gebracht'.

Viel inniges Verständnis zeigt die Notiz: ,A. C. 1612. 24. Mar. ist zu Marckbergel ein 66 Jähriger Weinbruder im W a s s e r ertruncken'.

Den Beschluß möge eine Historie machen, die zwar nicht in Franken vor sich gegangen ist, die aber erkennen läßt, aus welchem Geist manche dieser erschrecklichen Geschichten geboren sind:

,Anno Christi 1568 den 24. Junij im Mechelburgischen Dorff Oster hat der Teuffel auf einer Hochzeit ein gotteslästerisches und versoffenes Weib / so sich damals vnd sonst offt dem Teuffel ergeben / eben da die Gäst am fröhlichsten gewesen / mit großem brüllen geholet / hinweg geführt / in der Lufft in vier Stück zerrissen / vnd dieselben an vier orten der Straßen auffgehenckt / dem Dorffschultissen das Ingeweid fürgeworffen / mit betrewung / wo er von seinem vollsauffen und Gotteslestern auch nicht ablassen würde / so wollte er bald kommen / vnd jhme dergleichen Lohn geben'.

Weiter schöpft Aldenberger aus dem Buch der Scandalosa:

,Milon Crotoniates ein grawsamer Seuffer vnd Vielfraß / welcher auff ein mal drey Persische Fäßlein Weins ausgesoffen / viertzig Pfund Fleisch / vnd zwanzig Brodt gefressen / der ward endlich von wilden Thieren zerrissen.

Alexander Magnus der König in Macedonia hat auch in täglichen Pancketen ein solches Geseuff angefangen / daß jhrer viele jhnen plötzlich den Hals abgesoffen haben.

A. C. 275 hat gelebet Bonosus Röm. Keyser / wider Keyser Probum von Alemannen erwehlet / der war auch ein grawsamer versoffener Mensch / von welchem Keyser Aurelianus hat zu sagen gepfleget: Non ut vivat, sed ut bibat, natus. Er were nicht zum Leben / sondern zum sauffen geboren / dahero er auch die frembden Legaten / so zu jhme kommen / sehr voll machen / vnnd jhnen dapffer zutrincken lassen / damit er von jhnen beym Trunck viel heimliches hat erfahren können. Er aber ist gemeiniglich nüchtern geblieben / ob er schon auch redlich Bescheid gethan / die Vrsach war diese: quia tantum mingebat, quantum bibebat, ne vesica ejus gravaretur! Was oben ein / das ließ er vnten wider außgehen. Vnd da jhn entlich Keyser Probus bekrieget / hat er sich selbst aus vnmuth erhenckt / vnd da man gefraget / Wer allda hange? hat man gesagt: Amphora Bacchi pendens, Ein Weinkrug / vnnd nicht eines Menschen Cörper hange allda.

Anno Christi 1099 den 29. Junij starb vnd verdarb in seiner vollen weiß der Bapst Urbanus II, zu Rom / ein Epicurischer / Sodomitischer versoffener Pater Patrum Romonensium, welchem diese Verßlein zu ehren vnd sonderlichem andencken sind gemacht worden:

Diceris Urbanus, sed nominis immemor hujus
Semper inurbanus, cum bibis, esse soles.
Du heist Vrban / ein höfflich Mann /
So bald du fehest zu sauffen an /
Bistu fürwar ein recht Vnflat /
Vnd wie ein Saw die leit im Koth.

A. C. 1565 den 8. Decemb. Als Bapst Pius 4. zu Rom / seine Cortisanen beschlaffen / vnnd darauff Meerschnecken gessen / Auch einen starcken trunck welsches weins gethan / ist er hernach mit der Edlen Römerin des Papirij Capizuali Eheweib / so er damals als eine Concubin bey sich gehabt / zu Bett gangen / aber nicht mehr wider auffgestanden / sondern gehling als ein hurischer vnd versoffener Vicarius AntiChristi todes verfahren / daher man jhme zum ewigen gedechtnis seiner Bäpstlichen Heiligkeit / Keuschheit vnd Messigkeit dieses Epitaphium gar artlich gemachet / da er selbst bekennt vnd sagt:

Schöne Frawen vnd Meerschnecken /
Vnd Mangeguerren Wein /
Heben vom Stuhl / in schlecken /
Mich ins kalte Grab hinein.

M. Cato Censorinus soll erstlich diesen Brauch in der Stadt Rom auffgebracht haben / daß die Eheweiber vnd Töchter jhren Männern vnd Vätern / wenn

sie zu Haus kommen / einen Kuß geben müssen / Aus welchem die Männer mercken / ob sie in dessen Wein getruncken hetten.

Fabius Pictor hat zu Rom sein Weib hungers vnd dursts gesterbet / da sie nur die Schlüssel zum Weinkeller gesuchet / vnd andern offenbaret'.

Erbauliches und Beschauliches findet sich in folgenden Zeilen:

‚Weil dann nun / wie solches die Exempla vnd tägliche Erfahrung genugsam bezeugen / die vertrunckene Brüder gemeiniglich verarmen / vnd in Bettelstand offt gerathen / Als haben deßhalben zweiffels ohne die Heyden ihren SauffGott Bachum gantz nackend vnd bloß schnitzen vnnd mahlen lassen.

Die Deutschen in Krieg vnd Friedenszeiten die Wein vnd Bierflaschen jmmer wollen am Hals hangen haben / vnd mancher / wie jener Athenienser Diotinus dem sauffen also ergeben ist / daß er jhme den Wein mit einem Trichter dorffte eingießen lassen / oder mit Melanthio jhme einen Kranichshals wünschen / damit jhme der Wein nur lang vnd wol schmecken möge.

Gar viel vnd schreckliche Kranckheit /
  Verursacht offt die Trunckenheit /
An Häupt / Augen / Mund / Händ Füß /
  Finden sich manch geschwür vnd flüß /
Der Schlag / das Frischel / Zipperlein /
  Außsatz / Lehmung der Glieder gmein /
Ruhr / Wassersucht / Wahnwitzigkeit /
  Jeher Todt / vnd alls Hertzenleid'.





Büchertisch

Heimatkunde des bayrischen Bezirksamtes Rehau. Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde von Dr. Ernst Zeh. I. Band. Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Rehau. Verlag des Stadtmagistrates Rehau. XV und 217 S. Großquart.

Der Besprechung des Werkes sei sogleich vorausgeschickt, daß in einem Punkte Zurückhaltung eines abschließenden Urteils zu empfehlen ist: die Entscheidung nämlich, ob die Anlage des gesamten Werkes oder die Einteilung des Stoffes vollständig geglückt ist, muß zurückgestellt werden, bis der II. Band erschienen sein wird. Dieser soll die Heimatkunde des Bezirksamtes bringen. Man möchte aber schon jetzt fragen, ob nicht dieser Band passender den ersten gebildet hätte: auf der Grundlage der Kulturgeschichte des ganzen Bezirks aufbauend die Entwickelung der Hauptstadt des Gebietes. Doch, wie gesagt, man muß erst abwarten, was der 2. Band bringt.

Abgesehen davon jedoch läßt sich sagen, daß schon mit dem 1. Band eine ausnehmend tüchtige Leistung vorliegt, die auf sehr sorgfältigen Studien beruht und, wie selten bei sogenannten „Heimatkunden", allen Seiten der Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt gleichmäßig gerecht zu werden sucht. Besonders angenehm berührt es, zu sehen, wie vorsichtig der Verfasser zu den Behauptungen der Literatur und zu den älteren Quellen Stellung nimmt, wie er als zweifelhaft oder unsicher bezeichnet, was wirklich so ist, und so der eigenen und der fremden Weiterforschung die Türe offen läßt. Befriedigt dies den Geschichtsfreund und -forscher, so wird der Heimatfreund den Zug innerlicher Heimatliebe, der das ganze Werk durchzieht, mit gleicher Befriedigung wahrnehmen. Es sei nicht verschwiegen, daß die ruhige Wärme der Darstellung und die Gewissenhaftigkeit der zugrundeliegenden Forschungen unwillkürlich für den Verfasser persönlich einnimmt.

Über den Inhalt kurz Folgendes: im 1. Hauptteil wird die politische Geschichte der oberfränkischen Stadt Rehau dargestellt. Der Verfasser handelt zunächst von der Lage, bringt dann, was sich über die Vorgeschichte des Rehauer Gebietes sagen läßt und was über die Geschichte des sogenannten „Regnitzlandes" bis zur ersten urkundlichen Erwähnung Rehaus bis heute bekannt ist. Alsdann werden die wechselnden Schicksale des Ortes von der Burggrafenzeit bis zur Gegenwart in drei weiteren Kapiteln behandelt. Der 2. Hauptteil ist betitelt „Kulturgeschichte der Stadt Rehau". Hier finden nacheinander die Geschichte der Rehauer Pfarrei, des Rehauer Schulwesens (dieser Abschnitt verfaßt von Hauptlehrer Wolfrum in Rehau), des Justiz- und Verwaltungswesens, der städtischen Verfassung, dann die Wirtschaftsgeschichte und endlich die Rehauer Waldungen gebührende Darstellung. Das ganze ist reich durchsetzt mit der (zum Teil Faksimile-) Wiedergabe wichtiger Urkunden und interessanter Stellen aus zwei dem Verfasser zur Verfügung stehenden Rehauer Chroniken (Longolius und Scherzer-Hertel). Auch statistische Tabellen und Stammbäume fehlen nicht.

Bei der Sorgsamkeit und dem Wissen des Verfassers in geschichtlichen Dingen wird sich gegen den Inhalt der urkundlich beglaubigten Zeiten wenig einreden lassen. Für die älteren, zum Teil so dunklen Zeiten der germanischen und slawischen Besiedelung freilich wird man hie und da etwas anderer Ansicht sein. Einige Einzelheiten seien hier kurz besprochen. Die Ansicht, daß die Markomannen, nachdem sie Böhmen verlassen, erst in den Nordgau eingewandert seien und von hier aus sich in die Alpen ausgebreitet hätten, vermag ich nicht zu teilen. Der Nordgau ist vielmehr von Süden und Südosten her durch die Baiwaren besiedelt worden, nachdem sich diese schon im eigentlichen Bayern und in Österreich festgesetzt hatten. Dies läßt sich an der Hand der Ortsnamen beweisen. – Bei der Zuteilung der Rehauer Ortsnamen an das Deutsche oder Slawische wäre z. T.

noch größere Zurückhaltung geboten gewesen. Die urkundliche Form Selewen 1281 (Selb) muß nicht unbedingt als slawisch erklärt werden; das slawische Nemptzaw 1390 (Nentschau) läßt im Grunde den Schluß gerade auf einen deutschen Ansiedler zu, denn die „armen Stummen" sind bekanntlich für den Slawen die Deutschen; Saale (der Flußname) darf auf keinen Fall als slawisch erklärt werden. Einige Ortsnamen, die sich nach dem Verfasser „von selbst" erklären, hätten doch eine Erklärung vertragen können: Rosenbühl, Wüstenbrunn, Siegmundsgrün. Mißtrauischer hätte der Verfasser dem Versuch gegenüberstehen sollen, die Locknamen für Geflügel aus dem Slawischen zu erklären. Es klingt ja bestechend: russisch zuiplia = fränkisch Zibela, u. s. w. Aber ist denn nicht der Naturlaut der jungen Hühner „zib, zib, zib"? – Die Erklärung von êgerten (ê-gart ehemaliger „Garten") ist keineswegs so sicher wie der Verfasser angibt, ja mir scheint sie sogar sehr unwahrscheinlich. – Das „Sakramentshäuschen" endlich ist doch nicht immer auf der „Brotseite" des Altars angelegt. Ich kenne Beispiele, wo es hinter dem Altar ist (z. B. Obere Pfarrkirche zu Bamberg), und solche, wo es auf der Epistelseite sich befindet. – Da das Rehauer Gebiet, wie sich aus den Darlegungen des Verfassers ergibt, in der Hauptsache aus fränkischen Gegenden besiedelt wurde, also ein Stück Frankenland ist, hätte ich gewünscht, daß schon im Titel dies zum Ausdruck gekommen wäre; das „oberfränkische" Bezirksamt hätte zudem dem Außenstehenden sofort eine genauere Angabe der Lage geboten, die das „bayerische" durchaus nicht bietet. –

Solche kleine Ausstellungen vermögen aber den Gesamteindruck, den der vorliegende Band macht, in keiner Weise zu beeinträchtigen. Dasselbe Lob wie der Inhalt verdient aber auch die die Ausstattung des Werkes, ja dieselbe ist nach Druck (Hof- und Universitätsdruckerei Otto Kindt Wwe., Gießen) und Papier in Anbetracht der Kriegszeit glänzend. Dazu die vielen schönen Tafeln und Textbilder mit zum Teil reizenden Ansichten aus Rehau und Umgebung! Ein Bild wie z. B. Tafel 5 (Der Perlenbach bei Rehau) ist köstlich. (Die meisten Aufnahmen sind vom Bezirksbaumeister Dunkel und Obermaler Hein in Rehau gemacht.) Nun wäre aber auch dringend zu wünschen, daß der zweite Band trotz der schwierigen Zeitverhältnisse bald erschiene. Die Stadtvertreter von Rehau haben, wie ich aus der Vorrede ersehe, einstimmig die Mittel zum Drucke des Heimatbuches genehmigt und sich so ein schönes Zeugnis heimatlichen Empfindens ausgestellt. Man möchte, als Fernstehender zwar, aber auch als Franke, sich beinahe mit der Bitte an sie wenden, auch für den 2. Band die Mittel zu genehmigen und so die Vollendung eines Werkes zu ermöglichen, das unserem Frankenland wahrhaftig nicht zur Unehre gereichen wird. P. S.

Schöne unterfränkische Sagen. Neu erzählt von Paul Lang. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 64 Seiten, Preis 35 Pfg.

Das vorliegende Büchlein bildet den ersten Band der von Paul Lang zusammengestellten Serie „Am Sagenborn des Bayerlandes", die bis jetzt 17 Nummern aufweist und infolge ihrer praktischen, übersichtlichen Anlage als ein recht verdienstvolles kulturelles Werk bezeichnet werden darf. Was in Büchern und Zeitschriften an Sagen verstreut ist und was daran noch im Volksmunde fortlebt, hat Paul Lang hier gesammelt und geschickt neu erzählt. Jedem Kreise in Bayern ist ein Bändchen gewidmet; Band 1 enthält 32 der bekanntesten Sagen Unterfrankens und zwar betreffen dieselben die Orte Würzburg, Eibelstadt, Röttingen, Kreuzwertheim, Aschaffenburg, Stockstadt, Alzenau, Neustadt a. M., Karlstadt, Gemünden, Brückenau, Werberg, Münnerstadt, Kissingen, Trimburg, Frickenhausen, Zabelstein, Gerolzhofen, Castell, Kitzingen, Wipfeld, Opferbaum und Schweinfurt. Eine andere Ausgabe dieses „Sagenborns", das Bändchen Nr. 10, enthält „Schöne fromme Sagen", Nr. 11 und 22 „Schöne Sagen zur deutschen Geschichte", Nr. 13 „Schöne Rittersagen, Nr. 14 und 15 „Schöne Sagen von Zwergen, Drachen und Geistern" und Nr. 17 „Heitere Sagen". In all diese Bändchen sind Sagen aus Unterfranken liebevoll und kurzweilig erzählt und zwar sind es solche, die sich ungekünstelt zu einer abgerundeten poetischen Erzählung formen ließen und ethischen Inhalt haben. Sie passen für den Unterricht ebenso gut wie für die Bibliothek des Geschichtsfreundes und können zur Anschaffung wärmstens empfohlen werden.

August Sieghardt, Kufstein.

Alt-Bayern und Bayerisch-Schwaben. Folio-Bilderwerk mit 365 photographischen Ansichten von Städtebildern, Baudenkmälern und typischen Landschaften aus Ober-, Niederbayern, der Oberpfalz und Schwaben. Herausgegeben mit Einleitung und kunstgeschichtlichen Anmerkungen von Dr. Hans Karlinger. Einhornverlag Dachau. Pergamentband Mk. 25.–.

Ein Prachtwerk für Ober-, Niederbayern, Oberpfalz und Schwaben! Vorzügliche, bildliche Darstellungen, wissenschaftlich fein ausgewählt, sind hier zusammengestellt und gut erläutert. Dem Historiker, namentlich aber dem Kunst- und Kulturhistoriker ist in dem Band viel Material geboten. Auch die einschlägige Literatur ist entsprechend gewürdigt. Der fränkische Historiker wird das Buch mit Nutzen gebrauchen und als Ergänzung für fränkische Forschungen dankbar begrüßen. Ähnliche Bände liegen ja bereits für Elsaß, Württemberg und Österreich vor. Wenn bei den einzelnen Darstellungen kurze Andeutungen über Zeit und Stil gegeben worden wären, wäre das im Interesse des allgemeinen Nutzens zu begrüßen gewesen. Aber die wissenschaftlich systematische Anordnung hebt in den meisten Fällen über diesen kleinen Mangel hinweg. Könnte man das Buch doch allen denen in die Hand drücken, die unser Volk „Barbaren" nennen, aber auch denen, die Süddeutschland bereisen oder sich veranlaßt sehen, über Süddeutschland und seine Kultur zu schreiben! Wer mit Renoviernng von Monumentalbauten, Kirchen, Schlössern 2c. zu tun hat, dem sei das Werk zu gründlichem Studium vorher empfohlen. Sein Blick wird sich beträchtlich erweitern für das Große und Edle der alten, heimischen Kunst!

In einer kurz gehaltenen Einleitung, ausgestattet mit Abdrücken alter, guter Kupferstiche werden wir in die bayrische Geschichte und die Entwicklung der bayrischen Baudenkmäler eingeführt. Dann folgen landschaftliche Stimmungsbilder aus dem Alpenland, der Hochebene, der Donauebene, Schwaben 2c.

Nachdem der Leser auf diese Weise den Charakter des Volkes, seiner historisch entwickelten Eigenart, sowie des Landes kennen gelernt, folgt die Entwicklung des Stadtbildes, des Straßenbaues und der Platzbildung. In engstem Zusammenhang damit folgen die städtischen Monumentalbauten, Rathäuser, Türen und Tore, Brunnen usw.

Dann gehts hinaus auf die Mauern, den Wehrgang, auf Burgen und Schlösser mit ihren herrlichen Türmen und Toren, Portalen und Höfen, Festsälen, Treppenhäusern, Fassaden und Gartenanlagen. Einen breiten Platz nehmen die Kirchen und Klosterbauten ein, an denen das Land so reiche Schätze birgt. Am Schluß folgt das Einzelhaus. Stimmungsbilder schließen das herrliche Bilderwerk.

Wer Bayern wirklich kennen lernen will, mag er dort geboren sein oder nicht, nehme dies Buch zur Hand, er wird es sicher liebgewinnen und das Land von da ab mit geklärtem Blick betrachten.

Dr. Haug, Wertheim.

August Eichelsbacher: **Hörstein im Freigericht** (Bez.-Amt Alzenau). Sonderheft zu den „deutschen Gauen". Nr. 85. Kaufbeuren 1910. 73 S.

Um fränkische Forscher auf ein sehr gediegenes Schriftchen aufmerksam zu machen, sei hier die 1910 erschienene Broschüre etwas näher behandelt. Wie bei allen Forschungen Eichelsbachers ist Gründlichkeit und Vorsicht das Hauptmerkmal der Publikation. Das Urkunden- und Aktenmaterial ist eingehend durchgearbeitet und sehr gut verwendet. Nicht nur für Hörstein, für ganz Franken und die angrenzenden Lande gegen West und Nord ist hier Material zu finden. Manche Deutungen scheinen allerdings etwas zweifelhaft, so Elmentsgasse, Elmentsgrund, Elmentshof in Edelmannshof 2c. Namentlich der Elmentsgrund weist auf Almende, ebenso die Gasse, während für „Edelmann" kein Anhaltspunkt vorhanden ist. Da Eichelsbacher nicht nur rechtshistorisches Material bietet, wie aus dem Titel vermutet werden möchte, sondern eine vollkommene Ortsgeschichte gibt, ist die Abhandlung als historische Fundgrube für jegliche fränkische Forschung zu empfehlen und mustergiltig. Noch reicher ist seine folgende Broschüre:

Bilder aus Frankens Vergangenheit für den heimatlichen Geschichtsunterricht und für das Haus. München, Oldenbourg 1914. 10 Abb. XII, 197 S. geh. Mk. 2.70, geb. Mk. 3.—.

Diese Abhandlung ist namentlich für die Schule geschrieben, aber auch der Forscher wird sie mit Nutzen verwenden. Eichelsbacher behandelt hier die älteste Zeit Frankens, die Einführung des

Christentums, um dann auf die Stauferzeit und das Mittelalter überzugehen. Eingehend schildert er den fränkischen Ritter, Bürger und Bauern im Mittelalter. Alle wichtigen historischen Ereignisse Frankens ziehen da an uns vorüber bis herauf zum 30jährigen Krieg, der Franken so hart mitgenommen. „Das 18. Jahrhundert" und die „Franzosenkriege" mit den daran anschließenden politischen Umwälzungen bilden den Übergang „zur neuen Zeit", welche bis in unsere Gegenwart behandelt wird. Jedes wichtige Ereignis, jede namhafte historische Erscheinung wird in einem fein ausgearbeiteten Bildchen historisch gewissenhaft zur Darstellung gebracht. Wer sich für Franken interessiert, dem sei das Schriftchen wärmstens empfohlen.

Dr. Haug, Wertheim.

Aus Zeitungen und Zeitschriften:

Louis Remy de la Fosse und seine Bauten. Von Regierungsbaumeister Joseph Schlippe. Quartalblätter des Historischen Vereines für das Großherzogtum Hessen; neue Folge V. Band 1915, S. 291 ff. (Dieser bisher wenig bekannte Baumeister, der Architekt des Darmstädter Residenzschlosses, hat auch in Franken einige Spuren seiner Tätigkeit hinterlassen: so vielleicht am Schloßbau des Fürsten Löwenstein-Wertheim zu Kleinheubach a. M.)

Die bayrischen Bauerntrachten. Beiträge zu ihrer Geschichte von Hans Karlinger. (Bayerische Hefte für Volkskunde 1918 (5. Jahrgang), S. 1 ff. Mit zahlreichen Bildern. (Gute Zusammenstellung des bis jetzt über die Trachten Bayerns, also auch Frankens, Bekannten; freilich wird öfter nicht bloß von bäuerlicher Tracht gehandelt: die Bamberger Gärtner z. B. sind durchaus keine „Bauern". Für jeden, der einen Überblick gewinnen will, ist diese Arbeit sehr geeignet. Die Bemerkung übrigens, daß „das protestantische Landvolk zäher an der herkömmlichen Umgebung festhält", ist in dieser allgemeinen Form sicher unrichtig, ja es dürfte nicht wenige geben, die gerade das Gegenteil behaupten. Darüber ein ander Mal.)

Der Altmain in Unterfranken und seine Flora. Von B. Haldy. Mit 5 Aufnahmen des Verfassers. Das Bayerland, 29. Jahrgang (1918) S. 309 ff. (Auch hier zeigt der Verfasser sein Geschick, botanische Naturdenkmäler in Wort und Bild zu schildern. Der Schutz der heimischen Pflanzenwelt ist eine der edelsten und zugleich vordringlichsten Aufgaben des „Heimatschutzes".)

Der Windsheimer Gau. Von Georg Blank. „Der Sammler" 1918 Nr. 87 S. 3 ff. (Auf Grund eingehender geologischer Kenntnisse gibt der Verfasser eine verständliche Schilderung der mineralogischen Verhältnisse des Gaues und erzählt den mutmaßlichen Verlauf seiner Entstehung.)

Der Tod von Forchheim. Von Dr. Gießberger. Unterhaltungsbeilage zum Erlanger Tagbl. 1918 Nr. 28 S. 3 f. (Erklärt den Ausdruck „der sieht aus wie der Tod von Forchheim" aus den gesundheitswidrigen Zuständen der Stadt in früherer Zeit, besonders infolge der Ausdünstungen des ehemaligen Stadtweihers.)



Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, k. Gymnasial-Professor, Speyer. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a M.



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, k. Gymn.-Professor, Speyer. — Druck und Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

6/7. Jahrgang — Heft 1, 1919/20



Zeitschrift

für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. – Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, Gymn.-Professor, Würzburg, Waltherstr. 1. – Druck und Verlag Konr. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint am Anfang jeden Vierteljahres.

Inhalt des 1. Heftes:

Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

Bei Post und Buchhandel Mk. 10.– jährlich. Mk. 2.50 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 3.– nur gegen Voreinsendung nebst 20 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. – **Alle Beiträge***) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider**, Würzburg, Waltherstr. 1, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	20.—	30.—	40.—	56.—
1/2 „ „	32.—	44.—	64.—	72.—
3/4 oder 1/1 „ „	56.—	88.—	92.—	148.—

vorbehaltlich weiterer Erhöhungen des deutschen Buchdruckertarifs.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung.

* Quartformat, einseitig beschrieben!



An unsere Leser!

Ihr werdet vielleicht unmutig geworden sein, daß die Frankenlandhefte während des vorigen Jahres bis heute ausgeblieben sind. Ich darf Euch aber bitten, daß Ihr den Herausgeber und Verleger — frei nach dem Prolog zu Schillers Wallenstein — in des Lebens Drang sehen und die größere Hälfte ihrer Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälzen möchtet. Eine Zeitschrift, die in dem Unglücksjahr 1914 begründet worden ist, warum sollte die es besser haben als das ganze deutsche Volk und nicht auch um ihr Dasein kämpfen müssen? Es war die Abgeschlossenheit und infolgedessen Unerreichbarkeit des Herausgebers — von Dezember 1918 bis in die Sommermonate 1919 — die diese Verzögerung herbeiführte. Nun ist auch dieser, hoffentlich letzte, schwere Kampf um das Fortleben unseres Unternehmens vorüber. Wir waren aber gezwungen, die Jahrgänge 1919 und 1920 in einen zusammenzuziehen — mit einfacher Berechnung des Bezugspreises — und davon habt Ihr nun die erste Nummer in Händen.

Liebe Franken, liebe Freunde unseres fränkischen Stammes! Den vielen Halbblinden gehen jetzt auf einmal die Augen auf. Sie hatten das deutsche Volk nie gekannt und sind nun niedergeschmettert über das Geschehene. Jetzt ruft man nach gründlicher Erforschung der deutschen Volksseele; jetzt nach gesteigerter Heimatpflege; jetzt begreift man auf einmal, daß ein Neuaufbau des deutschen Volkes nur von innen heraus erfolgen kann — durch Weckung der stammestümlichen Tugenden. Wir sind dafür eingetreten, als den Zusammenbruch noch wenige ahnten. Wir bedurften nicht der grausamen Belehrung, daß die Erziehung zum Deutschtum ganz wo anders hätte angepackt werden müssen.

Steuerten wir also schon lange nach einer Richtung, wohin jetzt mehr Leute als früher zu segeln gedenken, so möchten wir gleichwohl, daß der vollere Wind auch unseren Segeln zu gute komme. Freunde! Die Zahl derer, die sich zu unseren Bestrebungen bekennen, ist noch viel zu klein. Wir bitten Euch: ergreift die Gelegenheit, die so vielleicht nicht wiederkehrt, und werbt uns Freunde, Leser, Mitarbeiter. Werft in die Wagschale Eurer Beredsamkeit die Erinnerung an die ehrenvolle Tat der Franken in den Frühlingsmonaten 1919, an die Rettung Bayerns, ja wohl Deutschlands vor dem Versinken in den Sumpf des Bolschewismus. Vielleicht weist Ihr aber auch auf Folgendes hin:

In einer noch während des Weltkriegs gehaltenen Ansprache, die dann auch im „Frankenkand" zu lesen war — der eine oder andere wird sich noch erinnern — pries der Schreiber dieser Zeilen das Vaterhaus als geheiligten Ausgangspunkt aller Vaterlandsliebe, den Sinn für Familienehre als unbedingte Voraussetzung wahren Nationalbewußtseins. Ich freue mich nun für unsere Zeitschrift die sehr schätzenswerte Kraft eines Mannes gewonnen zu haben, der die Kenntnis der Geschichte bürgerlicher und bäuerlicher Familien Frankens fördern will. In jedem Heft soll von nun ab diesem Unternehmen ein geziemender Raum zur Verfügung gestellt, soll fränkischen Landsleuten, die die Geschichte ihrer eignen oder fremder Familien erforschen möchten, Rat und Auskunft erteilt werden. Welch hervorragend vaterländisches Unternehmen dies ist, möge man aus dem Leitaufsatz dieses Heftes und Jahrgangs ersehen.

So laßt uns denn erhobenen Hauptes hinübertreten in ein neues, glücklicheres Jahrzehnt der fränkischen Heimat, des deutschen Vaterlandes.

Es lebe Franken!

Peter Schneider





Zur Förderung der bürgerlichen und bäuerlichen Familiengeschichtsforschung, insbesondere in Franken

Von Dr. jur. Friedrich Wilhelm Pfeiffer, Kustos an der Universitätsbibliothek Würzburg

Der König hebt den ersten Heerschild, die Bischöfe und die gefürsteten Äbte und Äbtissinen heben den zweiten Schild, die Laienfürsten den dritten, die freien Herren den vierten, die Mittelfreien den fünften, die Dienstmannen den sechsten . . ." spricht in seinem „Von sieben Heerschilden" überschriebenen Artikel das Landrechtbuch, das späterhin unter dem Namen „Schwabenspiegel" weitbekannt geworden ist. Über die Träger des „siebenten Schildes" gehen die Lesarten auseinander. Sind auch nicht alle so streng feudal wie die von Wilhelm Wackernagel herausgegebene: „Den siebenten Heerschild hebt jeder Mann von ehelicher und ritterlicher Geburt," so ist doch auffallend genug, daß dieser Satz sich nicht an der Stelle findet, wo man ihn als einen Hauptsatz des adeligen Standesrechtes vermutet; er steht statt im besonderen Teil des Gesetzbuches, dem Lehenrechtsbuch, im allgemeinen Teil, dem Landrecht. Hier ergänzt er den Artikel „Von freien Leuten" in einem Sinne, der trotz der Unbestimmtheit der Rechtsbegriffe der damaligen Zeit und bei aller Vorsicht in der Deutung des Sinnes der angezogenen Gesetzesstellen als verhängnisvoll für die deutsche Freiheit angesehen werden muß. Denn er stellt fest, daß nicht die Freiheit dem Manne den Wert gebe. Er zählt schlechthin jeden Lehensmann, indem er ihn den Schild heben läßt, zum Adel; der freie Bauer aber, der durch keine Lehennahme sich seiner Ebenburt begeben hatte, wird minderer sozialer Stellung und bald auch minderen Rechtes, wird Untertan. Damit ist aber zugleich dem Bürgertum, das ja damals (die Niederschrift des Schwabenspiegels ist in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen) sich zu bilden be-

gonnen hatte und das sich stets aus dem Bauerntum erneut, die erste Fessel angelegt. Die Wirkung auf das völkische Leben ist im Einzelnen zwar schwer nachweisbar; aber unzweifelhaft ist dadurch das geistige und noch mehr das politische Gepräge des deutschen Bürgertums für die ganze Folgezeit entscheidend nach der kleinbürgerlichen Seite hin beeinflußt worden. Nur zweimal in seiner Geschichte waren hoffnungsvolle Ansätze zu einem Großbürgertum gegeben, im 16. Jahrhundert und dann wieder, freilich schwächer und weniger erfreulich, unter dem soeben zu Grabe getragenen Kaisertum.

Versteht man unter einem Kleinbürger allenthalben einen gesellschaftlich und intellektual eingeengten und schwerfälligen Menschen mit lediglich persönlichen Interessen, deren äußere Grenze durch Familie, Stammtisch und höchstens den politischen Debattierklub gezogen sind, so möchte ich den Großbürger als den Mann von geistiger und ethischer Weite und Regsamkeit bestimmen, dessen rein persönliche Bedürfnisse und Sorgen nur einen kleinen Teil seines geistigen Haushaltes ausmachen. Sein Handeln steht auch in dürftigen äußeren Verhältnissen nicht unter dem Einfluß wirtschaftlicher Verstimmtheiten. Sein Denken ist durch die geschichtliche Schule gegangen. Er sieht die Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vergangenheit und er besitzt für die Erkenntnis und Lösung zukünftiger Gestaltungen und Aufgaben erhöhte Begabung und Verantwortlichkeit. Von Partei- und Klasseninteressen nicht eingenommen überschaut er die Lage und die Bedürfnisse der einzelnen sozialen Schichten seines Volkes in ihrer Wechselwirkung und Gesamtheit. Sein Blick macht endlich nicht Halt an den Grenzen des eigenen Volkstums.

Auf deutschem Boden hat es Bürger von solchen Ausmaßen immer gegeben. Ich nenne für das 19. Jahrhundert nur den Niedersachsen Storm, den Schwaben Uhland, die Hessen Grimm und Reichsfreiherrn vom Stein, den Franken Brater. Aber einsam standen sie wie die Wetterfichten und so hoch über der Baumgrenze, die dem Epheu des Kleinbürgertums gezogen ist, daß sie in ihrer ganzen Größe selten begriffen worden sind.

Daß es nötig ist, durch die Unterscheidung des Kleinbürgers vom Großbürger die soziale Herabsetzung des altehrwürdigen Wortes „Bürger" zu verschärfen, ist bedauerlich, aber unumgänglich, um einer Verwechslung des eigentlichen Bürgertums mit den Abarten des Kleinbürgertums und des Bourgeois vorzubeugen.

Das deutsche Großbürgertum in den Zeiten der Hanse und noch bis zur Reformation war verhältnismäßig zahlreicher als heute und entfaltete in starker Eigenart einen nationalen Geist, dessen Kultur Aussicht hatte, die europäische Kultur zu werden. Wirtschaftliche und geistige Nöte und Wirrungen aber haben seither in einer Verkettung von schier unbegreiflicher Tragik ein großes Volk immer wieder um die Führernaturen betrogen, auf die es Anspruch und Aussicht hatte. Wie konnte bei einem Volk von hoher Begabung und fast unverwüstlicher Lebenskraft, bei einem Volk, so reich an Persönlichkeiten, der Kleinbürger in entscheidungsvollen Zeiten die entscheidende Rolle spielen? Die Antwort hat,

wer das schreiende Mißverhältnis ermißt, dem die eingangs erörterten Sätze des Schwabenspiegels Ausdruck geben: Wertung der sozialen Gruppen zu ungunsten der späterhin fast allein schöpferischen Stände, des Bauern- und Bürgertums. Das Bürgertum kam auf deutschem Boden nie auf längere Zeit zu einer politischen Machtentfaltung von mehr als örtlich begrenzter Bedeutung; ja man kann ruhig sagen, es hat das ihm zugefallene Erbe gar nicht angetreten Dieser Stillstand aber war ein Rückschritt des ganzen Volkes und es fehlt nicht an Stimmen, die diesen Rückgang des Bürgertums als die eigentliche Katastrophe im ausgehenden 16. Jahrhundert bezeichnen.

So in der Vergangenheit. Wo stehen wir heute?

Das politische Leben ist in die Abhängigkeit von kleinbürgerlichen Schichten geraten, und wieder einmal droht, wie schon öfters in deutscher Geschichte, ein Abbruch der Führerüberlieferung, die dann auf Generationen hinaus als Kraftfaktor ausgeschaltet sein würde, da sie ihrem Wesen nach nicht ohne weiteres von anderen Schichten übernommen werden kann. Allerdings ist die Geschichte eines Volkes nationaler Besitz; jeder Volksgenosse sollte daran teilhaben, und die Schule sucht diesen gemeinsamen Besitz zu verteilen. Aber alle Schulmänner sind darin einig, daß in erschreckendem Maße Abneigung und mangelndes Verständnis dieser Aneignung entgegen stehen. Die Schuld liegt nur insoweit an unserer Schule, als sie an der Fiktion einer rein erlernbaren Bildung festhalten muß. Der ursprüngliche und kräftigste Bildungsfaktor aber ist doch wohl die Familie mit ihrer mehr auf das (gebildet-) Sein als auf das (erzogen-) Werden abgestellten Eigenart. Wenn der durchschnittliche Reichsdeutsche seine Volksgeschichte um soviel weniger versteht und liebt als etwa der Schweizer, dann trägt die Schud daran das deutsche Haus. Denn die deutsche Familie ist heute noch (und künftig wahrscheinlich noch mehr) mit verschwindenden Ausnahmen völlig geschichtslos. Sie ist bis hoch über den Durchschnitt hinauf unfähig, der heranwachsenden Jugend irgend eine konkrete geschichtliche Beziehung zwischen dem Leben des Einzelnen und der Geschichte seines Volkes aufzuzeigen. Das Gedächtnis der Erwachsenen reicht in den meisten Fällen kaum bis zu den Großeltern. Wie sich Verdienst und Schuld des Einzelnen und seiner Familie mit Gedeih und Verderb des Volkes verketten, kann dort nie einleuchten, wo kein Erinnern dafür wach ist. Der einzelne Deutsche ist isoliert, geistig losgelöst vom Organismus des Staates. Unbeschadet der Schönheit seiner sozialistischen Gesten und Worte von heute: Er dreht sich im engen Kreise. Mittelpunkt: das Ich. Wir haben den Kleinbürger im Blütenkranz seiner leuchtenden Eigenschaften, derer oben in Beispiel und Gegenbeispiel gedacht worden ist.

Jede Hoffnung auf geistige Überwindung des Kleinbürgers trügt, solange sich nicht die breiten Kreise von dem Irrtum frei machen, daß der Großbürger, etwa der umfassende Gelehrte, der für sein Volk Sympathien erwerbende Kaufherr, der tief blickende Staatsmann ohne generationenlange Vorpflege der Familie möglich ist. Jede ausgeprägte und überragende Persönlichkeit hat Vorstufen; ihre Ahnentafel gibt darüber Aufschluß. Nach einem Gesetz, das man zur Unterscheidung von

seinem biologischen Gegenstück, dem phylogenetischen Grundgesetz, etwa das „monogenetische Gesetz" nennen könnte, entsteht auf geistigem und kulturellem Gebiet nirgends spontan etwas Artneues oder auch nur Artgesteigertes. Auch hier haben wir, nur unendlich verwickelter, die vollständige Entstehungsreihe, von der einfachen bis zur hochgezüchteten Psyche. Wohl steigen die führenden Männer immer wieder aus der historisch undifferenzierten Masse auf, manchmal meteorgleich und scheinbar unvermittelt. Aber fast immer gelingt es, falls sich die genealogische Betrachtung auf genügendes Material stützen kann, in der näheren Ahnenschaft die Menschen zu erkennen, die gewissermaßen als stille Kraftsammelbecken für das dann plötzlich zu Tage tretende Talent oder Genie gelebt haben.

„Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer.
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor." (Goethe, Iphigenie)

Unkenntnis dieses „monogenetischen Gesetzes," Mißachtung angeborenen Adels, dessen Nachäffung oder freche Usurpierung rächen sich unweigerlich, und Mangel an Haltung, an Einklang von Innen- und Gesellschaftsleben, Parvenümäßigkeit und Gespött sind die Strafen. Der Gemeinplatz der antiken Rhetorik von der Überlegenheit erworbenen Adels gegenüber ererbtem, der seine Geltung in den aufklärerisch gesinnten Kreisen der jüngsten Zeit aufs Neue zu befestigen sucht, ist eine Fallgrube für Oberflächlichkeit. Denn wer sich Adel (nicht Adelsbrief sondern adeliges Wesen) zu erwerben vermochte, hat eben dadurch bewiesen, daß er ihn bereits irgend wie als Erbanlage besessen hatte. Und ebenso wird die Lehre von dem Aufstieg der Massen immer eine Irrlehre bleiben, wenn sie nicht durch das „monogenetische Gesetz" berichtigt wird. Was an ihr wertvoll ist, ist eben nichts anderes als die Lehre vom Aufstieg der Tüchtigen; für die anderen gibt es höchstens — immer kärglich bemessenen — Aufstieg in den äußeren Formen und Bedingungen des Lebens, der aber, in seiner jeweiligen Relativität genommen, in vielen Fällen allzu leicht ein Abstieg sein kann.

Glücklicherweise ist nun auch in den Kreisen des gebildeten Bürgertums eine Abkehr von jener materialistischen Auffassung zu bemerken. Nach einem Jahrhundert der Atomisierung völkischen Lebens findet man wieder zurück zu der zeitweilig „altmodischen" Ansicht, daß der Kulturboden der Familie der festeste Grund auch für alle völkische Kultur ist. Wert und Poesie der Familie als eines geschichtlich gegebenen ethischen Faktors entdeckt man neu. Goethe ist vielleicht auch hierin ein Markstein in der Entwicklung des deutschen Geistes. Die Mannigfaltigkeit seiner Anlagen und Triebe empfand er lebhaft als ein Hindernis auf dem Weg zur Persönlichkeit, die er als höchstes Glück in gigantischem Kampf erstrebte. „Wie sauer wirds dem Menschen ohne Überlieferung, ohne Lehre zur rechten Zeit sich selbst zu finden und zu helfen". (An Frau von Stein, aus Rom, 7.—10. Februar 1787). Scharf betont er, daß Maß und Art der persönlichen Entfaltung durch die Summe der Erbanlagen gegeben sei: „Der Mensch mag

sich wenden wie er will, er mag unternehmen was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat". (Dichtung und Wahrheit, IV) und so rät er als weiser Eckhart: „Wie viel Gegenstände bist du im Stande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frag' dich, geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt." (1776, über Rembrandt in: „Nach Falkonet und über Falkonet)". Nirgends freilich wurde das wundersame Walten der Kräfte in der Familie inniger und sinniger gepriesen als in den schlichten Worten, die uns Wilhelm Heinrich Wackenroder in den so viel des Köstlichen bergenden „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" geschenkt hat. Er spricht da über Albrecht Dürers Lebensbeschreibung, von diesem selbst verfaßt, und fügt erläuternd hinzu: „Es war damals nicht ungewöhnlich, seinem vollbrachten Lebenslauf durch genaue Aufzeichnungen wieder nachzudenken und ihn zu prüfen: und niemals sonderte man sich mit solcher Beschreibung von allen übrigen Menschen ab; vielmehr betrachtete man sich immer nur als ein Mitglied des großen Menschengeschlechts, indem man sein ganzes Geschlechtsregister durchführte und sich bescheiden seinen zugehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des altehrwürdigen Baumes anwies, nicht aber sich allein zum Hauptstamm der Welt machte. Die lieblich verschlungene Kette der Verwandtschaft war ein heiliges Band: Mehrere Blutsfreunde machten gleichsam ein einziges geteiltes Leben aus und ein jeglicher fühlte sich desto reicher an Lebenskraft, in je mehr anderen Herzen das gleiche Urväterblut schlug: die ganze Verwandtschaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Begriff der Menschheit. . ."

Daß im Übrigen die geschichtlichen, politischen und ethischen Werte der Familie ihren letzten, tiefsten Grund in biologischen und rassischen Tatsachen haben, mag hier wenigstens kurz angedeutet werden. Die viel zu wenig beachtete statistische Feststellung, daß der alte Adel durchschnittlich eine längere Lebensdauer seiner Familien aufweist als der jüngere Briefadel oder das großstädtische Bürgertum, läßt wohl unter anderem den Schluß zu: Familien, die durch die Gunst der Verhältnisse oder durch besondere Zähigkeit die Bedingungen festhalten, durch die sie stark geworden sind, und die sich den Einflüssen der veränderlichen Umwelt nur gerade soweit unterwerfen, als es ohne Schädigung des Erbgutes ihrer eigentümlichen Kraft möglich ist, haben die Aussicht auf eine größere durchschnittliche Dauer. In dieser größeren Dauerbarkeit aber liegt eben die höhere Gewähr für die Züchtung jener geschlossenen Charaktere von beharrlicher Eigenbewegung, die die Schöpfer aller der oben besagten menschlichen Werte sind. Dabei wird unter „Züchtung" nur die Erhaltung, nicht die Steigerung biologischer Rasse verstanden. Denn die Frage, ob es hier Steigerungsmöglichkeiten gebe, beantwortet uns die Wissenschaft noch nicht, wogegen an dem Dasein zahlreicher Entartungsmöglichkeiten leider kein Zweifel besteht. Immerhin läßt der heutige Stand der biologischen Forschung weitgehende Schlüsse und Forderungen zu. Von höchster bevölkerungspolitischer Bedeutung erscheint die Auslese unverbrauchter guter Erbanlagen und ihre Verdichtung in zahlreichen Familienstämmen. Und ist zwar die

Hoffnung auf Höherentwicklung der Menschheit als unwissenschaftlich abzulehnen, so dürfen wir ebenso sicher vertrauen, daß es nur an dem sittlichen Wollen liegt, ob wir als Volk entarten und vergehen, oder ob wir zu frischer Blüte kommen durch die Zucht und Pflege tüchtiger Familien.

Für das Werden und Gedeihen solcher Familien Luft und Boden zu bereiten, das ist, richtig verstanden, die Aufgabe der Familiengeschichte.

* * *

In der Erwägung, daß heute mehr als je die Gegenwart sozusagen gewaltige Geschichte ist, hat sich der Herausgeber des „Frankenlandes" entschlossen, auch der bürgerlichen Familiengeschichte hinfort einen breiten Raum zuzuweisen. Die Schriftleitung hat mit dieser Neuerung, die, wenn auch nicht eine Veränderung des Charakters der Zeitschrift, so doch eine Erweiterung ihres Arbeitsfeldes bedeutet, offenbar klaren Blick bewiesen für die aus der Not der Zeit entstandenen neuen Aufgaben auch unserer geschichtlichen und landeskundlichen Literatur. Wir Deutsche werden uns für geraume Zeit nicht mehr der schönen Luxus so zahlreicher rein referierender und leidenschaftslos betrachtender historischer Zeitschriften leisten können. Streift die periodische historische Literatur aber den Hang zu antiquarischer Sammlung und den Typus des historischen Panoptikums ab, um desto mehr Quelle und Antrieb für schöpferische Kräfte voll nationaler Leidenschaft zu werden, dann wird sie in ihrem Leserkreis gerade auf die Teile unseres Volkes einwirken können, die vielleicht am meisten dazu berufen sind, an der Aufrichtung des deutschen Wesens mitzuwirken.

Wir brauchen endlich einmal eine bürgerliche Gesellschaft, die sich bewußt ist, lebendige, höchst persönlich Werte zu verteidigen, wenn sie gegen die geistigen Seuchen unserer Zeit auf der Wacht steht. An diesem Standesbewußtsein der altgesessenen Bürger- und Bauernschaft leiden wir in Franken — nächst Altbayern — unter den deutschen Stämmen vielleicht am meisten Mangel. Franken hat keine bürgerliche Gesellschaftskultur, wie sie etwa Schwaben oder Hessen dank der Vorarbeiten verdienstvoller Männer haben. Dort ist die Kenntnis der Geschichte und der genealogischen Zusammenhänge nicht nur des Adels, sondern auch zahlreicher bürgerlicher Familien weit verbreitet. Wer in Schwaben von den Mohl oder Moser, von den Rümelin oder Hochstetter spricht, nennt dort allgemein bekannte Namen; und jedem Hessen klingen Namen wie Lucius und Scriba, Sell und Bernbeck, Roemheld und Soldan vertraut im Ohr.

Wer aber kennt in Franken die Petri oder Frobenius, die Seuffert, die Bezold oder die Bomhard? Es ist hohe Zeit, für eine größere Publizität solcher altbewährter Bürgerfamilien einzutreten. Denn wertvoller als die Vertiefung in die Händel und Erbschaftsteilungen landesherrlicher Familien erscheint für die Geburt echt bürgerlichen Geistes die Kunde von dem Werden und den Wandlungen einer bürgerlichen Familie, die sich durch viele Generationen ehrenhaft und wacker erhalten hat, auf nichts als auf sich selbst gestellt und die eigene Kraft. Das fränkische Volk leidet noch heute unter der Zerrissenheit vor seiner

(teilweisen) Vereinigung mit Bayern, und selbst die späte Wohltat politischer Sammlung durch den Anschluß an diesen Staat verkehrt sich in das Gegenteil: Die besten Köpfe und Familien wuchsen als Beamte und Lehrer, als Pfarrer- und Offizier-Familien in auffallend großer Zahl in den neuen größeren Staat hinein, errangen dem fränkischen Element vielfach die Präponderanz, aber wurden in der eigenen alten Heimat fremd und wurzellos. Nirgends zeigt sich die geradezu lähmende Wirkung der stammesstaatlichen Vernichtung so wie bei der Entwicklung eines bürgerlich-gesellschaftlichen Geistes. Franken war wie in politischer, so in kultureller Hinsicht das Stiefkind — zum Schaden des Ganzen.

Die glücklichen Anfänge eines vielverheißenden Wandels hat die junge durch ihre heute schon zahlreichen Veröffentlichungen hochverdiente „Gesellschaft für fränkische Geschichte" gemacht; ihr Interesse ist zwar vorerst mehr der Einzelbiographie und deren Materialien zugewandt, aber auch die Familienbiographie zieht heute schon viel Nutzen aus ihren Veröffentlichungen. Auch auf dem eigentlichen Gebiet der Familiengeschichte sind verschiedene Versuche gemacht worden, verschüttetes Leben wieder zu erwecken. Die bedeutendsten dahin zielenden Bestrebungen sind die „Heraldisch-genealogischen Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter"[1]) und die „Frankfurter Blätter für Familiengeschichte"[2]). Beide erscheinen nicht mehr. „Der Mainbote von Oberfranken"[3]), der in einer kleinen und einer großen Ausgabe herauskommt und nach Inhalt und Ausstattung zu den erfreulichsten laufenden Veröffentlichungen in Franken gehört, verwirklichte einen sehr fruchtbaren Gedanken, indem er in manchen Jahrgängen Formblätter für Ahnentafeln bis zur 8. Ahnenreihe brachte und den Lesern auch Sonderdrucke davon anbietet. Jedoch das Versprechen, manches über Familiengeschichte, Familienforschung, Familiennamen usw. zu bringen, wurde leider nur in spärlichem Maß erfüllt. Einen besonders bemerkenswerten Versuch, familiengeschichtlichen Sinn in bäuerliche Kreise zu tragen, stellen die „Heimatglocken"[4]) dar, die ständig familiengeschichtliche und biographische Beiträge aus der Feder des Exdorfer Pfarrers Karl Aug. Ludw. Oberländer enthalten, wie Listen von Pfarrern und Lehrern, Verzeichnisse alter Familiennamen aus dem Kirchspiel, Zusammen-

---

[1]) Heraldisch-genealogische Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter. Monatsschrift zur Pflege der Heraldik, Genealogie, Sphragistik, Epitaphik, Diplomatik, Numismatik und Kulturgeschichte. Jg. 1–7 (1904—1910). Jg. 8. (1910/11) ist inhaltlich gleich dem „Archiv für Stamm- und Wappenkunde;" mit diesem vereint am 1. VII. 1911. Herausgeber und Schriftleiter: L. Oelenheinz und H. Th. v. Kohlhagen, seit 1909 dieser allein. Bamberg, Kommissionsverlag: Handelsdruckerei Bamberg, dann: Pforzheimer Generalanzeiger.

[2]) Frankfurter Blätter für Familiengeschichte. Monatsschrift. Jg. 1 - 7 (1908 – 1914). Herausgeber und Schriftleiter Karl Kiefer †, Frankfurt a. M., Selbstverlag.

[3]) Der Mainbote von Oberfranken, ein Heimatkalender. Herausgegeben von L. R. Spitzenpfeil in Kulmbach und Thomas Meister in Bayreuth.

[4]) Heimatglocken. Evangelisches Gemeindeblatt für Exdorf und Obendorf [bei Römhild, Sachsen Meiningen] Herausgeg. von Pfarrern im Kreise Hildburghausen. Schriftleiter Pfarrer Schubart, Streufdorf, später Pfarrer Hoffmann in Eishausen. Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Dorfzeitung), Hildburghausen.

stellung aller noch nicht ausgestorbenen Familien usw. Ein kleiner Anfang, aber doch ein Anfang. Dann und wann bringen die laufenden Veröffentlichungen der drei fränkischen Kreisvereine Beiträge zur Familiengeschichte, ohne indessen die Berechtigung gerade der bürgerlichen Geschlechterkunde schon voll zu würdigen und ihr dauernd den gebührenden Raum zu gewähren. Ähnliches gilt von der „Zeitschrift für Württembergisch-Franken" und von allen den Organen mehr örtlicher Natur.

Größere zusammenfassende, für die Familienforschung bedeutsame Werke besitzen wir, außer in den bereits erwähnten Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, sowohl für Gesamtfranken wie für einzelne Teile nur ganz wenige. Da die Werke von Biedermann, Frhr. Stromer von Reichenbach, Frhr. v. Imhof, Schenk v. Schweinsberg u. A. sich nur auf den Adel und das Patriziat beziehen, ist auf diesem Gebiet noch so gut wie alles zu tun übrig.

Diese Literaturarmut hat ihren Hauptgrund in dem Mangel an einem dauernd anregenden und sammelnden Organ. Das „Frankenland" wird diese Lücke auszufüllen trachten, indem es durch Erkundung und Veröffentlichung neuen Materials aus Bibliotheken und Archiven, durch Nennung oder Besprechung aller einschlägigen Veröffentlichungen, durch Zusammenstellung von Namensverzeichnissen lebender Familienhistoriker und durch Auskunfterteilung den Brennpunkt für die ja auch in Franken unverkennbar zunehmende Freude an Familienforschung bilden wird. Peinlich gearbeitete Jahresregister werden dem Inhalt der Jahrgänge die leichte und vollständige Verwertbarkeit sichern und die Zeitschrift zum Rang eines familien- und personengeschichtlichen Archivs für Franken erheben. Von einer ausschließlich der Familienforschung gewidmeten Zeitschrift wird sich das Frankenland, abgesehen von seinem reichen Inhalt auf anderen Gebieten, nur dadurch unterscheiden, daß es im allgemeinen keine Stamm- und Ahnentafeln einzelner Familien veröffentlicht. Doch ist dem Bedürfnis nach einem Sammelwerk hiefür durch die in Vorbereitung begriffenen Fränkischen Sonderbände des Deutschen Geschlechterbuches (Verlag von C. A. Starke in Görlitz) ausreichend Rechnung getragen.

Daß die Schriftleitung durch diese kleine Verschiebung des Schwerpunktes ihrem bisherigen Arbeitsgebiet nicht untreu werden will, sondern nur einer vertieften Geschichtsauffassung vorkämpft, bedarf keiner Worte. Ihr Ziel heißt ja „Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums". Die Geschichtschreibung hat seit dem Vorgang Lamprechts ihr Auge immer mehr von den politischen äußeren Formen auf das von innen heraus und von unten herauf Treibende gewendet. Der häusliche Herd ist der Ort, wo dieses unsichbar, aber entscheidend Treibende immer neu entsteht. Das Einzige, was wahrhaft geschieht und wird, ist ja das unbewußte Wachstum im Kleinsten. Und alle Historie muß doch zunächst und immer von Neuem dahin zielen, zu erkennen, „wie das Volk in Gemüt und Lebensgewohnheit und in seiner Tätigkeit gewesen ist, sich gewandelt hat und wie dadurch nicht nur sein Staatswesen, sondern seine ganze Existenz fortgebildet wurde." „Solche Geschichtschreibung hat bei uns erst begonnen". (Gustav Freytag).

Über das Tagesgeschrei und die Ratlosigkeit in Politik, Staat und Recht richten sich die Augen Vieler hoffnungsuchend auf diese still, aber dauernd fließenden Kräftequellen unseres Volkes und es wird klarer, daß wir die Mitwirkung der Familie beim Bau des neuen Deutschland nicht missen können. Nach einem Worte Goethes sind ja „die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit zwei verschiedene Dinge." Aber dieses eine ist gewiß: wir brauchen wieder die Einkehr ins deutsche Haus mit seiner herben, ja ärmlichen Schlichtheit, seiner unverwüstlichen und unbewußten Tüchtigkeit, um wieder die Kräfte frei zu machen, die Ernst Moritz Arndt — es sei mir zum guten Ende gestattet, zu den schon beschworenen den besten Geist zu bannen — die Arndt meinte, als er die glaubensstarken Worte niederschrieb: „Was werden muß, ist dunkel. Wie die Welt sich wieder gestalten wird, ist verborgen. Aber was geschehen muß, ist hell und was wir tun müssen, ist keinem verborgen. Das Übrige wird Gott richten.„



Charlotte von Kalb

und ihre Beziehungen zum Steigerwald

Von Oberst a. D. J. L. Klarmann[1]).



Vielen Deutschen wird wohl der Name Charlotte von Kalb bis zu einem gewissen Grad aus der Literaturgeschichte bekannt sein, wenige von ihnen aber dürften wissen, daß die Freundin Schillers ein Kind des gesegneten Frankenlandes war und noch geringer möchte die Zahl derer sein, die von ihren nahen Beziehungen zum fränkischen Steigerwald[2]) je etwas vernommen haben. Für die Leserinnen

[1]) Unter Zugrundlegung seines 1902 im Kommissionsverlag von Junge & Sohn in Erlangen veröffentlichten, nach den Quellen bearbeiteten Werkes: Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth. Mit besonderer Rücksicht auf Charlotte von Kalb und ihre nächsten Angehörigen. Mit 15 Bildern und Karten. VI und 576 S. Preis 10 M — dann der örtlichen Sonderausgabe: Dankenfeld und die Familie Marschalk v. Ostheim, Erlangen 1902, 53 S. (vergriffen).

[2]) Außer dem so genannten Mittelgebirge zwischen Bamberg, Kitzingen, Haßfurt, Windsheim und Neustadt a. A. trägt auch ein waldiger Höhenzug bei Erfurt den Namen „Steiger", „Steigerwald".

und Leser des „Frankenlandes" nun, die nicht nur einer ungewöhnlichen, geistig hochstehenden Frau an sich, sondern auch deren Beziehungen zur engeren Heimat Interesse entgegenbringen, ist die nachfolgende Abhandlung bestimmt — eine Abhandlung, die ja naturgemäß schon oft Gesagtes teilweise wiederholen muß, sich aber dabei bestreben will, nur aus den Quellen zu schöpfen und, unter Ausschluß der Beziehungen Charlottens zu den Geistesgrößen unserer klassischen Zeit, kulturgeschichtlich Wertvolles aus ihrem Leben und ihren Schriften, das noch weniger bekannt ist, stärker hervorzuheben und entsprechend zu erläutern.

Ihrer Abstammung nach gehörte Charlotte dem angesehenen altfränkischen Adelsgeschlecht der Marschalke von Ostheim an, das mit dem hier zunächst in Betracht kommenden Zweig früher auf Wallbach (Burgwallbach, zwischen Neustadt a. S. und Bischofsheim v. Rh.) gesessen, in der Zeit zwischen 1456 und 1522 durch Heirat und Kauf in den Besitz des Dorfes Waltershausen, bei Königshofen im Grabfeld, Ritterkanton Rhön-Werra, gelangt war und 1663/64 von den ihm durch Heirat verwandten und verpflichteten Herren von Münster zu Lisberg (bei Bamberg) die Rittergüter Trabelsdorf und Dankenfeld im Ritterkanton Steigerwald käuflich um den Preis von rund 20 000 Gulden fränkisch [1]) erworben hatte. Als älteste Tochter des bambergischen Untererbmarschalls, kaiserlichen Wirklichen Rates, kurpfälzischen und hochfürstlich bambergischen Geheimen Rates und Kammerherrn, auch Ritterrates beim Kanton Steigerwald Johann Friedrich Philipp Marschalk von Ostheim und der Freiin Wilhelmine Rosine von Stein, einer Tochter des Ritterrates Dietrich Philipp August Freiherrn von Stein auf Nord- und Ostheim, des „Fürsten der Rhön", am 25. Juli 1761 auf Schloß Waltershausen i. Gr. (bei Königshofen) [2]) geboren, verlor Charlotte schon als Kind im Herbst 1768 den Vater und im Frühjahr 1769 die Mutter und wuchs so, früh verwaist, mit ihren Geschwistern — einem um ein Jahr älteren Bruder Friedrich und drei jüngeren Schwestern Wilhelmine, Eleonore und Karoline — zunächst bei den mütterlichen Verwandten zu Nordheim i. Gr., dann unter Fremden heran. Während auf vormundschaftliche Anordnung der Bruder am Gymnasium zu Coburg, hernach auf der Ritterakademie zu Braunschweig und später auf den Universitäten Erlangen und Göttingen den Studien oblag, waren die vier Schwestern seit Mitte Juni 1770 im Hause des herzoglichen Kammerpräsidenten von Türck zu Meiningen und nach dem Tode der Gattin dieses, 1779, bei der verwitweten Frau Geheimrätin von Erffa, nachmals wiederverehelichten von Dürckheim, auch in Meiningen, zur Verpflegung und Erziehung untergebracht.

Doch das die Marschalkschen Kinder und Erben verfolgende Mißgeschick hatte mit dem Tode der Eltern, dem Verlust der Heimat und der teilweisen Trennung der Geschwister noch nicht sein Ende erreicht: die Hoffnungen auf eine bessere

[1]) 1 fl. (Gulden) fränkisch = $1^1/_4$ fl. rheinisch zu 60 Kreuzer, oder nach heutiger Währung, ohne Berücksichtigung des seitdem stark gesunkenen Geldwertes, 2,14 M. Der fränkische Gulden war eine bloße Rechnungsmünze, die in Wirklichkeit nicht existierte.

[2]) Nicht Waltershausen i. Th. (bei Gotha), wie man zuweilen lesen kann.

Gestaltung der Dinge, die Aussichten in eine schöne Zukunft sollten schon in ihrer Blüte geknickt werden.

Am 3. Januar 1782 reichte auf Befehl der Vormundschaft die zweitälteste der vier Schwestern, Wilhelmine — eine Liebesneigung zu einem Bürgerlichen in sich begrabend — dem einem reichsritterschaftlichen Geschlecht entstammenden Freiherrn, späteren französischen Grafen, Gottfried Waldner von Freundstein auf Schweighausen (bei Mülhausen) im Oberelsaß zu Nordheim i. Gr. ihre Hand, starb aber schon nach Jahresfrist im Kindbett. Und am 20. November 1782 starb nach nur viertägiger Krankheit der junge, kaum lehensmündig gewordene Repräsentant, der Stolz und die Hoffnung der Familie, Friedrich Marschalk von Ostheim, 22 Jahre alt, als Universitätsstudent zu Göttingen, angeblich an den Folgen eines Duells, nach den vorliegenden Akten aber an den Folgen wiederholter heftiger Erkältung: einer Darmentzündung oder Darmverschlingung.

Der unvermutete Todesfall dieses letzten männlichen Sprossen der Marschalke von Ostheim Waltershäuser Linie bildete den Ausgangspunkt alles nun folgenden Familienunglücks, den Keim mehr als vierzigjähriger Wirren, die sich um den Besitz eines beträchtlichen Teils der Güter im Steigerwald entspannen. Friedrich von Marschalk hatte letztwillig am 18. November zu Erbinnen seines ganzen verfügbaren Grundvermögens seine vier Schwestern eingesetzt[1]), so zwar daß diesen als unbestrittener Güterbesitz außer dem Stammgut, dem vormals hennebergischen Söhne- und Töchterlehen zu Waltershausen und Althausen im Grabfelde, einigen Lehenschaften zu Saal, Berkach, Aubstadt und Großeibstadt ebenda und etlichen Weinbergen zu Steinbach a. M. noch die Allodial- oder freieigenen Besitzungen zu und um Dankenfeld im Steigerwald verblieben. Hinsichtlich eines großen Teils der Marschalkschen Besitzungen daselbst aber, nämlich hinsichtlich der waldreichen Rittergüter zu Trabelsdorf-Triesenbach und Dankenfeld-Seesbühl[2]) entstand u. a. die Streitfrage, in wieweit dieselben Mannlehen oder freies Eigentum (Allod), bis zu welchem Umfang sie also dem männlichen Repräsentanten der 1664 mitbelehnten Marisfelder[3]) Linie einer-, dann den vier Eigentums- oder Allodialerbinnen des Waltershäuser Zweigs der Marschalke von Ostheim anderseits zugehörig seien? (Der nach einem älteren Lisberger Muster 1664 zu Würzburg ausgestellte Lehenbrief war in einigen wesentlichen Punkten unklar und unbestimmt und bot so der Rabulistik der Advokaten ein willkommenes Tummelfeld).

Zwar hatte für alle Fälle nach dem Grundsatze „Beati possidentes" die

[1]) Hierzu noch verschiedene hochherzige Vermächtnisse an Nichtangehörige im Betrage von rund 14000 Gulden rhn., darunter auch die Kosten für eine in der kath. Kirche (Schloßkapelle) zu Dankenfeld benötigte Glocke.

[2]) Triesenbach, herrschaftlicher Einzelhof zwischen Trabelsdorf und Tütschengreuth. Seesbühl, ein ehemaliger, wahrscheinlich im 30jährigen Krieg eingegangener Hof bei Dankenfeld, 395 m hoch gelegen und 1/4 Stunde vom Dorfe in westlicher Richtung entfernt, nun herrschaftliches Forsthaus.

[3]) Marisfeld, Dorf bei Themar, damals zum fränkischen Ritterkanton Rhön-Werra, jetzt zum Herzogtum Sachsen-Meinigen gehörig. Die Familie M. v. O. war hier schon seit 1271 begütert und entäußerte sich ihrer dortigen Besitzungen erst im Jahre 1844.

Vormundschaft der Marschalkschen Schwestern in der Person des rührigen Legationsrates Friedrich Albrecht von Wechmar zu Roßdorf auf die durch Eilboten am 21. November überbrachte Kunde vom Tode des letzten Waltershäuser Vasallen schon am 23. November 1782 — mit Ausnahme der Gerichtsbarkeit — von dem gesamten Gutsbesitz in und bei Trabelsdorf und Dankenfeld vorläufigen rechtlichen Besitz ergreifen und die notarielle Urkunde hierüber am folgenden Tage von dem überraschten Lehenserben, dem bambergischen Oberst Heinrich August Marschalk von Ostheim, anerkennen lassen — immerhin aber blieb trotz dieses ersten großen Erfolges der Stand der Lehenangelegenheit im Steigerwald für die Eigentumserbinnen ein ziemlich unsicherer.

Unter diesen Umständen bedurfte es, wie man leicht sieht, für die Verwaltung und möglichste Erhaltung der seitherigen Marschalkschen Güter — die um die genannte Zeit eine Rente von 20000 fl. rhn. abwarfen — einer festen Hand, eines erfahrenen Mannes, der durch sein eigenes Interesse mit veranlaßt, auch seine ganze Kraft für die ihm anvertraute Sache einzusetzen gewillt war. Einen solchen Mann nun glaubte die Vormundschaft der minderjährigen Erbinnen, namentlich deren Oheim, Ritterrat Freiherr von Stein, in dem weimarischen Kammerpräsidenten (d. i. Finanzminister) a. D. Johann August von Kalb gefunden zu haben, der sich schon zu Lebzeiten Friedrich Marschalks von Ostheim unter dessen Zustimmung um die Hand der drittältesten Schwester beworben und sich mit dieser auch schon vor dem Eintreffen der Göttinger Trauernachricht in Nordheim, anscheinend am 20. November 1782 verlobt hatte[1]).

Da die eigenartigen Umstände eine Beschleunigung der Heirat bedingten, so konnte auch von Einhaltung der üblichen Trauerzeit keine Rede sein.

Und so fand denn knapp sechs Wochen nach dem Tode des Bruders, am 28. Dezember 1782 im freiherrlich von Steinschen Schlosse zu Nordheim i. Gr. die Trauung der 19jährigen Eleonore Marschalk von Ostheim, des „Feenkindes" der Familienangehörigen, einer lieblichen, holden Erscheinung, mit dem verwitweten, damals im 36. Lebensjahr stehenden Präsidenten Johann August von Kalb auf Kalbsrieth (bei Allstedt in Thüringen) statt. Bezeichnend für die Lage und Stimmung war es, daß die Braut und ihre Angehörigen bei der Hochzeit in Trauerkleidern erschienen[2]).

Ihr folgte auf Betreiben des Präsidenten am 25. Oktober 1783 im Speisesaal

---

[1]) Verlobungsanzeigen des Präsidenten an Goethe und den Major von Knebel in Weimar vom 20. November 1782.

[2]) Schiller, der sich von Mannheim flüchtig, um diese Zeit (7. Dez. 1782 bis 24. Juli 1783) unter dem Namen Ritter in Bauerbach bei Meiningen aufhielt, bekam durch seine Gönnerin, die verwitwete Frau Geheimrätin Henriette von Wolzogen, geb. Marschalk von Ostheim aus dem Hause Walldorf, einen Einblick in die damaligen Vorgänge zu Nordheim, wo er auch einmal zu Besuch gewesen und dort, oder vielleicht auch zu Bauerbach, die Marschalkschen Schwestern kennen gelernt haben wird. Die Namengebung in dem ihn damals beschäftigenden Trauerspiel „Kabale und Liebe" (Hofmarschall von Kalb, Gräfin Friederike von Ostheim) und einige von Palleske, auch Minor, mitgeteilte Verse Schillers von den drei Grazien im Trauerflor usw. sind wohl hierher zu beziehen.

des Schlosses zu Dankenfeld[1]) die Trauung der ältesten Schwester, der 22jährigen Charlotte, einer nach allen Zeugnissen schönen, liebenswürdigen und geistreichen Erscheinung, mit dem 31 Jahre alten Bruder des Präsidenten, dem eben aus dem amerikanischen Feldzug zurückgekehrten und auf Urlaub in Dankenfeld befindlichen französischen Hauptmann Heinrich von Kalb, während sich die jüngste, körperlich und geistig weniger hervorragende Schwester Karoline am 8. Januar 1786 in Mannheim dem kurpfalzbayerischen Hauptmann Friedrich von Geispitzheim zu einer unglücklichen Ehe verband.

Daß für die Kalb-Marschalkschen Heiraten Vermögens- und Versorgungsrücksichten auf seiten der Vormundschaft, Berechnung, Spekulation und Gewinnsucht auf seiten des verschuldeten Präsidenten von Kalb die Triebfedern bildeten, ist von anderen schon oft gesagt worden und soll auch hier nicht in Abrede gestellt werden. Denn das alles und noch mehr ist ja aus den Verhältnissen der Zeit und des Einzelfalles bis zu einem gewissen Grade wohl zu begreifen. Spricht doch auch Charlotte von Kalb in ihren Lebenserinnerungen selbst es aus, daß gegenseitig zwar „weder Wunsch noch Neigung" für die Verbindung bestand, daß aber auch nicht bedenklicher als jedes andere Ehebündnis das ihrige gewesen sei und die äußere Existenz nach aller Meinung dadurch gesichert erschien[2]).

Als Generalbevollmächtigter der drei — nach Abfindung der Frau von Geispitzheim nur noch zwei — Schwestern vertrat der Präsident von Kalb mit, wie anerkannt werden muß, vollem Eifer und großer Geschäftsgewandtheit deren Ansprüche auf die strittigen Güter und Gutsteile im Steigerwald zunächst im Wege gütlicher Unterhandlung mit dem Lehenfolger aus der Marisfelder Linie, und hierauf, als diese Verhandlungen scheiterten, vor den zuständigen ritterschaftlichen Gerichten, insbesondere dem kaiserlichen Reichshofrat in Wien, dann nach Auflösung des alten römisch-deutschen Reiches (1806) bei den königlich bayerischen und großherzoglich würzburgischen Gerichtshöfen. Es würde hier viel zu weit führen, wollten wir versuchen, von dem wechselnden Verlauf dieser Prozesse ein nur einigermaßen erschöpfendes Bild zu geben. Wir müssen hierwegen auf das genannte Buch verweisen und uns an dieser Stelle auf einige wenige Schlußbemerkungen über den Ausgang der Sache beschränken. Zunächst sei hervorgehoben, daß, wie so oft im Leben, auch die Marschalkschen Rechtsstreite, nachdem für sie und mancherlei mißglückte bergmännische Unternehmungen des Präsidenten (auf Salz und Kohlen) ein Vermögen von Hunderttausenden geopfert worden und der Urheber alles dessen i. J. 1814 für immer vom Schauplatz abgetreten war, 1823 mit einem Vergleich der Parteien endigten, der in der Hauptsache zu Ungunsten der Eigentumserbinnen ausfiel. In den Besitz der strittigen Lehengüter in und bei Dankenfeld und Trabelsdorf gelangte die Marisfelder Linie der Marschalke von Ostheim, die in diesem Besitz bis 1874 verblieb, in welchem Jahre der letzte männliche Sprosse des Geschlechtes, Emil Freiherr Marschalk von Ost-

[1]) Charlotte schreibt in ihren Lebenserinnerungen (Palleske, S. 109): „In dem Saale, wo einst das Bild herabfiel, war die Trauung . . ." S. a. S. 17.

[2]) Palleske a. a. O. S. 109.

heim, die Rittergüter Trabelsdorf und Dankenfeld um nahezu eine halbe Million Gulden veräußerte.

Das in die Kalb-Marschalkschen Vermögenswirren mitverwickelte, wegen der darauf haftenden Schulden seit 1805 sequestrierte Stammgut Waltershausen i. Gr. ward für die Durchführung des Vergleichs v. J. 1823 von der Familie von Kalb 1827 an den Göttinger Univ.-Professor Georg Sartorius („Freiherr von Waltershausen") um den Preis von 56000 fl. rhn. verkauft, ohne daß jedoch der Familie daraus nach Lage der Sache irgendein unmittelbarer finanzieller Vorteil erwuchs.

Von dem freieigenen Besitz der Marschalkschen Eigentumserbinnen, dem Schloß- oder Hofgut zu Dankenfeld, kommt hier noch kurz zu berichten, daß es — an liegenden Gründen, nach Abzug der zweifelhaften „Schwarzhölzer", über 200 Tagwerk groß — seit 1806 (1809?) sequestriert war und 1832 von dem Hauptgläubiger und Pfandinhaber Kaufmann Nathan Walter in Bamberg zerschlagen wurde. Der westliche, ältere Flügel des Schloßgebäudes war schon vorher, um 1827, wegen Baufälligkeit abgebrochen worden; der südliche, die Schloßkapelle enthaltend, ging nach einem Rechtsstreit über die Baulast von Walter 1852 an die Gemeinde Dankenfeld über, die ihn 1854/55 zur Ortskirche umbauen ließ; der nördliche, neuere Flügel gelangte 1836 an den Bäckermeister Friedrich Klarmann aus Tretzendorf, dessen Nachkommen zu Dankenfeld sich noch im Besitz befinden. Gedenktafeln am Haus und in der Kirche erinnern an die Marschalksche Vergangenheit, insonderheit an Charlottens Trauung und an den Gründer der Schloßkapelle, den bambergischen Generalwachtmeister Christoph Marschalk von Ostheim, den Urgroßoheim Charlottens.

Bleiben wir nun örtlich dem Dankenfelder Schloßgut nahe, versetzen wir uns aber im Geiste vom Abschluß der Kalb-Marschalkschen Wirren in das 18. Jahrhundert zurück und hören wir, was Charlotte von Kalb aus ihrer Jugendzeit von Dankenfeld, dann dem benachbarten Kloster Ebrach zu erzählen weiß! Die betreffenden Schilderungen befinden sich in ihren hinterlassenen, erstmals (1851) als Manuskript von ihrer Tochter Edda, dann (1879) von dem bekannten Schillerbiographen Emil Palleske unter dem Titel „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten" herausgegebenen Memoiren („Gedenkblättern"). Doch muß zu deren Mitteilung im voraus bemerkt werden, daß Charlotte, als sie, die erblindete Greisin, in hohem Alter (1829—1843) ihre bis zum Jahre 1791 reichenden Lebenserinnerungen diktierte, nicht mehr voll imstande war, sich in ihre Jugendzeit hineinzuversetzen. So unterliegt sie denn auch hier mehrfach einer Täuschung ihres Gedächtnisses, so dürfen uns auch hier mangelhafte Namensbezeichnungen und Verwechslungen nicht wundernehmen. Abgesehen hiervon aber und von mancherlei Absonderlichkeiten in Auffassung und Darstellung werden wir aus den Bruchstücken z. T. schon erkennen können, wie tiefe Religiosität, ein edler Zug zu allem Hohen und Großen und eine pöesievolle Auffassung des Lebens den Erinnerungen Charlottens eigen sind.

Als 5—7jähriges Mädchen war Charlotte 1766, 1767 und vielleicht auch 1768 zur Herbstzeit in den Steigerwald gekommen. Sie schreibt hierüber an drei

verschiedenen Stellen: „Im Herbst verließen die Eltern gewöhnlich dieses Gut [Waltershausen], und reisten nach den Besitzungen im Steigerwald. Da fanden sich der muntern Gesellen gar viele, welche der Jagdlust ergeben; auf den umliegenden Ritterburgen, ja selbst in den Abteien fand man der Jagdlust Mitgenossen und Freuden. — Die Mutter blieb in Dankenfeld, wie das Jagdschloß genannt wurde; die Hausfrau mochte den Wechsel der Zerstreuungen nicht, sie blieb heimisch, dauernd in Güte und Sorgfalt. Es war da stets Wechsel des Stillebens mit lärmender Genossenschaft, wo dann jede Kammer bewohnt war . . ." [1]).

„ . . . Ein neuer Flügel im Jagdschloß zu Dankenfeld war [1766] erbaut [2]), dessen Wände man bekleiden wollte. Die chinesischen Tapeten waren Mode und da man gern eignen Stoff verwandte, ward ungebleichte und auch gelb gefärbte Leinwand genommen, in großen Rahmen gespannt. Auf diese wurde mannigfaltige Bildnerei in erhabener Arbeit mit Seide, Wolle, bunten Flicklein geklebt. Die Gegenstände waren, wenn nicht kunstreich, doch gefällig und belustigend zu fertigen, wenn da ein Palmbaum heute den Stamm uns zeigte, morgen mehrere Äste, bald die ganze Pracht, dann Figuren erschienen, Kameele, Pyramiden mit Inschriften, so ohne Wiederholung gar manches in verschiedener Form und Art — welch ein Frohlocken! Wir meinten auf solchem Grund bald alles zu erblicken, was auf Erden sei . . ." [3])

„ . . . Der Herbst [1767] führte uns wieder in den kräftigen Steigerwald. Hier war ein Vorgang betrübend. Die Gräfin R[otenhan], Schwester meines Vaters [4]), kam zum Besuch mit ihren zwei Töchtern. Als die Wärterin die jüngste durch den Saal führte, schlug ein Bild herab; das Kind schrie gewaltsam und fiel in Zuckungen. Nach wiederholten Anfällen starb es in einigen Tagen. Von sehr zarter Bildung, war es doch nie kränklich gewesen. Auf das genaueste ward untersucht, was den Fall des Bildes konnte veranlaßt haben; kein Windzug, der starke Ring am Rahmen noch fest, so wie der Widerhaken einige Zoll tief in der Mauer. Nicht für Zauberei wollte man es halten, doch blieb es unerklärlich. — Die schöne Kindesleiche lag in der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen, mit Kerzen erhellten Kapelle. Chorknaben schwenkten Rauchwerk, die Pater sprengten Weihwasser. Weinend, bewundernd umringten wir das holde Bild; ein Kind konnte wohl meinen: so sei die ewige Schönheit! Lorchen [5]) war besonders dadurch bewegt und entzückt, und als wir die Kapelle verlassen sollten, rief sie: Laßt mich hier, ich will mit ihr sein! — . . . Nach dem Begräbnis ward wiederholt gerufen:

[1]) Palleske a. a. O. S. 8.

[2]) Eigentlich „ausgebaut", denn halbfertig, als eine Art Ruine, stand der Flügel seit dem Tode (1749) des ursprünglichen Bauherrn, des früheren Dorfsherrn Karl Christoph M. v. O. des Großoheims Charlottens.

[3]) Palleske a. a. O. S. 13 f. Nach Minor erinnert Charlottens Schilderung hier an Goethe behaglichen Romanstil.

[4]) Maria Juliana Eleonore M. v. O., geb. 1722 zu Waltershausen, verh. 1747 mit dem verwitweten 1774 in den Grafenstand erhobenen bambergischen Geheimrat Karl Alexander von Rotenhan, gest. 1773 zu Bamberg. Charlotte nennt nach vorstehendem ihre Tante mit Unrecht „Gräfin".

[5]) Eleonore M. v. O., Charlottens jüngere Schwester, damals 3½ Jahre alt.

Wo ist Lorchen? Wo ist Lorchen? Man lief um sie zu finden in Garten und Wald. Da brachte ein Mädchen ihre Schuhe, die man in den Gängen gefunden hatte; nun wiederholte man die Nachsuchung in den Kammern, und als man einen Schrank eröffnete, fand man das Kind, wie die Leiche Käthchens die Hände gefaltet unter Tüchern liegend. Man wollte die Art, wie man sie gefunden, dem Vater verbergen, denn er war sehr jäh, doch Lorchen sagte es ihm selbst. Da schloß er die Kleine in die Arme und sprach: Du liebes Kind, wärest bald an der Augenlust gestorben. . . ." [1])

Aus der Zeit der Kalb-Marschalkschen Heiraten, dem Jahr 1783, schreibt Charlotte, anknüpfend an die Heirat ihrer Schwester Eleonore, u. a.: „Die folgenden Monate, auf dem Amte Trabelsdorf verlebt, waren schlummernd, trübselig dahingebracht. Weder Trauer, noch Teilnahme gewannen belebte Farben und keiner Rede Wohltat. Lichte Gedanken, welche der anbetende Geist zu vermehren trachtet, waren in Schwermut verhüllt, sprachen nur klagend in uns. In den Sommermonaten [2]) bewohnten wir [3]) Dankenfeld, ich sagte früher schon von diesem Waldschloß. Die Anschauungen der Jugendzeit behalten den Zauber der Erinnerungen; dem Auge des Kindes ist die Natur aus Licht und Farbenduft gewoben . . . . . Das Jagdschloß war von waldigen Hügeln umgeben, nur frei die Aussicht nach dem Abend. Von der Kapelle, mit dem Schloß zusammenhängend, führte eine Allee aus Lärchenbäumen [4]) nach der Höhe des Waldes, diese bezeichnete durch das Dickicht den Pfad zu einem vielbesuchten Hain inmitten der Waldung. Oft meine ich in Franken das Wort „Löhlein" gehört zu haben für Haine, wo, wie man sagte, die alten Deutschen ihren Göttern geopfert [5]). Von Gebüsch umgeben, standen auf einer Anhöhe drei mächtige Eichen.

---

[1]) Palleske a. a. O. S. 10 f. – Zum besseren Verständnis der obigen Erzählung sei bemerkt, daß die Familie M. v. O. der protestantischen, die (jüngere) Familie von Rotenhan dagegen der katholischen Konfession angehörte. In Dankenfeld war s. Z. nach dem Vorgang des Dorfsherrn, des Generals Christoph M. v. O. (1664– 1733), die vordem überwiegend protestantische Einwohnerschaft zum Katholizismus zurückgekehrt und bestand seit 1718 eine kath. Schloßkapelle, deren Mitbenutzung den Dankenfeldern gestattet war. – Über den Tod des Fräuleins (Charlotte, vielleicht Lottchen, nicht Käthchen!) von Rotenhan berichtet das älteste Priesendorfer Kirchenbuch in lateinischer Sprache, daß das dreijährige Kind „wahrhaft die Krone und Freude der erlauchten Eltern" am 14. August 1767 zwischen 11 und 12 Uhr Mittag zu Dankenfeld gestorben sei: misera nata, misera servata, misera defuncta; unter den heftigsten Donnerschlägen habe das Mädchen einen Blutsturz erlitten und sei anderntags verloschen wie eine reine Kerze, unter den Klagen der erlauchten Mutter und des Vaters sowie der ganzen Marschalkschen Familie . . . Es wurde (bei der Trauerfeierlichkeit) viel Weihrauch verbraucht und der Küster blieb in der Kapelle bis zum Sonnenuntergang. – Die Beisetzung selbst fand in Bamberg statt.

[2]) Vom 1. Juni 1783 an.

[3]) Charlotte und ihre beiden Schwestern Eleonore und Karoline, dann Johann August v. Kalb, der Gatte Eleonorens, und Auguste von Kalb, des Präsidenten Schwester.

[4]) Die Kultur der Lärche, dieses schönen, nun allgemein bekannten Waldbaumes war damals im Franken noch wenig verbreitet; die Anfänge gehen im Bambergischen wahrscheinlich auf den ersten Schönbornschen Fürstbischof Lothar Franz und in Dankenfeld auf dessen Oberjäger- und Oberforstmeister Christoph M. v. O. zurück.

[5]) Löhlein = Verkleinerung von loh, altdeutsch lôch, auch lach. Das Wort „loh" wird wohl ursprünglich gleich dem lateinischen lucus einen dem religiösen Kult geweihten Waldort bezeichnet

Die mittlere war von Alter ausgehöhlt, enthielt in schönem Schnitzwerk das Bild der Genoveva, Schmerzenreichs und der Hirschkuh: ein Gegenstand, um Greuel und Pietät der Vorzeit zu erschauen. Sagen und Lieder darüber waren mannigfalt [1]). Auch ein gepriesener Born entsprang in diesem Hain; fest und rein war diese Quelle gefaßt und bewahrt [2]). Umher waren steinerne Tische und Bänke [3]), frei die Aussicht nach einem Wiesengrunde, den der Mainstrom begrenzt [4]). Dies von der Natur so begünstigte Tal, der Traulichkeit geweiht, war oft von Nachbarn besucht, oder zum gemeinsamen labenden Mahle erwählt. Die edle Jägerschaar aus hohen Burgen [5]) versammelte sich gern allda, und die Mönche aus der Abtei Ebrach, die so nahe [6]), verbrachten in Gemütlichkeit die Abendstunden daselbst. Das Köstlichste aus Garten und Keller labte die Genossenschaft. Auf der Wiese [7]) weideten die Rosse, der lauschende Gefährte, der treue Hund, war auch dem Herrn gefolgt. Die schmeichelnde Flöte, der Waldruf des Horns ertönten. Wie heiter sinnig kann das Leben sein, wo reines Wohl waltet und Absichtlichkeit ferne ist, welche ohnehin die Jugend nicht erkennt. In Gesprächen, mit Spielen mancher Art, entflohen die Stunden; man vermochte dankbar zu empfangen, freundlich zu geben; doch auch, was Erkenntnis vermochte, Gesinnungen, so dem Tage Wert verleihen, walteten unter den Genossen".[8])

---

und erst in der christlichen Zeit einen allgemeinen Sinn angenommen haben. Aus der Schilderung Charlottens ist übrigens nicht recht ersichtlich, ob sie hierbei auch wirklich die Gegend des Friedleinsbrunnens (s. u.) als eine alte heidnische Kultstätte im Auge gehabt hat, ob auch der dortige „Hain" Löhlein genannt wurde.

[1]) Die Dankenfelder Überlieferung bietet für die Nachprüfung dieses Teils der Schilderung so gut wie gar keine Anhaltspunkte: Lärchenalleen, Opferhain, drei Eichen, Genovevabild, Sagen und Lieder — soweit sie lokal gemeint waren — sind verschwunden und in Vergessenheit geraten.

[2]) Der sogenannte Friedleins- oder Friedlesbrunnen; sein Wasser erfreut sich heute noch der Frische halber eines besonders guten Rufs. Der Name rührt von einem in der Nähe gestandenen Hof her, zum „Friedrichsbrunn" oder „Friedle" genannt, der anscheinend schon im 16. Jahrhundert einging.

[3]) Überreste hiervon waren in den 1870er Jahren noch verhanden.

[4]) Entschiedener Irrtum der Verfasserin: der in der Luftlinie etwa 7 km entfernte Main ist weder vom Brunnen noch von der unmittelbar dahinter liegenden, bewaldeten Höhe zu erblicken, auch begrenzt er den Wiesengrund keineswegs — allenfalls wäre noch an das Aurachflüßchen bei Neuhausen zu denken.

[5]) Charlotte denkt hier unzweifelhaft in erster Linie an die benachbarte, hochragende, damals freiherrlich von Münstersche, jetzt fürstlich Castellsche Burg Lisberg, das einzige feste Schloß der Umgegend, welches den verderblichen Bauern-, dann den Schwedenkrieg überstand.

[6]) Die Entfernung Friedleinsbrunnen-Ebrach beträgt in der Luftlinie 14, im (heutigen) Straßenzug etwa 18 km.

[7]) Die jetzige Friedleinswiese, im Volksmunde: Friedleswiesen, unterhalb des Brunnens.

[8]) Palleske a. a. O. S. 105 ff. — Wie wohl sich Charlotte von Kalb damals — trotz allem, was vorausgegangen — in Dankenfeld, im Steigerwald fühlte, wie gerne sie im Alter noch sich an ihre dort zugebrachte Jugendzeit erinnerte, oder, um mit ihren eigenen Worten zu sprechen „in jenem Bilde des schönen Hains der Jugend holden Reiz zurücklockte", beweist u. a. auch der Umstand, daß sie in ihrem nachgelassenem Roman „Cornelia" (als Manuskript gedruckt Berlin 1851, II. Teil, S. 145) den Ebracher Mönch Antonio an den Mönch Francesko zu Rom mit geringen Abänderungen dieselbe Schilderung von Dankenfeld und dessen Umgebung schreiben läßt,

Die Berliner Vossische Zeitung vom 29. Februar 1880 bemerkt gelegentlich einer Besprechung der Gedenkblätter Charlottens zum ersten Teil vorstehender Schilderung: „Diese anziehende Stelle[1]) haben wir wörtlich angeführt, weil darin soviele deutsche Kulturperioden zusammengedrängt sind, daß wir ihrer Phantasie nicht zu folgen wagen. Wenn auch die reizende Schilderung etwas in der Luft schwebt, weil wir nicht einmal so direkte Überlieferungen aus dem Heidentum besitzen, als Charlotte anzunehmen scheint, so verdient ihr Bericht doch wohl in Franken eine nähere Untersuchung".

Das — allerdings nur spärliche — Ergebnis einer solchen Untersuchung ist in unseren beigesetzten Anmerkungen niedergelegt, denen allenfalls noch anzufügen käme, daß um das Jahr 1807 in einer Entfernung von je 2 km von Dankenfeld und der in Frage stehenden Opferstätte am Friedleinsbrunnen, auf der Höhe des Weißbergs, bei dem sagenhaften „Alten Keller", hart an der Bamberger Straße, eine heidnische Begräbnisstätte entdeckt wurde, die, nach den Beigaben (drei bronzenen Armringen und einem verrosteten Eisenschwert) zu schließen, aus der späten Hallstattzeit (etwa 600 v. Chr.) stammen mag.

Den Schluß der auf Dankenfeld bezüglichen Stellen aus den Gedenkblättern Charlottens bilde deren Schilderung von der Kultur der Ostheimer Weichsel, oder, wie sie sie nennt, der Ostheimer Buschkirsche, in Ostheim v. Rh. und Waltershausen i. Gr. Nicht nur im terrassierten Schloßgarten zu Waltershausen sondern auch — und zweifellos daher stammend — in Dankenfeld, an einem berasten, gegen Norden gerichteten Steilhang („Rangen") nächst dem ehemaligen von Marschalkschen Schlosse befand sich s. Z. eine größere, ertragreiche Weichselbuschanlage, deren sich der Verfasser dieser Abhandlung aus seiner Jugendzeit noch gut erinnert. Charlotte läßt über die Ostheimer Weichsel den nach Waltershausen zu ihrem kranken Söhnchen August gerufenen Arzt Simon (?) aus Ostheim um 1795 erzählen: „Diese Frucht ist durch einen Ostheimer, der Chirurgus in Spanien war, zu uns gebracht worden. Er bepflanzte damit einen Rasenhügel, und hütete ihn eifrig, damit niemand einen Kern von diesem Gewächs erhielte; all sein Tun und Treiben war dahin gerichtet, diese Pflanzung zu bewahren. Da er nun krank und dem Tode nahe war, schickte er seine Knechte aus, um das Gebüsch vom Hügel auszurotten, und in den Hof zu bringen, wo er alles vor seinen Augen verbrennen ließ. Als ihm nun der Knecht beteuerte, es wäre keine Wurzel auf dem Hügel mehr, rief er: ‚Also ist es vollbracht! mein spanisches Herzblut soll kein anderer genießen!' — Einige Sträucher jedoch waren auf der Straße gefunden und sorgsam gepflanzt". — Aus Eigenem fügt Charlotte noch einige Winke über die Behandlung der Weichselbüsche hinzu, im wesentlichen dahin-

---

wie sie sich in ihren Lebenserinnerungen findet. Der Schluß klingt hier aber wehmütig aus: „Ich besuchte (1803? 1819?) wieder diesen Hain; aber die Tafeln waren gebrochen und die Bänke umgestürzt, die Ritter so ich gekannt, lebten in Zwietracht, oder ruhten im Grabe . . ."

Auch am Friedleinsbrunnen, ihrem Lieblingsplätzchen, sucht ein 1910 errichteter Denkstein das Andenken an „die Freundin unserer großen Dichter und Denker" festzuhalten.

[1]) Bis zu „Mainstrom begrenzt".

gehend, daß dieselben zweckmäßig alle 15 Jahre abgehauen werden sollen, um dann von neuem frisch zu treiben. „Auf diese Weise bleibt der Kern klein, die Kirsche saftig, in hoher Röte leuchtend aus dem grünen Busch". [1])

Was Wahres an der von Charlotte mitgeteilten Ostheimer Sage ist, mag hier dahingestellt bleiben. Geschichtlich steht fest, daß ein aus Ostheim gebürtiger Arzt, Dr. Christian Klinghammer, der während des spanischen Erbfolgekrieges kurze Zeit als Feldmedikus im kaiserlichen Heere diente, 1713 (nach anderen Angaben 1714) einige Wurzelschößlinge einer eigentümlichen Kirschensorte von niederem, strauchartigem Wuchs aus der Sierra Morena in Spanien in seine Vaterstadt zurückbrachte, wo sie — die Weichsel — durch Dr. Klinghammer angepflanzt und nach seinem frühen Tode (April 1716) durch die Bemühungen seines Schwagers Dr. Fischer bald zur allgemeinen Kultur in Ostheim gebracht wurde, weiterhin prächtig gedieh und dem Ort während der verflossenen zwei Jahrhunderte Wohlstand und ein gewisses Ansehen im Lande gebracht hat. In Dankenfeld dagegen ist die Ostheimer Weichsel seit Jahrzehnten so gut wie ausgestorben: die Büsche der erwähnten Anlage hatten sich nach dem Verfall des Schloßgutes z. T. baumartig entwickelt und waren auf diese und andere Weise entartet, verkümmert und in ihrem Erträgnis mehr und mehr zurückgegangen. Das von der Frau v. Kalb empfohlene Verfahren hätte die Anlage wohl retten können, wenn jenes bekannt gewesen und diese als ein Bedürfnis empfunden worden wäre. —

Nun zu dem Kloster des Steigerwaldes, Ebrach! Charlotte von Kalb findet auch für dessen Schilderung schwungvolle Worte, indem sie schreibt:

„Abtei des heiligen Benedikt, bald bist auch du eine Ruine [2])! Du bist es schon, wenn gleich deine Tore noch offen stehen, und die Sonne sich noch in deinen Kristalltafeln spiegelt; deine Mauern bezeugen noch, was darin leben sollte: Erkenntnis — Feier — Andacht — Ergebung, so wohnlich, um auch Freunde aus fernem Lande zu ehren und Bedrängte aufzunehmen; und was zu beseligen, zu trösten vermag, geistiges Wohltun".

„So liegst du, hohe Abtei, im Steigerwald, bis zum Gipfel der Waldung sind deine Hallen und Kirchen zu schauen! — Der Baukunst Würde findest du allda; in edelster Verwendung für geistiges Dasein, behagliche Ruhe, selige Freiheit. — Wir wohnen hier wie Menschen, die der Weisheit und dem Wohltun leben. (Worte eines Abtes dieses Klosters)."

„Man sagte sprichwörtlich, diese Abtei habe nur ein Ei weniger als das Bistum Würzburg." „Noch eines Besuchs in dieser Abtei darf ich hier gedenken. Besonders freundliches Begegnen ward mir allda. Was dem Mägdlein bedeutsam

---

[1]) Palleske a. a. O. S. 7.

[2]) Das Cisterzienserkloster Ebrach, 1126 als erstes Kloster dieser Art in Franken durch die Edlen von Ebera gestiftet und von Morimond in Burgund aus besiedelt, nachmals ausgezeichnet durch Reichtum, Prachtbauten und Gastfreiheit, wurde gleich sovielen anderen Klöstern in Bayern 1803 aufgehoben und nach verschiedenen anderweitigen Verwendungsabsichten 1851 in ein Zuchthaus umgewandelt.

sein konnte, ward ihrer Wahrnehmung dargeboten; öfters war ich in der Kirche, mit knieend Betenden, die der Rosenkränze Perlen zählten, umgeben; dem ernsten Sinn mochten sie wohl die Neigung für ihre Kirche erwecken. So sah ich auch die Gruft, wo auf manchem Sarkophag eine Lampe brannte. So ist die Feier des Todes; vollendet nun!" —

„Ein Oberer des Ordens sprach: „Führet sie nun auch in die Bibliothek, — sie hat gesehen, wie wir den Staub bewahren, laßt sie da sehen, wie der Geist erhalten wird". So kam ich in den langen Saal, wo zwei große Globen standen, inmitten eine Tafel, von lesenden Patres umringt. Die Gitter waren weiß und gold, hinter welchen die Bücher bewahrt wurden; eine Gallerie rings um die Mitte der Bücherhöhe, Stufen führten hinan. Erschrocken stand ich vor schweren Folianten: „Dies alles muß man lesen, um etwas zu wissen?" — Da sprach der Pater: „Jahrtausende sammelt so die Menschheit. Was hier bewahrt ist, — die Vorzeit hats empfangen und gelehrt. Wir sind hier, um zu empfangen, und — gebe Gott — beseligend zu lehren". „Darf ich hier bleiben, um auch belehrt zu werden?" — „Frauen haben auch Lehrerinnen". — Er öffnete einen Schrein und reichte ein Bild der St. Theresia, mit den Worten: „Wenn ein Herz treulich nach Wahrheit forscht, findet heilige Sehnsucht Leben in den Worten ihrer Offenbarung." [1])

Doch nun genug der Proben von Charlottens Schriftstellerei, der besonderen Art und Weise ihrer Auffassung und Darstellung, ihrer Schilderungen aus dem Leben des Steigerwaldes in einer längst entschwundenen Zeit! [2])

---

[1]) Palleske a. a. O. S. 107 f., die ersten zwei Absätze mit einigen Abänderungen auch in Charlottens Roman „Cornelia", S. 145. — Mit dem Leben der hl. Theresia, der Abfassung einer Biographie derselben, beschäftigte sich Charlotte noch am Abend ihres Lebens (1831—1836). Die einstige Anregung im Kloster mag da wohl mitgewirkt haben.

[2]) Über den Aufenthalt Charlottens in Dankenfeld wie auch über ihren Besuch in Kloster Ebrach wäre u. a. noch zu vergleichen die historische Novelle „Im Wechsel der Zeiten" von Frau Pfarrer Johanna Jaeger, im „Jahrbuch für die ev.-luth. Landeskirche Bayerns 1903", S. 145—155 und im „Bayerland" 1904, Nr. 40—43, dann der Aufsatz von Dr. Schottenloher „Denkwürdige Besuche in der ehemaligen Klosterbibliothek Ebrach" in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1907/08, S. 19, ferner in derselben Zeitschrift 1908/09, S. 261, Anm. 2 Dr. Heß „Über einen alten Himmelsglobus". Heß glaubt, daß der in den Gedenkblättern erwähnte zweite Besuch Charlottens nicht der Klosterbibliothek Ebrach sondern wahrscheinlich der in Banz gewidmet war und stützt sich hierbei u. a. hauptsächlich darauf, daß es in der Palleskeschen Ausgabe der „Charlotte" von 1879, S. 107, wohl heißt: „Noch eines Besuchs in dieser Abtei [Ebrach] darf ich hier gedenken", in der durch Edda von Kalb besorgten Manuskript-Ausgabe v. J. 1851 dagegen: „Noch eines Besuchs in einer [andern?] Abtei darf ich hier gedenken". Die Beschreibung der Bibliothek an sich und ihrer Einrichtung, insbes. der Bücherschränke und großen Globen passen nach Heß ziemlich gut auf Banz. Daß Charlotte als Kind von sieben Jahren mit ihrer Tante von Rotenhan von Untermerzbach aus nach Banz kam, ist verbürgt. Ihre Schilderung von dem Ausfluge dahin bei Palleske, S. 20 f., bezeugt es, und der Ausdruck „Mägdlein" in unserer Stelle, sowie gewisse innere Anklänge da und dort möchten auf diesen Besuch i. J. 1768 hindeuten. Da nun auch die Handschrift der „Charlotte" im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar nach Mitteilung dessen Direktors (1918) ebenfalls die Lesart „einer Abtei" aufweist, dürfte wohl zu vermuten sein, daß der fragliche Klosterbesuch Charlottens eher dem Benediktinerkloster Banz als dem Zisterzienserkloster Ebrach gegolten habe

Schlußwort.

Zum Schlusse dieser Abhandlung noch einige Worte über das Ende Charlottens und ihrer nächsten Angehörigen.

Den Todesreigen eröffnete die jüngste der Marschalkschen Allodialerbinnen, Karoline, die als verwitwete Frau von Geispitzheim am 3. August 1809, erst 43 Jahre alt, zu München starb, nachdem ihr Gatte, Major a. D. Friedrich von Geispitzheim, schon am 21. Juli 1801 zu Mannheim im Tode vorausgegangen war.

Der jüngsten folgte die zweitjüngste der Schwestern, Eleonore von Kalb, am 20. Juni 1831, 67 ½ Jahre alt, zu Bamberg im Tode nach. War ihr Los schon bei der Verheiratung 1782 und später noch dadurch, daß ihrer Ehe Kinder versagt blieben, kein freundliches, so war es seit 1806 geradezu ein trauriges gewesen – wurde sie doch von da an durch die bittere Not des Lebens, durch materielle Sorgen heimgesucht, und erst der Vollzug des Kalb-Marschalkschen Hauptvergleichs 1829 warf einen versöhnenden Schimmer auf ihre letzten Lebensjahre.

Daß der Gatte Eleonorens, der Präsident Johann August von Kalb, schon 17 Jahre früher, am 25. Mai 1814 den Kampfplatz für immer verlassen hatte, ist bereits oben nebenbei erwähnt worden; hier bleibt nur noch anzufügen, daß der ehemalige weimarische Finanzminister, der einstige Freund Karl Augusts und Goethes, einsam, arm und vergessen, in dem württembergischen Salinendorfe Offenau a. N. (bei Heilbronn) starb, daß der Mann, dessen Verwaltung den Marschalkschen Allodialerbinnen und ihren Besitzungen so unheilvoll geworden war, dort, wo ein großer Teil des Kalbschen und Marschalkschen Vermögens begraben wurde, auch sein Grab fand.

Ihm war weitere acht Jahre vorher sein Bruder, der französische Major a. D., herzoglich zweibrückische Oberstleutnant und bayerische Oberst à la suite Heinrich von Kalb auf dem Wege des Todes freiwillig vorausgegangen: er hatte sich am 8. April 1806 zu München in einem Anfall von Verzweiflung über die Kalb-Marschalkschen Vermögens- und sonstigen Verhältnisse erschossen.

Seine hinterlassene Witwe, Charlotte von Kalb, überlebte ihren unglücklichen Gatten noch lange Jahre. Nachdem sie 1799 ihren bisherigen Wohnort Weimar verlassen und, getrennt – doch nicht geschieden – von ihrem Manne, ein unstetes Wanderleben geführt, hierbei auch im Herbst 1803 anscheinend zum letztenmal den Steigerwald, Trabelsdorf und Dankenfeld, besucht hatte[1]), war sie mit ihrer Tochter Edda im Juli 1804 zu längerem Aufenthalt nach Berlin übergesiedelt. Unbeabsichtigt sollte diese Stadt ihre zweite Heimat werden: hier nahm sie 1806/07 – von ihrer braven Tochter „mit ihrer Hände Arbeit" unterstützt – mutig den Kampf ums Dasein durch Gründung eines kleinen Geschäftes für

und also auch die Abänderung von „einer" in „dieser" durch Palleske zu Unrecht erfolgt sei. Doch bleiben trotzdem noch einige Zweifel bestehen (die Handschrift ist Diktat, mit wenig Sorgfalt niedergeschrieben und mit gar keiner 1851 gedruckt) und so möge denn das für Charlottens Denkweise bezeichnende Bruchstück hier seinen Platz behalten.

[1]) Ob Charlotte beim letzten Besuch ihrer Schwester Eleonore 1818/19 in Bamberg von hier aus vielleicht nochmals nach Trabelsdorf und Dankenfeld kam, ist fraglich. Siehe auch oben S. 19.

Anfertigung von feineren Toiletten und Stickereien sowie eines Handels mit Tee, Schokolade, Spitzen, Perlen nnd anderen Luxusartikeln auf, sah sie 1809 ihre Tochter als Hofdame versorgt und 1812 sich auf einige Zeit mit ihren beiden Söhnen vereinigt, erhielt sie 1818 aus der Kabinetskasse des Königs Max Joseph von Bayern eine kleine Pension angewiesen und fand sie endlich als sechzigjährige, dem Erblinden nahe Greisin im Winter 1820/21 durch die Gnade einer hochherzigen Gönnerin, der Prinzessin Wilhelm von Preußen, neben ihrer Tochter ein lebenslängliches Asyl im königlichen Schlosse. In einem „fast sibyllenhaften Dasein", aber schriftstellerisch tätig, stark und klar im Geiste fast bis ans Ende, verbrachte hier die würdige Freundin unserer großen Dichter und Denker: Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul, Hölderlin, Fichte, Wilhelm von Humboldt usw. die lange körperliche Nacht, die mit ihrer völligen Erblindung [1]) um 1826 über sie hereingebrochen war. Nahezu 82 Jahre alt schied der letzte Sprosse der Waltershäuser Linie des Marschalkschen Geschlechtes den 12. Mai 1843 „in schöner, heiliger Zuversicht" aus dem Leben und ward auf dem neuen Dreifaltigkeits-Kirchhof im Süden Berlins beerdigt, wo ihr 1884 verfallenes Grab, Dank der Fürsorge des Freiherrn Emil Marschalk von Ostheim in Bamberg bis zum Jahre 1934 sicher gestellt ist.

Von den fünf Kindern des Heinrich und Charlotte von Kalbschen Ehepaares starben zwei Mädchen in der frühesten Jugend, ein Sohn, August, erschoß sich — nach vergeblichem Bemühen, den Zwangsverkauf des Stammgutes Kalbsrieth 1821 abzuwenden — gleich dem Vater, 31½ Jahre alt, als preußischer Premierlieutnant den 26. April 1825 zu Soldin in der Neumark, und nur zwei, ein Sohn und eine Tochter, überlebten die Mutter. Mit jenem, dem preußischen Major a. D. Friedrich von Kalb, ist am 28. Mai 1852 zu Koblenz das alte thüringische Adelsgeschlecht der Kalb auf Kalbsrieth im Mannesstamm, mit dieser, der preußischen Hofdame a. D. Edda von Kalb, ist den 23. Januar 1874 zu Berlin das Geschlecht auch im Weibesstamme ausgestorben, und mit dem in Köln am 13. Juli 1880 erfolgten Tode der Witwe Friedrich von Kalbs, Franziska, geb. O'Brien, endlich ist der adelige Name Kalb (auf Kalbsrieth) überhaupt erloschen — ein Los, das mit dem Ableben des Freiherrn Emil Marschalk v. Ostheim zu Bamberg 1903 auch dieses alte fränkische Geschlecht betroffen hat. —



[1]) Charlotte litt schon als Kind an Augenschwäche und später mehr und mehr an hochgradiger Kursichtigkeit. Nach Palleske haben Charlottens schwache Augen nie die Sterne gesehen.



Wolfram von Eschenbach,

ein Lehensmann der Grafen von Wertheim

Von Dr. Fl. H. Haug, fürstl. Archivar

Die folgenden Ausführungen sind lediglich ein erläuterter Auszug aus dem 1916 in Ansbach bei Krüpel erschienenen Buch von Dr. J. B. Kurz: Heimat und Geschlecht Wolframs von Eschenbach.

Zweck dieser Zeilen soll es sein, aus dem genannten, ganz vorzüglichen Werke das zusammenzufassen, was sich auf Wolfram von Eschenbach und sein Verhältnis zum Wertheimer Grafenhaus bezieht. Der Mußezeit nach dem Kriege mag es beschieden sein, auf dem hier errichteten Grundstein das Momument des großen Werheimer Lehensmannes aufzubauen und feiner herauszumeißeln. Sicher liefern die Wertheimer und die bayrischen Archive hiezu noch bedeutsames Material.

Wolfram nennt den Grafen von Wertheim selbst seinen Herrn. Im Parzival 184, 1 ff. sagt er von dem hungernden Heere, das in Pelrapeire belagert wurde.

„ouch was diu jaemerliche schar
elliu nach aschen var,
oder alse valwer leim.
min herre der grave von Wertheim
waer ungern soldier da gewesn:
er möhte ihr sold es niht genesn".

„Auch war die jämmerliche Schar
All wie Asche grau fürwahr
Oder wie ein falber Leim.
Mein Herr, der Graf von Wertheim,
Wär ungern Landsknecht da gewesen:
Wie möcht er bei dem Sold genesen?"

(Simrock.)

Piper schließt aus dieser Bemerkung auf ein Dienstverhältnis. Bartsch[1]) und Michael[2]) lehnen es ab.

Die Bemerkung „min herre“ allein dürfte wohl kein vollgiltiger Beweis für ein Lehensverhältnis sein; — der unbefangene Leser der ganzen Schilderung, in der diese Zeilen eingereiht sind, wird es zwar nicht anders auffassen, zumal Wolfram nach dieser Abweichung fast entschuldigend auf sich selbst und sein Heim zu sprechen kommt, — denn im Parzival 143, 21 nennt Wolfram, wie Kurz richtig bemerkt, Hartmann von Aue „min her“ — allerdings in einer ganz andern Beziehung — und zu diesem stand er sicher in keinem Lehensverhältnisse.

Lag ein derartiges Verhältnis wirklich vor, so bezog sich die Bemerkung auf den für Wertheims Frühgeschichte so bedeutsamen Grafen Poppo II. von Wertheim.

Lassen sich nun urkundlich Beziehungen zwischen Wertheim und Eschenbach um diese Zeit nachweisen? Ich habe bereits in meiner Abhandlung über die Wettenburg[3]) darauf hingewiesen, daß Wertheim an der gerade in jener Zeit so wichtigen alten Missions- und späteren Handelsstraße lag, die vom Süden gegen Frankfurt zog und bei Urphar-Wettenburg über den Main ging. Im 8. Jahrhundert gehörte das Gebiet von Eschenbach zum westlichen Teil des bayrischen Nordgaues und ward 745 dem Bischof Willibald von Eichstätt unterstellt, nachdem es 743 vom Bistum Würzburg abgetrennt ward. Damals dürfte ja auch das Wertheim nahe gelegene Eichel zu Eichstätt gekommen sein. Die Schlüsselberger trugen noch 1305 Eichenfürst, Hasloch, Hasselberg, Röttbach, Wiebelbach, Wittbach und das Patronat zu Eichel von Bischof Konrad von Eichstätt zu Lehen. Und daß Bonifatius von Fulda über Wertheim in den Taubergau und weiter südwärts missionierend vorgedrungen war, habe ich in der genannten Abhandlung über die Wettenburg an der Hand seiner Gründungen eingehend dargetan.

Es ist daraus allein schon ersichtlich, daß Beziehungen zwischen den Wertheimer Grafen und dem Süden vorgelegen sein müssen. Der Weg tauberaufwärts führte einerseits ins Wörnitztal und durch dieses über die Donau zur alten Handelsstadt Augsburg, andererseits durch das Altmühltal über das nahegelegene Eschenbach nach der Missionszentrale Eichstätt.

Nach diesem Auslug von der Wettenburg herab wieder zurück zu den Ausführungen von Kurz: er weist urkundlich nach, daß Graf Poppo II. von Wertheim in der Pfarrei Eschenbach bei Ansbach ausgedehnte Besitzungen hatte; ja, daß er selbst „Herr" in Eschenbach war.

1214 schenkt er dem Kloster Heilsbronn (16 km nordöstlich von Eschenbach) 60 Tagwerk Wiesen, Wald und Äcker von seinen Gütern in Biederbach (urkundlich Biberbach, 4 km südlich von Eschenbach). Ein Pfarrer Hermannus in Eschenbach wird als Zeuge der Schenkungsurkunde aufgeführt. Dabei führt der Graf an, daß der Konvent von Heilsbronn ihn darauf hingewiesen habe, daß schon seine

[1]) Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Leipzig 1875 I. S. 196.

[2]) Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrh. bis zum Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. Br. 4. Bd., S. 17.

[3]) Die Wettenburg. Dr. Fl. H. Haug. Jahresbericht d. histor. Vereins von Alt-Wertheim 1913.

Vorfahren die Güter des Klosters durch Schenkungen vergrößert hätten. Also schon lange vor 1214 bestehen freundnachbarliche Beziehungen zwischen den Grafen von Wertheim und dem Kloster Heilsbronn in der Gegend von Eschenbach!

Der Freigebigkeit des Grafen legte man nahe, Ähnliches wie die Vorfahren zu stiften. Die Urkunde ist datiert: Wertheim, 14. Juni 1214. Zeugen sind der schon erwähnte Hermannus plebanus in Eschenbach und Ulricus sacerdos in Wertheim[1]). (Der Pfarrer von Eschenbach und der Schloßgeistliche von Wertheim, offenbar zum Zeichen ihres Consenses bei der Abtretung der Eschenbacher Güter an das Kloster, das damit seine Eschenbacher Niederlassung begründet!)

In Eschenbach selbst hatte Poppo die Pfarrkirche mit allen Rechten und den dazu gehörigen Besitzungen inne. In einer noch vorhandenen Originalurkunde, die Kurz ganz richtig an der Hand der Zeugenreihe[2]) auf 1212—1220 datiert, schenkt Poppo, Graf von Wertheim, die Pfarrei Eschenbach mit allem Zubehör dem Deutschorden. Er machte diese Schenkung im Einverständnis mit seiner Gemahlin Mechtild und seinen Kindern[3]). Um 1230 verleiht er dem gleichen Orden auch ausdrücklich alle Rechte an der Kirche, die volle Advokatie[4]).

Noch im Jahre 1328 erinnern die Grafen von Wertheim daran, daß ihnen früher die Pfarrei von Eschenbach gehörte und daß sie dieselbe dem Deutschorden gaben. Graf Rudolf schreibt: „wanne vnsere vordern stifter sind desselben hus zu Eschenbach vnd auch die pfarre dargaben". Die Grafen von Wertheim hatten aber nicht nur die Pfarrkirche zu Eschenbach, sondern auch den ganzen Ort, soweit er früher zum Hochstift Eichstätt gehörte, als Eichstätter Lehen! Das Eichstätter Lehenbuch Nr. 1 führt nämlich als Lehen des Bischofs auf: „Domini de Ryneck et Wertheim habent superius Eschenbach, Pleinvelt cum omnibus pertinentiis, item jus patronatus ecclesiarum parrochialium ibidem".

Also auch das nahegelegene Pleinfeld mit Kirche und Patronat ein Wertheimer Besitz, vom Hochstift Eichstätt zu Lehen gehend!

Die angeführte Stelle datiert Kurz auf 1238—1260; er führt an, daß damals Poppo III. die Gräfin Kunigunde von Ryneck zur Gemahlin hatte und die Gräfin nach seinem Tode die Herrschaft für ihren minderjährigen Sohn Poppo IV. führte. Ob die Datierung ganz richtig ist, muß vorerst dahin gestellt bleiben; denn damals war die Kirche von Eschenbach nicht mehr Wertheimer Besitz, sie gehörte bereits seit 1220 dem Deutschorden. Poppo II. sagte in seiner damaligen Urkunde ausdrücklich: ab omni succesorum meorum proprietate dissolutam. Es handelte sich also nicht um eine Afterverleihung des Lehens, sondern um eine Schenkung im vollsten Sinne des Wortes an den Deutschorden. 1238—1260 war nicht mehr der Graf von Wertheim Lehensträger der Kirche von Eschenbach gegenüber dem

[1]) Original Reichsarchiv München: Kloster Heilsbronn, Lit. n. 1 fol. 80. Nürnberg, Kreisarchiv, Ansbacher Kopialbuch Nr. 38 I fol. 72. Kurz, Anhang Nr. II.

[2]) Conrad von Üssigheim 1178—1212, Siboto von Lauda 1209—1213.

[3]) Original mit Siegel Poppos: München R. A. R. O. 3015. Kopie Nürnberg, K. A. Nürnberger Salbuch Nr. 131 fol. 184. Kurz, Anhang Nr. I.

[4]) Original mit Wertheimer Siegel: München R. A. R. O. 3016. Kopie Nürnberg, K. A. Nürnberger Salbuch Nr. 131 fol. 84. Kurz, Anhang Nr. III.

Bistum Eichstätt, sondern der Deutschorden. Entweder ist die Übertragung des Patronats (die Notiz spricht auch nur mehr vom Patronat, nicht von der Kirche selbst!), die Kurz oben auf circa 1230 festsetzte, etwas später zu datieren, oder die Notiz im Eichstätter Lehensbuch muß früher angesetzt werden; es scheint, als ob der Eichstätter Bischof zwar keinen Einwand gegen die Schenkung der Grundstücke bei Eschenbach und der Kirche in Eschenbach an den Orden erhoben hätte, daß er aber erst später setne Einwilligung zur Patronatsübertragung nnd zur Schenkung der damit verbundenen Rechte und Einkünfte erteilte. Ja die Bemerkung Poppos: „parochiam in Eschenbach cum advocatia contulimus libere possidendam ita, quod de cetero nullum habebunt respectum ad pincernam Bergerum de Rottingen tam ad aliquos super aliqua advocatia" legt fast den Schluß nahe, als hätte der Bischof als Oberlehensherr dem von Poppo ohne seinen Consens beschenkten Orden einen andern Lehensträger gegenüber gestellt, den der Graf durch sein Machtwort mitsamt den Ansprüchen des Bischofs vom tatsächlichen Besitz ausschließt. Es wäre das ganz Popos II. Art gewesen!

Aber wie dem auch sei, die Notiz des Eichstätter Lehensbuches bezeugt, daß Eschenbach und Pleinfeld ganz und gar Wertheimer Besitz waren, und zwar auch zur Zeit Wolframs, der 1170–1220 lebte; denn daß die Notiz auch auf Wolframs Zeit rechtlich zurückreichte, sehen wir klar aus den angeführten Urkunden, in denen der Graf mit Eschenbacher Gut und der Pfarre schaltet und waltet, wie er will. Klee schreibt darum nicht ohne Grund in der Einleitung zu Simrocks Ausgabe des Parzival und Titurel: „Besitzer der Sradt (Eschenbach) waren (bis 1220) die Grafen von Wertheim, und als deren Dienstmann hat Wolfram – wenn nicht schon sein Vater oder Großvater – den Familiennamen „von Eschenbach" erhalten".

Wenn die Eichstätter Lehensnotiz von superius Eschenbach spricht, so meint sie damit das heutige „Eschenbach", die Heimat und Grabstätte des Dichters, den ehemaligen Besitz der Wertheimer Grafen im Gegensatz zu dem diesem Eschenbach nahegelegenen Unter- und Mitteleschenbach.

Nach diesen Ausführungen dürfte das „min herre der Graf von Wertheim" seinen Beweis und seine Erklärung gefunden haben. Die G-Klasse der erhaltenen Handschriften des Parzival hat übrigens den Eintrag: grave ppope, (bopbe, Boppe)[1].

Aber auch andere Urkunden berichten noch von den ausgedehnten Gütern der Grafen von Wertheim in Eschenbach. Am 25. Mai 1315 gibt Rudolf von Wertheim zu Nürnberg dem deutschen Hause zu Nürnberg Lehen in und um Eschenbach; er gibt ihm die Mannschaft und die Lehenschaft folgender Güter: Stanges Hofstatt, des Langemannes Hofstatt, des Alpuzzeres Hofstatt, des Veterlins Hofstatt, Heintzin des Schmiedes Hofstatt im Dorfe (Ober-)Eschenbach, der Zeunin Hube und Ennchates 2 Huben in der Markung zu (Ober-)Eschenbach und Otten des Ellingers Hube in der Markung zu Wotzendorf, von letzterer nur die Hube,

[1]) Karl Lachmann. Anmerkung zu 184, 4 des Parzival.

die Mannschaft nicht. Zeugen sind Cunrad von Hohenlohe, herr Wernher von Hartheim, herr Cunt von Rosenberch, (nicht Bosenberch, wie Kurz schreibt), Gottfried Steigerwald, Herman Sachs, Cunrad Marner u. a.[1]).

Weiter meldet ein Schenkungsbrief der Grafen an den deutschen Orden von Werheimer Besitz in jener Gegend:

Graf Rudolf von Wertheim gibt dem deutschen Orden Einkünfte von 3 Talenten zu Eschenbach für ewigen Besitz, die bisher ihm zu Lehen gingen. Die Verhandlungen geschahen zu Wertheim am 24. August 1272, wo auch die Urkunde ausgestellt wurde[2]).

Aber nicht nur das, wir sehen die Wertheimer direkt als Lehensherrn des Geschlechts derer von Eschenbach. Die beiden Grafen Rudolf von Wertheim gaben Wolflin, dem Enkel des verstorbenen Ritters Wolflin[3]) von (Ober-)Eschenbach und dem Ritter Hermann genannt von Ror (heute Rohr, zwischen Heilsbronn und Schwabach) 3 Güter in (Ober-)Eschenbach und ein Gut in Hisboltsdorf (heute Ismannsdorf, 4 km östiich von Eschenbach) auf Lebenszeit zu Lehen, wie sie der verstorbene Wolflin von ihnen zu Lehen trug. 16. August 1313[4]).

Also schon für den Enkel Wolframs ist uns der urkundliche Beweis für den eigentlichen Lehensbrief der Grafen von Wertheim erhalten!

Auch ein Heinrich der älteren Linie[5]) derer von Eschenbach, der in der 2. Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, hatte von den Wertheimern 2 Höfe zu Lehen, die ursprünglich ein Gut waren. Desgleichen hatte Friedrich der älteren Linie derer von Eschenbach von ihnen daselbst einen Hof. Dies sehen wir aus folgender Urkunde, in der die Grafen von Wertheim diese Höfe und ihren ganzen Besitz, den sie noch in Eschenbach hatten, dem Deutschorden schenkten:

„Graf Rudolf von Wertheim und Elisabeth, seine Gemahlin, dem Beispiel ihrer Ahnen folgend, welche Stifter des Ordenshauses zu Eschenbach waren und die Pfarre dazu gaben, schenken dem Deutschordenshaus zu Nürnberg, dessen Komthur Berchtold von Henneberg ihr Oheim ist, alle Lehen, die sie noch im Dorfe Eschenbach haben, nämlich 2 Höfe, die Heinrich von Eschenbach von ihnen zu Lehen trägt und die ehedem ein Hof waren, und auch den Hof, den Friedrich von Eschenbach von ihnen hat, und sämtliche Hofstätten, Äcker und Wiesen in der ganzen Mark Eschenbach. Zeugen sind Graf Rudolf von Wertheim, Chorherr am Dom zu Würzburg, Gernot Irremunt der alte Schenke zu Gerlachsheim (nicht Gerhachsheim, wie Kurz schreibt) und sein Sohn und Albrecht von Waltenhausen u. a. 5. Februar 1328"[6]).

---

[1]) Original München R. A. Ritterorden 3028. Kopie Nürnberg K. A. Nürnb. Salbuch Nr. 131 fol. 19 b. Kurz, Anhang Nr. XXIII.

[2]) Kopie im Nürnberger Kreisarchiv. Nürnberger Salbuch Nr. 131. Kurz Anhang Nr. XIII.

[3]) Kurz: Stammtafel der Herren von Eschenbach: danach ist dieser Wolflin (I.) 1260–1284 der Enkel Wolframs in gerader Linie. Sein Enkel Wolflin II. 1313–1343 war der Schwager Hermanns von Ror.

[4]) Kopie im Nürnberger K. A. Nürnb. Salbuch Nr. 131 fol. 13. Kurz A. Nr. XXII.

[5]) Wolfram gehörte der jüngeren Linie derer von Eschenbach an.

[6]) Besiegeltes Original im Reichsarchiv München R. O. 3033. Kopie im Kreisarchiv Nürnberg Nürnberger Salbuch Nr. 131 fol. 13. Kurz, Anhang Nr. XXX.

Wie wir wissen, weilte Wolfram wiederholt lange Zeit am Hofe des minnefreundlichen Landgrafen Hermann von Thüringen, namentlich in der Zeit von 1204—1217. In dieser Zeit schrieb und vollendete er seinen Parzival. Simrock nimmt mit Recht an, daß er in dieser Zeit wohl Jahr für Jahr vom Thüringer Hofe heimgeeilt sei zu Gattin und Kindern. Ist es da nicht äußerst wahrscheinlich daß Wolfram auf der alten Handelsstraße nach Norden hin- und herreiste und bei seinem Herrn in Wertheim abstieg? Von Wertheim aus wird er wohl den Spessart kennen gelernt haben, von dem er im Parzival 216, 12 schreibt:

„von Dianazdrun der plan
muose zeltstangen wonen,
mer dann in Spehteshart si ronen."

„Zu Dinasdron der Plan
Mußte Zeltstangen tragen,
Mehr als im Spessart Stämme ragen". (Simrock.)

und im Willehalm (377, 25), den der Dichter in seiner Heimat in seinen letzten Lebensjahren schrieb, singt er sehnsüchtig vom Tau und der süßen Maienluft des Spessarts. Es ist viel darum gestritten worden, ob Wolfram ein Bayer oder Franke war. Wie ich schon oben ausgeführt, gehörte Eschenbach damals zum westlichen Teil des bayrischen Nordgaues. Im Parzival schreibt Wolfram (121, 7 ff.):

„Ein pris den wir Beier tragen,
muoz ich von Waleisen sagn:
die sint toerscher denne beiersch her,
unt doch bi manlicher wer.
swer in den zwein landen wirt
gefuege, ein wunder an im birt".

„Ein Lob, das wir Bayern tragen,
Muß ich von Waleisen sagen:
Sie sind täppischer als bayrisch Heer
Und leisten doch gleich tapfre Wehr.
Wen dieser Länder eins gebar,
Wird der gefügig, ist's wunderbar". Simrock.

Dies bestätigt auch Schneller[1]), und Döberl schreibt: „Auf dem bayrischen Nordgau, zu Wildenberg bei Eschenbach, hatte er seinen Sitz"[2]). Kurz führt noch eine Reihe einwandfreier Belege dafür an. Es scheint auch, daß die Grafen von Wertheim, Wolframs Herren, bayrischer Abstammung waren. Dies dürfte nach dem Kriege näher zu erläutern sein.

Der Verfasser des jüngeren Titurel, der ungefähr ein halb Jahrhundert nach Wolfram lebte und dessen Titurelfragment bearbeitete, nennt unsern Dichter an mehreren Stellen seinen „freunt von Bleinvelde". An einer Stelle schreibt er z. B.:

„Sol des diu werlt engelten
und kunst sin verderben,
daz der von Plinvelden
her Wolfram nu lang lit erstorben?[3])

---

[1]) Holland. Geschichte der alten Dichtkunst. Regensburg 1862. S. 115.

[2]) Entwickelungsgeschichte Bayerns I. Bd. S, 211.

[3]) Das Heidelberger Bruchstück des jüngeren Titurel. Ausg. v. Petzet. München Akad. Sitzungsber. 1903. S. 293 Strophe 4.

Wie oben erwähnt, war Pleinfeld ebenfalls Wertheimer Lehen. Auch Püterich von Reichertshausen um die Mitte des 15. Jahrhunderts nennt den Dichter „von Eschenbach und Pleienfelder" [1]). Es scheint, daß Wolfram in Eschenbach und Pleinfeld Wertheimer Lehen trug [2]). Nebenbei sei erwähnt, daß es in der Wertheimer Lehensgeschichte nicht vereinzelt ist, daß Lehensmannen ihren Kindern die Namen ihrer Grafen gaben. In Wertheim regierte Wolfram I. um 1100, Wolfram II. 1132—1158. Wolfram von Eschenbach lebte 1170—1250.

Nun zum Grabmal unseres Dichters! Kurz vermutet, daß das Epitaph von Graf Ludwig von Wertheim gestiftet worden sei, der von 1387—1410 Deutschordenskomtur in Nürnberg war und dem die Vogtei Eschenbach unterstand. Unter ihm war einer der letzten Eschenbacher Deutschordenspriester in Nürnberg. Wolfram war in der älteren Pfarrkirche zu Eschenbach, die Bischof Otto von Eichstätt (1182—1185) geweiht hatte, begraben. Noch vor 1250 erfolgte ein Neubau.

Nach diesen von Kurz beigebrachten und von mir ergänzten und erläuterten Belegen dürfte kein Zweifel mehr bestehen, daß Wolfram von Eschenbach im heutigen Mittelfranken ein Wertheimer Lehensmann war, wahrscheinlich waren es auch seine Vorfahren, sicher aber seine Nachkommen. Der dankbare Minnesänger, der seinen Herrn besingt, wird uns einstens auch den Weg zur Heimat seiner Grafen weisen.



[1]) Zeitschrift für deutsches Altertum VI. Bd. S. 31.
[2]) Pleinfeld liegt 25 km von Eschenbach entfernt in der Richtung gegen Eichstätt.

Lieder aus einem Sommer

Von **August Gräf** (Würzburg)

Die Liebe schaut aus goldnem Fenster

Ich höre Glocken wie im Wind
wie silberne Sehnsucht geh'n
und tausend stumme Wünsche find'
ich wieder am Wege steh'n.

Die Liebe schaut aus goldnem Fenster
in jeder Hütt' und Hürde,
mir aber hangen wie blasse Gespenster
meine Wünsche nach als harte Bürde.

Ein Herz war an meinen Weg gestellt

Trunken war ich und dennoch vom Wein nicht berauscht,
alle Gesichter der Welt waren vertauscht,
heiße Lieder hatte die Liebe in die Nacht gehängt,
güldene Sterne vor mein Haus gedrängt,
denn ein Herz war an meinen Weg gestellt,
das brannte wie ein Fanal vor der Welt,
hatte ganz über Nacht
Haus und Weg zum Wunder gemacht.
Das Herz ist wie ein Himmelstor
und ich komm mir als ein Glücksprinz vor,
die Stunden, die meine Straße umrahmen
wissen alle des Herzens Namen.

Unrast

Die Unrast brennt in meinem Blut
und gibt nicht Ruh und tut nicht gut
seit einem Sommer, der tiefblau und klar,
wo einsam ich und doch allein nicht war.

An der Straße von Stein und Staub
sank siebenmal schon Frucht und Laub,
die Jahre wurden, die Jahre dorrten,
der Weg ums Dorf ist nicht anders geworden;
doch die Leute kennen das Träumergesicht
und seine dummen Gedanken nicht.

Der Mohn blüht im Korn wie damals breit –
mein Blut nach dem blauen Sommer schreit.

Wo Ruh auf breiten Wegen liegt

Wo Ruh auf breiten Wegen liegt,
zu denen sich der Rasen schmiegt
von weißen Rosen rings behütet,
wo warme Sonnenliebe brütet,

Da fängt mich süße Müde ein,
wenn so die Wolken lautlos zieh'n
und aus dem Gottestag herein
glückfrohe Lerchenlieder blühn.

Ich lasse die Gedanken gehen
zum täppisch tollen alten Spiel
wie immer, wenn im Sommer wehen
wildweiße Rosen bleich und still,

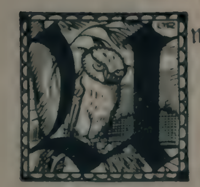
Und such' den wirrsten Weg zu schleichen
wo dunkel kaum ein Lied mehr schwingt
und doch ein Herz im Holz der Eichen
von junger Menschenliebe singt.



Bunte Bilder aus der naturwissenschaftlichen und kulturellen Vergangenheit Bambergs

Von Professor Dr. **Wilhelm Heß** in Bamberg

I. Einleitung



Unter dem vorstehenden Haupttitel beabsichtigen wir eine Reihe von Ausschnitten aus dem Dasein des ehemaligen Kaiserlichen Hochstiftes Bamberg vorzuführen. Und zwar sind wir hiebei von der Anschauung geleitet, daß zur richtigen Erfassung der Vergangenheit eines Landes neben der Kenntnis seiner äußeren, der Zeitgeschichte, in hervorragendem Maße auch diejenige seiner kulturellen Entwicklung erforderlich sei. Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit von Formen aber, in denen uns die letztere gegenübertritt, dürften keine anderen einen so verlässigen Gradmesser des erreichten Kulturstandes darstellen als die beiden Elemente der Kunst und der Wissenschaft: sei es durch die Pflege, die sie in ihrer Wesenheit erfahren, sei es durch die Entwicklung, die sie auf die geistigen nnd sittlichen wie die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände erzielt haben. In diesen vermittelnden Beziehungen waren es namentlich die Naturwissenschaften gewesen, denen ein entscheidender und anhaltender Einfluß auf die Aus- und Umgestaltung des öffentlichen Lebens nachgerühmt werden darf. Es empfiehlt sich daher die ebenso notwendige wie dankenswerte Aufgabe als Beitrag zu der Geschichte eines Landes die Geschichte der Naturwissenschaften in demselben zu schreiben.

In großen Zügen ist dies ja bereits auch geschehen. Wir besitzen treffliche Werke, die uns über das Werden und den Gang dieser Wissenschaften sowohl in den europäischen Kulturländern insgemein als namentlich in unserem größeren Vaterlande, dem deutschen Reiche, eingehend unterrichten. Aber die engere und engste Heimat muß ihrer noch entbehren; insbesondere ermangelt ihrer noch unser Frankenland. Und so merkwürdig es auch klingen mag: es erscheint fast leichter dem Laufe einer Wissenschaft durch ein umfangreiches Gebiet zu folgen als mit

ihr etwa die kleinen Staaten und einzelne Gaue zu durchschreiten, in die ein Jahrhunderte währender Rechtsstand das seinerzeitige Heilige Römische Reich deutscher Nation zersplittert hatte. Der Grund hievon liegt einmal in dem Umstande zutage, daß das, was dort als nebensächlich oder minder belangreich außer Ansatz gelassen werden darf, hier noch als verhältnismäßig wesentlich eine merkliche Würdigung erheischt; sodann in der Tatsache, daß den an den mächtigen Bildungszentren eines großen Kulturwesens sprudelnden archivalischen und literarischen Quellen gegenüber die für einen bescheideneren Bezirk in Betracht kommenden ähnlichen Behelfe oft nur allzuspärlich anzutreffen sind. Darum wird denn auch beispielsweise ein Überblick über die Bedeutung der Naturwissenschaften im früheren Fürstbistum Bamberg erst dann gewonnen werden können, wenn eine möglichst ergiebige Anzahl einschlägiger Adern erschlossen und durch die Untersuchung nutzbar gemacht sein wird. In welcher Reihenfolge man dabei verfährt, erscheint vollkommen gleichgültig, indem es schließlich nur einer redaktionellen Maßnahme bedarf, die erschürften Sonderergebnisse in zeitlicher Ordnung an einander zu reihen und so zu einer förmlichen Geschichte der Naturwissenschaften zusammenzusetzen. Es wird dies aber selbstverständlich um so zwangloser geschehen können, je sorgfältiger die einzelnen Beiträge ausgearbeitet sind, weshalb es angezeigt sein mag einen jeden von ihnen in einer tunlichst vollständigen und abgerundeten Form darzustellen. Nicht nur daß der Verfasser des aus ihnen zu erstellenden Geschichtsganzen dadurch in den Stand gesetzt wird an passender Stelle zu dehnen, ersieht er daraus auch nicht minder, wo unbeschadet des Gesamteindruckes eine Beschneidung am Platze ist. Wie er aber auch seine Bindungen und Kürzungen handhaben mag — zwei Fragen dürfen von ihm dabei nie außer Acht gelassen werden: erstens, hat sich und wie hat sich jeweils der durchgreifende naturwissenschaftliche Zug der Zeit in dem Gebiete des ehemaligen Hochstiftes Bamberg geltend gemacht? und zweitens, hat und inwiefern hat umgekehrt der Stand der Naturwissenschaften im Hochstifte in der allgemeinen Geschichte derselben eine Beachtung gefunden? Mit anderen Worten, es hat die Untersuchung der Entwicklung und Gestaltung der Naturwissenschaften im Bereiche der rotweißen Grenzpfähle an dem Obermain und der Regnitz auf die Gesamtgeschichte dieser Wissenschaften in den deutschen und europäischen Ländern dauernd wechselseitigen Bezug zu nehmen.

Aber auch nach anderen Richtungen hin sind die Linien möglichst weit zu stecken. Einmal zeitlich: zwar hatte das Kaiserliche Hochstift Bamberg mit dem Jahre 1802/03 seine Selbstständigkeit eingebüßt, die in ihm tätig gewesenen Ideen aber lassen sich in fast allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens noch Jahre und Jahrzehnte verfolgen, so daß ihrer Erörterung von der durch das genannte Jahr gezogenen politischen Schranke unmöglich plötzlich Halt geboten werden kann. Sodann begrifflich: man wird den Naturwissenschaften nicht nur die ihnen schulgemäß überwiesenen Lehr- und Hilfsgegenstände der Physik, Chemie, der Naturkunde der drei Reiche, der Astronomie, Mathematik, Geographie, Geologie, Paläontologie, Anthropologie, Anatomie, Physiologie und der übrigen Zweige

der medizinischen Wissenschaften beizählen müssen, sondern auch die fast zahllosen Gebiete der Technik, der Industrie, des Handels-, Gewerbs-, Wissenschafts- und Verkehrslebens, in denen ihre Ergebnisse praktische Anwendung gefunden oder ihre Wahrheiten greifbare Entdeckungen veranlaßt haben — nicht zu vergessen ihres ethischen und apologetischen Momentes, ihres Einflusses auf das geistige und sittliche Leben, auf Unterricht und Bildung und endlich ihres Verhältnisses zur Kunst, wie es namentlich in den früheren Jahrhunderten einen oft so innigen Ausdruck gefunden hat. Eine nach diesen Gesichtspunkten abgesteckte Naturwissenschaftsgeschichte ist allerdings von dem Begriffe einer förmlichen Kulturgeschichte nicht mehr weit entfernt. Aber wir halten gerade diese Annäherung für einen bemerkenswerten Vorteil, insofern dadurch nicht nur der Naturwissenschaftler, der Fachmann, sondern auch der Geschichtsliebhaber gemeinhin, der Vaterlandsfreund, in Bewegung gesetzt und überhaupt ein umfassenderes Interesse an der Vergangenheit der Heimat geweckt werden dürfte.

In diesem Sinne haben wir bereits in den verschiedensten Schriften eine Reihe von Bildern aus dem naturwissenschaftlichen Denken und Streben des seinerzeitigen Fürstbistums Bamberg ausgelegt: in diesem Sinne mögen auch die hier im „Frankenlande" zur Veröffentlichung gelangenden Ausschnitte einer wohlwollenden Beachtung empfohlen sein.

2. Anatomisches und Physiologisches aus Kloster Banz.

Unter den mannigfachen Erscheinungen des Alltagslebens, welche die Chronisten früherer Jahrhunderte der Aufzeichnung und damit der Überlieferung an die Nachwelt für wert erachteten, nahmen die Naturwunder einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Es hängt dies mit der Geistesverfassung zusammen, zu welcher die religiöse und gesellschaftliche Entwicklung jener Tage geführt hat. Sah doch der Mensch des Mittelalters und der Hauptläufe der Neueren Zeit sich ringsum von Geheimnissen und Zaubereien umgeben. Ohne Verständnis der Vorgänge und der Gesetzmäßigkeiten der Natur war er fortwährend geneigt in jedem nur einigermaßen ungewöhnlichen Elementarereignisse den Ausfluß des unmittelbaren Eingreifens übersinnlicher Gewalten, sei es des allmächtigen Schöpfers und der ihm dienstbaren Himmelsbewohner, sei es des Teufels und seines Anhanges von bösen Geistern, zu erblicken. Erst die steigende Naturerkenntnis hat hierin allmählich Wandel geschaffen. Aber keineswegs in der Weise, daß nicht in dem Durchschnittsmenschen von heute noch ein deutlicher Rest jenes neugierigen Interesses zurückgeblieben wäre, welches unsere Vorfahren den gedachten Geschehnissen unentwegt entgegenzubringen pflegten und das durch Aufnahme einschlägiger Begebenheiten rege zu erhalten die Tagespresse auch der Gegenwart nicht ohne Erfolg bemüht ist. Aber während derlei Mitteilungen in ihr zwischen staatlichen und kirchlichen, zwischen Orts- und Personal-, zwischen Handels- und Verkehrs- und allen möglichen sonstigen Nachrichten eingebettet liegen und so dem Leser der Zeitung kaum mehr denn eine gewisse würzende Abwechslung bieten sollen, hielt man sie ehedem für wichtig genug um sie als

eigene, allein ziehende Berichte ins Land gehen zu lassen. Als solche füllten sie gewöhnlich ein einseitig bedrucktes Blatt Papier größeren oder kleineren Formates, das als „Einblattdruck" nichts anderes denn den Vorläufer der Zeitung heutigen Begriffes darstellte. Oder sie liegen, soweit sie es nicht zum Drucke bringen konnten, in den handschriftlichen Beständen verborgen, die wir als Zeugen der gewissenhaften Kleingeschichtsschreibung vergangener Tage zum Erbe überkommen haben, und harren darin ihrer gelegentlichen Auferstehung.

So finden sich auch in dem geschriebenen Nachlasse der Mönche der ehemaligen Benediktinerabtei Banz zwei Aufzeichnungen über Naturmerkwürdigkeiten, die es vielleicht gleich anderen verdienen möchten allgemeiner bekannt zu werden. Sie stammen aus einer Zeit, die, mit dem Namen der „Aufklärung" belegt, bereits zu einer geläuterteren Naturauffassung fortgeschritten war, und wurden demgemäß nicht mehr wie ihre früheren Genossinnen der üblichen Mißdeutung als Vorzeichen unheilbringender Tage unterworfen. Im Gegenteil konnte die eine Erscheinung durch Einbeziehung des Gegenstandes, der sie verursacht hatte, in das berühmte Banzer Naturalienkabinett sich sogar des Anrechtes auf eine gewisse wissenschaftliche Würdigung erfreuen.

Die beiden Stücke, um die es sich handelt, sind dem Schlusse eines aus dem Jahre 1757 stammenden handschriftlichen Verzeichnisses des Banzer Benediktinerpaters Dominikus Schram über den Inhalt des eben genannten Naturalienkabinetts beigegeben. Dieses in Oktavgröße vorliegende, in alter Manier gebundene Verzeichnis wird unter Msc. misc. 200 in der hiesigen K. Bibliothek aufbewahrt und ist in einer Abhandlung von uns bereits vorübergehend erwähnt worden [1]), während seine gleichfalls von uns schon vorbereitete wörtliche Veröffentlichung leider infolge der Ungunst der Zeitverhältnisse vorläufig wieder in den Rückstand treten mußte [2]). Von den ihm zugefügten zwei Blättern weiß nun das eine von einem durch den Körper einer Kuh hindurchgegangenen Holzstäbchen, das andere von der Mißgeburt eines Kalbes zu erzählen. Das erstere besitzt genau die gleiche Breite und genau die doppelte Höhe der Schramschen Handschrift, so daß es, der Höhe nach einmal gefaltet, sich vorzüglich in diese einpaßt: ein Beweis, daß es schon von Anfang an — möglicherweise von P. Schram selbst — dazu auserseben ward ihr zugeheftet zu werden. Es enthält neben 3 Zeilen Über- und etwas über 1 Zeile Unterschrift 51 Zeilen Text und berichtet folgendermaßen:

Merckwürdige Geschichte
mit einer kuhe aus hiesigen stall.

---

[1]) S. Wilhelm Heß, Die Bildersammlung des Klosters Banz um die Mitte des 18. Jahrhunderts, Ein Beitrag zur fränkischen Klostergeschichte in der Aufklärungszeit. Historisch-politische Blätter, 158. Bd. S. 81. Der Titel der Zusammenstellung lautet: Collectio Banthensis Rerum Naturae mirabilium. A. R: P: Winckelmann Inchoata A. F. P. Dominico Schram aucta et in praesentem ordinem et Catalogum redacta Anno 1.7.5.7.

[2]) Sie sollte in den „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige" erscheinen.

Anno 1759. den 9ten Juny hatt eine kuhe mittleren alters ein anderthalb zoll dick und 19 langes hasel=nüßen zähes stäblein auf der weyde |: welches der hirt gesehen, aber für kein stuck holtz hatt erkennen können :| eingeschluckt. Worauf sie sich gleig geleget, und wenig mehr gefressen, und also in kurzem abgenommen hatt, das sie kaum aufstehen können, mithin dem tod am nächsten zu seyn geschienen.

Nach einer geraumen zeite iedoch, hatt Sie sich ein wenig erhohlet, hatt mehrere Nahrung, und dahero mercklich widerum zugenommen; weßhalben sie unterweilen halbe täge mit andren auf die hut ausgelaßen worden. Den 20sten July ann. cur. aber hatt sich uornen auf linker Seite einen Zoll uon Rückgrad oder riffel eine öffnung geäußeret woraus beständig ein grünlichter safft gejästet, bis hernach den 29sten July der geschluckte stecken ohnuerbrochen dorten herfür gestiegen und ohne beschwernus ausgezogen worden. Wornach die kuhe uon tage zu tage sich beßer gemastet, auch ganz frisch und gesund den 10ten Septemb. geschlacht, und mit billiger uerwunderung befunden worden, das das stäblein durch ohnuerletzten schlunde in Wanst gekommen, welchen es samt den Miltz durchlöchert, und durch welche gedopplete öffnung hienach der grüne saffte des gefressenen futters |: wie schon erwehnt worden :| durchgegangen, und endlich aus dem oberen haut=loch ausgedrungen so lang, bis ein an der auswendigen Seite des Miltzes † „gleig einigen gewächs sich angesetzter tumor den ferneren Auslauff verhinderet. Das stäblein hatt sich unuermuthlich gleig nach durchbohrten Wanst und Miltz in die Höhe gerichtet, und sodann, wegen den beständigen bewegen der kuhe die 10te riebe uon halß. an dicken markigten theil durchlöcheret, und zugleig uon rückgrad abgesprengt, und so dan auch die haut nach und nach durchstochen, wo er endlich widerum unuerletzt heraus gekommen. † gegen das Buch„.

In fidem F. aegidius Eisentraud illô tempore oeconomus.

Mpp.

Die Darlegung ist, wie man trotz der Holperigkeit des Stils und der fortgesetzten Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit und die Sprachreinheit sowie trotz der wunderlichen Rechtschreibung erkennen mag, eine recht verständliche. Ihr Verfasser ist der Banzer Benediktinerpater Ägidius Eisentraut, der als Ökonom des Klosters wohl am nächsten in sich den Beruf fühlte den Hergang sachverständlich festzuhalten. Er tat dies mit eigener Hand – Mpp. = manu propria – und zwar in Zügen deutscher Liegeschrift, die diese Hand weniger schwer erzeigen als man sie der klösterlichen Stellung des Schreibers sowie dem Inhalte und der Form der vorstehenden Aufzeichnung nach vermuten sollte. Letztere freilich kann den „Ökonomen" billig nicht verleugnen. Wenigstens läßt sie den Mann, wenn man auch seine Niederlage im Kampfe mit den Regeln der Stilistik, der Grammatik und der Orthographie in einer Zeit, welche über diese Dinge sehr ungebunden dachte und mit ihnen sehr eigenwillig umsprang, nicht gerade besonders hoch einschätzen darf, keineswegs als einer jener Größen

erkennen, an denen das Banz des 18. Jahrhunderts so reich war[1]). Darüber kann auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß man unter dem literarischen Erbe, das die Bamberger staatliche Bibliothek von dem Kloster Banz bei der Säkularisation übernommen hat, dann und wann einem Buche begegnet, das als seinen früheren Besitzer den P. Ägidius ausweist. Denn es handelt sich dabei vornehmlich um Werke, denen ein astrologischer oder sonst obskuristischer Zug anhaftet. Im übrigen war der in Rede stehende Bericht über die Wanderung des Fremdkörpers in der Kuh immerhin so gehalten, daß sich der gelehrte P. Schram oder sein Stellvertreter veranlaßt sehen durfte ihn dem erwähnten Inventarverzeichnisse des Banzer Naturalienkabinetts anzugliedern — umso mehr, als das wunderbare Stäbchen selbst eben diesem Kabinette, das nach der Sitte der damaligen Zeit zugleich auch eine Raritäten- und Kuriositätensammlung in sich begriff, einverleibt worden war. Dort bildete es noch in späteren Jahren den Gegenstand der Beachtung so manches Besuchers des gastlichen Benediktinerstiftes, wie seiner beispielsweise auch der Erlanger Universitätslehrer und Reiseschriftsteller Hirsching Erwähnung tut[2]). Bei der Überführung der Banzer Naturaliensammlnng nach Bamberg und deren Überleitung in das damals gegründete Churfürstliche, das spätere Königliche Naturalienkabinett daselbst scheint dagegen das Stäbchen verschwunden zu sein: sei es, daß es ihm erging wie so manchem Banzer Stücke, das auf dem Wege zu dem neuen Bestimmungsorte zu Verlust kam, sei es, daß es den wissenschaftlicheren Grundsätzen zum Opfer fiel, die eine Auszweigung der Kunst- und Raritätenabteilung aus dem eigentlichen Naturalienkabinett, mit dem sie bisher verwachsen gewesen, zur unabweisbaren Forderung erhoben hatten.

Als zweites Naturwunder wird uns, wie angedeutet, die Mißgeburt eines Kalbes gemeldet. Auch das hierüber angefertigte Blatt paßt sich dem Oktavformate der Handschrift Msc. misc. 200, in die es an zweiter Stelle eingeklebt ist, durchaus an, indem es mit ihr die nämliche Breite und fast die nämliche — diesmal einfache — Höhe aufweist. Seine Kunde spendet es in Gedichtform und zwar in nachstehender Weise:

---

[1]) Kloster Banz war im 18. Jahrhundert das führende Kloster in Franken geworden, ein Brennpunkt geistigen Lebens und wissenschaftlichen Strebens. Die Zeilen, die im 2. Hefte des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift, S. 117—123, der berühmten Abtei von Hans Eber gewidmet wurden, haben dem Schriftleiter derselben, Herrn Prof. Dr. P. Schneider, Veranlassung geboten in liebenswürdiger Weise auch einiger unserer Kulturbilder aus Banz zu gedenken. Es mag nicht für unbescheiden gelten sie durch die Aufzählung einiger weiterer inzwischen erschienener Abhandlungen von uns zu ergänzen. Eine solche ist bereits in F.-N. 1 auf S. 36 genannt worden. Ferner kommen in Betracht: Wilhelm Heß, Die physikalischen Kabinette der Klöster Langheim und Banz bei der Säkularisation. Jahrb. d. Histor. Ver. Bamberg, 73. Bericht, S. 1—56; — Derselbe, Die führenden Gedanken bei der Gründung der Naturalien-, Kunst- und Raritätenkabinette. Eine kulturgeschichtliche Studie. Histor.-polit. Bl., 169. Bd. S. 673—85 und S. 775—84. — Derselbe, Die Säkularisation des Klosters Banz und das Peculium clerici. Theolog.-prakt. Monatsschrift, 58. Bd., S. 340—57.

[2]) Friedrich Karl Gottlob Hirsching, Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen . . . . Dritter Band (Erlangen 1789), S. 359—60.

Monimentum.

Mein geburts-ort ist Closter Bantz.
In jahr 1761 bin ich allda gefallen.
mit gedoppelten Kopff und schwantz
mit äusserlichen gliedern allen.
Acht füs an einem leib Hab ich,
aber gantz ungereimt, und ungestalt.
Hertz, leber, lung, was innerlich
war alles eintzel, und nicht mannigfalt.
Gelehrter! sag: wie ging es zu,
das Schaf- und Hunds-Kopf an einê leibe
Der wolff mit Schafbeltz deckt sich zu
auf das er uerstellt, und ein Hund bleibe.
Hüte dich, das nicht desgleichen,
Sonst bist ein Monstrû, wie ich bin:
findest iedoch deines gleichen
Uiel nach der *Heylichen Schriffte Sinn.

Math. 7. cap. 15.

*Heiligen wird also geschrieben.

Die steil stehenden, stark ausgeprägten lateinischen Schriftzüge, in denen uns diese Verse vor Augen treten, möchten auf den ersten Blick gerne einer anderen Feder zugeeignet werden als derjenigen, welche von dem Stäbchen in der Kuh Nachricht gegeben hat, aber die Form der letzten vier teils lateinisch teils deutsch geschriebenen Worte in der Fußnote zu dem vorstehenden Gedichte verrät, daß auch der jetzige Bericht von P. Eisentraut herrührt. Das Gedicht selbst dürfte dabei in seiner naiven Auffassung und seiner moralisierenden Bezugnahme auf die Wölfe in Schafskleidern bei Math. 7. 15 unser obiges Urteil über diesen bescheidenen Vertreter Banzer Gelehrtentums neuerdings bestätigen, wie denn auch die kurze Lebensbeschreibung, die der Exbenediktiner J. G. Schatt von den ehemaligen Insassen seines Klosters entwirft[1]), keinerlei Ansatz findet den Genannten irgendwie besonders hervorzukehren. Geradezu köstlich ist dessen in der besagten Fußnote angebrachte Selbstverbesserung, wonach er nicht zögert den falschen Buchstaben ch in „Heylichen" durch den richtigen g zu ersetzen, aber ob seiner früheren groben Verstöße wie „riebe" (statt „Rippe"), „Buch" (statt „Bug"), „beltz" (statt „Pelz") und der sonstigen Menge bedenklicher Schreibsünden offensichtlich keinerlei Gewissensbisse empfindet. Doch wollen deshalb den Berichterstatter ebensowenig verkümmern als die Tatsache belächeln, daß ihn das ungewöhnliche Ereignis der tierischen Mißgeburt zum Dichter begeistert hatte. Die Leute von ehemals dachten eben tatsächlich über derlei Naturseltenheiten wesentlich tiefer und anhaltender wie wir. Oder was will man über den unbekannten P. Eisentraut sagen, wenn man weiß, daß zwei so hervorragende Vertreter der redenden und bildenden Künste wie Sebastian Brant, der berühmte Dichter des Narrenschiffs, und Albrecht Dürer, der hervorragendste Meister des Kupferstichs, es sich nicht nehmen ließen, der eine an einem außer-

[1]) G. J. Schatt, Lebens-Abriß des . . . Herrn Gallus Dennerlein Abten und Prälaten des aufgelößten Benedictiner-Stifts Banz (Bamberg und Würzburg 1821), S. 135.

gewöhnlichen Schweine zu handeln[1]), der andere einer Mißgeburt des gleichen Tieres die Ehre einer Verbildlichung anzutun[2])? Die Zahl der allgemeinen Berichte über solche Naturspiele aber, in denen die früheren Zeiten schwelgten, ist Legion. Man vergleiche zum Beweise dessen nur die Einträge unserer literatur-, kunst- und kulturgeschichtlichen Sammelwerke hierüber, der Panzer, Weller, Drugulin, Gödecke, Scheible, Diederichs, Hirth, Hirth und Muther, Heyer u. a.[3]), dazu die mannigfaltigen Ergebnisse der einschlägigen ortsgeschichtlichen Forschungen und nicht zuletzt die zahlreichen noch nicht weiter veröffentlichten gedruckten und handschriftlichen Belege unserer Bibliotheken, Archive und Museen: so entrollt sich uns eine Fülle des besagten Stoffes, die staunenswert ist. Aber wenngleich dieser Reichtum gewiß der Hauptsache nach in der krankhaften Vorliebe für das Außergewöhnliche und vielfach sogar Abstoßende verankert erscheint, so wird andererseits eine Ursache doch auch in der Langsamkeit und Ungelenkigkeit der Verkehrsverhältnisse zu Zeiten unserer Ahnen ihren Untergrund haben dürfen. In dieser Beziehung beachten wir kaum mehr, wie gut wir es doch in der Gegenwart haben. Wenn heute beispielsweise in Posemukl ein Schwein zwei Dutzend Junge würfe, so würden wir dieses freudige Ereignis durch unsere Tagesblätter spätestens übermorgen schon erfahren, mit mehr oder minder sinnigen Bemerkungen über die bei der gegenwärtigen Lebensmittelknappheit doppelt erfreuliche Nützlichkeit dieses Vorgehens ausgestattet. Früher aber unterrichtete keine schnelle Presse über derlei Dinge. Man wurde von ihnen vielmehr nur sehr langsam und sehr spärlich in Kenntnis gesetzt. Was Wunder also, daß man ein in eine bestimmte Gegend einfallendes solches erstaunliche Geschehnis als eine eigentliche Seltenheit betrachtete und sich Mühe gab sein Andenken den kommenden Geschlechtern durch Aufzeichnung zu vermitteln! Und so klein uns diese Betätigung auch anmuten mag: schließlich entsprang sie doch wenn nicht gerade einem gewissen Heimatstolz so doch einem ausgeprägten Heimatsgefühl, zweien Empfindungen, deren Aufrechterhaltung zu allen Zeiten und in allen Dingen das Wort geredet werden sollte.

---

[1]) Die Darstellung erfolgte in einem Einblattdruck unter dem Titel: „Ad sacrosancti Romani imperii invectissimum Maximilianum, de portentifico sue in Suntgaudia, Kalendis Marciis anno XCVI. edito coniecturalis explanatio Seb. Brant. Nihil sine causa". Karl Gödecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung . . . 1. Band (Dresden 1844), S. 387.

[2]) Der Stich ist wiedergegeben bei Jaro Springer, Albrecht Dürers Kupferstiche . . . (München 1914), Blatt Nr. 13, B. 95. Der Hinweis hiezu auf S. 27 lautet: „Die Mißgeburt eines Schweins". Unter der gleichen Überschrift verbreitet sich Joseph Heller, Das Leben und die Werke Albrecht Dürers, 2. Bd. 2. Abt. (Bamberg 1827), S. 506, hierüber. Auch W. Drugulins Historischer Bilderatlas, 2. Teil (Leipzig 1867), hat S. 4 von dem Bilde mit den Worten Notiz genommen: „1496. Mißgeburt eines Schweins, welches in Landsee gezeigt wurde. A. Dürer sc. 4. B. 95".

[3]) Die genaueren Titel dieser Werke finden sich in den Anmerkungen zu unserer Rektoratsrede: Wilhelm Heß, die Einblattdrucke des 15. bis 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung ihres astronomischen und meteorologischen Inhaltes, (Bamberg 1913), S. 36 ff.

3. Eine phantastische Berechnung betreffend den angeblichen Main-Regnitz-Ozean.

Der Leser hat ganz richtig vernommen. Um einen Ozean handelt es sich, um ein Meer, das sich einstmals aus unseren heimatlichen Flüssen Main und Regnitz gebildet haben sollte. So will es wenigstens ein im Jahre 1806 bei Johann Jakob Palm in Erlangen erschienenes Buch, „Bambergs Geschichte, bearbeitet von Alexander Schmötzer und Heinrich Joachim Jäck, Custoden der Königl. Bayerischen Bibliothek zu Bamberg". Der zweitgenannte Verfasser, Heinrich Joachim Jäck, ist eine ehedem in den weitesten Kreisen bekannt gewesene und auch jetzt noch viel besprochene Persönlichkeit [1]). Die Stadt Bamberg hat ihm, ihrem unermüdlichen Geschichtsschreiber, einen hochragenden Schatz von literarischen Darstellungen aus ihrer Vergangenheit zu verdanken. Ein nicht geringer Bruchteil der von ihm hinterlegten Werte besteht freilich aus Scheinen, welche der in dem Golde geschichtlicher Wahrhaftigkeit, Unparteilichkeit, Treue, Genauigkeit, Eindeutigkeit und Vollständigkeit geforderten Deckung nicht selten empfindlich ermangeln. Hat doch der Urheber in dem ungezügelten Eifer Papier auf Papier zu häufen es geradezu verabsäumen müssen seine einzelnen Noten mit der in diesen Eigenschaften begründeten Sicherheit auszustatten. Und so kommt es, daß gar manches schriftstellerische Erzeugnis des gewiß begabten, gewandten und vielseitig gebildeten Mannes den Eindruck des Unwahrscheinlichen und Zweifelhaften, des Übereilten und Übertriebenen, des Unfertigen und Oberflächlichen gewährt. Ein wahres Unglück für einen Geschichtsschreiber aber ist der Besitz einer allzureichen Phantasie. Und diesem Mißgeschick war auch Jäck verfallen.

Einen ganz vorzüglichen Platz seine Hypothesen und Spekulationen sich tummeln zu lassen bot ihm u. a. die Vor- und Frühgeschichte Bambergs. Allerdings hatte er sich dazu kaum ohne besondere Absicht mit seinem Amtsbruder, dem früheren Guardian und Provinzial der Kapuziner zu Bamberg und damaligem Kustos der K. Bibliothek sowie Pfarrer des Allgemeinen Krankenhauses daselbst, Alexander Schmötzer [2]), verbunden. Dessen gediegenes Wissen und

[1]) Lebensskizzen von ihm, von seiner eigenen Hand entworfen, finden sich in: Joachim Heinrich Jäck, Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs (Bamberg 1812), S. 511 und S. 2122; Heinrich Joachim Jäck, Zweites Pantheon . . . (Bamberg 1812) S. 65; Joachim Heinrich Jäck, Wahres Bild der Klöster . . . . . . (Bamberg 1827); Heinrich Joachim Jäck, Vollständige Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg, 2. Teil (Nürnberg 1832) und [J. H. Jäck], Leben und Wirken von Heinrich Joachim Jäck (Serapeum, Jahrg. 1847 [Leipzig 1847]), S. 305. Als Bilder von dritter Seite gezeichnet kommen in Betracht: Dr. Leitschuh, Lebensbild des . . . k. Bibliothekars Joachim Heinrich Jäck (Bamberg 1877), sowie der Auszug hieraus in der Allgemeinen Deutschen Biographie, 13. Bd. (Leipzig 1801), S. 531. Einer Auffassung von uns über Jäck haben wir gelegentlich in Wilhelm Heß, Die physikalischen Kabinette der Klöster Langheim und Banz . . . Jahrbuch 1915 des Histor. Ver. Bamberg (Bamberg [1916]), S. 46 A. 6, Raum gegeben.

[2]) Über ihn vgl. etwa Jäck, Pantheon S. 1012; Jäck, Zweites Pantheon, S. 118 und Joachim Heinrich Jäck, Alexander Schmötzer . . . (Bamberg 1815), 7 S. Dieser letztgenannte Nachruf scheint einer Bemerkung bei Jäck – Zweites Panthern, S. 2123 – zufolge in Bamberg scharf kritisiert worden zu sein.

ruhiges Urteil sollte offenbar der Kühnheit seiner Ansichten und der Gewagtheit seiner Schlußfolgerungen eine gewisse gelehrte Unterlage bieten. Doch ist hier von einer derartigen Sicherung wenig wahrzunehmen. Die Verfasser jagen vielmehr beide, bald in dem ausgefahrenen Geleise bestehender Schulmeinungen, bald über das holprige Feld eigener Zurechtlegungen galoppierend, ganz sorglos dahin.

Einer ihrer sonderbarsten Sprünge aber ist die bereits angedeutete Annahme, daß Main und Regnitz einmal zu einem Ozean verbunden gewesen sein sollten. Soweit sie sich dabei auf die Tatsachen stützen, daß der Fränkische Jura wie die angrenzenden Haßberge eine unerschöpfliche Fundgrube versteinerter Seetiere darstellen, und die Autorität J. G. Hentzes für das seinerzeitige Dasein eines solchen Weltmeeres in Anspruch nehmen[1]), wird sich hingegen kaum etwas einwenden lassen. Nun aber weisen sie diesem ihrem Ozean in selbstherrlicher Machtvollkommenheit bestimmte Ufer und Quellen zu. Als seine natürlichen Dämme sehen sie nämlich die Bergketten an, welche die fränkischen Täler einschließen, und als seine Erzeuger den Main und die Regnitz samt deren beiderseitigen Nebenflüssen. Die zwei genannten großen Wasseradern wären — so lautet ihre Annahme — in der Gegend von Bamberg als dem natürlichen Mittelpunkte des ganzen Flußgebietes zur Vereinigung gekommen, jedoch durch einen Querberg gestaut worden, der unterhalb des vollzogenen Zusammenlaufs, also vielleicht zwischen den heutigen Dörfern Viereth und Unterhaid gelegen, das dortige Tal, das heutige Maintal, vollständig absperrte. An der so gezogenen Schranke sei sodann der Main-Regnitz-Ozean, dank seiner fortgesetzten Speisung durch die nachdrängenden Wasser dieser Flüsse, emporgeklettert, bis er auf der entgegengesetzten, der Westseite, in einem Wasserfall abstürzte. Weil jedoch der volle Druck des Ozeans gegen die Bergschleuße wirkte, so wäre es möglich gewesen, daß diese dadurch nach und nach durchbrochen und weggespült wurde.

Man braucht wohl in der Geologie nicht sehr bewandert zu sein um an dieser Theorie sehr vieles wunderbar zu finden. So vor allem die Ansicht, daß die in Rede stehenden Gebirgsflüsse vor dem Meere vorhanden und am natürlichen Weiterlauf verhindert gewesen wären sowie daß sie dann die Süße ihrer Wasser ohne weiteres in Salz umgesetzt hätten. Und ein Meer im heutigen Sinne sollte es ja gewesen sein, denn die Verfasser erwähnen ausdrücklich die Conchilien und Seetiere, die es beherbergt hätte. Dabei seien aber diese Tiere nicht etwa „bei der allgemeinen Erdüberschwemmung zu Noahs Zeit eingeströmt" noch seien sie überhaupt „eingewandert", vielmehr zeugten ihre Anzahl und die Verschiedenheit ihrer Gattungen dafür, daß sie einheimisch waren. Danach betrachteten also unsere beiden Gewährsmänner ihren Ozean als ein spezifisch fränkisches Eigenbrödel; aber wie sie dazu kamen aus der Anzahl seiner ehemaligen Insassen und aus der Fülle deren Arten die Einheimischkeit derselben zu folgern, haben sie uns leider nicht kundgetan. Nicht minder eigentümlich mutet die Anschauung an, daß der Ozean trotz seines Überströmens über den Querberg doch noch seinen

[1]) Schmötzer und Jäck, S. 3.

vollen Druck auf diesen ausgeübt habe: als ob nicht der behauptete Abfluß die Rolle eines Ventils übernommen hätte die hydrostatische Energie des Wasserbeckens zu mindern. Noch merkwürdiger — um nur das Eine noch herauszugreifen — erscheint es ferner gedacht, daß der Ozean unaufhörlich von unten her, von der Tiefe aus gespeist worden sein sollte, ohne sich gegen diese Überfütterung zur Wehre zu setzen: während doch der Gegendruck seiner Wassermassen alle seine Ernährer, die großen und kleinen Flüsse samt ihren sämtlichen Zuläufen, eingeschlossen das fernste Bächlein und das bescheidenste Rinnsal, sehr bald schon und, je höher er klimmte, desto mächtiger gestaut und dadurch die meisten der Wasserstränge in ihre Brunnstuben zurückgescheucht sowie ihre Quellfähigkeit unterbunden haben würde.

Um aber ihre Kalkulationen mit einem „Bluff" zu krönen, der ihnen wahrscheinlich Gelegenheit geben sollte ihre mathematischen Kenntnisse breitzulegen, schreiten Schmötzer und Jäck dazu eine förmliche Berechnung darüber anzustellen: erstens, welchen Rauminhalt ihre Binnensee von der Bergschleußze an bis 1 Stunde talaufwärts besessen habe, und zweitens, welche Zeit für Main und Regnitz erforderlich gewesen wäre deren Füllung vorzunehmen [1]). Der geophysikalische Wert einer derartigen Aufgabe ist gleich Null, aber auch rechnerisch werden ihr die Erfinder nur dadurch Herr, daß sie eine Reihe vereinfachender Annahmen treffen, die das Problem aus dem Reiche der Wirklichkeit bedenklich weit in jenes der Phantasie hinüberführen. So unterschieben sie dem in Rede stehenden, durch seitliche Ausbuchtungen und Einschnürungen gewiß recht unregelmäßigen Raume die symmetrische Gestalt einer abgestutzten, auf ihrer kleineren Grundfläche aufsitzenden quadratischen Pyramide. Die drei Abhänge des Querberges und der den Main und die Regnitz begleitenden Höhenzüge lassen sie alle gleich stark gegen die Talsohle abfallen, und zwar unter dem kanonischen Winkelwerte von 60°. Auch für die vierte, Bamberg zugekehrte, offene Seite nehmen sie genau diese handliche Neigungsgröße an. Dadurch erhalten sie einen Block, welcher ob seiner elementaren Formen der Berechnung freilich schon in unbestimmten Zahlen sehr leicht zugänglich ist. Nicht genug dessen wählen sie nun aber auch ihr bestimmtes Beispiel in der denkbar einfachsten Weise: nämlich für die Kantenlänge der quadratischen Grundfläche, deren Ecken beiläufig in den Orten Viereth, Unterhaid, Dörfleins und Gaustadt zu suchen wären, je 1 Stunde und für die senkrechte Höhenerstreckung des Blockes $^1/_2$ Stunde. Eine kurze Anwendung trigonometrischer und stereometrischer Formeln läßt damit dessen körperlichen Inhalt ohne weiteres in Kubikstunden erstehen.

Dieses Maß aber ist — ganz abgesehen davon, daß der ihm zugrunde liegenden Einheit von 1 Stunde der doppelte Begriff einer Zeiteinheit (Zeitstunde) und einer Längeneinheit (Wegstunde) innewohnt — ungebräuchlich. Als begeisterte Jungbürger des eben erst erstandenen bayerischen Königreichs ersetzen es die beiden Verfasser daher durch das in dem angefallenen Franken neu eingeführte

[1]) Schmötzer und Jäck, S. 102.

Würfelmaß des bayerischen Kubikfußes. Nach Riedl die Wegstunde zu 12713 baier. Fuß annehmend erhalten sie so für das Fassungsvermögen des von ihnen abgegrenzten Beckens 1730533524541,1298 Kubikfuß. Um diesen Behälter durch Regnitz und Main füllen zu lassen, eignen sie nach der bekannten Hochstifts-topographie des Banzer Benediktiners und Bamberger Universitätsprofessors Johann Baptist Roppelt[1]) dem ersteren Flusse eine Breite von 160, dem letzteren eine solche von 100 sowie beiden je eine Normaltiefe von 5 und eine Strömungsgeschwindigkeit von 2 Fuß zu — die Fuße diesmal freilich in Nürnbergischem Maße gerechnet, wie es seinerzeit in dem wissenschaftlichen Franken allgemeine Verbreitung gefunden hatte (1 Nürnberger Fuß = 1,04 baier. Fuß). Dadurch stellt sich die Menge des in 1 Jahre in die gedachte Talkufe eingedrungenen Wassers auf 110328364872 baier. Kubikfuß und die dazu notwendige Zeit auf 15,6853 Jahre.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist indessen nur ein einziger Schritt. Auch Schmötzer und Jäck haben sich nicht abhalten lassen ihn zurückzulegen. So haben sie, wie die vorstehenden Ergebnisse bekunden, den Inhalt ihres phantastischen Wasserbeckens auf nicht weniger denn 4 Dezimalstellen d. i. auf Zehntausendtel eines Kubikfußes genau berechnet. Ein solches Verfahren ist der helle Wahnsinn. Wenn sich's wie hier um Billionen und Milliarden von Einheiten handelt, dann besitzt es doch unbedingt gar keine Berechtigung ein Ergebnis auf Tausender, Hunderter, Zehner und Einer geschweige denn auf Zehntel, Hundertel, Tausendtel und Zehntausendtel angeben zu wollen. Eine Abrundung auf die Millionenstelle hätte im Gegenteil im vorliegenden Falle mehr als genügt, da sie das Resultat immer noch auf $\frac{6}{1000000}$ % genau dargeboten hätte — eine Genauigkeit, wie sie bei keinem Probleme der Welt auch nur annähernd erreichbar und auch niemals notwendig erscheint. Diese übertriebene Kleinspalterei unserer Gewährsmänner ist dabei umso erstaunlicher, als dieselben bei dem künstlichen Zuschnitte ihres Talbeckens und bei der viel zu großen Annahme der Steilheit der es umschließenden Bergabhänge leichten Herzens Millionen und Milliarden von Kubikfußen verschenkt haben. Indessen wollen wir mit dieser Genauigkeitskrämerei nicht allzuscharf ins Gericht gehen, da auch unsere Zeit sich von dergleichen in Gedankenlosigkeit wurzelnden Unbegreiflichkeiten leider nicht frei zu halten pflegt. So verzeichnet ja auch sie beispielsweise die Höhenlage unserer Bahnhofsteige über der Nordsee auf Millimeter genau. Für einen Bahnhof 300 m über dem Meere gelegen bedeutet diese Angabe in Millimetern also eine Erstreckung bis auf $\frac{1}{3000}$ %. Nun besitzen aber unsere Meßinstrumente sowohl wie unsere Beobachtungsmethoden und Rechnungsweisen, deren tätigem Zusammenwirken der Bahnhof die Ermittlung seiner Erhebung über den Meeresspiegel verdankt, gewöhnlich eine Reihe von Fehlerquellen, die, mögen sie auch noch so stark hinabgedrückt werden können, doch immer noch über ein beträchtliches Viel-

[1]) Johann Baptist Roppelt, Historisch-topographische Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts und Fürstenthums Bamberg . . . (Nürnberg 1801).

faches dieser $\frac{1}{3000}$% herübergreifen: so daß es geradezu widersinnig anmutet aus der Anwendung und Handhabung der drei mit solchen Unsicherheiten behafteten Elemente die vollste Zuverlässigkeit des Ergebnisses erwarten zu wollen [1]).

Wenn also darum auch, wie man erkennt, die Gegenwart keine besondere Ursache besitzt mit der Überrechnerei unserer beiden fränkischen Landsleute ihren Spott zu treiben, so bleiben doch ihre Bedenken gegen die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der übrigen Annahmen und Schlußfolgerungen derselben voll bestehen und damit ein Unterschied in dem Verhalten der Kritik von damals und heute. Nicht als ob die französische Revolutions- und die ihr nachfolgende napoleonische Kaiserzeit unkritisch gewesen wären: im Gegenteil sprühen uns aus den literarischen Erzeugnissen jener Tage nur allzu häufig ebenso eingehende als leidenschaftliche Besprechungen und Erörterungen entgegen. Aber sie betreffen Vorwürfe aus dem Gebiete der sogenannten exakten Wissenschaften, der Naturwissenschaften, der Mathematik, der Heilkunde u. a., nur zum geringen Teile. Und so ist denn auch die zeitgenössische Bemerkung des Buches von Schmötzer und Jäck in der Oberdeutschen Literaturzeitung vom Jahre 1806 [2]) und in der National-Chronik der Teutschen vom gleichen Jahre [3]) ziemlich harmlos und nichtssagend ausgefallen. Denn der wortgetreue Abdruck des mathematischen Ergusses der beiden Bamberger Bibliothekare in der letzteren kann, so schmeichelhaft er für die Genannten auch erscheinen mag, unmöglich als eine Würdigung der vorgetragenen Ansichten angesprochen werden. Ein weitaus besserer Beurteiler von „Bambergs Geschichte" dagegen ist der eine Verfasser Jäck selbst. Ein in der Staatsbibliothek zu Bamberg befindliches, von ihm benütztes Handexemplar dieses Buches enthält nämlich eine ganze Reihe handschriftlicher Verbesserungen und Zusätzen, aus denen mit aller Deutlichkeit hervorgeht, daß bei der Fertigung der ersten Vorlage keineswegs immer mit der wünschenswerten Gründlichkeit und Genauigkeit verfahren worden war. Dies mochte Jäck auch selbst empfunden haben. Denn seinen Zufügungen nach sollte ihre Neuauflage mit einer Karte versehen und in „Bambergs Geschichte vor der Stiftung des Bisthums" umgewandelt werden. Und wirklich findet sich das Buch unter diesem Titel bereits auf dem literarischen Denkmal verzeichnet, das Jäck in seinem „Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs" seinem Freunde Schmötzer errichtet hat [4]). Doch ist es zu der beabsichtigten Neuauflage nicht gekommen. Jäck wandte sich vielmehr, unterstützt von seinem Bruder Michael, damals Rechtspraktikanten in Bamberg, einer Fortsetzung des Werkes zu. Sie erschien in drei Bänden, freilich unter etwas uneinheitlichen

[1]) Damit soll keineswegs verneint werden, daß bei besonderen, mehr qualitativen Einzelmaßnahmen die Genauigkeitsgrenze sehr hoch liegen kann. So erzeugt z. B. eine Gäde-Diffusionspumpe eine Luftverdünnung von 0,00001 mm Quecksilber, was gegenüber dem Normalbarometerstand von 760 mm ein Verhältnis von $^1/_{760000}$ bedeutet.

[2]) München, im Verlage und aus den Pressen des königl. baier. Zeitungs-Comtoirs. S. 208.

[3]) Gmünd, bey Johann Georg Ritter. S. 1057 – 1065.

[4]) Jäck, Pantheon, S. 1014.

Titeln [1]). Aber sie stellt dem Streben Jäcks nach geschichtlicher Zuverlässigkeit ein wesentlich günstigeres Zeugnis aus, namentlich soweit es die Aufhellung der Beziehungen der verschiedenen hochstiftisch Bambergischen Gemeinden zur Reformationbetrifft. Hier ist eben bei ihm an Stelle der uferlosen Dehnbarkeit plausibler Vermutungn die knappe Strenge archivalischer Forschungen getreten, in der luxuriöse Fahrten wie jene in das geometrische Raumgebiet eines angeblichen Weltmeeres sich von selbst verbieten. Doch wollen wir über diese Abschweifung nicht noch einmal das Urteil fällen. Wir wollen sie vielmehr in einem Sinne hinnehmen, in dem auch sie uns einen gewissen Nutzen gewährt: nämlich als eine Erscheinung, geeignet der genaueren Kennzeichnung zweier Männer zu dienen, deren Vielseitigkeit allgemein anerkannt zu werden pflegt, ohne daß man bisher in ihr die Einlagerung auch eines für Laien immerhin achtenswerten mathematischen Könnens wahrzunehmen Gelegenheit haben mochte.



[1]) Materialien zur Geschichte und Statistik Bambergs, herausgegeben von den Gebrüdern Jäck, I. Theil (Bamberg 1809). — Geschichte Bambergs von der Entstehung des Bisthums im Jahre 1006 bis auf unsere Zeiten, verfaßt von Joachim Heinrich Jäck, II. Theil, oder auch: Materialien . . . von den Gebrüdern Jäck, II. Theil (Bamberg 1809). — Geschichte Bambergs von der Entstehung des Bisthums im Jahre 1006 bis auf unsere Zeiten, verfaßt von Joachim Heinrich Jäck, III. Theil (Bamberg 1810).

Die Schenkung Starcfrids

Von G. Zeißner, Pfarrer in Altenmünster



Die älteren Königsurkunden der Abtei Neustadt am Main werden von der zünftigen Kritik sämtlich als unecht oder überarbeitet erklärt. Darunter befindet sich auch eine Urkunde des Kaisers Ludwig des Frommen, welche von einer Schenkung der drei edlen Schwestern Filomuet, Helburc, Aldigart, sowie des Sohnes der letzteren, Starcfrid, an das Kloster Neustadt am Main erzählt. Diese Urkunde (abgedruckt in Mon. Boic. XXXI, 40; Kraus, Die Benediktinerabtei Neustadt am Main S. 101) wird im „Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde" 40. Bd. 2. H. S. 388 ff. abermals einer kritischen Prüfung unterzogen und als Fälschung nachgewiesen. Unter Benutzung einer echten Immunitätsurkunde Ludwigs des Frommen für das Kloster Neustadt am Main, welche von Ernst Müller, dem Verfasser jener Untersuchung, in das Jahr 816 verlegt wird, wurde die Erzählung dieser Schenkung etwa im 12. Jahrhundert durch Einschiebung als echt hinzustellen versucht nnd bis in die neueste Zeit auch allgemein als solche anerkannt. Der Zweck der Fälschung war, für eine Anzahl von Ortschaften und Güter uud für ihre Grenzen einen alten Rechtstitel zu beschaffen. Den fränkischen Lokalhistorikern wird es zur Auflage gemacht, den geschichtlichen Kern des Berichtes herauszuheben und bloßzulegen.

Jene Erzählung hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Drei Schwestern aus adeligem Stande, namens Filomuet, Helburc und Aldigart übergaben miteinander alle ihre Güter, welche sie in Ostfranken zu eigen hatten, zur Erlangung der Fürbitte der allzeit reinen Jungfrau Maria – dies wird der Wichtigkeit der Sache halber mit unserer kaiserlichen Hand bekräftigt – an vorgenanntes Kloster zu beständigem Eigentum mit unzähligen Grundholden und mit vielerlei Schmuckgegenständen, mit Gold, Silber, Edelsteinen, kostbaren Steinen, seidenen Kleidern und golddurchwirkten Stoffen, Leinwand, Geschirr, Tischtüchern und Bettüberzügen. Doch die dritte Schwester Aldigart hatte einen einzigen Sohn, namens Starcfrid, einen rüstigen und streitbaren Mann, welcher die Welt verließ, in dem oft genannten Kloster Mönch wurde und folgende Güter samt der Mutter gleichfalls demselben zuwendete: Das ganze Dorf Munster mit dem Dorf Egelezhausen sowie jegliches Eigentum zu Eberhardeshusen, ferner in Hobbach den dritten Teil jeglichen Ertrages, das Dorf Jusingen, Cella und weiterhin Cella. Damit nun dieses Besitztum nicht von den angrenzenden Gütern gemindert oder gar aufgesogen werde, übergab der vorgenannte Starcfrid das so umschlossene Gebiet der heiligen Maria der immerwährenden Jungfrau mit aller Dienstfertigkeit kraft unserer Genehmigung, vom Dorf Jusingen bis zum Tal, durch welches das Besitztum des heiligen Martyrers Bonifazius und das der heiligen Maria übergebene Gut Geroldesbergk geschieden wird, durch jenes Tal abwärts bis Breytensul, von da bis Widensul, von da zum Wilandesbrunnen, von da zur Grenze der heiligen

Maria bis zum Dorf Jusingen mit ungeschmälerter ringsum sich hinziehender Markung und dazu mit allen Erträgnissen, die irgendwie bekannt werden können, bis zur Mitte des Mainflusses".

Den geschichtlichen Kern dieser Erzählung möglichst klar und anschaulich darzustellen, soll die erste Aufgabe dieser Untersuchung sein. Im Mittelpunkt derselben steht die Pfarrei Altenmünster, früher Münster, bei Stadtlauringen. Deren Patron war seit alters die ehemalige Benediktinerabtei Neustadt am Main. Wann und unter welchen Umständen diese in den Besitz der Pfarrei Altenmünster gelangt ist, darüber ist nichts weiter bekannt. Doch glaube ich an der Hand obiger Erzählung, sowie mit Hilfe der dürftigen Nachrichten aus dem 11.—14. Jahrhundert einige Aufklärung dazu geben zu können.

Altenmünster liegt gut drei Stunden von Schweinfurt entfernt. Schweinfurt war um das Jahr 1100—1300 der Mittelpunkt eines kirchlichen Instituts, nämlich des Archidiakonats, welches erst 1429[1]) endgiltig nach Münnerstadt verlegt wurde. Zu Schweinfurt hatte auch das markgräfliche Haus Schweinfurt von 950—1100 seinen Stammsitz. Eine Markgräfin dieses Hauses, namens Eila, gründete um das Jahr 1000 ein Kloster. Der fränkische Geschichtsschreiber Stein[2]) nimmt mit Recht an, daß es ein Frauenkloster[3]) war. Darauf weise das Geschlecht der Stifterin hin, welche 1003 ihren Aufenthalt zu Schweinfurt hatte und am 18. August 1015 starb, sowie die Tatsache, daß in ihm eine Tochter Hezilos, mit Namen Jutta, einen Teil ihrer Erziehung erhalten hat. Eila war die Gemahlin des Markgrafen Berthold und die Mutter des Markgrafen Heinrich oder Hezilo, welcher seine von ihm selbst ausgewählte Grabstätte in diesem Kloster gefunden hat; ebenso wurde später Otto, der Sohn dieses Markgrafen, neben seinen Eltern beigesetzt (1057). Wo lag nun dieses Frauenkloster? Stein betrachtet als Sitz der markgräflichen Familie die Peterstirn auf dem Hainberge bei Schweinfurt. Mit der Burg war eine Kirche verbunden. Auch ein Kloster, nämlich jenes von Eila gegründete Frauenkloster, sei im Bereich der Burg gelegen. Diese Tatsache glaubt Stein aus dem Umstand schließen zu können, weil in einer von der Markgräfin Beatrix an den Erzbischof Hartwig von Magdeburg ausgestellten Kaufsurkunde vom Jahre 1100 Castell, Kloster und Kirche[4]) aufgeführt werden. Daher nennt Stein die Stiftung Eilas geradezu das Kloster auf der Peterstirn. Meines Erachtens muß diese Auffassung als nicht ganz zutreffend bezeichnet werden. Einmal stünde die Lage eines Frauenklosters bei einer Burg im Widerspruch mit der Bestimmung der Insassen, nämlich in der Stille Gebet, Arbeit und Betrachtung zu pflegen, dann widerstrebte die Lage wohl auch dem Geiste der Stifterin. Dieses Kloster muß vielmehr abseits der Burg gelegen sein, fern vom Lärm und Geräusch des Tages. Unter solchen Umständen muß man als den am meisten entsprechenden Ort das heutige Dorf Zell bei Schweinfurt annehmen, welches in einem einsamen, teilweise mit Wald umsäumten tiefen Tal gelegen zum Sitz eines Frauenklosters

[1]) J. Krieg, Die Landkapitel im Bistum Würzburg. 1916. S. 124.
[2]) F. Stein, Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt. I, 44.
[3]) Archiv des historischen Vereins für Unterfranken 1. Bd. 3. H. S. 74.
[4]) F. Stein, a. a. O. I, 38 f.

wie geschaffen war[1]). Das in der Urkunde genannte Cella, weiterhin Cella sind nach meiner Auffassung die beiden Dörfer Zell und Weipoltshausen, welche gegenwärtig eine Pfarrei bilden. Wenn Weipoltshausen nicht mit Namen aufgeführt, sondern einfach mit Cella bezeichnet wird, so liegt vermutlich der Grund darin, daß es erst später, als die Urkunde datiert ist, diese Benennung erhalten hat; sonst wäre die Fälschung gleich erkannt worden.

Auch das Wort Cella weist auf den ursprünglichen Sitz eines Klosters hin, des Frauenklosters. Im 9.—14. Jahrhundert geschah es nicht selten, daß fromme Adelspersonen in der Nähe ihrer Burg ein Frauenkloster stifteten und dort ihr Erbbegräbnis hatten. Ich verweise da auf Stiftungen vor und nach dem Jahr 1000, wie das Frauenkloster Milz[2]), St. Johanniszelle unterhalb des Wildberges[3]), Zella unter Fischberg[4]), Frauenroth, Wechterswinkel[5]), Hausen bei Kissingen u. a. Eine solche Stiftung war mit Dörfern, Höfen, Gülten, Zehnten und Zinsen ausgestattet. An der Spitze des Klosters stand die Äbtissin, welche den Nonnen in allen geistlichen Dingen vorangehen und über die regelmäßige Erfüllung der Pflichten ihrer Untergebenen wachen sollte. Die Vermögungsverwaltung und die Vertretung des Klosters nach außen in allen Stücken hatte der Präpositus oder Propst, welcher auch als Lehensherr der zu verleihenden Klostergüter erscheint. Dieser war gewöhnlich einem benachbarten Mönchskloster entnommen. Auch für dieses Frauenkloster Eilas war jedenfalls ein Propst bestellt, wenn auch nähere Nachrichten fehlen. Erst 1192 wird unter den Zeugen einer Urkunde ein Propst Friedrich von Schweinfurt[6]) genannt. Aus welchem Kloster stammte wohl der Propst? Für jene Zeit, das Jahr 1000, ist die Benediktinerabtei Neustadt a. Main in erster Linie in Betracht zu ziehen, da es das nächstgelegene Mönchskloster von Schweinfurt aus war. Die Benediktinerabtei Schwarzach war im 10. Jahrhundert in Verfall geraten, das St. Stephanskloster in Würzburg erstand erst 1057.[7])

Das in der Erzählung angeführte Munster (monasterium) erinnert daran, daß hier ehemals eine Behausung für Ordensleute stand. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit der Gründung des Frauenklosters Zell auch jene Niederlassung in Zell ihren Anfang nahm. Doch scheinen diese beiden Niederlassungen in Zell und Munster kaum hundert Jahre bestanden zu haben. Das markgräfliche Haus Schweinfurt starb gegen Ende des 11. Jahrhunderts aus. Sein Besitz ging zuletzt an das Hochstift Eichstätt über. Die Güter des eingegangenen Frauenklosters und die dazu gehörigen Dörfer, wozu ich Munster mit Egelezhausen, Eberhardeshusen,

[1]) Dieses Frauenkloster in Zell führte wohl den Namen St. Maria, was aus der Erzählung in der Urkunde deutlich erkennbar ist. So ist es erklärlich, daß das vorübereilende Gewässer Marienbach heißt. Dieser entspringt oberhalb Zell und mündet bei der Stadt Schweinfurt in den Main.

[2]) O. Dobenecker, Regesta Diplomatica necnon Epistolaria Historiae Thuringiae I., 17, 20.

[3]) M. Wieland, das Kloster zu St. Johannis Zelle unter Wildberg, 1896.

[4]) Archiv des historischen Vereins von Unterfranken. 15. Bd. 3. H. S. 332 ff.

[5]) M. Wieland, Wechterswinkel, 1899.

[6]) F. Stein. a. a. O. I, 63.

[7]) G. Link, Klosterbuch der Diözese Würzburg. II.

Hobbach, Jusingen, Cella und Weipoltshausen rechne, wurden von den Benediktinern weiter besorgt. Ob auch die Pfarrei Kronungen, welche seit unvordenklichen Zeiten der Abtei Neustadt a. Main gehörte und 1195 durch Verpachtung eines Klosterhofes erstmals beglaubigt wird, dem Frauenkloster oder dem markgräflichen Hause eigentümlich war, soll dahingestellt bleiben.

Da nach dem Erlöschen des markgräflichen Hauses die Burg nicht mehr bewohnt war, so schlugen die Mönche hier ihren Wohnsitz auf und walteten ihres Amtes. Den Namen Benediktinerabtei behielt die Mönchsniederlassung wohl von dem Frauenkloster bei. An ein selbständiges Kloster ist dabei weniger zu denken. Eine Ausbreitung der Niederlassung auf der Peterstirn war auch durch die im Umkreis nach und nach entstandenen Männerklöster Heidenfeld 1071, Theres 1043, Bildhausen 1156 unterbunden. Soviel auf Grund der bekannten Nachrichten über den Weg, auf welchem die Abtei Neustadt a. Main in den Besitz der Pfarrei Altenmünster gekommen ist. In der „Schenkung Starcfrids" wird dieser Übergang versinnbildet durch das Vermächtnis der drei Schwestern Filomuet, Helburc und Aldigart, gleichsam als Vertreterinnen des von Eila gestifteten Frauenklosters, nochmals bekräftigt wird er durch den Eintritt Starcfrids [1]) in das Kloster Neustadt a. Main und durch die Übergabe seiner Güter gleichsam als Erbe der Mutter und ihrer beiden Schwestern. Aus diesem Tatbestand mußte der rechtmäßige Besitz der Pfarrei Altenmünster und ihrer Einkünfte für die Abtei Neustadt a. zur Genüge hervorgehen.

Nun kommt eine andere Frage zur Behandlung! Warum war ein Rechtstitel für die Pfarrei Altenmünster notwendig? Von welcher Seite drohte ihrem Besitzstand Gefahr? Die geistliche Jurisdiktion über das Kloster auf der Peterstirn, das Visitationsrecht und die Confirmation des Propstes gebührte dem Bischof von Würzburg. In dieser Eigenschaft berichtete Bischof Iring [2]) an Papst Urban IV., es seien laute Klage über Vernachlässigungen und andere schwere Vergehen gewisser Äbte und Mönche des in Schweinfurt gelegenen und seiner Diözese untergebenen Klosters des Benediktinerordens zu Ohren gekommen, und er habe es für seine Pflicht gehalten, darüber Untersuchung zu pflegen. Nur noch zwei Klosterinsassen seien vorhanden, nämlich nur 1 Priester und 1 Diener. Er habe daher kraft seiner ordentlichen Jurisdiktion für Unterbringung derselben in anderen Klöstern ihres Ordens Sorge getragen und bitte, daß der Papst dieses genehmige und ihn ermächtige, an ihre Stelle in dieses Kloster die Brüder vom deutschen Spitale zu Jerusalem, welche in Livland und Preußen für die katholische Kirche gekämpft hätten und für die Verbreitung und Pflege des kirchlichen Lebens eifrig besorgt seien, eintreten zulassen. Der Papst erteilte hiezu seine Genehmigung mit Bulle vom 31. Janur 1263. So waren denn die Benediktiner, welche mehr die Verwalter der ehemaligen Güter des Frauenklosters waren, ihrer Stelle enthoben.

[1]) Der Name Starcfrid, Stercfried kommt übrigens in Fuldaer Urkunden des 9. und 10. Jahrhunderts wiederholt vor. Es gab auch eine Familie Starcfrideshusen (Sterbfritz), deren letztes Mitglied 1600 in Brückenau starb (Freiherr von Reitzenstein, Regesten der Familie von Sterbfritz S. 34).

[2]) F. Sein, a. a. O. I, 93.

Bei der Übergabe an den deutschen Orden wurde bestimmt, daß nur die von alters her mit dem Kloster unmittelbar verbundenen Güter dazu gehören, dagegen die Lehen an Leibeigenen und Gütern nicht darunter begriffen, sondern für das Hochstift Eichstätt zurückbehalten seien. 1294 wurde dem deutschen Orden auch das Vorkaufsrecht auf alle dem Hochstift Eichstätt noch zugehörigen Gülten und Zinsen um Schweinfurt eingeräumt.

Die Brüder des deutschen Hauses Schweinfurt und wohl auch das seit 1275 bekannte deutsche Haus Münnerstadt waren in den Genuß der ehemaligen Güter des von Eila gestifteten Klosters eingetreten. Welche Änderungen folgten dieser Besitznahme in den obengenannten dem Frauenkloster zugerechneten Dörfern? Ein Urbarium des deutschen Hauses Schweinfurt vom Jahre 1313[1]) unter dem Commenthur Graf Heinrich von Henneberg ist nun geeignet, weitere Aufschlüsse zu geben. In Münster hatte 1313 das deutsche Haus Schweinfurt 16 Lehensleute und die niedere Gerichtsbarkeit; Egelezhausen und Eberhardeshausen sind dort zwar nicht genannt, aber aus späteren Nachrichten ist bekannt, daß das deutsche Haus Münnerstadt in Egelezhausen allein die vogteiliche Gerechtigkeit hatte, wohl auch Einkünfte in Eberhardeshausen, in Hoppach hatten beide Häuser von 16½ Lehensleuten die Einkünfte je zur Hälfte, dazu die niedere Gerichtsbarkeit, in Jusungen war dasselbe Verhältnis, beide hatten 16 Lehensleute; in Zelle waren beiden Häusern gemeinsam die Einkünfte von 21 Lehensleuten; Wiepoltshausen war dem deutschen Hause Schweinfurt allein Zinsen und Abgaben pflichtig. Aus dieser Darstellung folgt, daß die Dörfer Münster, Hoppach, Jusingen, Zelle und Wiepoltshausen dem deutschen Orden damals so gut wie ganz gehörten, Egelezhausen und Eberhardeshusen wohl in ähnlichem Maße. Auf Grund der „Schenkung Starcfrids" hatte in diesen Ortschaften auch die Pfarrei Altenmünster (Münster) Einkünfte und Rechte. Nicht bloß in Hoppach stand ihr der dritte Teil des Ertrages zu, sondern wohl auch in Jusingen und ganz sicher in Zelle. Über diesen letzteren Ort wird in dem Urbar von 1313 bemerkt, daß der große und kleine Zehnt zu zwei Teilen dem Deutschen Hause zu Schweinfurt, ein Drittel aber dem Pfarrer gehöre. Damit stimmt eine Mitteilung des Pfarrbuches Altenmünster vom Jahre 1687 überein, nach welcher vor Zeiten Zell ober Schweinfurt eine Filiale der Pfarrei Münster gewesen sei. Der Pfarrer habe da etliche Male im Jahre den Gottesdienst verrichten müssen und habe am Zehnten, er sei groß und klein, tot und lebendig, ein Drittel gehabt. Dieser Anteil sei im letzten Markgräflerkrieg (1553) nach Schweinfurt verwendet worden. Egelezhausen, nun Wüstung Ellertshausen, Hobbach, nun Wüstung bei Hoppachshof, Jusingen, nun Wüstung Jeusing, waren um 1480 bereits eingegangen.[1])

Bieten der Umstand, daß die Brüder des Deutschen Ordens nur in den Dörfern Munster mit Egelezhausen, Hobbach, Jusingen und Cella gemeinsame Einkünfte hatten, nicht auch in drei anderen Dörfern der Umgegend, sowie die ungewöhnliche Art ihrer Aufzählung in der „Schenkung Starcfrids" eine Be-

[1]) Arch. des hist. Ver. v. Ufr. 22. Bd. 2. u. 3. H. S. 553 ff.

[1]) G. H. Kretzer, Geschichte des Amtsgerichts und der Pfarrei Maßbach, S. 42, 44.

stätigung meiner Annahme, daß sie ehemals zu dem von Eila gestifteten Kloster gehörten, so ist andererseits das Prädium Geroldesbergk nicht diesen anzugliedern. Es war bloß der Pfarrei einverleibt und wird daher in seinen Grenzen genauer bestimmt. Dieses Prädium Geroldesbergk muß die Filiale Sulzdorf bei Stadtlauringen sein. Auffallenderweise wird sie nicht mit Namen genannt, sondern der ertragsfähigste Teil ihrer Markung durch den Geroldesbergk, nun Kerlachsberg, Breytensul, nun Saul, Widensul, nun Sulz, Wielandesbrunnen, nun am langen Brunnen gekennzeichnet. Das Tal des Sulzbaches bildete die Grenze für den benachbarten, ehemals fuldaischeu Besitz. Warum dieses seltsame Gebahren? Dazu lag wohl ein besonderer Grund vor. Sulzdorf ist der Nachbarort der Cent und des früheren Pfarrsitzes Wettringen. In den ältesten Zeiten nun bildete die Pfarrei mit den zur Cent gehörigen Dörfern einen einheitlichen Bezirk. Daß dies auch in Bezug auf Sulzdorf anzunehmen ist, dafür sprechen verschiedene Gründ. Demnach gehörte Sulzdorf sowohl zur Cent wie zur Pfarrei Wettringen. Inhaber dieser Pfarrei waren die Benediktiner von Theres. Von ihnen wurde wohl das Dorf Sulzdorf der Pfarrei Altenmünster zugeteilt. Hätte man nun in der Urkunde dieses Dorf mit Namen genannt, so wäre das ein Widerspruch mit früheren Zuständen und mit dem Datum der „Schenkung Starcfrids" gewesen. Diese selbst war leicht als Fälschung nachzuweisen.

Daß der Deutsche Orden seinen Besitzstand rings um die Pfarrei Altenmünster zu erweitern gedachte, erhellt auch aus der Tatsache, daß das Deutsche Haus Münnerstadt 1277 zwischen Volkershausen und Ballingshausen zwölf Morgen Wald kaufte (Regest. boic. Vol. IV. P. I 770). Mit dieser Erkenntnis und im Zusammenhang mit den vorhergehenden Ausführungen drängt sich der Schluß auf, daß auch die Pfarrei Altenmünster und ihre Einkünfte vom Deutschen Orden bedroht waren. Über kurz oder lang mußte sie in seine Gewalt übergehen, wenn nicht eine rettende Tat die Abtei Neustadt am Main vor diesem Verlust bewahrte. Eine Fälschung in der eingangs erwähnten Form konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Mit Fug und Recht darf man daher die Entstehung der „Schenkung Starcfrids" in die Zeit von 1263—1300 verlegen, somit gegen Ende des 13. Jahrhunderts.

Daß namentlich das Deutsche Haus Münnerstadt Ansprüche auf die Pfarrei Münster geltend machte, dafür spricht noch folgende Begebenheit. Durch Schreiben[1]) vom 1. Dez. 1357 teilt Fürstbischof Albert von Hohenlohe dem Abte zu Schlüchtern mit, der Abt Gottfried von Neustadt habe nach dem Tode Gerhards den Pfarrer Otto von Rieneck auf die Pfarrei Münster präsentirt. Dieser Abt behaupte, der Patron der dortigen Pfarrkirche zu sein und das Vorschlagsrecht zu besitzen. Weiterhin schreibt der Bischof: „Während Bertold von Retingen sich anfänglich widersetzte und behauptete, ebendiese Pfarrkirche in Münster stehe ihm zu kraft der Fürsorge und Genehmigung des apostolischen Stuhles, wie er vorgibt, so hat doch dieser Bertold von vorgenannten apostolischen Stuhles Gnade auf das Recht, soweit es ihm in genannter Pfarrkirche oder bei derselben zukam, aus freien

[1]) J. A. Kraus, a. a. O. S. 204 f.

Stücken, wie es heißt, verzichtet". Wer war wohl dieser Bertold von Retingen? Wie aus dem Schreiben ersichtlich ist, muß es eine bekannte und angesehene Persönlichkeit gewesen sein. Nun wird 1354 ein Berthold Wilhelm, Bischof Sigenensis, Commenthur und Pfleger des deutschen Hauses Münnerstadt[1]) genannt. In Verbindung mit den früheren Darlegungen über den Deutschen Orden drängt sich da unwillkürlich der Gedanke auf, daß dieser Berthold Wilhelm und Bertold von Retingen ein und dieselbe Person sein mögen. Daß bei dieser Verzichtleistung die „Schenkung Starcfrids" ausschlaggebend gewesen sein dürfte, ist mehr als wahrscheinlich.

Ein weiteres Ergebnis dieser geschichtlichen Darlegung ist, daß die Pfarrei Altenmünster nicht um 817 oder 823, wie die Urkunde Ludwigs des Frommen glaubhaft machen will, sondern erst nach dem Jahr 1000 entstanden ist. Sie ist ein rein zufälliges Gebilde und hat sich in dieser Verfassung bis auf unsere Zeit erhalten.



Verse

Von **Wilhelm Widder**

1. Beschaulicher Kreis

Am Kirchtum oben der Hahn noch allein
darf sich jetzt des goldenen Lichtes erfreu'n
und einige Wipfel am Waldesrand . . .
Dann schweigendes Dunkel weithin durch das Land –

Und Altvater Mond mit dem heit'ren Gesicht
allein im beschaulichen Kreise noch spricht.
Im Raume viel lichtfrohe Geisterlein schweben,
die singen wie Kinder vom Blühen und Leben,
so hell und so fein . . .

2. Jugend

Der Morgen graut – noch trunken lallt und lärmt der Zecher Schar
Schon streicht das Zwielicht über Hand und Haar –
lind in die Tasten greifst Du – Klang auf Klang . . .
Beethoven ist uns nah; hörst Du's, wie eines Riesen Gang . . .

Die Wolken färben sich,
Der Kiefern schwarze Schwermut säumt des Morgens Glut
Und goldner Ströme kühle Kraft fließt hell durch unser Blut.

---

[1]) N. Reininger, Münnerstadt und seine nächste Umgebung. S. 31.

Das Prinzessinnenhaus in Kulmbach

Von **Hans Eber**, München



ulmbach, die alte fränkische Kleinstadt, ist den meisten Lesern nur wegen des Bieres bekannt; nach dieser Seite hin genießt der Ort Weltruhm, während seine Geschichte, die in so innigem Zusammenhang mit der Reichsgeschichte steht, nahmen doch die Hohenzollern 1415 von hier aus Besitz von der Mark Brandenburg, wie selten die einer anderen Siedelung den meisten Leuten fremd ist. Daher findet auch die Stadt, an der Bahnlinie Hof – Bamberg – Würzburg gelegen, wenig Beachtung; nur dem gewaltigen Massiv der Plassenburg, das sich auf dem Nordostende des Rehberges erhebt, schenkt man beim Vorüberfahren einigermaßen Aufmerksamkeit. Dunkelgrau schaut das Gemäuer auf die Stadt herunter, ganz finster, als wollte es den riesigen Kaminen die Meinung sagen, daß sie ihm andauernd die Rauchwolken ins Gesicht blasen. Ganz verträumt aber schaut die Burg in die Welt hinaus, als dächte sie vergangener Zeiten, wo in den engen Gassen der Stadt in feinen Karossen Prinzen und Prinzessinnen einherfuhren, wo hohe Herren mit Perücke und Schnallenschuh lustwandelten. So ganz verwischt ist ja dieser historische Zauber noch nicht; die neue Zeit hat sicherlich einzelnen Teilen der Stadt ein ganz modernes Gepräge aufgedrückt, aber Erinnerungen sind doch noch geblieben in zahlreichen Baulichkeiten. Wer will, kann in Kulmbach die Stilarten vieler Jahrhunderte studieren. Da ist schon die Plassenburg ein architektonisches Museum; denn vom letzten Überrest der alten Burg, den mächtigen Buckelquadern in der Nordostecke angefangen, die der Pfalzgraf von Burgund und Herzog von Meran Otto der Ältere um 1229 erbaute, bis zu den im letzten Menschenalter erfolgten Erweiterungsbauten des Bayrischen Justizministeriums sind alle Änderungen noch deutlich zu erkennen.

Das Rondell der Hochburg, ehedem schwer bestückt, bietet eine wundervolle Aussicht: „Das lachende Maintal, die waldbekränzten Höhen, die Berge des Jura im blauen Dufte und zu Füßen die Stadt mit ihren roten Giebeldächern, darüber Sonnenglast webt. Hämmern und verworrene Geräusche, von emsiger Arbeit zeugend, dringen gedämpft ans Ohr, liebliche Vogelstimmen erschallen aus den Baumwipfeln, Gesträuchen und zu Bäumen erwachsenen Fliederbüschen; frohes Winzerleben zaubert uns der Anblick einiger Reben am Festungsberge vor, eines spärlichen Überrestes der markgräflichen Weinberge, die in geschützter sonniger Lage einen wirklich guten Wein auf die fürstliche Tafel lieferten“.[1])

Viel wäre von der Plassenburg zu berichten: Ernstes und Heiteres, aber wir wollen uns damit hier nicht weiter beschäftigen. Wer nämlich glaubt, Geschichte hätte sich nur hier oben abgespielt, der irrt sich; denn vielfach sind die Fäden, die von dem alten Bau auf der Höhe herunterleiten zur Stadt, die

---

[1]) Nach Dr. Küffner: Plassenburg, eine leerstehende Hohenzollernburg. Die Reben erfroren 1705 fast alle und wurden nicht mehr nachgepflanzt.

mit ihrem Edelsitze Freude und Leid getreulich teilte, war es nun im Husitten-, Bauern- oder Dreißigjährigen Kriege. Freilich ruhiger ist es geworden, als Markgraf Christian 1603 die Residenz nach Bayreuth verlegte, aber Beziehungen bestanden doch noch zwischen der alten und neuen Residenz, wie manche Gebäude der Stadt beweisen, von denen das Prinzen- und Prinzessinnenhaus die bekanntesten sind. Das letztere liegt nahe am Ende der oberen Stadt und stellt einen fast schmucklosen Bau vor. Das Haus ziert das Brandenburgische Wappen mit dem Namenszug der Prinzessin, deren Lebensschicksal selbst der Philosophin auf dem markgräflichen Thron, Sophie Wilhelmine, interessant genug erschien, um es in ihren Memoiren[1]) festzuhalten.

Christiane, Sophie, Wilhelmine, deren Geschichte wir hier erzählen, war als die einzige Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth am 6. Jan. 1701 geboren. Ihre Erziehung genoß sie zu Dresden am Hofe ihrer Tante, der Königin Christine Eberhradine von Polen, wo sie bis zum 12. Lebensjahre verblieb, um dann zu ihren Eltern zurückzukehren. Über ihr ferneres Geschick erzählt die Markgräfin Sophie Wilhelmine in ihren Memoiren:

. . . . „Die Prinzessin war schön, und ihre Reize gaben denen ihrer Mutter nichts nach, nur war ihre Taille so fehlerhaft, daß durch keine Kunst nachgeholfen werden konnte. Unter die Bewerber um ihre Hand gehörte unter andern auch mein Schwiegervater (der nachherige Markgraf Georg Friedrich Karl), welcher präsumtiver Erbe der Markgrafschaft war, da der Markgraf keine männlichen Kinder hatte. . . . . Die Markgräfin konnte aber diesen Prinzen nicht leiden. Ihre Tochter hatte die nämlichen Gesinnungen gegen ihn; allein die Schönheit, die Sanftmut und das einnehmende Betragen der letzteren flößten dennoch der Markgräfin eine schreckliche Eifersucht ein, umsomehr, da der Markgraf für die Verbindung seiner Tochter mit dem Prinzen von Kulmbach günstig gestimmt war. Sie beschloß daher, um diese Heirat unmöglich zu machen, die Prinzessin ins Unglück zu stürzen, warf zu dem Ende ihre Augen auf einen gewissen Vobser, der Kammerherr ihres Gemahls war, und ließ ihm 4000 Dukaten versprechen, wenn er es dahin bringen könnte, daß die Prinzessin von ihm schwanger würde. Vobser war über diesen Antrag ganz entzückt. Er machte der Prinzessin lange die Cour, ohne jedoch etwas anderes zu erlangen, als daß sie ihn mit Verachtung und Geringschätzung begegnete. Da nun die Markgräfin sah, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziele kommen würde, so richtete sie es mit Hilfe der bestochenen Dienstboten so ein, daß sich Vobser einst nachts in das Schlafgemach der Prinzessin schlich und daselbst verbarg, worauf man sie mit ihm einsperrte. Vergebens weinte, vergebens schrie sie, Vobser erreichte endlich doch seine Absicht. Seine Ergebenheit, die zarte Ehrerbietung, mit der er sie behandelte, die Tränen, die er vergoß, rührten die Prinzessin. . . . . . Die Prinzessin hörte auf seine Vorspiegelungen. Die Liebe tat das Weitere . . . Die Zusammenkünfte wurden endlich so häufig, das sich die Prinzessin schwanger fühlte. Die Markgräfin,

[1]) Memoires de Frederique Sophie Wilhelmine, Markgrave de Baireuth. Brunswik 1810, Tom. II Seite 140 ff.

welche mit dem Herrn Stuterhein, dem ersten Minister ihres Gemahls, die ganze Intrique geleitet hatte, wurde sogleich von dem Gelingen ihres Planes in Kenntnis gesetzt; sie stellte sich aber, als wenn sie die Schwangerschaft ihrer Tochter nicht bemerkte, die ihrerseits natürlich alles aufbot, um den Zustand, in dem sie sich befand, aller Welt zu verbergen. . . . . Inzwischen stellte sich die Prinzessin, als wenn sie krank wäre und Wassersucht zu befürchten hätte . . . . Endlich nahte die Zeit der Entbindung heran. Die Markgräfin begab sich mit ihr auf Eremitage, während der Markgraf und Vobser sich nicht weit von dort auf der Jagd belustigten. Hier wurde denn die arme Prinzessin von Geburtswehen überfallen und hatte dabei nicht die Festigkeit, die Ausrufungen zurückzuhalten, welche ihr der Schmerz erpreßte. Die Markgräfin lief herbei. Sie kam gerade in dem Augenblick, wo ihre Tochter zwei Zwillingsknaben gebar, deren Gesichter schwarz wie die Hölle waren". (Weil sich die Prinzessin zu stark geschnürt hatte). „Diese Kinder ergreifend und in den Armen tragend lief sie nunmehr ungeachtet der Bitten und Vorstellungen der Anwesenden überall umher und zeigte sie jedermann, indem sie ihre Tochter eine schamlose Weibsperson nannte und es allenthalben ausbreitete, daß sie soeben niedergekommen sei. Man schickte sogleich eine Stafette an den Markgrafen, um ihm diese schreckliche Nachricht zu hinterbringen. Vobser stand eben an seiner Seite, als er den Unglücksbrief las, sah den Markgrafen erblassen, schloß daraus, daß die Entbindung der Prinzessin erfolgt sei und rettete sich so schleunig als er konnte, so daß er schon, ehe der Markgraf sich von seinem Staunen zu erholen vermochte, weit entfernt war."

Damit war für Vobser sowohl als auch für die unglückliche Prinzessin keineswegs die Angelegenheit erledigt, obwohl die beiden Kinder kurz darauf starben. Christiane Sophie Wilhelmine wurde zunächst auf die Plassenburg gebracht und dort strenge bewacht. Gerne hätte ihr früherer Verehrer, der Markgraf Friedrich Karl[1]), ihr Los gemildert, aber der Onkel der Unglücklichen, der König von Polen gab es nicht zu. Erst nach und nach begann man das ganze Verbrechen gegen die Prinzessin vom rechten Standpunkte aus zu beurteilen und gewährte ihr dann einige Freiheiten, die sie zu vorübergehendem Aufenthalt nach Hohenberg und Selb führten, bis sie 1727 ständigen Aufenthalt im Prinzessinnenhaus zu Kulmbach nahm[2]), wo sie nun frei verkehren durfte.

Einiges Licht in die ganze Angelegenheit dürfte die Klage Vobsers auf Auszahlung der 4000 Dukaten gebracht haben, der sich zudem auf ein von der Prinzessin ausgestelltes Eheversprechen stützte, das diese ihrem Verehrer aus reiner Liebe niederschrieb.

Diese „Obligation" lautet[3]):

[1]) Zum Glück starb Georg Wilhelm sehr bald nach der peinlichen Geschichte, sonst dürfte es der Markgräfin und ihren Helfern nicht zum besten ergangen sein.

[2]) Dieses Haus war ursprünglich nur Privathaus, das sich der ehemalige Plassenburgische Archivar im Jahre 1729 hatte erbauen lassen. Durch Zukauf mehrerer anderer Häuser wurde es bedeutend vergrößert. (Culmbach und Plassenburg von J. C. E. v. Reiche, Bayreuth 1796).

[3]) Beisp. des Guten aus der Geschichte Kulmbachs von A. W. Heckel; aus einem Nachlaß des Konsistorialrats Dr. Kapp, Bayreuth.

„Hiermit schreibe und verspreche ich Ihnen im Namen der hl. Dreifaltigkeit, daß ich Ihnen mein Engels Vobser ewig treu sein und bleiben will und soll es Gott an jenem Gerichtstage von mir fordern, und mich ewig verlassen, wenn ich Ihnen verlasse. Der Herr sage Amen dazu und helfe uns dereinsten um der heiligen gebenedeiten Wunden Jesu Willen zusammen.

Christiana Sophia Wilhelmina P. z. B. B.
Erlangen, den 23. Februar 1722.

Der Kammerherr verlor selbstverständlich seinen Prozeß und erhielt weder die Hand der Prinzessin noch das Geld. Die Prinzessin selbst hatte sich unter dieser Zeit (der Prozeß spielte Anfang 1728) sehr verändert und war zum Schrecken des regierenden Markgrafen Georg Friedrich Karl (wohl durch den Einfluß ihrer Mutter, die mittlerweile einen Grafen Hodig in Schlesischen geheiratet hatte und auch zum Katholizismus übergetreten war) katholisch geworden. Sie blieb es auch eine lange Zeit hindurch, obwohl man ihr die Ehrenwachen entzog und die Kulmbacher Bürgerschaft eine feindselige Haltung gegen sie einnahm, weil sie allzu vertrauliche Beziehungen mit den Inwohnern des „Mönchshofs" unterhielt u. a. Dinge wegen. Gequält von Gewissensbissen kehrte Christiana Sophia Wilhelmina aber zu ihrer alten Religion zurück (1734) und erwarb sich damit nicht nur die volle Gunst des Bayreuther Hofes wieder, sondern auch der gesamten Einwohnerschaft Kulmbachs, die sie geradezu als Wohltäterin und edle Frau verehrte bis zu ihrem Tode (15. Juli 1749). In der Petrikirche wurde sie beigesetzt.

So predigt das stille alte Haus am oberen Markte von dem wechselvollen Schicksale einer hohen Frau, die das Glück sah, aber nicht besaß und im Beglücken der anderen Trost und Linderung suchte. Wilhelminenruhe nannte sie den heutigen Prinzessinnengarten[1]), in dem sie so gerne weilte und in einsamen Stunden oft ihrer verlorenen Jugend gedacht haben mag, die ihr eine kokette und gewissenlose Mutter raubte.



[1]) Zu seiner „Anrichtung" wurden vier Privatgärten und noch einige andere Stücke zusammengezogen und mit schönen Alleen, Bogengängen und Springbrunnen verziert. (Culmbach und Plaßenburg v. J. C. Ev. Reiche, Bayreuth 1796).



Der klügste Kaufmann

Von **Johann Ott**[1])

Den klügsten Kaufmann sag' mir an!
Ist's jener, der von Ispahan
Den schönsten Purpur sich bezieht?
Ist's jener, der von Mossul holt
Das feinste Linnen? Indiens Gold
In schwerbeschlagnen Kisten sieht? –

In wessen Seele Glaube wohnt,
Im Herzen Gottes Gnade thront,
Der ist der klügste, weil er fand
In dieses Lebens eitlem Tand
Die schönste Perle, welche gleich
Gewertet ist dem Himmelreich.



Die drei größten Herrscher der Welt

A lustig's Gschichtla in Bareither Mundart von **Friedrich Einsiedel**, Bayreuth

– – – Wall mer grod so schee beisamm senn, will ich Eich hortig gschwind nuch a klas Gschichtla dazeehln:

Also es wor amoll inara Bum-Schul, wo Bärschla mit ocht Johrn nei genga. Lustiga, klana Wackasla, die wo aufbassn wie die Heekalasmachä, wenns wos za heern und za sehng gibt. Walls grod nuch aweng Zeit gem hot bis zum Schluß vo der Schtund, schtellt der Lehrä o seina Bum Froogn ausn Leem, wie er des eftersch tut. „Wer von euch kann mir sagen, welches die Namen der drei größten Herrscher der Welt sind?" froogt er und schaut, wos seina Kadettn fir Gsichtä schneidn. No, griß Gott, die reißn die Aung net schlecht auf, wie sa die Froog heern und schaua anandä o. Sunst worn immä a por Fingerla in der Heeh, owä heint hot sich nix grihrt. „Also, das wißt ihr nicht, drum will ichs euch sagen. Die drei größten Herrscher der Welt sind: „Kaiser Wilhelm von Deutschland, der Zar von Rußland, und der König Eduard von England". (Der hot nämlich damals nuch glebt, der Edward der Dicke!) – „Wer kann mir das jetzt schon nachsagen?" frogt der Lehrä. Richtig sen a por dabei gwesen, die hams tadllos fertig gabrocht. Da wor owä so a Bärschla in der Schul, der hot immä aweng längä gabraucht wie die annern, bis er wos begroffn hot, und den hot sich der Lehrä als Richtschnur gnumma. Wenn er wissn wollt, ob allas sitzt, wos er sein Buman glehrt hot, dann hot er blos es Schorschla gfroogt, so hot nämlich des Briederla mitn Vornoomä ghaaßn. Wenns der gwißt hot, dann hams alla gwißt. Also froogt er: „Nun, Schorschla, kannst auch du mir schon sagen, welches die drei größten Herrscher der Welt sind?" – „Naa, Hä Lehrä", schmettert der raus, grinst recht schee truckn dazu und fehrt sich mitn Rockärml iber die Nosen.

---

[1]) Dieser frühvollendete fränkische Landsmann wurde geboren am 30. 9. 1862 zu Gasseldorf (B.-A. Ebermannstadt) und starb am 16. 1. 1898 als Pfarrherr von Michelfeld bei Pegnitz. Das obige Gedicht schrieb er in ein Stammbuch. Wir veröffentlichen es nicht nur als prächtiges Glaubensbekenntnis einer abgeklärten Weltauffassung, sondern auch zu erbaulichem Trost für die vielen, die in diesen schweren Zeiten Zorn und Scham ergriffen hat über die ungeahnte Ausbreitung des Wuchergeistes. Von all den unklugen Wuchersündern wird keiner seine schwerbeschlagenen Kisten durch das Tal des Todes schleppen.

„So, dann komm' einmal heraus zu mir, dir will ich es besonders begreiflich machen!" – Es Schorschla schteigt naus zum Herrn Lehrä und schtellt sich neba sei Pult hin. Der macht in Pultschub auf, kromt aweng drin rum und brengt drei Knepf zum Vorschein. Die legt er afs Pult und soogt: „So, Schorschla, jetzt passe einmal recht auf. Da habe ich drei Knöpfe, von denen jeder einen Herrscher der Welt vorstellt. Der 1. Knopf ist der Kaiser Wilhelm von Deutschland, der 2. ist der Zar von Rußland und der 3. der König Eduard von England. Jetzt nimmst du diese drei Knöpfe mit heim und lernst an ihnen die Herrscher der Welt. Und morgen, wenn ich dich darnach frage, mußt du mir die richtige Antwort geben können, sonst –, na, du weißt schon, was dann folgt!" – – – Verständnisvoll reibts Schorschla sei Voboofeitn, schteckt die drei Knepf in die Hosataschn und schiebt widdä af sein Platz. Dann hot der Hausmaasta gschellt und die Schul wor aus. –

Sunst wors Schorschla aanä vo die ärgstn Rennä und Wärgä af der Schtroßn, owä hein is er schee schtaad gwesn und hot die drei greßtn Herrschä der Welt in der Hosataschn kerzagrod haamgatroong. Ab und zu probiert er's mit seina Knepf und brengts scho recht schee zamm. Beim Mittoogessn – Erdepflklees und Schweinas hots gem – haut er nei wie a Schtaabrechä. Af amoll legt er Messer und Gobel no, ziegt an Knopf noochn andern aus der Hosataschn und murmelt wos vor sich hie. Der Vattä und die Muttä schaua aweng, soong ower nix, walls Schorschla glei drauf weiter ißt. Vier Kleeß – ower fei kaana klan! – und a scheß Schtickla Schweinabrotn schlicht er nei, dann hebt er 'n Tellä auf wie a Kaffeeheffala, schlierft die Brie raus, fehrt sich mitn Rockärml ibers Göschla und setzt sich hinter sei Schiefertofl. – – – —

In andern Toog za Frieh soogt die Muttä zum Vattä: „Wos er ner hot, der Bu, heint Nocht hot er fort wos gsogt im Traam von Kaiser Wilhelm, vom Zar von Rußland und vom Keenig von England!" „No!" soogt der Vattä, „des werrn sa halt fir die Schul aufhoom".

Wie die Muttä dann g'sehng hot, daß es Schorschla wie sunst zwaa Laawla nei sein Kaffee brockt und quitschvergnügt rausschticht, hot sa ka Sorg mehr g'hatt, denn g'sund wor er, der Bu, des hot mer gsehng.

In der Schul wor es Schorschla heint aaner vo die brävstn; ka Schtermswärtla soogt er, er hot blos afn Herrn Lehrä gschaut. Der sicht des scho, ower er hotna mit Absicht nuch aweng zappln loßn. Endlich, die Schtund wor fast aus, ruft er: „Nun, Schorschla, welches sind die drei größten Herrscher der Welt?"

Es Schorschla schpringt auf, schteigt naus ans Pult, langt nei sei Hosataschn, zerrt an Knopf raus, schtauchtn hie afs Pult und soogt: „Des is der Kaiser Wilhelm von Deutschland!" (Brav, Schorschla, brav! lobt der Lehrer).

Dann langt er nuch amoll nei die Taschn, zerrt in zweitn Knopf raus, schtauchtn aa hie afn Tisch und soogt: „Des is der Zar von Rußland!" (Brav, sehr brav! lobt wieder der Lehrer.)

Und dann schnauft es Schorschla amoll tief auf, schautn Lehrer recht treiherzig o und schmettert raus:

„Und in Keenig Edward von England den howi nimmä, den hot mir mei Muttä ons Hosatierla hiegflickt!" – –

August Trinius †

Ein Nachruf von August Sieghardt

Die fränkisch-thüringische Alb hat einen ihrer besten Freunde, einen ihrer treuesten Verkünder, einen ihrer begeistertsten Lobredner verloren: den „Thüringer Wandersmann" August Trinius. In einer Frühlingsnacht, zwischen dem 3. und 4. April 1919, ist er hinübergeschlummert in die Gefilde des ewigen Friedens. Und wie die Thüringer, so betrauern auch wir Franken den Hingang dieses ausgezeicheten Mannes, in dem die thüringisch-fränkischen Lande einen ihrer verdientesten Söhne sahen.

Er war die lebendige Verkörperung des deutschen Wanderlebens, eine Art Scheffelischer Nachkommenschaft. So wie er zu wandern, zu schildern und zu dichten verstand, brachte es keiner fertig, wie sehr man ihm auch in allem, was er genoß und geschaffen, nachfühlen konnte. Sein feines Empfinden für die Schönheit der deutschen Heimat, vornehmlich jener in Mitteldeutschland, in Thüringen und Franken, wies dem Wanderleben neue Bahnen und wurde Tausenden, die, wie er, hinauszogen in den weiten Gottesgarten, zum Muster und Vorbild. Er hatte für das Wandern sozusagen eine neue Geisteskultur geschaffen, einen Anschauungsunterricht in der Natur und in der ihr verwandten Kunst, der das Genießen auf eine völlig neue ethische Grundlage stellte.

Er war weder Thüringer noch Franke. In Schkeudnitz bei Leipzig erblickte er am 31. Juli 1851 das Licht der Welt, das für ihn so unendlich sonnig war und das er sich bis ans Ende seiner Tage trotz schwerer Krankheit nicht verdüstern ließ. Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, studierte er darnach an der Berliner Universität. Aber in der Studierstube Bücherstaub und Weisheit schlucken war wenig nach seinem Geschmack; ihn zog es mit Macht hinaus in die Natur, in die deutschen Berge und Täler und Wälder und Burgen. Er folgte zunächst den Spuren seines großen Zeitgenossen Fontane, durchzog wie dieser die Mark Brandenburg und den grünen Strand der Spree und legte seine hiebei erlebten Eindrücke in einem Büchlein „Märkische Streifzüge" nieder. Auch die Umgebung Berlins wurde sein Arbeitsfeld und wenn die Berliner heute ein tieferes Verständnis für die herbe Schönheit der Mark haben, so verdanken sie es nicht zuletzt August Trinius, der die Gegenwart mit Erinnerungen an die Vergangenheit so vortrefflich zu binden und zu beleben verstand. Aber auch das übrige Nord- und Mitteldeutschland haben ihn zu fesselnden Schilderungen begeistert. Dann zog er in die Täler der Werra und der Mosel, der Unstrut und der Saale, des Rheins und der Vogesen, überall reiche heimatkundliche Beute mit heimbringend.

Seine Seele aber ward späterhin mit allen Fasern in Thüringen verankert. Dort fühlte er sich heimisch und glücklich, eingedenk der Worte H. C. Andersens:

> „O Thüringen, bei deines Namens Klang
> Ist's mir, als hört' ich Weltenstimmen tönen.
> Das Land, wo Luther sprach und Goethe sang,
> Die Heimat ist's des Herrlichen und Schönen!"

Thüringen wurde ihm zum Ideal seines Lebens, zum Sammelpunkt seines eigenen Ichs. In den Bergen und Wäldern, Burgen und Schlössern, in dem Volksleben und an den Sehenswürdigkeiten dieses herrlichen Landes wußte Trinius immer neue Wunder zu preisen, neue Anziehungspunkte zu entdecken und immer von neuem stimmungsvolle Worte für seine Eigenarten und Merkwürdigkeiten zu finden. Unzählig sind die Aufsätze, Gedichte, Schriften und Bücher, die er drei Jahrzehnte lang diesem Landstrich gewidmet. Sein „Gang durch die Wartburg" (1903) und seine Schilderung der „Goethestätten" (1903) sind Perlen deutscher Erzählungskunst. Dabei umfassen seine in Bücherform erschienenen Werke allein weit über 70 Nummern, unter denen sich auch viele wertvolle Schöpfungen auf dem Gebiete des Theaterwesens, des Feuilletons, der Novelle und der Literaturgeschichte befinden. Am bekanntesten wurde sein „Thüringer Wanderbuch", das 1886 erstmals erschien und sechzehn Jahrgänge umfaßt, es trug ihm den Ehrennamen „Thüringer Wandersmann", die Verleihung des Titels „Geheimer Hofrat" durch Thüringens Landesherrn und viele Gnadenbeweise ein.

Aber auch dem angrenzenden Frankenlande galt seine Liebe und Verehrung. Ihm hat seine nimmermüde Feder viel Schönes in Vers und Prosa geweiht, und wenn er mit Ränzel,

Wanderstab und – Notizbuch durchs grüne Maintal zog, ähnlich wie ein fahrender Scholare, dann ang er oft jubelnd in die sonnigheitere Landschaft hinein:

„Franken ist schön, ja Franken ist schön,
Wellige Hügel und Glockengetön,
Freundliche Stätten und Burgen und Wein!
Willst du mein herziger Wanderbruder sein?"

Wie Trinius das Frankenland liebte, das hat er in seinem im Jahre 1917 (bei A. Anton & Co. n Leipzig) erschienenen, prächtigen Buche „Im Banne der Plassenburg" (Streifzüge im Frankenland) treffend niedergeschrieben: „Wenn ich zu der reichen Fülle meiner bisher erschienenen Wanderbücher über das deutsche Vaterland nun auch noch eins über einen Teil des sonnigen Frankenlandes hinzufüge, so folge ich damit nur einem tiefen Herzensbedürfnis. Warme Begeisterung für die heitere Schönheit dieses Gaues, Dankbarkeit für all die Freundlichkeit, welche ich allerorten fand, sie führten mir die Feder. Als Fremder hielt ich Einzug, und heute weiß ich, daß ich wiederkommen kann, offene Häuser und Herzen zu finden. Es war oft ein Wandern in den Himmel hinein!"

Das vermeintliche Wandern in den Himmel ist nun bei August Trinius zur Wahrheit geworden. In Waltershausen bei Gotha, das er sich 1890 zum Standort gewählt hatte, ist der achtundsechzigjährige Thüringer Wandersmann, dem erst unlängst eine neue Ehrenspende überreicht worden war, von seinem jahrelangen, harten Leiden durch einen sanften Tod erlöst worden. Wie in Thüringen und Deutschland überhaupt, so wird ihm auch bei uns in Franken ein bleibendes und dankbares Gedenken bewahrt bleiben.

„Rückwandererhilfe!"

„Gedenkt der vertriebenen Auslanddeutschen." Für die erwerbs- und mittellosen deutschen Flüchtlinge und Internierten veranstaltet mit Genehmigung des Staatskommissars für die Regelung der Kriegswohlfahrtspflege die „Rückwandererhilfe", zu der sich alle an der Fürsorge für die Auslanddeutschen beteiligten Vereinigungen zusammengeschlossen haben, in großzügiger Weise eine öffentliche Sammlung, beginnend mit dem 1. Juni d. J.

Zweck der Sammlung ist, den um ihr Hab und Gut gebrachten Stammesgenossen die ersten Mittel zum Aufbau ihrer neuen Lebensgrundlagen zu schaffen.

Nur ein geschlossenes Vorgehen kann den Erfolg verbürgen! Deshalb sucht die Rückwandererhilfe für den Ausbau der Organisation ihrer Sammeltätigkeit (Bildung von Ortsgruppen und Provinzialausschüssen) in allen Orten die ehrenamtliche Mitarbeit einflußreicher, im öffentlichen Leben stehender Personen, insbesondere Auslanddeutsche oder Firmen, sowie Einzelpersonen, die mit dem Ausland Beziehungen haben.

Mitarbeit ist Ehrenpflicht jedes Deutschen!

Meldungen werden erbeten an die Geschäftsstelle der Rückwandererhilfe E. V., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 21 III.

Der fromme Kuckuck

Ein fränkischer Schwank

Im Walde zu Kemmern der Kuckuck rief
In aller Frühe. Die Sonne schlief
Gar tief noch hinter dem Berge.

Zu Kemmern man richtet die Fahnen her
Zur Wallfahrt und bald ist das Dörflein leer,
Hinziehet der Gläubigen Menge.

Die Frommen hinwallen nach Gößweinstein
Zum Gnadenbilde in langen Reihn
Zu beten an heiliger Stätte.

Schon sehn sie die Türme vom Wallfahrtsort
Und ziehn unter Beten und Singen fort,
Als plötzlich ein „Kuckuck" ertönet.

Da ruft voller Freude ein Weiblein alt:
„O hört, unser Kuckuck ist mitgewallt",
Der Kuckuck vom Walde zu Kemmern.

Und seitdem die Kemmerer werden genannt
Von boshaften Zungen im ganzen Land
Die „Kuckuck". Sie hören's nicht gerne.

Ph. Janson



Aus den Vereinen.

Historischer Verein zu Bamberg. Der „Romantik im allgemeinen und im besonderen in Bamberg" bei Beginn des 19. Jahrhunderts galt der letzte Abend des Wintersemesters 1917/18 und Romantik flutete herab vom Katheder in den mit Damen und Herren vollbesetzten Schützenhaussaal. Romantik unbeeinflußt von den Sonnenstrahlen, welche eine nichts weniger als romantische Jetztzeit durch die Fenster nach der neuerfundenen Sommerzeit hereinfluten ließ. Herr Studienrat Gymnasial-Professor Krenzer hat sich der höchst dankenswerten und auch allseits dankbarst anerkannten Aufgabe unterzogen einmal abzulenken die allabendlichen Gespräche von Krieg und Kriegsgeschrei und in eine andere Zeit, in eine andere Welt zurückzuführen. Die Versammlung leitete und eröffnete mit herzlicher Begrüßung der stellv. Vorstand Herr Kreisarchivar Glück.

Nachdem der Redner des Abends in der Einleitung des unvergeßlichen Vorstandes des historischen Vereins Dr. Dürrwaechter gedacht, der ihm die Anregung zu seinem Vortrag gegeben habe, stellte er eine Begriffsbestimmung der Romantik auf und streifte ihre Einwirkungen auf die verschiedenen Wissenschaften. Sodann suchte er zu erklären, inwiefern gerade Bamberg einen geeigneten Boden für die Romantik bildete. Als die „ersten Schwalben" der Romantik erschienen hier Ostern 1793 Tieck und Wackenroder, welche einen tiefen Eindruck von dem Katholizismus und seinem kunstverklärten Kultus mit sich nahmen, der sich in Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" widerspiegelt. An der 1803 aufgelösten Universität und der danach noch verbleibenden medizinischen Hochschule wurde durch Marcus und Röschlaub die sogenannte Brown'sche Erregungstheorie eingeführt und später mit der Schelling'schen Naturphilosophie verbunden. Schelling selbst kam im Sommer 1800 hieher und hielt Vorträge über sein System, das freilich in den Promotionsheften der Bamberger Studierenden auf die Spitze getrieben wurde. Auch Steffens und G. H. Schubert verweilten auf der Durchreise hier, hochgeehrt als Jünger Schellings. Karoline, die Muse der Romantik, verbrachte hier mit ihrer Tochter Auguste einige heitere Tage, die letzten vor dem unmittelbar bevorstehenden Tode des lieblichen, von dem Romantikerkreis tief betrauerten Mädchens. Im März 1807 kam Hegel mit dem Manuskript seiner „Phänomenologie des Geistes" hier an, welche bei Göbhardt verlegt wurde, und übernahm die Redaktion der „Bamberger Zeitung" um sich über seine stellenlose Zeit hinwegzuhelfen. Obwohl ihm die Lage der Stadt und die geselligen Verhältnisse gefielen, so strebte er doch weiter um sich mehr seinen philosophischen Studien widmen zu können und war froh, als er durch Niethammer eine Berufung an das Aegidiengymnasium in Nürnberg erhielt.

Der zweite Teil des Vortrages beschäftigte sich mit dem Leben und Wirken von E. Th. A. Hoffmann in Bamberg, wobei auch Graf Julius von Soden, der Hoffmann hieher berief, eine kurze Würdigung fand. Da die Hauptdaten seines hiesigen Aufenthaltes in allen Ausgaben der Werke Hoffmanns zu finden sind, brauchen sie hier nicht angeführt zu werden. Als Gipfelpunkt seiner Tätigkeit am hiesigen Theater ist die Aufführung der Calderonschen Dramen zu betrachten. Entscheidend für sein Leben und seine Dichtung ist seine Liebe zu Julia Marc, deren Einwirkungen in fast allen seinen größeren Werken wahrnehmbar sind. Redner suchte dann die Spuren dieser Einflüsse wie überhaupt der Eindrücke des Bamberger Lebens in den Werken Hoffmanns nachzuweisen. Länger verweilte er bei der von Hoffmann noch auf seinem Sterbebette diktierten Novelle: „Meister Johannes Wacht", welche unverfälschtes Bamberger Gepräge trägt und zahlreiche Reminiszenzen aus Hoffmanns Bamberger Zeit aufweist. Nachdem dann der Referent noch Bambergs entscheidende Bedeutung auf Hoffmanns dichterische Entwicklung gewürdigt hatte, schloß er mit der

Anregung, nach dem Eintritte des Friedens Hoffmann ein Brunnendenkmal mit plastischem Schmuck auf dem Schillerplatze gegenüber der Stätte seines Wirkens zu errichten, wodurch die Stadt nicht minder sich selbst wie den Dichter ehren würde.

Der Verein für vogtländische Geschichte und Altertumskunde zu Plauen widmet seine Arbeit der Erforschung des nordöstlichen Teiles des ostfränkischen Sprachgebietes. Er wurde am 30. Oktober 1873 als Zweigverein des schon seit 1825 bestehenden „Vogtländischen altertumsforschenden Vereins in Hohenleuben" begründet und führte bis zum Jahre 1916 den Namen „Altertumsverein zu Plauen"; von den beiden Gründern, Archidiakonus Mag. Fiedler und Buchhändler A. Neupert, ist der letztere noch jetzt als Ehrenvorsitzender des Vereins eifrig und erfolgreich auf dem Gebiete der Heimatgeschichte tätig. Die Mitgliederzahl des Vereins beträgt gegenwärtig 285; der Mitgliederbeitrag ist auf mindestens 4 Mark festgesetzt. Eine dankenswerte Unterstützung erfährt der Verein dadurch, daß auch eine große Anzahl von Stadtverwaltungen aus dem ehemaligen Gebiet der Vögte in Sachsen, Thüringen und Bayern Mitglieder des Vereins sind oder ihm regelmäßige Beihülfen gewähren. Der Verein hat sich die Aufgabe gestellt, „die Geschichte und Ortskunde Plauens und des gesamten Vogtlandes zu erforschen, die Zeugen denkwürdiger Vergangenheit der Mit- und Nachwelt zu erhalten und das geschichtliche Verständnis der Einwohnerschaft zu pflegen". Diesem Zwecke dient er durch Veranstaltung von Vortragsabenden, durch gemeinsame Ausflüge und vor allem durch die regelmäßige Herausgabe von Jahresschriften, von denen bis jetzt 28 Bände nebst einer größeren Zahl von Beilageheften erschienen sind. In diesen „Mitteilungen" veröffentlicht der Verein die wichtigsten mit seinen Zwecken im Einklang stehenden Arbeiten seiner Mitglieder und anderer Forscher wie auch die Berichte über den Stand der Vereinsangelegenheiten; zur Zeit steht er mit mehr als 100 auswärtigen Geschichtsvereinen, gelehrten Gesellschaften usw. im Schriftenaustausch. Aus Anlaß seines 30jährigen Bestehens und zum 70jährigen Geburtstag seines Ehrenvorsitzenden veröffentlichte er außerdem zwei mehr volkstümlich gehaltene, mit reichem Bilderschmuck versehene Festschriften: „Alt-Plauen in Wort und Bild" 1903 und „Bunte Bilder aus der Vergangenheit des Vogtlandes und seiner Kreisstadt Plauen".

Die neueste Jahresschrift des Vereins (1918) wird durch einen Bericht über die Vereinstätigkeit in den Jahren 1915–17 eröffnet, aus dem u. a. hervorgeht, daß in diesen drei Jahren an 7 Vortragsabenden 11 Vorträge gehalten worden sind. Im Jahre 1917 sprach Kaufmann Ferdinand Mohr über die vorgeschichtlichen Bodenaltertümer des Vogtlandes, und der Ehrenvorsitzende Neupert bot auf einem zweiten Vortragsabend drei kürzere Vorträge; er gab zuerst eine Beschreibung des aus der Plauener Stadtkirche verschwundenen Epitaphiums des Burggrafen Heinrich IV., der im Jahre 1554 bei der Belagerung der Plassenburg seinen Tod fand; sodann machte er in „historischen Wanderungen durch die Stadt Plauen und deren Umgebung" die Zuhörer in unterhaltender Weise mit vielen Zeugen aus der älteren und jüngeren Vergangenheit der Heimat bekannt, und endlich bestimmte er an der Hand alter Urkunden „das Weichbild der Stadt Plauen" und teilte mit, was er aus alten Nachrichten über den Plauener Stadthirten ermittelt hatte. Diese drei Vorträge sind in der neuesten Jahresschrift des Vereins abgedruckt, die außerdem noch folgende Arbeiten enthält: „Zur Geschichte von Berga an der Elster", von Studienrat Prof. Dr. Francke in Rochlitz i. S., „Plauener in der Frankfurter Nationalversammlung", von Geh. Regierungsrat Dr. Niebour in Wilmersdorf, „Das Marktstandrecht zu Auerbach i. V. im 18. Jahrhundert", von Oberlehrer a. D. Dr. Sommerfeldt in Schneeberg, „Buchdruck, Buchhandel und Zeitungswesen in Plauen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts", von A. Neupert sen., „Drei Arbeiten zur Geschichte des Egerlands", besprochen von Dr. Dorsch, „Ein geschichtlicher Beitrag zu den Vogel- und sogenannten Stahlschießen der Schützengilden im Vogtlande im 16. Jahrh.", von A. Neupert, „Eine Chroniken-Berichtigung" und zur Geschichte der Stadt Plauen" von Pastor Frost in Leipzig, „Kleine Chronik der Stadt Plauen 1917", von A. Neupert, und schließlich eine Zusammenstellung der in den Plauener Tagesblättern im Jahre 1917 erschienenen Aufsätze zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Vogtlandes und ein Inhaltsverzeichnis der 22. bis 27. Jahresschrift des Vereins.

Seit einigen Jahren hat der Verein auch die Vorgeschichtsforschung in sein Arbeitsgebiet aufgenommen. Mit der erfolgreichen Durchgrabung des Schlackenwalls auf dem Eisenberge bei

Pöhl, die vorgeschichtliche Funde von der jüngeren Bronzezeit bis berab in die slawische Zeit zu Tage förderte, wurde ein glückverheißender Anfang gemacht; Grabungen an und auf dem Kapellenberge an der sächsisch-böhmischen Grenze, die u. a. eine vorgeschichtliche Befestigung auf dem Gipfel dieses Berges feststellten, setzten diese Bestrebung fort. Die Sammlung von Altertümern wurde vom Verein in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens eifrig betrieben; seitdem aber im Jahre 1894 die „Museumsgesellschaft zu Plauen" begründet worden war, wurde die Sammeltätigkeit immer mehr zugunsten der literarischen Arbeiten zurückgedrängt, bis im Jahre 1912 schließlich die Sammlungen des Vereins der Obhut der Museumsgesellschaft übergeben wurden, die sie mit der ihrigen vereint ausstellt: die Bücherei des Vereins, die einen beträchtlichen Umfang angenommen hatte, war schon vorher der Plauener Stadtbücherei überwiesen worden. Dr. W. Dorsch

Der Historische Verein Heilbronn hielt am 28. Juli 1918 seine ordentliche Mitgliederversammlung ab. Der Bericht des Vorstands Dr. M. v. Rauch über das Rechnungsjahr 1917–18 erwähnte u. a., daß im Winter vom Vorstand zwei Vorträge gehalten wurden über „die Heilbronner Bau- und Bildhauerwerke zur Reichsstadtzeit" und „Ein Heilbronner Großkaufmann des 18. Jahrhunderts" (Jakob Friedrich Gsell). Auch wurde durch den Vorstand der von seinem Vorgänger Hofrat Dr. Schliz 1906 in mustergültiger Weise verfaßte Führer durch die Sammlungen des Historischen Museums in Heilbronn neu herausgegeben, im wesentlichen in der bisherigen Gestalt. Das Museum wurde durch Ankäufe und Schenkungen vermehrt; unter diesen sei ein Teil der bisher am ehemaligen Franziskanerkloster befindlichen Inschrift erwähnt, die vermeldet, daß die Mönche 1272 in Heilbronn eingezogen sind. Der Museumsbesuch war gut; an den freien Sonntagnachmittagen waren 2064 Personen darin. Der Verein beteiligte sich, wie an früheren Kriegsanleihen, so auch an der achten. M. v. R.



Büchertisch

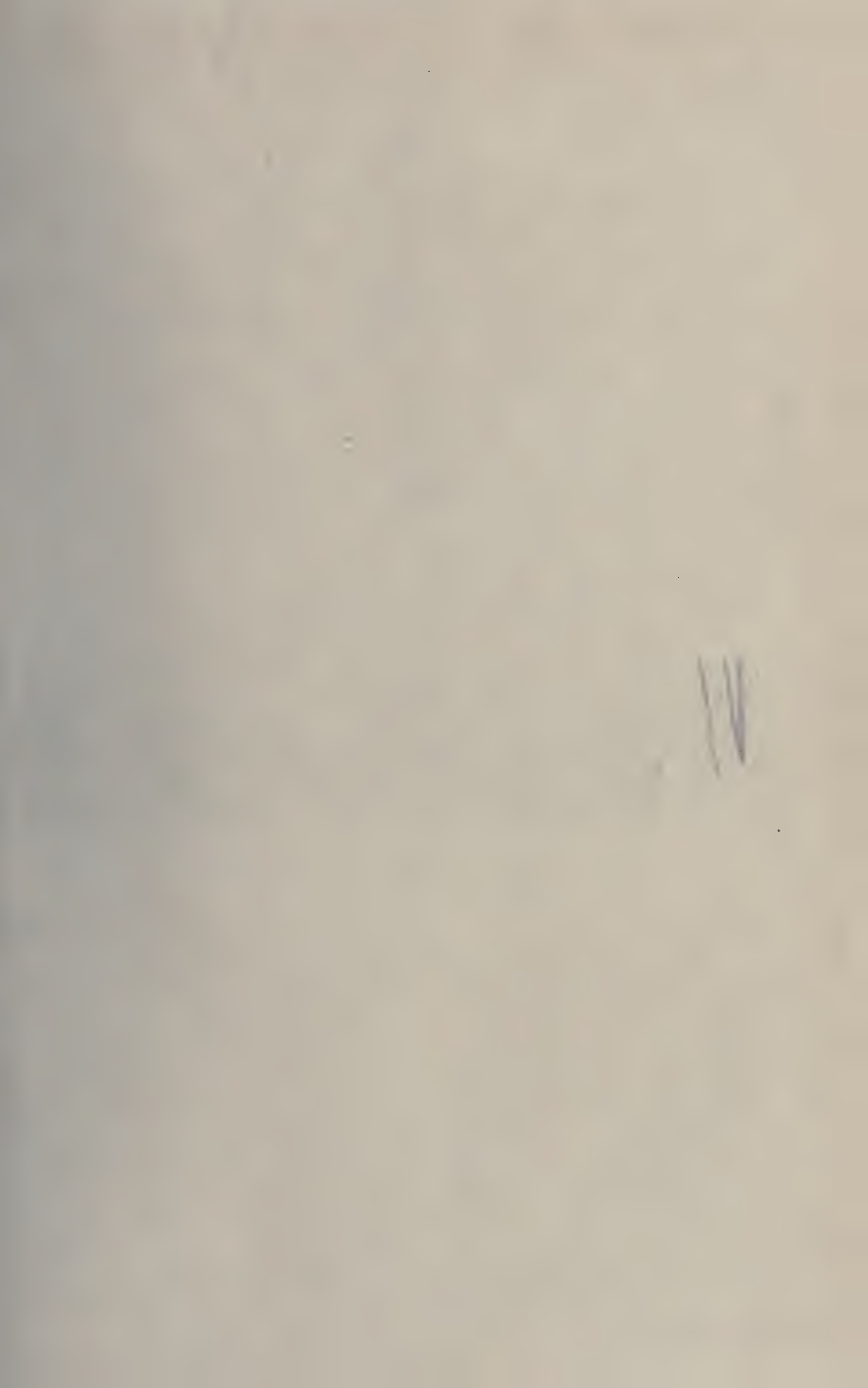
An alle Freunde des Frankenlandes und Scheffelscher Dichtung! Im Verlag der illustrierten Halbmonatsschrift „Das Bayerland" in München erschien das zweite Heft (Januarheft Nr. 9) Jahrgang 1919 als Sondernummer unter dem Titel **Ins Land der Franken.** Dasselbe enthält als abgeschlossenen Beitrag: „Viktor von Scheffels Wartburgroman und seine dichterischen Folgen für das Frankenland". Eine literarhistorische Studie von August Sieghardt, Redakteur und Schriftsteller in Kufstein (Tirol).

In derselben behandelt der durch seine zahlreichen Arbeiten über Franken seit Jahren bestens bekannte Verfasser das Schicksal des unvollendet gebliebenen Scheffelschen Wartburgromans „Viola" und im Zusammenhang mit diesem die Umstände, die unseren Altmeister Scheffel, den Dichter des „Ekkehard", zu seinen prächtigen dichterischen Schöpfungen über das Maintal und über die Berge und Täler, Schlösser und Burgen, Ruinen und Höhlen in der Fränkischen Schweiz veranlaßt haben. Ein besonderer Abschnitt behandelt Scheffels Aufenthalt in Gößweinstein.

Diese Abhandlung, die auch über den Verbleib des seit 50 Jahren verschollen gebliebenen und erst 1915 entdeckten Mauskriptes des Scheffelschen Wartburgromanes Aufschluß gibt, ist mit 33 prächtigen, stimmungsvollen und künstlerischen Abbildungen vom Staffelberg, von Schloß Banz und von der Fränkischen Schweiz geschmückt. Der Verlag hat die Auflage dieser Sondernummer bedeutend erhöht und empfiehlt sie allen Franken und Frankenfreunden sowie den Verehrern Scheffelscher Muse zur geneigten Abnahme.

Der Preis des Heftes beträgt einschließlich des Portos 60 Pfennig. Gegen Voreinsendung des Betrages erfolgt sofortige Zusendung durch den Verlag „Das Bayerland", München, Schellingstraße Nr. 41.

Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, Würzburg, Waltherstraße 1. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, Gymn.-Professor, Würzburg. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

6/7. Jahrgang Heft 2, 1919/20



Zeitschrift
für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

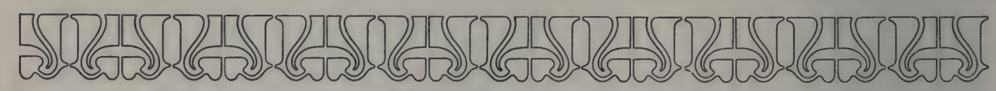
Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. — Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, Gymn.-Professor, Würzburg, Waltherstr. 1. — Druck und Verlag Konr. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint am Anfang jeden Vierteljahres.

Inhalt des 2. Heftes:



Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

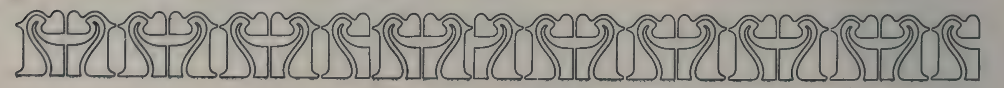
Bei Post und Buchhandel Mk. 10.– jährlich. Mk. 2.50 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 3.– nur gegen Voreinsendung nebst 20 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. – **Alle Beiträge***) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider,** Würzburg, Waltherstr. 1, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	20.—	30.–	40.—	56.—
1/2 „ „	32.—	44.—	64.—	72.—
3/4 oder 1/1 „ „	56.—	88.—	92.—	148.—

vorbehaltlich weiterer Erhöhungen des deutschen Buchdruckertarifs.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung.

* Quartformat, einseitig beschrieben!





Geschichtsforschung und Volkstum in Franken am Beginn einer neuen Zeit

Vortrag, gehalten bei einer Veranstaltung des Historischen Vereins zu Bamberg auf der Altenburg am 9. August 1919 von **Peter Schneider**





Verehrte Damen und Herren!

Mit Schwert und Wage, verbundenen Auges auf erhabenem Stuhle sitzend – so bilden Künstler die Gerechtigkeit, als Göttin unerbittlichen, unbestechlichen Ernstes, Schrecken und Trost der Menschen zugleich. Ihrem Bilde ähnlich lebt in uns die Vorstellung von der Muse der Geschichte, milder und freundlicher zwar, aber doch auch wesensverwandt mit ihr; denn die Weltgeschichte ist ganz gewiß ein Teil des Weltgerichtes. Auch sie scheint aus ihrer Nähe jede witzige, jede vorlaute Regung persönlicher Auffassungen zu verbannen, und wenn sie ihren Griffel dem Geschichtschreiber leiht, so bändige er sein Blut, so hüte er sich, daß nicht Voreingenommenheit, nicht Parteileidenschaft ihm die Hand führe. Unser heutiges Zusammensein steht im Zeichen dieser richtenden Göttin, und wer bei solcher Gelegenheit den Gästen Speise des Geistes vorsetzen soll, dem steht es schlecht an die Zuhörer mit den Kleinigkeiten persönlicher Dinge zu bewirten. Aber die Ereignisse des letzten Jahrfünfts, des letzten Jahres zumal haben uns alle so unmittelbar betroffen, haben uns allen das Herz so übervoll gemacht, daß ich gewiß Ihre Verzeihung finde, wenn ich heute das Wörtlein „ich" öfter gebrauchen muß als mir selber lieb ist, und wenn ich gleich Eingangs meiner Worte Erinnerungen Ausdruck gebe, die mich an diesem Orte übermächtig beschleichen. –

Mehr denn dreißig Jahre sind es schon, da stand ein schüchterner Knabe mit seiner älteren Schwester dort drüben jenseits der Zugbrücke zu Füßen der Kreuzigungsgruppe. Er hatte die Altenburg bis jetzt immer nur von unten, aus einiger Ferne gesehen, und als nun die beiden ein wagemutiger Spaziergang bis herauf vor ihre Pforten geführt hatte, da zauderten sie in kindlicher Scheu in das ehrwürdige Gebäude hineinzutreten. Endlich ward es gewagt! Friedliche Hühner kreuzten den Weg und niemand wies sie hinaus, als sie an dem ernsten Ritter unter dem Torweg hinaufschauten, die bunten Fenster der Kapelle entzückt betrachteten, an dem mächtigen, so wunderbar rund gedrehten Turm emporstaunten und endlich zu der Bastei gelangten, von der sich der un-

begreiflich schöne Blick auf die Vaterstadt eröffnete. O süße Freude, die Heimat zu entdecken! Da sagte die Schwester zu ihrem Brüderlein, um dies schöne Bild habe einst Sankt Kunigunda einen Faden gesponnen, der es vor Unheil schirme. Diese Kunde begriff das kindliche Gemüt. Immer wieder, wenn der heranwachsende Knabe das Landschaftsbild von der Bastei der Altenburg aus mit stets erneutem Entzücken genoß, fiel ihm diese Legende ein, und als er mit der Reife der Jahre den Ursprung solch frommer Sagen allmählich erkennen lernte, wollte es ihm fast zur Gewißheit werden, daß der Mann, in dessen Gehirn jene Legende zuerst Gestalt gewann, im Geburtsaugenblick seines Gedankens auf der Bastei gestanden und mit weitgeöffneten Augen die Schönheit in sich getrunken haben müsse. Denn auch dies wurde ihm klar, daß es eine Beschwörungslegende sei. Die geschichtliche Überlieferung sagte ihm ja, daß trotz Kunigundas Faden das Bamberger Land nicht immer vor Unheil bewahrt blieb, daß aber freilich zwischen den großen Unglücksfällen auch immer wieder lange, glückliche Zeiten dahinflossen. Und in der süßen Gewohnheit glücklicher Jahrzehnte, wo nur hin und wieder das dunkle Gefühl in dem Herzen sich regt, daß es auch einmal anders werden könne, da ersinnt ein Dichtergemüt solche Legenden als Beschwörung drohenden Unheils. So pries auch einst der alte griechische Dichter Euripides zu einer Zeit, da eine große politische Spannung in den Lüften lag, in seiner „Medea" den heiligen, nie von Fremden verheerten Boden seiner Heimat; und wenige Monate später war der große Krieg entbrannt und waren die Feinde bis vor die Tore der Stadt gedrungen und hatten Ölbaum und Körnerfrucht verwüstet. Darf ich mich nicht mit jenem Dichter vergleichen, so ist's mir doch ähnlich gegangen. Im Jahre 1911, am 12. März, durfte ich zu Bamberg als Sprecher vieler den neunzigjährigen Luitpold den Gütigen — seligen Angedenkens — feiern, und damals sprach ich einen Lieblingsgedanken aus mit den Worten: „Nach dem frommen Glauben des Volkes hat einst Sankt Kunigunda einen unsichtbaren Faden um Bamberg gesponnen als starke Wehr gegen Unheil, das von außen kommt. Möge dieser Faden sich weiten und dehnen und schirmend alles Land umschlingen vom Watzmann bis zur Pfalz am Rhein, vom Seuling bis zum Saalestrand, und das Volk darinnen, geschart um ein gottgesegnetes Fürstenhaus, in Glück und Frieden wohnen für und für!" Kunigundas Faden aber hat sich nicht geweitet und gedehnt; doppelgestaltiges Unheil hat seinen Weg hineingefunden in den erflehten Zauberkreis, und heute betrachten wir es schon als einen Gewinn, daß wir nach dem ärgsten Sturm wieder aufatmen zu können meinen und ich über den Frieden vor Ihnen sprechen kann.

Verehrte, Sie werden vielleicht in diesem Augenblick eine solche Aufgabe als sehr undankbar empfinden, so undankbar, als alle die vielen sie empfunden haben, denen dieser Auftrag geworden ist. Eines jedoch erleichtert mir die Worte. Ich habe die Ehre vor Ihnen zu sprechen als Mitglied eines historischen Vereins während einer Veranstaltung, über der der Geist der Geschichte schweben soll. Dies legt mir Beschränkung auf und bestimmte Bezugnahme nahe. Der Resonanzboden meiner Worte ist ein anderer, als wenn ein Politiker heute vor Ihnen

über den Friedensschluß und die kommenden Friedensaufgaben spräche. Ich darf wohl vorausschicken, wie ich mir die Aufgabe historischer Vereine schon immer gedacht habe. Um den Forschungskreis der einzelnen Geschichtsvereine soll man nicht Mauern aufrichten wollen, bei denen die Welt ein Ende hat Auch ist's ja gar nicht möglich. Wenn die Weltgeschichte mit ihrem Riesenschritt über den Erdball dahinschreitet, dann zittert der Boden auch jeder engeren Heimat in leisen Schwingungen mit. Bei dem geologischen Vorgang eines fernen Erdbebens zeichnet der Seismograph die Bodenschwingungen getreulich auf. Der Heimatgeschichtsforscher hat ein solches Instrument nicht zur Verfügung; ihm dient zu ähnlichem Zweck sein durch unablässiges Studium geschichtlicher Vorgänge und Zustände erweiterter Gesichtskreis. Nach allgemeinem geschichtlichem Wissen strebt er, damit er die Geschehnisse, die Zustände der engeren Heimat in ihrem Zusammenhang mit dem großen Gang der Weltgeschichte, als Teilchen des großen Weltgeschehens erfasse. Große Stürme, die weite Länderstrecken überfluteten, lassen überall, wohin ihre Wasser gedrungen, fruchtbaren Schlamm oder erstickendes Gerölle zurück; also sieht der Geschichtsfreund in den Zuständen seiner Heimat den Niederschlag gewaltiger Kulturwellen, die in jahrhundertelangen Zwischenräumen über die Lande dahingezogen sind. Schreitet er dann von der Betrachtung zur selbständigen Forschung weiter, so ist er sich bewußt, daß die kleinen Steine, die er bricht, die Sandkörner, die er gräbt, dem Bau des großen Domes weltgeschichtlicher Erkenntnis dienen, und er schafft freudiger und tiefgründiger in diesem Bewußtsein. Über die Grenzen der engsten Heimat hinaus soll auch heute unser Gesichtskreis reichen; mein Vortrag soll letzten Endes einem Ziele zuführen, das über den Begriff und Umfang des alten Hochstifts Bamberg hinaus sich dehnt. Nicht meine Aufgabe ist es nun heute zu zeigen, wie die großen Kriegsereignisse und der staatliche Umsturz im Leben unserer Heimat sich bemerkbar machten; das ist durch treue Chronistenhände gewiß schon festgehalten worden und kann als Darstellung, zusammengefaßt und durchgearbeitet, die schöne Aufgabe eines hierzu Berufenen werden. Meine Worte sollen von dem Gedanken ausgehen, daß jetzt wieder Friede herrscht, und sie sollen und können, wenn sie anders nur ein wenig vom Geiste der rückwärts gewandten Prophetin befruchtet sind, Worte des Trostes sein.

Es ist zunächst gar nicht zweifelhaft, daß Bamberg und das alte Fürstbistum in früheren Zeiten von Unglück heimgesucht worden ist in einem Maße, daß die Ereignisse der letzten Jahre, mögen sie auch noch soviel Herzeleid über den Einzelnen gebracht haben, damit verglichen ein Friedenszustand genannt werden müssen. Könnten Steine reden, so würde dieser alte Bergfried seinen Mund öffnen und erzählen, was er an Bösem gesehen in den acht- oder neunhundert Jahren seines Daseins. Er würde erzählen, wie er einst niedergeblickt hat auf die brandgeschwärzten Ruinen des Heinrichsdomes fast ein viertel Jahrhundert lang; wie er im 15., 16., im 18. Jahrhundert rundum im Lande Brandgluten zum Himmel emporsteigen sah; wie drüben sein alter Gefährte, die Giechburg, eines Tages als Riesenfackel zu ihm herüberleuchtete, hier der rote Hahn,

von Empörerhand aufgejagt, um die Michelskirche flatterte, dort der Kriegsbrand die friedlichen Häuser der Gärtnerei ergriff, draußen hinter dem Hauptsmoor das reiche Kirchdorf Strullendorf in Asche sank; und wie eines Tages Gluthitze und Rauchgewölk ihn, den Alten, selbst umbrausten und auf die Stelle, wo Sie heute friedlich sitzen, brennende Balken, glühheiße Steine herniederprasselten. Er würde erzählen, wie ihm die Lüfte wehklagend von unerhörter Drangsal der Landleute, von unerschwinglicher Kontribution Kunde brachten; er selber sah ja die Kriegsmassen, die da unter Tilly, unter Bernhard von Weimar, unter Jourdan, unter Napoleon auf den Landstraßen des Regnitztales sich dahinwälzten. Und Schreckliches, Unerhörtes flüsterten ihm die Winde zu in der Zeit des großen Krieges, von Martern der Bevölkerung, von hungrigen Wölfen um die Mittagsstunde auf den Märkten der Städte, von unbegrabenen, in Straßenrinnen verfaulenden Leichen, von entmenschten Horden, die, hungergepeinigt die Mitmenschen töteten und verzehrten, indes die unseligen Zeitgenossen, noch nicht gesättigt von all dem Graus, zitternde Greise, zarte Jungfrauen, Bürger, Gelehrte, Nonnen zum Hexenfeuer schleppten. Und was uns da der alte Turm voll Zorn und Schmerz erzählen würde, das bestätigen bis auf den Tag und die Stunde die alten Chroniken und Urkunden. Mitbürger, Sie haben körperlich und seelisch seit 1914 vieles erduldet, jeder für sich und im Gedanken an die Not oder Schmach der Gesamtheit; aber von solchen Greueln hat unsere Heimat in diesen Tagen nichts gesehen, und in diesem Sinn hat Kunigundas Faden gehalten. Und wenn Sie dies für zu gering veranschlagen sollten, so bitte ich Sie sich nur einen Augenblick lang vorstellen zu wollen, Sie hätten während des Krieges nicht in Franken, sondern in Galizien oder Flandern, und nicht in Bamberg, sondern in Reims oder Ypern gewohnt!

Aber um Ihnen das Schwere, das auch Sie erduldeten, leichter erscheinen zu lassen, brauche ich Sie gar nicht auf die ferne Vergangenheit zu verweisen; ich darf Ihre Aufmerksamkeit auch lenken auf die Bewohner des linksrheinischen Deutschland und auf das, was diese in den letzten Zeiten über sich ergehen lassen mußten. Ich stehe in gewissem Sinn als ein Vertreter der bayerischen Pfalz vor Ihnen, und wenn ich gleich keinem Landtag und keiner Nationalversammlung angehöre, so nehme ich mir in diesem Augenblick doch das Recht mich als einen solchen Vertreter zu bezeichnen, weil ich von Bewohnern der Pfalz ausdrücklich aufgefordert worden bin die mir sich bietende Gelegenheit zu benutzen und einiges von dem, was die Linksrheiner auf dem Herzen haben, Ihnen vorzutragen. Ich will nicht mehr viele Worte verlieren über die Schrecken, die die friedlichen Anwohner des Rheins durch die feindlichen Fliegerangriffe erfuhren, Schrecken, von deren allmählich die Nerven zerrüttendem Eindruck Sie ganz gewiß keine deutliche Vorstellung sich zu machen vermögen. Preisen Sie sich glücklich, daß Sie nie in die schreckerfüllten Augen zitternder Kinder sahen, während unter dem Donner der Abwehrgeschütze und dem Kreischen der feindlichen Panzervögel gebrechliche Greise, hilflose Kranke aus der warmen Lagerstätte hinab in die lebensgefährliche Luft feuchter Kellerräume flohen — wenn's

gut ging, drei bis viermal in einer Nacht. Wir wollen einen Wahnsinn zu vergessen suchen, der niemals in der Menschengeschichte wiederkehren möge. Ich will auch nicht viele Worte darüber verlieren, daß wir links des Rheins seit der Besetzung durch fremde Truppen naturgemäß unter Empfindungen litten die unserVaterlandsgefühl und unseren Freiheitssinn betreffen, und daß auf der Bevölkerung der Albdruck einer voraussichtlich lange Jahre dauernden Besetzung und drohender Requisitionen von Wohnungen und Hausrat lastet. Aber wir litten auch noch unter anderen peinigenden Gefühlen. Sie wissen, daß in der Pfalz der Versuch gemacht worden ist eine unabhängige Republik auszurufen, und daß er nur gescheitert ist an dem Widerstand der Arbeiterschaft und anderer entschlossener Männer. Glauben sie jedoch nicht, daß dieser Plan aufgegeben sei! Nur die Methode hat sich geändert. Man will jetzt das erstrebte Ziel erreichen durch die Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Eine Zeitung, „Die freie Pfalz", predigt in jeder Spalte die Loslösung vom Deutschen Reich, nicht nur von Bayern. Der Plan findet auch so manche Anhänger unter der Bevölkerung der Städte, wo namentlich eine bestimmte Gruppe des Kaufmannsstandes dafür zu haben wäre, und vielleicht noch mehr Anhänger auf dem Lande; denn die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung zeigte sich wenigstens in der ersten Zeit sehr unzuverlässig, was vaterländisches Gefühl nach unseren Begriffen anlangt. Dies nun war für uns die Zeit her das Peinliche, daß das deutsche Vaterland, daß insonderheit Bayern es uns so schwer machte gegen jenes landesverräterische Treiben mit Überzeugungskraft aufzutreten. Meine Damen und Herren! In einem achtjährigen Aufenthalt in der Pfalz habe ich als Lehrer die Eigenart der pfälzischen Schüler und Eltern, als Freund der Geschichte und Volkskunde Land und Volk aus Büchern und vor allem auf vielen Wanderungen kennen gelernt und glaube die Licht- wie die Schattenseiten des pfälzischen Volkscharakters in ihren Ursprüngen erfaßt zu haben. Unter den guten Eigenschaften sind dortzuland besonders stark entwickelt der Sinn für Ordnung und Arbeit. Der Pfälzer schwärmt viel zu sehr für Vernünftigkeit, als daß ihm die Unordnung länger denn ein paar Tage angenehm wäre. Und er ist viel zu sehr von dem Wert des Besitzes überzeugt, viel zu erwerblich gesinnt, als daß ihm die Faulheit nicht bald höchst unrentabel erscheinen sollte. Welches aber war das Bild, das Deutschland uns Linksrheinern bot? — Jede finanzielle Tollheit, jeder wahnsinnige Putsch, jeder wilde Streik löschte einen Funken deutschnationalen Empfindens aus, und auch in uns, Verehrte, fraß zuweilen das Gefühl, daß dieses Deutschland es eigentlich nicht wert sei ein Wort der Verteidigung für es einzulegen, und es stieg in uns hin und wieder der böse Gedanke auf, ob es denn vielleicht nicht besser wäre in der erzwungenen Ruhe links des Rheins, wenn auch als Sklave, sein Leben weiter zu fristen als in dem deutschen Durcheinander. Darunter haben wir gelitten, und solche Gedanken waren allerdings geeignet unseren Nächten zuweilen den Schlaf zu rauben. Die deutsche Westmark dem Reich zu erhalten ist eines nötig: das endlich gegebene Beispiel neu beachteter Ordnung, neu erwachter Arbeitslust. —

Nun bin ich doch ziemlich tief ins politische Gebiet geraten; aber wovon das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Ich finde den Weg zu meinem Gedankengang wieder mit einem Einwurf, den Sie vielleicht schon im Stillen gemacht haben. Sie werden sagen: „Ja, was uns da zum Troste aufgetischt wird, das ist das alte Solamen miseris socios habuisse malorum, der Trost, daß wir Leidensgefährten hatten und haben, denen es noch schlimmer ging als uns, und daß diese Leidensgefährten Voreltern von uns waren, Volksgenossen von uns sind. Ein schöner Trost, ein starker Trost vielleicht, aber kein Trost, der zu neuer Arbeit anspornt." Sie haben recht; dieser Trost treibt nicht zu neuer Schaffensfreude an. Da bedarf es tröstlicher Gedanken, die in die Zukunft weisen! Urteilen Sie, ob als solche vielleicht meine folgenden Worte gewertet werden können, Worte, die von dem zukünftigen Betrieb deutscher Geschichts- und Heimatforschung handeln sollen.

Es darf zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob die deutsche Geschichtschreibung der kommenden Tage mit der Leidenschafts- und Parteilosigkeit sich begnügen darf, von der ich oben sprach, oder ob sie in den künftigen Jahrzehnten nicht auch noch eine andere Aufgabe zu erfüllen hat. Bekanntlich ist ja auch die deutsche Geschichtschreibung, obzwar wir zur strengen Sachlichkeit befähigter sind als andere Völker, keineswegs immer sine ira et studio betrieben worden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diente sie zweifellos sogar bestimmten Parteirichtungen. Damals schrieb ein Joseph Görres Geschichte vom ausgesprochen katholischen Standpunkt, schrieb ein Leo im Sinn des fürstlichen Absolutismus, also der Reaktion seiner Zeit, predigte ein Schlosser in seiner Weltgeschichte die Notwendigkeit eines parlamentarisch regierten Staates, verfocht ein Rotteck sein Ideal einer nur auf dem Willen des Volkes beruhenden, also demokratischen Verfassung. Diese Männer machten gar kein Hehl daraus, daß ihre Geschichtschreibung eine bestimmte Absicht verfolgte; sie wollten auf die jüngere Generation einwirken in ihrem Sinn.

Ich möchte nun nicht wünschen, daß diese Auffassung wieder Eingang fände; ich möchte es nicht wünschen trotz all der Bitterkeit, die sich in unserer Seele angesammelt hat. Wahren wir uns die Überlegenheit der Weltbetrachtung! Sie macht den Deutschen mehr als den Angehörigen anderer Nationen zum Menschen und ist ein Zeichen von sittlicher Kraft, die sich jetzt durch riesenhafte Arbeit und unsägliche Entbehrungen bis zum Tode erschöpft hat, aber sich schon wieder erholen wird. Mit gelassener Ruhe gehe der deutsche Forscher den furchtbaren, großen Ereignissen zu Leibe und buche mit gelassener Seele, was auch auf unserer Seite nicht einwandfrei gewesen ist. Je weniger unsere Geschichtschreibung jetzt schilt und schmält, desto rascher wird sich die Gerechtigkeit der Weltgeschichte, an die ich unerschütterlich glaube, vollziehen, vielleicht ohne unser Zutun. Ja, ich erbete für unsere Kinder und Enkel den Tag, wo sie in Bewunderung weltgeschichtlicher Gerechtigkeit die Gottesgeißel auf die Schultern der jetzt Übermütigen herabsausen sehen, ohne daß ein deutscher Finger sich zu krümmen, ein Tropfen deutschen Blutes auf die Erde zu rinnen braucht. Die

deutsche Geschichtschreibung hat insbesondere nicht nötig die kriegerischen Instinkte, die jetzt abgestumpft sind, wieder aufzupeitschen, indem sie etwa waffenglänzende Zeiten in den Vordergrund der Betrachtung schiebt; ihrer harrt eine größere, schönere Aufgabe, die bis jetzt keineswegs auch nur annähernd bearbeitet ist; ich heiße sie: Darstellung der Wirkungen des deutschen Geistes auf die Völker der Erde. Wir sind so ehrlich und so genau im Nachweis aller Einwirkungen fremder Kultur auf die unsere; wir halten es für eine Sünde zu verschweigen, daß die Meister unserer Domskulpturen an der Kathedrale von Reims gelernt haben: weisen wir doch einmal nach, wie die Errungenschaften unserer Wissenschaft, unserer Kunst, unserer Lebensführung, unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Ländern des Erdballs Verbreitung und Nachahmung gefunden! Die Aufgabe wird sehr schwierig sein; es gilt hier mehr als je den Nebel künstlicher Verdunkelung zu zerstreuen. Heute, wo man uns die Fähigkeit zu kolonisieren abspricht, sei erst recht die Erforschung der deutschen Kolonisation im Mittelalter in Angriff genommen; zeigen wir mit allen Hilfsmitteln der modernen Siedelungsforschung, was die Litauer und Polen, die Tschechen, Slowenen und Slowaken durch uns geworden sind! An solche Aufgaben mögen die Meister der geschichtlichen Forschung ihre Jünger vorzugsweise herantreten lassen; sie mögen den Anfänger nicht, weil es zuweilen geschieht, auf verlorene Posten, auf die Darstellung dürftiger Zeiten hetzen. Es sind nicht alle Perioden der Geschichte, der allgemeinen wie der Deutschen, es wert, daß die Jugend der Geschichtsforschung unausgesetzt ihre besten Kräfte daran zermürbt; das ist nur eine Schattenseite der deutschen Gründlichkeit. Ich glaube ein Arbeitsfeld genannt zu haben, auf dem durch vereinte, von vaterländischer Begeisterung beseelte Kraft Großes, Tröstliches geleistet werden kann.

Wenden wir uns nun aber der heimatgeschichtlichen Forschung zu! Diese wird betrieben vor allem durch die seit geraumer Zeit bestehenden, aber nur zum Teil blühenden historischen Vereine, denen sich in den jüngsten Jahrzehnten Vereine zur Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes an die Seite gestellt haben, nachdem leider in manchen Gegenden nicht mehr viel zu schützen war. Immerhin gehört die Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes zu den erfreulichsten Erscheinungen der Jahrhundertwende und des beginnenden 20. Säkulums, und auch der vornovemberliche Staat hat, vielleicht aus einem unbestimmten Angstgefühl heraus, die beiden zarten, schüchternen Kinder Heimatkunde und Heimatschutz — wenn ich das Bild gebrauchen darf — an seine Vaterbrust gezogen und sodann mit ihrer sonderlichen Pflege die Schule und das Bezirksamt betraut, nachdem heimatbegeisterte Männer seit den Tagen W. H. Riehls aus edlen Beweggründen und auf eigne Faust schon die Heimatliebe zu fördern sich bemüht hatten; wie denn in Bamberg z. B. der Name Anton Schuster öffentlich und in Ehren als der eines Pioniers der Heimatkunde genannt werden darf. Dankbar seien die Verdienste der Heimatpflege als eines schönen, vaterländischen Werkes anerkannt; heute aber wollen wir uns zu dem, wie ich hoffe, fruchtbringenden Gedanken erheben, daß die Heimatkunde nur eine

Übergangsstufe sein soll zu einem höheren Ziele — indem wir sie selbstverständlich nicht im geringsten beseitigen, sondern sie nur in eine ganz bestimmte Richtung hinlenken und dabei allerdings ebenso sehr erweitern als vertiefen wollen.

Längst vor den Erfahrungen des großen Krieges war ich mir klar geworden über die Gefahren, die der Heimatkunde drohen, wenn sie sich nach Gemeinden, Gauen, Bezirksämtern, also kleinsten Einheiten abgrenzt. Es droht hier nicht bloß die stoffliche Erschöpfung nach längerer oder kürzerer Frist, es droht hier auch eine Verengung des Gesichtskreises und das Versinken in das Idyllenhafte, das dem deutschen Charakter freilich so liegt, aber großer Antriebe und Begeisterungen mit nichten fähig ist. Was ist einem großen Volke mit zehntausend Heimaten gedient, die sanft und friedlich nebeneinander liegen? Die Heimatkunde muß also ein größeres Gebiet umfassen; und sie muß auch auf ein Gebiet sich beziehen, das eine völkische oder geschichtliche Einheit darstellt. Eine solche Einheit sind die bayerischen Regierungsbezirke nur zum Teil, ganz gewiß keine solche Einheit ist Oberfranken. Aber eine solche Einheit ist z. B. das Gebiet des alten Hochstifts Bamberg, das Arbeitsgebiet unseres Vereins, und ich darf den historischen Verein beglückwünschen dazu, daß sein derzeitiger Vorstand die Pflege der Heimatkunde des Hochstifts in so zielbewußter, warmherziger Weise in Angriff genommen hat. Geben wir nun aber der Heimatkunde eine bestimmte Färbung um ihr mit einem Male den lebendigen Odem fruchtbaren vaterländischen Lebens einzuhauchen! Schreiten wir von der Heimatkunde zur Stammeskunde, von der Heimatpflege zur Pflege des im eigentlichsten Sinn angestammten Volkstums! Sofort tauchen dann große vaterländische, selbst sittliche Ziele vor uns auf. Was das deutsche Volk so stark von den meisten übrigen Völkern Europas unterscheidet, ist der Umstand, daß es seit anderthalb Jahrtausenden in einander gleichwertige Stämme von scharf umrissener Eigenart zerfällt. Allen diesen Stämmen sind gewisse deutsche Eigentümlichkeiten gemeinsam; aber daneben hat jeder seine eigenen Vorzüge, und auf der sonderlichen Ausbildung dieser Eigenschaften beruht alles Große, was das deutsche Volk jemals geleistet hat. Der Deutsche kann auch das Ideal des deutschen Wesens nur im Rahmen seines Stammes erreichen. Deutsches Wesen in seiner Gesamtheit ist schwer faßbar, weil überreich nicht nur an Zügen, die sich miteinander vertragen, sondern auch an solchen, die sich geradezu widersprechen. Es gewinnt aber sogleich deutliche Umrisse, wenn man es betrachtet, wie jeder Stamm es an sich ausprägt. Pflege des deutschen Wesens, ausgeprägt im heimatlichen Volksstamm: Dies ist das schöne Ziel der Zukunft. — So dachte, ähnlich schrieb ich vor dem Kriege. Jetzt, wo die politische Macht Deutschlands zertrümmert ist, wo man sich nicht mehr an äußerem Glanz berauschen kann, wo über die wahren Vaterlandsfreunde tiefes Leid, über die Champagnerpatrioten von ehemals das heulende Elend gekommen ist, da muß Nationalbewußtsein und -stolz erst recht von innen her wieder aufgebaut werden. Wir Franken aber sollen streben nach erneutem fränkischem

Selbstbewußtsein in Erinnerung an das Ideal des edlen fränkischen Menschen der Geschichte, und auch von diesem Standpunkt aus begrüße ich aufs wärmste die von der Gesellschaft für fränkische Geschichte beabsichtigte Herausgabe der Lebensläufe fränkischer Männer, ein Unternehmen, zu dem auch hervorragende Mitglieder des Bamberger historischen Vereins gewonnen worden sind. Das fränkische Selbstbewustsein ist fast ein Jahrhundert lang unterbunden worden durch die Zugehörigkeit Frankens zum Königreich Bayern insofern, als wir eben auf einmal Bayern sein und als solche uns fühlen sollten, und auch, weil gewisse fränkische Kreise in dem übergroßen Eifer, nach der Einverleibung der fränkischen Fürstentümer und Reichsstädte als treue bayerische Staatsbürger zu erscheinen, um den fränkischen Adam alsbald ein bayerisches Mäntelchen hingen. Mißverstehen Sie mich nicht, Verehrteste! Hier spricht nicht einer zu Ihnen, der mit dem politischen Abfall Frankens von Bayern droht. Im Gegenteil! Als zu uns über den Rhein die Kunde drang, daß man in Franken mit dem Abfall von Bayern drohe — mag dies nun ernst gemeint, mag es ein Schreckschuß gewesen sein — habe ich diesen Gedanken sofort für unglücklich gehalten und dieser meiner Meinung auch öffentlich Ausdruck gegeben. Ich hielt ihn für unglücklich, weil ich es nicht ohne weiteres für einen idealen Zustand ansehen kann, wenn Stammes- und Staatsgrenzen zusammenfallen, da einem solchen Staatengebilde naturgemäß jener lebendige Wetteifer fehlt, den das Nebeneinander der Stämme in einem Staat erzeugt. Ich hielt ihn für unglücklich, weil in Bayern das Nebeneinander der Franken, Altbayern und Schwaben bis dahin sich bewährt hatte, indem sie sich ergänzten und zusammen ein Staatengebilde von hervorragend süddeutschem Charakter ausmachten, als einziges wirksames Gegengewicht gegen den hervorragend norddeutschen Staat Preußen. Ich hielt ihn für unglücklich, weil mir nicht die Gewähr gegeben schien, daß die drei von Bayern losgelösten fränkischen Kreise einen in jeder Hinsicht befriedigenden modernen Staat bilden könnten — wenn nicht auch Baden, Württemberg und Thüringen sich dazu verständen ihre fränkischen Gebietsteile abzutreten, was nicht zu erwarten war. Ich hielt ihn endlich, und nicht zuletzt gerade deshalb für unglücklich, weil seine Verwirklichung einen Rückschritt bedeutet hätte zu den überwundenen Zeiten der Kleinstaaterei. Nein, wir Franken wollen bei Bayern bleiben. Aber innerhalb Bayerns wollen wir Franken sein! Ich ehre den bayerischen Namen, den Ruhm und die Taten des bayerischen Volkes; aber nichts auf der Welt ist mir lieber als der Name Franken, an den sich die großartigsten Erinnerungen deutscher Vergangenheit knüpfen, nichts lieber als unser arbeitsames, gemütvolles, durch Herkunft und Geschichte zum Edlen geschaffenes fränkisches Volk. Unser Frankenstamm darf in diesen Tagen mit Stolz sein Haupt erheben. Vielleicht haben sie, verehrte Anwesende, die Sie mitten in gewissen Ereignissen standen, selber nicht so deutlich wahrgenommen wie wir Zuschauer links des Rheins, daß Franken in einem höchst gefährlichen Augenblick nicht nur Bayern, sondern ganz Deutschland vor einem Abgrund zurückgehalten hat. Ich stelle als geschichtliche Tatsache fest: der entschieden bekundete Sinn für Zucht und Ordnung

im ganzen fränkischen Land und auf dessen Grundlage die Besonnenheit Nürnbergs, die beispielgebende Entschlossenheit Würzburgs und die Zuverlässigkeit der Bamberger Bürgerschaft, in deren Schoß auch moderne Machthaber ruhig ihr Haupt legen können, hat Bayern und damit auch Deutschland gerettet vor einem, wenn auch vielleicht nur vorübergehenden, aber auch so unseligen Versinken in die Kultur von Moskau und Budapest. Gott sei Dank, das Herz Deutschlands ist noch gesund! Da wird denn wohl auch der arme, kranke Leib das Flicken überstehen. Diese geschichtliche Rolle der Franken muß neues Selbstgefühl in jedem Stammeszugehörigen erwecken. Aber wir Franken müssen uns auch als *eins* fühlen! Die verwaltungstechnische, zum Teil weder geographisch noch völkisch gerechtfertigte Unterscheidung zwischen Ober-, Mittel- und Unterfranken darf uns nicht hindern das gemeinsame Kulturgut zu erfassen und nach erneuter gemeinsamer Kultur zu streben; eingeschlossen in diesen Gesichtskreis müssen sein die badischen, württembergischen und thüringischen Franken, die die politische Entwickelung von uns getrennt hat. Die Neubelebung fränkischer, besonders auch *künstlerischer und kunstgewerblicher Kultur* erfordert nun aber allerdings, daß die ausschließende, ungerechtfertigte Vormachtstellung einer einzigen Stadt durchbrochen wird, und in *diesem* Sinn predige ich allerdings und mit allem Nachdruck: Los von München! Wie könnte ich auch anders predigen? Ich müßte ja, schon durch meine Abstammung eng mit der Geschichte eines alten fränkischen Stifts verbunden, ich müßte ja nicht schon als Knabe mit Bewunderung immer und immer wieder die Kanzel, die Altäre in unserer Michaelskirche betrachtet und allmählich begriffen haben, daß ich hier die Erzeugnisse einer hervorragenden kunstgewerblichen Blüte Bambergs im 18. Jahrhundert vor mir hatte; ich müßte später nicht gesehen haben, daß dann im 19. Jahrhundert eine gewaltige Öde, ein Tiefstand der Kunst in Franken eintrat, und müßte zuletzt nicht begriffen haben, daß daran zunächst die Säkularisierung und Mediatisierung der fränkischen Reichsstände und alsdann die Zentralisation der Kunst in einer Stadt die Schuld trug, so zwar, daß als echtes Kunsterzeugnis nur mehr galt, was sozusagen mit Hofbräuhausweihebier besprengt war, und daß alle fränkischen Talente schüchtern nach München kriechen mußten, um dort zu bleiben und den üblichen Künstlerkampf mit dem Leben auszufechten. Mag in der Politik die Zentralisation, das straffe Zusammenfassen aller Macht an einen Punkt, als Ideal gelten: für die Kultur ist umgekehrt die Dezentralisation, das Hinfluten der Kulturwellen über das ganze Land, das erstrebenswerte Ziel; und glanzvolle Hauptstädte, ausgeschmückt mit blendenden Werken, erfüllt von lautem Kulturleben neben der kümmerlichen Steppe eines stiefmütterlich behandelten Landes sind nichts als ein Denkmal verschleierter Barbarei. *Darum müssen wir Franken streben nach der Wiedererweckung einer bodenständigen fränkischen Kunst als des edelsten Ausdruckes fränkischer Kultur.*

Zum Erreichen dieses Zieles beizutragen, das wird eine der schönsten Aufgaben unserer Geschichtsvereine sein. Aber freilich muß das Interesse der Ge-

samtbevölkerung an diesen Vereinen ungleich viel größer werden als dies bis jetzt der Fall ist, muß die Mitgliederzahl sich verdrei-, vervierfachen. Und dies ist kein unbilliges Verlangen. Die Zeit der streng wissenschaftlichen Abgeschlossenheit ist auch für die historischen Vereine längst vorüber. Es ist Dürrwächters bleibendes Verdienst den Bamberger Historischen Verein aus den vier Wänden der Studierstube hinausgeführt und in Fühlung mit weiteren Volkskreisen gebracht zu haben. Wenn er die Volkskunde als gleichwertiges Arbeitsgebiet neben die Urgeschichts- und Geschichtsforschung stellte, so ist es eben nun unsere Aufgabe diesen Begriff nach der Richtung der Stammeskunde zu erweitern und zu vertiefen. Dies ist nur möglich durch die Mitarbeit vieler. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich einen der fränkischen Geschichtsvereine als in dieser Hinsicht für alle anderen vorbildlich anführe. Die Stadt Wertheim am Main zählt gegen 4000 Einwohner: der Jahresbericht des Historischen Vereins Altwertheim vom Jahre 1916 führt 880 Mitglieder auf! Dahinter stehen alle anderen Geschichtsvereine weit, zum Teil außerordentlich weit zurück. Selbst gewisse, die Mitgliederzahl in Wertheim fördernde Umstände gebührend in Anschlag gebracht, bleibt doch diese Mitgliederzahl ein leuchtendes Beispiel einer nicht nur im Mund geführten Heimatliebe. Was in Wertheim möglich ist, sollte in Bamberg – und sonstwo – nicht unmöglich sein, und es wird sich erreichen lassen, wenn wir die Aufgaben des Vereins im angegebenen Sinn vaterländisch vertiefen. Die vom Bamberger historischen Verein beschlossene Herausgabe eines mehr volkstümlichen Jahreskalenders – in ungefährer Anlehnung an Henners vortreffliche Altfränkische Bilder – mit dem Titel „Heimatblätter des Historischen Vereins für das Hochstift Bamberg" kann hier erfolgreich wirken.

Aber es muß noch etwas anderes geschehen. Die hermetische Abgeschlossenheit der einzelnen fränkischen Geschichtsvereine muß durchbrochen werden. Wer sich auf den Turm unserer Altenburg begibt, sieht bei klarem Wetter in das Arbeitsgebiet von einem halben Dutzend historischer Vereine hinein. Aber sagen Sie selbst: von dem, was der Historische Verein zu Würzburg leistet, was der Nürnberger Geschichtsverein erforscht, womit sich die Bayreuther Historiker beschäftigen, davon wissen die Bamberger doch eigentlich einen Pfifferling. Dies muß anders werden. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden die verschiedenen Vereine des fränkischen Stammes einander näher zu bringen, damit aus dem Nebeneinander ihrer Arbeit ein Miteinander werde. Die Ausflüge der Vereinsmitglieder z. B. müssen sich gelegentlich über die eigenen Grenzen in das Gebiet eines Nachbarvereins hinein erstrecken; hier müssen sich dann die Angehörigen der Vereine zusammenfinden, damit aus dem, was sie da sehen und hören, das Gefühl der Gemeinsamkeit ersprieße.

Doch will ich mich in diesem Augenblick nicht weiter in Pläne verlieren, denen ich meine schwachen Kräfte zu widmen gedenke, sobald die Verhältnisse die endgiltige Rückkehr ins Land der Franken werden erlaubt haben. Noch sind es vielleicht Luftschlösser, aber vielleicht sind doch ihre Mauern auch für Sie, verehrte Hörer, mit einem holden Schimmer überflogen, sodaß sie als Trostburgen

emporragen über das trostlose Grau unserer Tage. Ich darf nun schließen mit einer Erinnerung an alte Zeiten, an der jene keinen Anstoß nehmen mögen, die sie einst auf der Schulbank des Gymnasiums oder sonstwo im Geschichtsunterricht gehört und abermals gehört haben. Denn vieles, was uns längst bekannt war, so bekannt, daß wir es für abgedroschen hielten, hat uns dieser große Krieg erst in seinen Tiefen verstehen gelehrt. Im Jahre 216 vor Christus ward das römische Heer in der furchtbaren Schlacht von Cannä vernichtet. Es fiel der eine Feldherr mit der Blüte des Volkes, der andere aber, durch seine Unüberlegtheit ein Hauptschuldiger an dem fürchterlichen Schlag, floh mit einem Häuflein und langte so in der Hauptstadt an, deren Straßen von großer Weheklage widerhallten. Da gingen ihm, dem geschlagenen Feldherrn, dessen bei jedem anderen Volk das Kriegsgericht gewartet hätte, Bürger aus allen Ständen entgegen und dankten ihm, daß er am Staat nicht verzweifelt habe. So wahrhaft groß, so wahrhaft bewunderungswürdig müssen freilich Völker handeln, die zur Weltherrschaft berufen sind. Dem deutschen Volke ist diese Rolle nicht zuerteilt. Aber in ähnlichen Lagen nicht zu verzweifeln, das dürfen auch wir billig von dem alten Römervolk lernen. So wollen wir uns heute zeigen, daß einst die Geschichte über uns urteilt: „Von Haß und Neid umgeben, und selber auch mit mancher Schuld belastet, geriet dies Geschlecht durch dunkle Verstrickungen in schweres Unglück; aber es trug seine Last mit unverzagtem Mut im Gedanken an seine Nachkommen und läuterte sich im Fegfeuer der harten Arbeit zu neuem Aufstieg.“ Dann mögen einst die Enkel zu unseren Hügeln treten und zu uns hinabrufen: „Dank euch, ihr Väter, daß ihr am Vaterland nicht verzweifelt habt!“ Wir aber werden drunten selig schlafen, wenn die Scholle ob unseren Häupten leise zittert von dem Fußtritt eines frohen und freien Geschlechts.





Das Planetarium von Johann Zick und andere Planetenmaschinen des 18. Jahrhunderts in den ehemaligen Hochstiften Würzburg und Bamberg

Von A. Stoehr †*)


ie Geschichte der Astronomie geht in ihren Anfängen bis in die frühesten Zeiten des Altertums zurück. Die Ergründung des Erscheinens der Gestirne am Himmel, der Gesetze ihrer scheinbaren und wirklichen Bewegungen und ihres Zusammenhangs mit gewissen periodisch sich wiederholenden Erscheinungen auf der Erde hat nicht nur die Gelehrten, sondern auch die große Masse von jeher auf das lebhafteste beschäftigt. Bereits im Altertum verstand man den Bau gewisser Instrumente der Armillarsphären zu astronomischen Beobachtungen. Damals dachten sich die Astronomen die Erde im Mittelpunkt des Weltalls feststehend, während sich der ganze Fixsternhimmel, den man sich als hohle Kugel vorstellte, in 24 Stunden von Ost nach West um seine Achse drehte. Ptolemäus (2. Jahrhundert v. Christus) stellte auf dieser Grundlage die Bahnen der Planeten fest. Sein System blieb auch während des ganzen Mittelalters die unantastbare Grundlage der Astronomie, bis Kopernikus (1473—1543) im seinem Werk „De revolutionibus orbium coelestium libri sex", Nürnberg 1543, ein neues System schuf, in dem er die Sonne in den Mittelpunkt der Welt stellte, um welche die Erde und die anderen Planeten in der Richtung von West nach Ost rotieren. Er stellte auch die Reihenfolge der Planeten fest, unter denen er der Erde ihren Platz anwies. Das neue System wurde nach mancherlei Kämpfen mit den Anhängern des alten Systems schließlich als das allein richtige erkannt und wurde grundlegend für die neuere Astronomie.

Von da an datieren auch die Verbesserungen der astronomischen Instrumente. Aber erst mit der Erfindung des Fernrohres (1608 von Hans Lippershey zu Middelburg in Holland und gleichzeitig von Johannes Kepler, dem Entdecker der nach ihm genannten drei Gesetze der Plantenbewegung) beginnen die wichtigsten Entdeckungen am Himmel und folgen von da an in rascher Folge auf einander.

Schon im 16. und besonders im 17. Jahrhundert verwendet man auf die Herstellung von Maschinen zur wissenschaftlichen Verdeutlichung der Planetenbewegung um die Sonne, den sog. Planetarien viel Zeit und Mühe. Während aber im 18. Jahrhundert die wissenschaftlichen Kreise von diesen astronomischen Hilfsmitteln fast ganz abkamen, bemächtigte sich ihrer nun die astronomische Laien-,

*) Ein Nachruf für den verstorbenen hochverdienten Direktor des Fränkischen Luitpoldmuseums wird demnächst im Frankenland erscheinen.

besonders die Hof- und Klosterwelt; das Bestreben, sich und anderen das immer noch etwas unklare und unverstandene kopernikanische Weltsystem möglichst deutlich zu machen, die Vorgänge am Himmel in einer zusammenfassenden Weise anschaulich im beweglichen Bilde gewissermaßen greifbar vor Augen zu haben und unabhängig von Jahreszeit und Wetter daheim verfolgen zu können, teilweise aber auch nur eine gewisse Befriedigung von Schaulust und Prunksucht haben im 18. Jahrhundert noch einmal zum Bau derartiger, in künstlerischer Hinsicht meist reich ausgestatteteren Planetarien geführt. Heute ist für den Dilettantismus in der hoch entwickelten astronomischen Wissenschaft kein Raum mehr. Aber immer noch lebt in der Laienwelt das regste Interesse für das prachtvolle Bild des gestirnten Himmels, sei es, wenn in kalter Winternacht die Sterne seltsam funkeln oder in warmer Sommernacht milde erstrahlen, und die populär gehaltenen astronomischen Schriften, die auch den Laien einen Einblick in dieses wunderbare, unendliche Reich ferner Welten gewähren sollen, haben eine riesige Verbreitung. Gerne bestaunt aber der Laie auch heute noch die in unsere Museen hinübergeretteten Zeugen früherer Versuche zur Verdeutlichung der Bewegungen der ihm aus den Büchern geläufigen Gestirne, die mit unserer Erde die Sonne umkreisen.

Würzburg kann sich rühmen, im 18. Jahrhundert nicht weniger als drei Männer in seinen Mauern beherbergt zu haben, die sich mit dem Bau derartiger Planetenmaschinen abgegeben haben und es tatsächlich fertig brachten, ganz hervorragende, in ihrer Art vollendete Kunstwerke zu schaffen. Der bedeutendste war der äußerst geschickte und auf dem Gebiete der Marketerie (Einlegekunst) zu einem weit über die Grenzen Frankens hinaus reichenden Ruf gekommene Schreiner Johann Georg Nestfell, gebürtig aus Alsleben in Hessen, dessen Tätigkeit im wesentlichen sich auf Wiesentheid, Banz und Würzburg erstreckte. In Banz hat er, angeregt durch die dort befindlichen zwei großen Erd- und Himmelsgloben, Schöpfungen des Minoritenpaters Coronelli aus dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, sich mit astronomischen Studien beschäftigt, und in dem Klosterpater Bonifazius Fleischmann einen warmen Förderer gefunden. Die Frucht seiner Studien war ein Modell zur Verdeutlichung der Himmelsbewegung, dem er dann noch eine Reihe anderer folgen ließ, die verschiedene Systeme von Weltgebäuden darstellten. Nach Wiesentheid zurückgekehrt, begann er mit dem Bau eines hölzernen Modelles der Planetenbewegung, bis er schließlich an den Bau eines Instrumentariums des kopernikanischen Weltsystems ging. Damit hatte er sich die Grundlage zu seinem Ruhm geschaffen. Wohl durch den Wirklichen Geheimen Rat Graf Rudolf Franz Erwein von Schönborn hatte Kaiser Franz I. gelegentlich seiner Krönung am 4. Oktober 1745 in Frankfurt von dem Künstler und seinem wunderbaren Modell gehört und ließ ihn nach Wien kommen, woselbst er nach der Vorlage seines Modells den Auftrag bekam, die Maschine aus Metall zu erbauen. Das vollendete Kunstwerk wurde, bevor es seine Reise nach Wien antrat, zunächst im Hause Balthasar Neumanns in Würzburg zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt und fand bei Gelehrten und Laien ungeteilten Beifall. Kaiser Franz, dem der Künstler seine Maschine im Jahre 1753 persön-

lich überbrachte, war so entzückt von ihr, daß er Nestfell eine goldene Kette mit einer goldenen Medaille, die das Bildnis des Kaisers trug, überreichte, den Titel eines k. k. Hofmechanikers verlieh und ein jährliches Gnadengehalt aussetzte [1]. Die Maschine fand ihren Platz in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien [2].

Die auch in ihrem Äußeren kunstvolle Planetenmaschine bildet jetzt ein „Schaustück ersten Ranges" im Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien und ist heute noch in Gang [3]. Die ungeteilte Bewunderung und Anerkennung, die Nestfells Planetenmaschine allenthalben gefunden hatte, veranlaßte den Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Adam Friedrich Graf von Seinsheim, ihm für die Würzburger Universität „zur Erleichterung der auf der Hochschule getroffenen Anstalt", den Bau einer ähnlichen Planetenmaschine zu übertragen, wofür er die Summe von 4000 fl. erhalten sollte. Das neue Kunstwerk wurde nach 1760 vollendet. Nestfell hatte vermutlich 1761 seinen Wohnsitz nach Würzburg verlegt, da er dort mit der Herstellung einer kunstvollen Inneneinrichtung der Bibliothek des St. Stephansklosters beschäftigt war. Für die Sternwarte schuf er zwei große Mauerquadranten, bei deren Herstellung ihm der hochfürstliche Hofschreiner Johann Georg Fellweck in Würzburg wirksam unterstützte. Bereits 1762 ereilte den Meister Nestfell der Tod. Die Würzburger Planetenmaschine Nestfells ist in ihrem äußeren Aufbau weniger elegant als ihre Wiener Vorgängerin, aber im Werk mit allerlei kunstvollen Figürchen ausgestattet. Das mit dem Wappen des fürstbischöflichen Bestellers geschmückte Kunstwerk stand zuerst in der fürstbischöflichen Residenz in Würzburg; 1769 wurde es in die Universitätsbibliothek verbracht und verblieb dort bis 1792. Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal ließ die Planetenmaschine in das physikalische Kabinett der Universität überführen. Beim Einfall der Franzosen 1796 drohte ihr das Schicksal, nach Paris verschleppt zu werden, von dem sie nur der rasche Vormarsch des Erzherzogs Karl bewahrte. Beim zweiten Franzoseneinfall ließ man das Kunstwerk durch den Würzburger Uhrmacher und Mechaniker Anton Pracht (Meister geworden am 16. Juni 1792) zerlegen und verstecken. Seine weiteren Schicksale sind zunächst, wie Heß bemerkt, nicht ganz klar. Eine Zeit lang soll die Planetenmaschine auf dem Neubeuturme in der Sammlung des astronomischen Instituts gestanden sein. 1877 wurde sie an das Bayerische Nationalmuseum in München

[1] Nestfell berichtet selbst ausführlich, wie er dazu kam, sich mit Astronomie und dem Bau von Planetenmaschinen zu befassen, in seiner 1761 erschienen reich mit Kupfertafeln ausgestatteten Schrift: „Kurz gefaßte, doch gründliche Beschreibung der von mir Johann Georg Nestfell erfunden- und verfertigten akkuraten kopernikanischen Planetenmaschine, nebst einer Erklärung des vielfältigen Gebrauches, und Nutzens derselben in der Astronomie, Geographie nnd Chronologie. Bamberg, Georg Andreas Gertner. 1761.

[2] Ein anschauliches Lebensbild des merkwürdigen Künstlers, dem auch einige der vorstehenden Angaben entnommen sind, hat Dr. Wilhelm Heß, o. Lyzealprofessor in Bamberg verfaßt: Johann Georg Nestfell, ein Beitrag zur Geschichte des Kunsthandwerks und der physikalischen Technik des 18. Jahrhunderts in den ehemaligen Hochstiften Würzburg und Bamberg. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1908, Heft 98.

[3] Heß, a. a. O., Seite 65.

verkauft[1]). Nestfells Geselle und Schüler, der 1728 geborene Johann Georg Fellweck (Fellbeck, Fellwöck) war ebenfalls Hofschreiner und Mechaniker. Ihm hatte Nestfell alle zu seiner bisherigen Profession gehörigen Werkzeuge sowohl an Holz, als Stahl und Messing gegen eine Entschädigung um 40 fl. an einen jugendlichen Verwandten des Erblassers letzwillig vermacht. Fellweck besorgte auch die Instandhaltung und das Aufziehen der Würzburger Planetenmaschine; sein Wunsch, eine Stelle an einem Universitätsinstitut als Mechaniker zu erhalten, ging 1766 in Erfüllung. Er wurde dem astronomischen Observatorium zugewiesen, wo er unter der Leitung des damaligen Direktors, des Jesuitenpaters Huberti einen beweglichen Quadranten baute. Dieses Werk mit den schon genannten, von Nestfell erbauten beiden Mauerquadranten befindet sich jetzt im Deutschen Museum in München. Fellweck wagte sich auch an den Bau einer Planetenmaschine, bei deren Ausführung ihn der Karmelitenpater Friderikus a. Sto. Christophoro lebhaft unterstützte. Dieses Werk kann, wie Heß[2]) sagt, keinen Vergleich mit den beiden Maschinen Nestfells aushalten.

Die Fellweck'sche Planetenmaschine wurde 1772 für etwa 400 fl. von dem Kloster Banz erworben und diente dem Unterricht der Klosternovizen. 1803 war das Werk schon nicht mehr in Gang. Bei der Säkularisation gelangte es nach Bamberg zunächst in den Besitz des Banzer Exconventualen P. Dionysius Linder, dann in den des physikalischen Kabinetts des k. Lyzeums. Im Jahre 1900 wurde die „Banzer Planetenmaschine" unter Eigentumsvorbehalt dem Bayerischen Nationalmuseum in München überlassen, wo sie einen Platz neben dem Werke Nestfells gefunden hat. Wie Heß angibt[2]), verlören sich nach 1772 die Nachrichten über Fellweck vollständig, auch sei unbekannt, wann er gestorben ist. Heß hat die Würzburger Hof- und Staatskalender übersehen, in denen in den Jahren 1784—1802 alljährlich der Hofschreiner Johann Fellweck unter den Hofbediensteten aufgeführt ist. Ebenso ist ihm die „Festgabe zur Jahrhundertfeier des Polytechnischen Zentralvereins für Unterfranken und Aschaffenburg 1906" wohl nicht zu Gesicht gekommen, in der Seite 12 ausgeführt ist, daß Fellweck im Jahre 1809 gleich anderen verdienten Männern bei der Stiftungsfeier der damaligen „Gesellschaft zur Vervollkommnung der mechanischen Künste" zum Ehrenmitgliede ernannt und durch die Überreichung eines Kranzes geehrt wurde. Er wohnte zuletzt in der Büttnersgasse und ist dort am 1. April 1810 im hohen Alter von 82 Jahren gestorben[4]).

Unabhängig von den beiden Hofschreinern und Mechanikern hat in Würzburg ein dritter Künstler — Johannes (Baptist) Zick sich mit dem Bau eines Planetariums befaßt. Johannes Zick ist in Daxberg bei Kempten geboren. Diese Angabe findet sich schon bei Oefele. (Manuskript der Staatsbibliothek München, Oefeliana V, 5, Notizen über einzelne Künstler, vor 1735.) Das Ge-

[1]) Eine eingehende Beschreibung bei Heß, a. a. O., Seite 73 ff.

[2]) a. a. O., Seite 95.

[3]) a. a. O., Seite 92.

[4]) Matricul. Defunctorum Anno 1780—1810. VIII. der Dompfarrei in Würzburg.

burtsdatum fehlt, die Pfarrbücher in Daxberg sind verloren gegangen. Aus dem Todesdatum läßt sich das Geburtsdatum auf den 10. Januar 1702 berechnen. Johann Zick ist nämlich in Würzburg am 14. März 1762 gestorben und auf dem Kirchhof von Stift Haug begraben worden. Der Eintrag in der Pfarrmatrikel des Stiftes Haug, Band für 1759 ff. Seite 28 des Verzeichnisses der Verstorbenen lautet: D. Joannes Zick, historiarum Pictor et Mathematicus Mechanicus Augustae Vindelicorum Academiae caesareae et A. J. Z. membrum rite numitus. Systema copernicanum verticale invenit et artificio Se hio confecit 60 Annorum 2 Mensium 4 dierum 14 Marty 1762[1]).

Die Angaben Oefeles sind zuverlässig, da er mit Zick persönlich bekannt war. Nach ihm lernte Zick bei Maler Stauder in Konstanz, wo er drei Jahre blieb, heiratete dann seine Landsmännin Anna Maria Seilerin aus Zell in Schwaben, malte um 1723—25 die jetzt zerstörte Mariahilfkirche in der Au bei München aus und war angeblich darnach drei Jahre bei Piazetta in Venedig tätig. (Diese Angabe Oefeles erscheint Feulner sehr zweifelhaft und ist vielleicht von Zick selbst erfunden). Sicher ist Zick seit Ende der zwanziger Jahre bis August 1749 in München ansässig gewesen. Dann ging er nach Würzburg, wo er das farbenprächtige Deckengemälde im Gartensaal der Fürstbischöflichen Residenz ausführte, das am 23. September 1750 vollendet war[2]).

Heß a. a. O. hat die phantastischen Angaben Boenicke's, in dessen Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg. Würzburg 2, S. 169 unverändert übernommen. Woher Boenicke seine Wissenschaft hat, ist unbekannt. Von ihm her hat Gregor Schöpf in seiner historisch statistischen Beschreibung des Hochstifts Würzburg Hildburghausen 1802, S. 405 die gleichen Angaben abgeschrieben. Naglers Neues allgemeines Künstlerlexikon 1852, Band 22, S. 270 hat ohne Quellenangabe als Geburtsort Ottobeuren genannt. Ihm folgt Hans Wolfgang Singer, allgemeines Künstlerlexikon V. 1901. Während Nagler uud Singer das Todesjahr 1762 richtig angeben, hat V. C. Habicht: Johannes Zicks Tätigkeit in der Sala terrena zu Würzburg, Monatshefte für Kunstwissenschaft V. Heft 3. S. 85 ff., fußend auf die obengenannte Notiz des Hofkammerprotokolls vom 23. IX. 1750 ihn in Kempten geboren sein lassen. Habichts Verwunderung über die Frische der künstlerischen Leistungen an den Arbeiten in der Sala terrena bei einem Alter von 70 Jahren ist wohl begreiflich.

Der 1680 in Kempten geborene Zick heißt Johann Georg, während unser Johann Zick den Beinamen Baptist trug, wie aus dem Eintrag in den Kirchenbüchern der Hofpfarrei in Bruchsal bei der Heirat seiner Tochter Anna Maria

[1]) Die Angabe des Geschichtsortes, den Hinweis auf Oefele und weitere Angaben verdanke ich Herrn Kunsthistoriker Dr. R. Feulner in München, der eine erschöpfende Arbeit über Johann Zick als Künstler eben abgeschlossen hat, den Hinweis auf den Sterbetag den Herren Hofrat Dr. med. Johannes Lill und G. H. Lockner in Würzburg.

[2]) Hofkammerprotokolle 1750 p. 618, 23. IX. 1750. Kreisarchiv Würzburg. Johannes Zick wird darin als aus Kempten bezeichnet. Auf dem Gemälde nennt er sich Münchner. Auch an einer anderen Stelle des Hofkammerprotokolls von 1750 p. 637, 24. XI. 1750 wird seiner als „aus München" gedacht.

am 17. Mai 1756 und dann bei der Taufe des dieser Ehe entsprossenen Sohnes angegeben ist. Hoffentlich sind mit diesen Feststellungen endlich alle Fabeln und Legenden über die Herkunft, die künstlerische Entwickelung und den Sterbeort Johann (Baptist) Zicks endgiltig erledigt. Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, dem Maler Johann Zick bei seiner weiteren künstlerischen Tätigkeit zu folgen. Er fand neben ihr immer noch Zeit, sich mit astronomischen Dingen zu beschäftigen und begann, angeregt durch Nestfells erste Planetenmaschine in seinen fünfziger Lebensjahren, sich mit mechanischen Arbeiten abzugeben und den Bau eines Planetariums zu beginnen, das er 1760 vollendete.

Heß a. a. O. berichtet, daß das Planetarium 1762 vollendet worden sei und sagt weiterhin: Gleich nach dem Tode versuchten die Erben das Planetarium zu verkaufen, aber ohne Erfolg.

Einstweilen fand es eine Unterkunft im Benediktinerkloster St. Stephan. Bei der Säkularisation 1803 boten die Erben die Maschine aufs neue aus und versuchten die kurbayerische Landesdirektion dafür zu gewinnen, wo sie aber einen ablehnenden Bescheid erhielten; ebensowenig glückte die Unterbringung im sogenannten Blank'schen Kabinett der Universität.

Auch die 1806 folgende Großherzoglich Würzburgische Regierung konnte sich nicht zu einem Ankauf entschließen, nachdem 1811 die beiden Uhrmacher Andreas Kreuzer[1]) und Johann Jakob Steib[2]) mit dem Professor Metz ein Gutachten über die Maschine abgegeben hatten, daß sie „als ein Produkt seltenen Fleißes und ein Werk eines mechanischen Genies" angesehen werden müsse, daß ihr aber indessen sehr große Unvollkommenheiten anhafteten, und daß sie zur Zeit ganz unfähig und nur mit erheblichen Kosten zu reparieren sei, daß endlich selbst nach ihrer Wiederinstandsetzung es eine offene Frage bliebe, ob sie ihren Zweck, als Unterichtsmittel zu dienen, wirklich zu entsprechen vermöchte. Überdies besäße ja die Universität die in Gang befindliche Nestfell'sche Maschine. Trotzdem schlug die Kommission den Ankauf um 600 fl. vor, aber der Großherzog Ferdinand lehnte den Ankauf mit Reskript vom 8. Mai 1811 entgiltig ab. Von da an verschwindet die Maschine aus den Akten und der Literatur — ihr ferneres Schicksal ist unbekannt. So weit Heß.

Leider scheint der genannte Autor vergessen zu haben, sich in Würzburg nach dem ferneren Schicksal der Maschine zu erkundigen. Denn es wäre ihm sicher von vielen Seiten die Mitteilung geworden, daß dieses „Schicksal" nicht so unbekannt ist, wie er in seinem Buche behauptet hat. Auch aus der Literatur ist das Planetarium keineswegs ganz verschwunden.

Im sog. Denzinger'schen Nachlaß, einer 50 Pappekartons zählenden Sammlung biographischer Notizen der Universitätsbibliothek Würzburg[3]), befindet sich ein Ausschnitt aus einer Broschüre, die Seiten 16/20 umfassend, leider ohne Angabe der Herkunft, deren Feststellung mir bisher auch noch nicht gelungen ist;

[1]) Meister geworden 16. September 1792.

[2]) Meister geworden 4. März 1804.

[3]) Den Hinweis auf diese Sammlungen verdanke ich Herrn Dr. Babinger in Würzburg.

augenscheinlich handelt es sich um einen Bericht über Würzburger Künstler, der etwa um oder kurz nach 1836 entstanden sein mag, da dieses Jahr im Texte bei der Erwähnung einer Verordnung genannt ist. Der Inhalt ist etwa folgender: Das Planetarium wurde „in vim executionis“ auf dem Königl. Kreis- und Stadtgericht versteigert, und zwar vor drei oder vier Jahren — also wohl anfangs der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts — und um einen Preis, der weit unter dem Wert des daran befindlichen Messings stand. Ein hoch verehrtes Mitglied des polytechnischen Vereins, Herr Magistratssekretär Schirmer erkaufte es. Das Planetarium muß sich damals in einem sehr traurigen Zustand befunden haben, denn der vorerst unbekannte Verfasser erzählt weiter: Das Werk wäre bei Zicks Tode überhaupt garnicht vollendet gewesen und Schirmer sei als eigentlicher Vollender zu betrachten. Auf Grund seiner mathematischen und mechanischen Kenntnisse hat Schirmer das Planetarium in Stand gesetzt und vollendete es mit vieler Mühe und großem Zeitaufwande .... zu seiner eigenen und aller Freude. Schirmer hat dann dieses wertvolle Kunstwerk dem polytechnischen Verein „anspruchslos und fast zu sagen zum Geschenk gemacht“. Der genannte Verein hat laut Jahresbericht von 1835/36[1]) Magistratssekretär P. Schirmer zum Ehrenmitgliede ernannt. Diese Ehrung wird wohl im Zusammenhang mit der Schenkung des Planetariums stehen, von der im Berichte allerdings nichts erwähnt ist. Die Annahme über die zeitliche Entstehung des oben genannten Broschürenausschnittes dürfte damit noch gefestigt werden.



Ein Selbstbildnis Joh. Zicks

Der Denzinger'sche Nachlaß enthält außer dem Broschürenausschnitt noch zwei stark beschnittene Abzüge einer Porträtlithographie, gedruckt bei Hoffmann in Würzburg, die nach einem Ölgemälde auf Blech im Besitz des Historischen Vereins in Würzburg (Katalog Abteilung I Nr. 219) hergestellt ist. Dieses Porträt trägt auf dem Hintergrund rechts die von späterer Hand beigefügten Angaben D. J. ZICK / ipse se pinx. 1760 und F.n 220. Es stellt den Kopf des Künstlers von vorn, mit einer Pelzmütze dar. Auf der rotbraun gestrichenen Rückseite befindet sich folgende teilweise abgefallene Legende in Antiqua gelb aufgemalt:

:D .I ZICK. / INVENTOR MASCHINÆ
. . . . . . SYs . . . . PEMICANO. / ET PICTOR 1760.

Ein größeres Brustbild, angeblich von ihm selbst oder von seinem berühmten Sohne Januarius gemalt, (?) bewahrt die gleiche Sammlung. Kat. Abt. I. Nr. 220. Ebenda befindet sich das kleine, hier wiedergegebene Porträt, das angeblich den

[1]) Der polytechnische Verein zu Würzburg in den ersten 50 Jahren seines Bestehens, Würzburg 1856, S. 56.

Künstler in jungen Jahren darstellt. Kat. Abt. I. Nr. 218. Ein hinten aufgeklebter Zettel trägt in älterer Schrift mit Tinte die Bezeichnung Johann Zick (Maler). Se ipse junior pinxit. Daß die genannten Bilder wirklich unseren Maler Johann Zick darstellen, wird von einigen Seiten bezweifelt. Die Planetenmaschine stand in dem vom polytechnischen Verein schon 1809 bezogenen Heim, dem ehemaligen Dominikaner- und jetzigen Augustinerkloster — und befand sich nach einer persönlichen Mitteilung des in Würzburg aufgewachsenen, am 16. Juni 1903 im 79. Lebensjahre verstorbenen Dieners des polytechnischen Zentralvereins zu seiner Jugendzeit in Gang. Sie war damals von einem großen schützenden Glasgehäuse, wie Nestfells Maschinen auch, umgeben. Wie lange sie in Gang erhalten werden konnte, ist unbekannt.

Bei der Übersiedelung des polytechnischen Vereins in den Neubau der Maxschule im Jahre 1858 wanderte die Maschine mit; damals verlor sie wohl ihr Glasgehäuse und erlitt auch sonst Beschädigungen, sodaß sie wenigstens von da an nicht mehr gangbar war. Als interessantes Schaustück stand sie dann in der Kreis-Muster und Modellesammlung des polytechnischen Vereins[1]).

Besonders schlecht bekam dem Planetarium der 1896 bewerkstelligte Umzug in das eben von der Universität geräumte chemische Laboratorium, wohin damals die Kreis-Muster und Modellesammlung mit der Bibliothek des polytechnischen Zentralvereins verlegt wurde, nachdem die Stadt Würzburg dieses Gebäude käuflich erworben hatte. Die Ausdünstungen der von den Wänden und Böden aufgesaugten Chemikalien bewirkten eine starke Verrostung aller Eisenteile und eine vollständige Oxydation des Messingwerkes. Bei der 1908 erfolgten baulichen Erweiterung des zu Museumszwecken bestimmten Hauses wanderte das Planetarium in den Maxschulkeller. Schon drohte ihm das Schicksal, ebenfalls nach München wandern zu müssen, um im Deutschen Museum einen Platz zu finden. In letzter Stunde gelang es dank eindringlicher Vorstellungen, daß dieses letzte Zeugnis einer einst in Würzburg blühenden mechanischen Kunsttätigkeit dem Stadtmagistrat Würzburg als Geschenk des polytechnischen Zentralvereins für das im Werden begriffene Fränkische Luitpoldmuseum übergeben wurde. Im Jahre 1915 ist das Planetarium durch den Direktor des Museums einer gründlichen Reinigung unterzogen und die Ergänzung fehlender Teile an den einzelnen Planeten vorgenommen worden. Wenn das Werk auch heute nicht mehr in Gang ist, und der teilweise unvollkommenen Bearbeitung der zahlreichen Zahnräder wegen auch kaum mehr dauernd in Gang gesetzt werden kann, wenn nicht eingreifende Umbauten vorgenommen werden, so bildet es gleich seinen ebenfalls längst stille stehenden beiden Genossen im Bayerischen Nationalmuseum in München

[1]) Im Katalog der Kreis-Muster und Modellesammlung des polytechnischen Zentralvereins von Unterfranken und Aschaffenburg, herausgegeben von Wilhelm Heß, Lehrer an der Maschinenbauschule Würzburg 1869, ist die Maschine in der IV. Gruppe, Maschinen und Instrumente etc. unter Nummer 290 folgendermaßen beschrieben: „Maschine, das kopernikanisch Weltgebäude darstellend (mit einer Uhr) von Mathematiker und Mechaniker Johann Zwick 1761)." Die Angaben sind vermutlich aus dem Titel einer später zu erwähnenden Druckschrift entnommen und decken sich hinsichtlich der Jahreszahl nicht mit denjenigen auf der Maschine selbst.

doch ein wertvolles, künstlerisch und kulturhistorisch bedeutendes Denkmal wissenschaftlicher Bestrebungen des 18. Jahrhunderts auf astronomischem Gebiete und ein Zeugnis tüchtigen Wissens und Studiums, sowie der mechanischen Kunstfertigkeit eines für die Astromie begeisterten Laien; im Museum aber den Mittelpunkt für die schon recht stattliche Sammlung wissenschaftlicher Instrumente für Zeitberechnung, Himmels- und Erdkunde.

Die Planetenmaschine ist in einem Oktavbändchen erläutert, das den Kandidaten der mathematischen Wissenschaften Philipp Konstantin Vellauer in Würzburg zum Verfasser hat und das 1761 von Johann Jakob Stahel, Buchhändler in Würzburg verlegt wurde. Sein Titel lautet: "Kurze Beschreibung einer sehr nützlichen Maschine, welche das kopernikanische Weltgebäude vorstellet und auf eigene Kosten verfertigt worden von dem berühmten Mathem. und Mechanico Johann Zickh Historienmahler. Es ist das wohl eine der „mannichfachen Beschreibungen" von denen bei der Eingabe der Haupterbin Zicks an die Großherzogliche Regierung die Rede ist, und von denen Heß keine einzige ermitteln konnte [1]).

Die Haupterbin hat wohl den Mund etwas vollgenommen, denn außer Vellauers Beschreibung scheint nur ein mir nicht zu Gesicht gekommener Angriff Nestfells auf die Maschine und eine Erwiderung auf den Angriff mit dem Titel: Astronomisch wahrer Unterricht und gründliche Verfassung über die von Johann Zick Mathem. Mechanico und Historienmahler verfertigte und kurz beschriebene sehr nützliche, nun aber von Herrn Georg Nestfell angefochtene Vertikalmaschine, der solche in Zweifel ziehen, und das Publikum irre machen will, entgegengesetzt und zum Druck befördert mit Erlaubniß der Oberen. Würzburg gedruckt bey Marco Antonio Engmann Hofbuchdruckerei 1761 erschienen zu sein [2]). „Zick hatte, wie Vellauer in der Vorrede seines Büchleins sagt, schon 1754 den löblichen Vorsatz gefasset, eine Planetenmaschine zu bauen, ist auch so glücklich gewesen, dasselbe gleich anfangs dieses 1761 Jahres, und welches ein wichtiger Punkt ist, nach einer sehr leichten Mechanik in Stand zu bringen, daß ihm denn vor jetzt viele Ehre zuwegen bringet und auch bey der späteren Nachwelt seinen Namen unvergeßlich machen wird, ja das ganze Teutschland kan sich freuen, daß der Anzahl ihrer Künstler mit einem so wackeren Manne abermahl vermehret worden".

Die Zick'sche Planetenmaschine ist im Gegensatz zu den Nestfell'schen Maschinen, die beide in ihrem astronomischen Teil horizontal angeordnet sind, vertikal gebaut und in ihrem ganzen Werk verstellbar. Zick legte hierauf besonderen Wert, da „man von einer solchen Maschine mit Recht fordern kann, daß sie das wahre oder das kopernikanische System vorstelle und e r s t e n s den wahren Punkt der Erde, wo wir uns befinden, anzeige, z w e i t e n s, daß sie v e r t i k a l seye."

[1]) Heß, a. a. O., Seite 101, Bemerkung 2. Diese kleine Arbeit kannte auch Nagler, der sie in seinem Neuen allgemeinen Künstlerlexikon 1852, Band 22, S. 270, wenn auch nicht namentlich, erwähnt. Die Bemerkung von Heß, daß die Zick'sche Maschine vollständig aus der Literatur verschwunden sei, ist, wie schon gesagt wurde, und wie aus den verschiedenen hier genannten Quellen hervorgeht, ebenfalls nicht ganz richtig.

[2]) Vellauers Beschreibung der Planetenmaschine, sowie die hier genannte Arbeit befinden in der Königl. Universitätsbibliothek in Würzburg unter Rp. XXIV 540 und 541.

Zicks Planetenmaschine kann auf jede gegebene Polenhöhe eingestellt werden, sie ist also, wie in der Beschreibung gesagt wird, für jeden Ort der Erde brauchbar, und „bei ihrer Einstellung etwa auf die Polhöhe von London, Paris, Moskau, Rom usw. könne man den Stand der Planeten für diese Orte ebensogut wahrnehmen, als ob man sich selbst wirklich dort befände."

Die Maschine ruht auf einem ovalen Tische, dessen Platte mit Messingblech überzogen ist, von 1,275 m Länge und 1,07 m Breite, der Fuß ist an den Ecken abgerundet, mit an den 4 Seiten vorgelagerten Lisenen, nach unten stark



Zicks Planetenmaschine im Fränk. Luitpoldmuseum

ausladend und mit einem kräftigen Fußprofil abgeschlossen. Die Tischhöhe beträgt 0,95 m. Das Innere des Fußgestells dient zur Führung des schweren in Rollen laufenden Bleigewichts, daß die Maschine samt dem Uhrwerk in Gang erhielt.

In der Längsachse des Tisches befindet sich vorn die in einer Laufbahn verschiebbare Uhr mit einem reich mit vergoldeten Rokaillen umrahmten Zifferblatt, das oben in einer Kartusche folgende Inschrift trägt: Ut in agnitione hujus maschinæ magis magisque glorificetur mundi creator. (Damit in Erkenntnis dieser Maschine der Welt-Schöpfer mehr und mehr verherrlicht wird). Das runde Ziffernblatt besteht aus einem versilberten Reif, auf dem in 5 Kreislinien die

12 Monate mit ihren Tagen aufgezeichnet sind, am Rande links sind die Schalttage angefügt; innerhalb dieser Monatsdaten befindet sich der eigentliche Stundenreif mit Angabe der Stunden von 1—24 in arabischen Ziffern, den Sekunden und den römischen Ziffern I—XII. In der Mitte liegt eine vertiefte bronzierte Scheibe, aus deren Mitte 4 Zeiger gehen, von denen der erste die Monatstage, der zweite die Stunden 1—24, die beiden letzten die Stunden I—XII und die Minuten anzeigen. Das Werk ist mit einem Glaskasten bedeckt. Gegen das Ende der Tischachse zu ruht eine quadratische Messingplatte mit schön gravierten Rokaillen, die mit 4 profilierten Knöpfen festgeschraubt ist. Sie trägt am Rande die Inschrift: „Maschinam mundi copernicanam omnia Problemata solventem invenit JOHANNES ZICK Historiarum Pictor 1760." (Die alle Probleme zeigende kopernikanische Weltmaschine erfand der Historienmaler Johann Zick 1760).

Auf der Platte steht der Träger, an dem das in einen Quadranten endigende Weltgebäude mit einem Achsenlager eingezapft ist. Dieses ist, wie Bellauers Beschreibung besagt, einer Armillarsphäre oder einem Globus vollkommen ähnlich und besteht aus einem Gerippe aus zwei sich an den Polen im rechten Winkel schneidenden größten Kugelkreisen, die von einem dritten größten Kugelkreis wagrecht verbunden sind. Die beiden ersteren stellen die sogenannten Kolluren, der letztere den Äquator vor. Der obere Pol ist mit einem zylindrischen Aufsatz versehen, der am Ende einer im Viertelkreis nach unten und innen gebogenen starken Messingschiene beweglich eingezapft ist. Die Schiene ruht auf einem zwischen der Uhr und dem Träger angeordneten Bockgestell, das mittels zweier segmentbogenförmigen Zahnstangen in seiner Höhe verstellbar ist. Soll die Maschine auf eine am Quadranten ablesbare bestimmte Polhöhe eingestellt werden, dann braucht man nur mittels einer Kurbel das Bockgestell zu bewegen, bis der Zeiger am Quadranten auf die gewünschte Höhe zeigt.

Ein breites Messingkreisband, zum Äquator im Winkel von 23 Grad, 29 Sekunden geneigt, schneidet diesen dort, wo die erste Kollure den Äquator kreuzt. Wir haben in diesem Band die Ekliptik zu erkennen, auf der außer einer Gradteilung von 12×30 Grad die Zeichen des Tierkreises eingraviert sind, Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Wage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fische ♓. Am Schnittpunkt der ersten Kollure und dem Äquator mit der Ekliptik östlich steht das Zeichen des Widders ♈ = Frühlingsanfang, ihm gegenüber westlich die Waage ♎ = Herbstanfang. (Die beiden Äquinoctial- oder Tag- und Nachtgleichpunkte). Zwischen ihnen, je 90 Grad nach beiden Seiten entfernt, am Durchschnitt der zweiten Kollure finden sich die beiden Solstitial- oder Sonnwendpunkte, nördlich beim Zeichen des Krebses ♋ der Sommersonnwend-, südlich beim Zeichen des Steinbocks ♑ der Wintersonnwendpunkt. Damit sind die vier astronomischen Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter bestimmt. Unterhalb des Äquators, ihm parallel, ist ein zweites schmäleres Messingkreisband angebracht, auf dem die 12 Monate, ihre Tage und die Namen von Festtagen und Kalenderheiligen eingraviert sind. Dieses Kreisband läuft in zwei Rollen, die am Bock-

gestell befestigt sind und dient der ganzen Maschine als Gleitbahn, wenn man sie nach der Lösung der Verbindung mit dem Uhrwerk um ihre Achse drehen will. Innerhalb des großen Jahresbandes beginnt, gegen den unteren Pol zu, das Räderwerk für die Planetenbewegung. Der größte Durchmesser der Sphäre beträgt 0,983 m, die größte Höhe der Maschine 1,255 m, die Gesamthöhe mit dem Tischgestell beträgt somit 2,205 m.

Unter dem Räderwerk für die Planetenbewegung, sich an den unteren Pol der Kolluren lehnend, befindet sich seitwärts eine senkrecht angeordnete Kreisscheibe mit versilbertem Reif, schmalem, zur Achse desselben leicht geneigten Messingreif und darunter liegender vergoldeter beweglicher Scheibe, aus deren Mitte zwei Zeiger gehen. Das ganze dient zur Darstellung der Sonnen- und Mondbahn. Der eine Zeiger mit einer großen vergoldeten Kugel und umgebogener Hackenspitze läuft einmal im Jahre um und gibt die Stellung der Sonne in der Ekliptik an, deren Zeichen auf dem äußeren Reif eingraviert sind. Der zweite kürzere Zeiger an einem federnden Stahlband bestehend, trägt an seiner Spitze die Mondkugel; diese schleift auf dem geneigten Reif in 29 Tagen, 44 Minuten, 32 Sekunden einmal herum und schneidet die Bahn der Ekliptik an zwei einander gegenüber liegenden Punkten, die als Knoten oder aufsteigendes Drachenhaupt und absteigender Drachenschwanz bezeichnet werden. Diese „Knoten" rucken, wie Vellauer beschreibt, „von Morgen gegen Abend an der Maschine nach der astronomischen Berechnung beynahe in 19 Jahren einmal um den ganzen Himmel, so jährlich 19 Grad, 19 Minuten und 43 Sekunden anträgt, bey dem Rucken der Knoten siehet man gar deutlich, wo die Finsternisse entstehen." Die beiden unteren Enden der Kolluren sind auf einer Messingtafel angeschraubt, die auf einer dreifachen, wagrecht zu ihr stehenden Kreisscheibe aufsitzt, und nach Vellauer den Äquinoctialzirkel an dem Himmel auf das genaueste parallel durchschneidet. Sie ist aus drei übereinander liegenden Teilen von Kupfer, Messing und versilbertem Messing gebildet. Unter ihr ist der Quadrant im rechten Winkel angebracht, der am Träger eingezapft ist. Die Kreisscheibe in ihrem untersten Teil ist fest mit dem Quadranten verbunden, die anderen beiden drehen sich mit der ganzen Sphäre. Auf ihnen ist wieder die Ekliptik eingraviert; die unterste aber trägt eine Stundenteilung. Auf den Scheiben sitzt noch ein drehbarer Ring mit Zeiger. Will man nun wissen, wo die Planeten in irgend einer bestimmten Stunde sich aufhalten, so hat man die Spitze des Zeigers auf den Grad der Ekliptik einzustellen, in welchem sich die Sonne an jenem Tage befindet; alsdann dreht man die ganze Sphäre um, bis der Zeiger, welcher mitgeht, auf die bestimmte Stunde kommt, dann stehen alle Kügelein der Planeten in eben dem Stande, den sie am Himmel wirklich einnehmen.

Zick hat außerdem noch eine andere Figur an der Maschine angebracht, um die scheinbare Bewegung der Sonne von einem Wendekreis zum anderen darzustellen. Dazu verwendet er einen zweiten, in einer Führung beweglichen Quadranten, der mit zwei Diooptern ausgestattet ist. Stellt man, wie Vellauer erklärt, die Maschine nach der Polhöhe wagrecht ein, so wird dieser Quadrant

um seinen Dioptern zu Mittag in dem Meridian direkt auf den Grad zielen, den die Sonne an dem betreffenden Tage einnimmt. Damit wollte Zick erreichen, falls das treibende Uhrwerk einmal vor- oder nachgehe, die Sonne selbst den Gang regle und verbessere, und man die ganze Maschine danach dirigieren könne.

An dem Quadranten hängt ein Pendel, das, weil beim Gang der Maschine der Quadrant steigt oder fällt, täglich einen anderen Grad abschneidet und mit der Sonnenhöhe im Mittagszirkel auf das genaueste übereinstimmt.

Innerhalb der Sphäre befindet sich das Planetensystem. Fast im Mittelpunkt steht die Sonne als vergoldete Kugel; sie dreht sich um ihre Achse in 27 Tagen, 11 Stunden und 22 Minuten. Ihr am nächsten ist Merkur angeordnet, der, sich um seine Achse drehend, die Sonne an einer geneigten Führungsscheibe in 87 Tagen, 23 Stunden, 14 Minuten und 32 Sekunden umkreist. Er ist an der Maschine mit dem nächstfolgenden Planeten Venus, der gleichfalls an einer geneigten Kreisscheibe umläuft, gekuppelt, so daß beide Planeten durch ein gemeinsames Triebwerk bewegt werden. Die Venus, „die nicht über 47 Grad von der Sonne weggeht," dreht sich um ihre Achse in 24 Stunden und läuft in 224 Tagen, 17 Stunden, 44 Minuten und 55 Sekunden um die Sonne.

Die nun folgende Erde ist mit einem Stundenring umgeben, auf dem die 24 Hauptmeridiane eingraviert sind. Für die Beobachtung der Bewegung dient ein kleiner in die Erdkugel eingeschraubter Zeiger. Allen Bewegungen der Erde gerecht zu werden, hat sich Zick große Mühe gegeben. Sie bewegt sich in 24 Stunden um sich selbst und in 365 Tagen, 48 Minuten und 40 Sekunden um die Sonne. Eine dritte Bewegung geschieht, wie Bellauer sagt, durch die Beschreibung eines Zirkelkreises um die Sonne, durch welchen die Erde in einem Jahr sich einmal von selbsten umwendet. Erreicht wird sie durch einen künstlichen Mechanismus im Zusammenhang mit dem vorerwähnten Diopter, der die Erde bei ihrem Umlauf hebt und senkt, so daß man die tägliche Änderung der Deklination der Sonne und damit die Änderung der Punkte des Aufgangs und Untergangs und der Tageslänge beobachten kann. Die Sonne geht bekanntlich an 2 Tagen im Jahr, am 21. März und 23. September genau im Osten auf und im Westen unter (Tag und Nacht gleiche Zeit, Frühjahrs- und Herbstanfang). Von 21. März bis 21. Juni rückt die Sonne scheinbar weiter nach Norden vor und beschreibt täglich einen höheren Bogen, wodurch die Tage länger und die Nächte kürzer werden, bis am 21. Juni der höchste Stand erreicht ist (Sonnwende). Von da an kommt sie täglich weniger hoch, bis sie am 23. September wieder zur Tag- und Nachtgleiche gelangt. Von da an geht die Sonne täglich südlicher auf, die Tage werden kürzer und die Nächte länger, bis sie am 21. Dezember den niedrigsten Stand erreicht hat (Wintersonnwende). Nun beginnt wieder ein Längerwerden der Tage. Auch die vierte Bewegung der Erde, das platonische Jahr, „allwo, wie Bellauer sagt, die Finsternisse in 70 Jahren einen Grad ungefähr abgewichen, folglich der ganze Himmel in 25000 Jahren herum zu kommen scheint," soll an der Maschine zu beobachten sein.

Um die Erde kreist der Mond in 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten und 23 Sekunden. Er gleitet an einer 5 Grad, 8 Minuten, 47 Sekunden geneigten Führungsscheibe, wobei die Mondphasen, Vollmond, Neumond, erstes und letztes Viertel, aber auch die Entstehung der Sonnen- und Mondfinsternisse sollen wohl beobachtet werden können.

Der Erde zunächst folgt der Planet Mars, der die Sonne in einem Jahr, 321 Tagen, 23 Stunden und 24 Minuten umwandert. An der Maschine wird er mittelst eines von 2 Zahnrädern auf- und abbewegten scherenförmigen Gestells, das in einer Führungsschiene läuft, in seiner Bahn um die Sonne geführt. Die Marskugel sitzt an einem rechtwinklig abgebogenen Arm, die an dem Scherengestell befestigt ist. Nach Vellauers Beschreibung müßte die für den Mars verwendete Konstruktion eigentlich bei dem Planeten Jupiter in Anwendung gekommen sein. Es ist ihm also ein kleiner Irrtum in seinem Büchlein unterlaufen.

Der nächstfolgende Planet Jupiter, der größte unseres Sonnensystems, dreht sich sehr schnell, nämlich in 9 Stunden, 40 Minuten um seine Achse, braucht aber bei seiner Entfernung von der Sonne 11 Jahre, 317 Tage, 14 Stunden und 49 Minuten zu seinem Umlauf. An der Maschine ist er mit seinen damals (1760) bekannten 4 Monden (heute sind 7 Monde bekannt) dargestellt; er wird durch ein besonders konstruiertes Triebwerk an einer in einem Galgen laufenden Seidenschnur während seines Umlaufes in steigender oder fallender Bewegung erhalten. Konstruktiv ist dieser, auch in ähnlicher Form beim Saturn angewendete Mechanismus entschieden der schwächste Teil des sonst sehr solid gebauten Planetariums, da das ganze Räderwerk, das den Planeten samt seinen Monden bewegt, seitlich an dem einen durch ein Zahngetriebe in drehender Bewegung erhaltenen Arm des Galgens in einer Führung gleitet. Die 4 Monde umkreisen den Jupiter:

Der erste in 18 Stunden, 28 Minuten, 36 Sekunden,
der zweite in 3 Tagen, 13 Stunden, 17 Minuten, 54 Sekunden,
der dritte in 7 Tagen, 3 Stunden, 13 Minuten, 52 Sekunden,
der vierte in 16 Tagen, 19 Stunden, 6 Minuten.

Durch die Art der Konstruktion seines Umlaufes soll an der Maschine gut zu erkennen sein, wenn Jupiter rückgängig, stillstehend, gradläufig und rückläufig wird. Diese merkwürdige Erscheinung hängt damit zusammen, daß die Erde und der Jupiter sich zwar in gleicher Richtung, aber in einer ganz verschieden langer Dauer der Umlaufszeit um die Sonne bewegen. Während die Erde diese Bewegung in einem Jahre vollführt, braucht Jupiter dazu fast 12 Jahre. Geht man von der Stellung des Jupiter zur Erde und der Sonne aus, die als Opposition bezeichnet wird, wenn nämlich Sonne, Erde und Jupiter in einer geraden Linie stehen, dann wird, wenn sich die Erde weiter bewegt hat, der Jupiter nur ein viel kürzeres Stück gewandert sein, die Verbindungslinie Jupiter—Erde hat sich entgegen der Verbindungslinie Sonne—Erde gedreht, trifft also in ihrer Verlängerung nicht mehr die Sonne, sondern weiter rückwärts gelegene Teile des Himmels. Jupiter erscheint uns dadurch also rückläufig. Diese Bewegung wird nach und nach langsamer und verschwindet ganz, wenn die Verbindungslinie

Erde—Jupiter den Rand der Erdbahn berührt. Die Erde bewegt sich dann von Jupiter fort, so daß dieser still zu stehen scheint. Von da an wird Jupiter rechtläufig (geradläufig[1]).

Der letzte und äußerste Planet, den die Maschine zeigt, ist Saturn. Er ist mit dem ihn umgebenden Ring dargestellt, und die 1750 bekannten 5 Monde (heute kennt man deren 10) umkreisen ihn. Er bewegt sich in 29 Jahren, 174 Tagen, 4 Stunden, 56 Minuten und 30 Sekunden einmal um die Sonne. Die Umlaufszeiten der Monde betragen:

des ersten: 1 Tag, 21 Stunden, 18 Minuten, 34 Sekunden,
des zweiten: 2 Tage, 17 Stunden, 41 Minuten, 27 Sekunden,
des dritten: 4 Tage, 13 Stunden, 47 Minuten, 16 Sekunden,
des vierten: 15 Tage, 22 Stunden, 41 Minuten, 11 Sekunden,
des fünften: 79 Tage, 7 Stunden, 53 Minuten, 47 Sekunden,

die von der Maschine ebenfalls auf das genaueste ausgeführt werden sollen. Auch die Saturnbewegung wird, wie schon erwähnt ist, durch ein Triebwerk besorgt, das den Planeten samt seinen Monden und dem sie bewegenden Räderwerk an dem einen als Gleitstange benutzten Arm eines Galgens während seines Umlaufes mittels eines Seidenfadens in steigender und fallender Bewegung erhält, wobei ein Zahngetrieb die Gleitstange dreht und dadurch auch das Räderwerk in Gang erhält[2]).

Ob die Zick'sche Planetenmaschine alle diese Bewegungen, wie sie an Hand der Beschreibung Vellauers hier wiedergegeben sind, wirklich richtig auszuführen vermochte, können wir heute, nachdem sie stille steht, nicht mehr nachprüfen. Aber auch, gesetzt den Fall, es gelänge die Maschine wieder dauernd in Gang zu setzen, so bedürfte es fast eines Menschenalters, um den vollständigen Umlauf aller Planeten zu beobachten, denn die Bewegungen an der Maschine sollen sich ja genau in der gleichen Zeit abspielen, die ihre Vorbilder am Himmel benötigen, um ihren Gang um die Sonne zu vollenden.

Wir dürfen nicht vergessen, daß seit der Vollendung der Maschine im Jahre 1760 bis zum heutigen Jahre 1918 — also in 158 Jahren der äußerste Planet Saturn erst etwas über 5 Mal seine Bewegung um die Sonne ausgeführt haben würde, wenn die Maschine immer in Gang geblieben wäre. Wer also glaubt, daß dem Museumsbesucher durch den Stillstand der Maschine ein reizvolles Schauspiel entgeht, und erwartet, daß man bei der Wiederingangsetzung die Planetenkügelchen, während der doch immerhin beschränkten Beobachtungsmöglichkeit bei einem Museumsbesuch, gewissermaßen im Kreise herum sausend erblicken könnte, ist von einem schweren Irrtum befangen und wäre wohl recht enttäuscht, da bei

[1]) Die gleichen Bewegungen vollführen für unsere Betrachtung von der Erde aus auch die übrigen Planeten, was eben mit der Verschiedenheit ihrer Umlaufszeiten gegenüber der Umlaufszeit der Erde zusammenhängt. Vellauer hat in seiner Beschreibung hievon keine Notiz genommen und diese Bewegungen nur bei Jupiter genannt.

[2]) Die bei der Bewegung des Planeten Mars, Jupiter und Saturn angeordneten, auf das sorgfältigste ausgeklügelten Konstruktionen dienen gleich den bei den Planeten Merkur und Venus verwendeten geneigten Scheiben dazu, um die zur Erdbahn verschieden geneigten Bahnen der übrigen Planeten an der Maschine vor Augen zu führen.

der vorübergehenden Besichtigung von einer Bewegung überhaupt kaum etwas wahrzunehmen wäre.

Zicks Planetenmaschine blieb, wie schon erwähnt wurde, nicht unangefochten. Durch einige recht durchsichtige Bemerkungen in Bellauers Beschreibung mag sich Nestfell besonders getroffen gefühlt haben, so daß er sich entschloß, gegen Zick zu schreiben, obwohl, was aus Zicks Erwiderung hervorgeht, er das Zick'sche Planetarium gar nicht zu Gesicht bekommen hatte. Nestfells Einwürfe werden in Zicks Erwiderung Punkt für Punkt vorgenommen und eingehend widerlegt.

Zum Anfang und zum Schlusse dieser Erwiderung weist Zick ganz besonders auf den bisher bei keiner Planetenmaschine angewendeten Vertikalbau hin. Alle anderen derartigen Instrumente, von denen Zick außer der im 17. Jahrhundert von Adrianus Droesius mit anderen in Leyden gebauten noch fünf in Deutschland während des 18. Jahrhunderts ausgeführte bekannt sind, waren horizontal, d. h. der Gang der Planeten war als vom Nordpol aus gesehen dargestellt und die Bewegungen der die Planeten darstellenden Kügelchen vollzogen sich in einem dem Horizont parallelen zirkelrunden Kreis, „mithin bey einer solchen Horizontalmaschine der Nordpol (welcher in hiesiger Würzburger Gegend 49 Grad, 43 Minuten erhöhet) auf 90 Grad gestellt ist, — welches der hiesigen Situation keinesfalls gleichförmig ist; woraus denn folget, daß eine solche Maschine keine deutliche Demonstration geben kann. Es wäre denn, daß man sich unter dem Nordpol verfügen wollte, welches doch bishero noch niemand möglich gewesen ist."

Zick hatte also Anlaß genug, auf seine Konstruktion besonders stolz zu sein, die es ermöglichte, die Maschine auf jede Polhöhe einzustellen, denn „hieraus sodann klar abzunehmen, daß es Lernenden viel begreiflicher seye, wenn man solche an demjenigen Orte, allwo sie sich befinden, richten kann, als wenn sie erst viel nachdenken müssen, wie es bey dem Pol hergehe, derohalben es schwer ist, denenselben einen deutlichen Begriff hievon beizubringen".

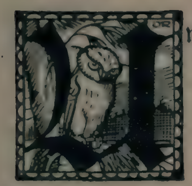
Wenn für die Wissenschaft heute diese Planetarien auch nichts anderes mehr bedeuten als mechanische Spielereien, so werden wir doch dem Ernste und dem wissenschaftlichen Streben ihrer Verfertiger unsere besondere Achtung und Anerkennung nicht versagen. Wir müssen diesem Streben, immer tiefer in die Geheimnisse der Mathematik und der Astronomie einzudringen und sie anderen auch durch diese Maschinen zugänglich zu machen, unsere volle Bewunderung zollen, denn die Gründe, die Bellauer an dem Schluß seiner Beschreibung als Bekenntnisse Zicks gesetzt hat, gelten bis zum heutigen Tag und waren die Richtlinien für alle damaligen Künstler, die es in ihrer Kunst zu etwas richtigem bringen wollten. Die Mathematik neben der Koloristik, der Optik und der Perspektive sind die Grundlage, auf denen sich das Können eines Künstlers aufbauen muß.

Und diese „göttliche" Wissenschaft hat auch Nestfell, Zick und Fellweck befähigt, ihre schönen astronomischen Maschinen zu berechnen und zu bauen, zum Staunen nicht nur ihrer Zeitgenossen, sondern für alle, die ernstem Streben und tüchtigem Können Verständnis entgegenbringen zu allen Zeiten.



Unser Garten

Eine Würzburger Plauderei von der Telle und dem Kaisergarten
von **Dr. Otto Handwerker**



Unser Garten ist kein engbrüstiges Vorgärtlein, wie sie da und dort in den Straßen der Stadt zu sehen sind und wohl gar noch mit flaschenumränderten Beeten und winzigen Sandwegen prunken. Auch keine neue, weiträumige Anlage draußen vor den Toren. In der „Vorstadt jenseits des Mains", wo sich die Häuser und Häuschen wie verschüchterte Küchlein gegen den Steilabhang des Burgberges drängen, liegt er auf dem letzten Abhang des Hügels und zwei Berggassen umschließen ihn rings. Feinsinnig und doch so zweckdienlich haben die Altvorderen den widerstrebenden Grund in Terrassen geteilt, die sich um ein altes Türmlein gruppieren.

Auf ihnen wächst es und blüht es jahraus, jahrein in sorgsam gehegten Beeten wie auch sonst auf Würzburgs sonngesegneter Flur. Mächtige Platanen schauen über die Mauer in den Garten herein und drinnen locken Treppen und lauschige Winkel die Kleinen zu munterem Spiel, laden Rundhäuschen und Lauben zu behaglicher Rast, dem flutenden Leben der Zellerstraße so nah und doch so fern. Köstlich ist unser Garten, wenn der Frühling ins Land zieht und Busch und Baum in ein Meer von Weiß und Rosa taucht, köstlich in seiner Sommerpracht und in herbstlicher Segensfülle, aber am schönsten am Tage Sankt Peter und Paul.

Da duften die Rosen schwer und süß. Kein Blättlein rührt sich. Mit verhaltenem Atem lauschen erwartungsvoll die Bäume. Droben auf dem steil zum Flusse abfallenden langestreckten Bergrücken liegt in hellem Sonnenglanz die alte Burg wie eine Löwin wuchtig hingelagert und blinzelt verschlafen hinunter, wo die heiße Luft zitternd und flimmernd um das unendliche Dächergewimmel und die vielen ragenden Türme der ehrwürdigen Bischofsstadt fließt. Von drunten, wo sich die graue Brücke trotzig den strömenden Wassern entgegenstemmt, tönt leises Rauschen des Flusses herauf. Am Rasenplatz auf der obersten Gartenterrasse sieht man auf Neutor und Nordflanke der Veste, auf die Brücke und ihre belebten Heiligen mit den flatternden Steingewanden in den ausbuchtenden Pfeilern. An ihnen wimmelt sonst rastlos geschäftiges Leben vorbei, heute stehen sie vereinsamt im heißen Sonnenbrande, nur vereinzelte Fußgänger

schleichen vorüber und ein mattes Rößlein zieht stolpernd die klappernde Droschke hinter sich her. Da schlägt es sechs Uhr vom Grafeneckardsturme. Dröhnend heben die Glocken des Domes zu klingen an. Sie läuten das Gebet ein, das jetzt einen Monat hindurch, von Kirche zu Kirche die Stadt durchwandernd fromme Scharen zum unablässigen Preise des sakramentalen Gottes zusammenruft. Schmetternd gesellt sich vom schlanken Turme das Geläute der Marienkapelle dazu. Die Glocken der Pfarreien, der Klöster, der Kapellen fallen ein in jubelndem Chore. Die alten Glocken St. Burkards klingen an. Hell jauchzt das kleine Glöcklein des Hofspitals drunten auf. Und alles eint sich zu einem wundersamen Rauschen und Brausen, Klingen und Singen, das in mächtigen Akkorden die weite Talmulde durchflutet und zum wolkenlosen Junihimmel emporschwillt. Das ist des Gartens höchste Feierstunde im Jahr.

Wer aber die leisen Stimmen der Vergangenheit zu deuten versteht, zu dem spricht er am vernehmlichsten in hellen Sommernächten, wenn der Mond durch die Zweige scheint und spielende Schatten an die Mauer des Türmleins malt.

Dann huscht geheimnisvoll schattenhaftes Leben durch den Garten. Über die Mauern ragen die Vorwerke und der massige Eckturm des Bergschlosses herein und das Türmlein scheint sein Dach noch schiefer denn sonst gegen den Hang zu neigen, als wolle es mit dem trutzigen Gefährten droben Zwiesprache halten von vergangenen Tagen. In seinem Innern klingts leise wie Waffenklirren. Es reckt und streckt sich unmutig und möchte das luftige Fachwerk des Obergeschoßes mit dem kecken Spitzdache abschütteln, den modischen Aufbau, den sorglose Zeiten seinem kräftigen Körper aufgesetzt haben. Von der alten, wehrhaften Sturmhaube träumt es, die es trug, als die Häcker des Mainviertels gegen die Zwingburg ihres Bischofs und Herrn anrannten, als haßerfüllte Bauernscharen die Gärten überfluteten, als vom Telltore her das Krachen der schwedischen Musqueten klang, von der Berggasse Rollen der Räder und Hufgeklapper und als aus seiner Türe der königliche Feldherr trat.

Das Spitzdach aber schaut verträumt hinunter auf die mondüberfluteten Terrassen und wispert von anderen versunkenen Tagen. da behagliche Lauben und Häuschen sich im Garten wölbten und auf zierlichen Postamenten eine fröhliche Götterschar thronte, während im Turmzimmerchen ausgelassene Musensöhne tollten, Lachen und Singen durch den Garten schallte und frohes Kichern hinter den Hecken lockte.

Kein Wunder, wenn in geheimnisreichen Mondnächten die Schatten der Vergangenheit durch den Garten schweben, liegt er doch auf uraltem Grund und weiß aus langen Jahrhunderten von manchem bedeutsamen Geschehen zu erzählen, das seinen Boden streifte.

„In der Probstey. Bey Neydecke unter der Telle" wird er in alten Zinsbüchern des Würzburger Kreisarchivs bezeichnet. Der Name der Telle tritt uns vom Ende des 13. Jahrhunderts an in Würzburger Urkunden, chronikalischen Aufzeichnungen, Amtsbüchern immer wieder entgegen. Er klingt uns zunächst fremdartig ans Ohr. So kam Oegg in seiner Entwicklungs-

geschichte der Stadt Würzburg zu der phantastischen Hypothese, daß die Telle genannte Gegend von dem 1308 erwähnten Telltore den Namen bekommen habe und daß die Bürger das neue Tor „welches sie einzig in der Absicht bauten, um sich von der Herrschaft der Bischöfe frei zu machen, zum öffentlichen Signale ihres allgemeinen Bestrebens von dem kühnen Manne benannt haben, welcher den Schweizern zu ihrer Freiheit verhalf." August Schäffler, der Herausgeber Oeggs, verwies mit Recht diese Ausführungen ins Reich der Fabel und stellte fest, daß eine uralte Lagenbezeichnung vorliegt, die an die Gestaltung des Marienbergs gerade an dieser Stelle anknüpft[1]). In frühester Zeit lautet das Wort Telle oder Thelle, später nimmt es die mannigfachsten Formen an: Dell, Tell, Thele, Täle, Theel, Thöll, Thüll, Thall usw. Es wird uns ohne weiteres verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir die alte Form für das uns allen wohlbekannte Wort Dalle vor uns haben, wohl ein Deminutivum von Tal. Es bedeutet also soviel wie Tälchen, Vertiefung, Schlucht[2]) und kommt auch sonsthin in Franken nicht selten vor.

Nach dem Wortlaute der Überlieferung haben wir die Telle am Fuße des Nordabhangs zu suchen. Tatsächlich zeigt die topographische Betrachtung dieser Gegend einen Einschnitt, durch dessen Sohle jetzt die Zellerstraße von der Deutschhauskirche zum ehemaligen Jagdhause aufwärts zieht, während an seiner Südostwand die Schloßgassen zum Berge hinaufführen. Am schärfsten tritt er hervor auf dem bekannten Merian'schen Stadtbild von Würzburg aus dem Jahre 1648. An dieses Tälchen knüpfte ursprünglich der Name Telle an. Späterhin verstand man darunter auch noch den anstoßenden Nordabhang des Marienbergs bis zu den Vorwerken der Burg. Über die Telle lief die alte Stadtmauer, etwa vom Ende der die heutige erste Schloßgasse abschließenden Stiege bis zum St. Nikolaustore, dem späteren Zellertore. Außerhalb der Mauern war die Telle mit Rebgeländen bepflanzt. Das zeigen alte Würzburger Ansichten, dafür sprechen Urkunden aus dem 15. bis 17. Jahrhundert sowie zahlreiche Stellen in Zinsbüchern, Rechnungen usw. Zum Schlosse führte ein Fahrweg, auch ein Fußpfad wird genannt sowie ein Weg in die Weingärten. Innerhalb der Mauer zog eine Straße vom Telltore, das über dem Hauptwege zum Schlosse angelegt war, zum St. Nikolaustore. Auch die heutigen drei Schloßgassen werden schon früh erwähnt. Höfe, Weinberge, Gärten wurden von ihnen umschlossen, auch unser Garten. In den Lehen-Zins- und Salbüchern des Hofkammer-Zins-Amtes und den Rechnungen dieser Stelle werden sie stets unter dem Namen „Probstey" zusammengefaßt, weil der Zins aus diesen Gütern ursprünglich mit zu den Einkünften der Probstei auf dem Marienberge gehörte[3]). Wir wissen ja, daß dort

[1]) Die Urkunde, auf die sich Oegg bezieht, spricht von einem „turm gen . . . der telle." Die Telle ist übrigens schon f. d. J. 1291 belegt (Kr. A. W., Standbuch 161 fol. 77) als „locus qui dicitur zur Thelle ad pedem Montis Beatae Virginis."

[2]) Vgl. Ruckert, Ufr. Mundart S. 37, Schmeller, bayer. Wörterbuch S. 498, Grimm, deutsches Wörterbuch II. Sp. 699/700, Lexer, Mittelhochd. Handwörterbuch II. Sp. 1418.

[3]) Lehenbuch des Hofkammer-Zins-Amts von 1640 (Kr. A. W. Stadtrentamt Würzburg 651½ fol. 132/133).

eine Probstei von Konventualen des Klosters St. Burkard bestanden hat, wahrscheinlich vom Ende des 10. Jahrhunderts bis zur Umwandlung der Abtei St. Burkard in ein Ritterstift, also etwa bis 1464[1]).

Des Telltores geschieht im Jahre 1308 erstmals Erwähnung. Wenn es auch selbstverständlich im Laufe der Jahrhunderte wiederholt umgebaut und erneuert wurde, haben wir es doch im Wesentlichen immer an derselben Stelle zu denken. Ein Bild aus dem 16. Jahrhundert gibt das Grabmal des Fürstbischofs Melchior Zobel im Würzburger Dome. Wir sehen darauf ein Tor, das gerade am Ende der Schloßgassenstiege liegt und von dem Steilabhang des Marienbergs nur durch eine schmale Mauer getrennt ist. Die Darstellung zeigt ein mächtiges Tor und eine runde Türe daneben. Die Ermordung Melchior Zobels berichtet, daß der todwunde Fürst durch das „neue" Telltor gegen die Burg floh. Fünfzig Jahre später hören wir von einem weiteren Umbau durch den Kalendereintrag des Tuchscherers Röder, der notiert, daß am 6. August 1612 das Dach auf dem neuen Telltore aufgerichtet wurde. Dieses Tor scheint der Meriansche Stich abzubilden, der einen kräftigen Turm mit durchgeführtem Torweg zeigt. Gewappnete Torwächter hielten tagsüber unter dem Tore Wacht, bedienten die Schranken und Ketten und prüften die Einlaßheischenden. Nachts lugte ein Wächter hoch oben vom Turme aus, nahm alle Stunden vom Nachbarturme das vorgeschriebene Hornzeichen auf und gab es dem nächsten weiter. Dreimal in jeder Nacht zog die Scharwache auf ihrem Rundgange auch vor das Telltor.

Am Rande der Telle, wo sich der letzte Hang des Berges zum Flusse senkt, grünten seit uralten Zeiten die Gärten. Von friedlichen Tagen weiß ihre Geschichte in jenen frühen Jahrhunderten wenig zu berichten, desto mehr aber von Kampf und Streit. Lagen sie doch an den Grenzen der Stadt, der die Telle immer wieder als Bollwerk diente, wenn es galt, eine neue Fehde des aufstrebenden Bürgertums gegen die bischöflichen Zwingherren droben auf der Burg auszufechten. Schon eine Schenkungsurkunde an das Agnetenkloster vom 19. Januar 1291[2]), die zum ersten Male von einem der dortigen Gärten Kunde gibt, zeigt uns die Telle im kriegerischen Kleid. Günther von Bopfingen, Bürger zu Würzburg, und seine Tochter Bertradis übergeben dem Gotteshause nebst Besitzungen zu Eisingen, Heidingsfeld und Würzburg auch ein Haus mit Garten dortselbst jenseits des Mains neben dem Wall und Graben, wo man zur sog. Thelle geht am Fuß des Marienbergs. Wall und Graben mögen wohl entstanden sein bei dem Zwiste der Stadt mit Bischof Iring von Reinstein, wo ja die Bürger nach dem Berichte des Lorenz Fries, allenthalben um die Stadt Gräben, Bollwerke und Befestigungen aufwarfen[3]). Wir werden dadurch mitten

---

[1]) Stamminger, J. B., Pfarrei St, Burkard (Franconia sacra) S. 93–101. Im Salbuch Nr. 1 des Kr. A. W. sind die Probsteigefälle bereits zum Hofkammer-Zins-Amt gezogen und unter dem Titel aufgeführt „Probstey uff unser frawenberg 1468."

[2]) Kr. A. W. Standbuch 161 fol. 77 a und b.

[3]) Bei Ludewig S. 570.

hineingestellt in das jahrhundertelange Ringen der Stadt um ihre Selbstständigkeit. Schon 1308 kam es zu erneutem Friedensbruche, zu einem förmlichen Aufstand der Bürger gegen den Bischof. Sie bauten auf der Telle eine Mauer mit Tor und einen Turm dabei, der nach Fries[1]) stand, „wo heutigs tages ein wächter-hauss stehet." Häckeleien mit dem Hofgesinde an diesem Tore führten zu einem Sturme auf das Schloß, bei dem aber die anrennenden Häcker und Zünfte mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen wurden. Ernstere Feindseligkeiten schienen unvermeidlich, da gelang es im März 1308 durch einen Schieds-



Das Türmlein Neydeck

spruch, der des Bischofs Rechte mächtig festigte, den Handel zu schlichten. Mauer und Tor an der Telle durften zwar aus Gnaden bestehen bleiben, doch mußte die Stadt dem Bischof in der Mauer ein anderes Tor und ein Pförtlein brechen, da er geschworen hatte, durch das Tor des Turms, der wie wir aus einem weiteren Schiedsvertrage des Jahres 1354 vernehmen Nydecke hieß, nimmermehr zu reiten.

Anderthalb Jahrhunderte hindurch, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zu dem blutigen 11. Januar 1400, wo auf dem Kirchhofe zu Bergtheim die Blüte der Würzburger Jugend dem bischöflichen Heere erlag,

[1]) Bei Ludewig S. 606.

tobte fast ohne Unterlaß der Kampf zwischen Bischof und Stadt, die immer wieder versuchte „das bischöfliche Regiment einzudämmen und daneben Raum für die städtische Selbstverwaltung zu schaffen" und zuletzt sogar den stolzen, so jäh zerronnenen Traum von der Reichsfreiheit träumte. Und mancher Akt des wechselvollen Dramas spielte sich vor den friedlichen Gütchen ab, wo die Telle Mauern und Turm der Stadt gerade am trotzigen, der Fürstenburg zugewendeten Ecke trug. War sie doch Grenzland. Wie der Burgfrieden des Marienbergs sich bis zur Telle erstreckte, wie sie in kirchlicher Beziehung die Pfarrei des Schlosses von der von St. Burkard schied, so führte über sie weg



Blick auf die Telle und den Kaisergarten vom Nordabhang des Marienberges.

der Hauptweg von der Stadt zur Burg, wo die streitenden Parteien immer wieder zusammenstießen.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, für die uns die Salbücher des Würzburger Kammerzinsamts genaueren Einblick gewähren, sehen wir den Besitz noch in mehrere Parzellen geteilt. „In der Probstey bey Neydecke under der Thelle" sind sie verzeichnet. Drei Hofstätten „die hat man zu weingarten gemacht und ist ein gut worden" sind im Besitze der Familie Schweiger, die schon jahrhundertelang in dieser Gegend des Mainviertels eingesessen war[1]. An dieses Besitztum grenzten an ein Haus mit einer Hofreith und eine weitere Hofreith mit einem Häuslein „vor alters bei Neydeck" genannt. Gehörten die Schweiger

[1] Mon. boica 37 S. 577 f.

sichtlich den wohlhabenden Kreisen an, so waren die Besitzer des Häusleins bei Neydeck gewiß nicht allzusehr mit Glücksgütern gesegnet. Eine buntgemischte Gesellschaft zählen die Amtsbücher als aufeinanderfolgende Insassen auf: „Contz Bender, Heintz Lautenslaher, die alt Wentzlin, Franz Leyser, die blind Kathrin, hanns ritter, hanns schneyder, Jörg Pollmann, Contz Trumpter".

Die gewaltige Volkserhebung des Bauernkrieges, die im Frühjahr 1525 da und dort in Deutschland einsetzte, riß auch die Stadt Würzburg in ihren Strudel hinein und manche Szene des großen Trauerspiels sollte sich auf der Telle abspielen, ja sogar das kleine Häuschen bei Neydeck, dessen Bewohner wohl auch ihre Zeit gekommen glaubten, durfte auch sein bescheiden Teil davon sehen. So berichtet Fries[1]): „Die weg, zu und umb Unserfrauenberg gehend, die verwarten sie gein der stat werts mit neuen starken rigeln und ketten und insonderhait lag ain klain heusslin oder hütten oben am Ende des klainen gässleins, dardurch man gewonlich gein hove get, unten an der Thelen. darein legten sie des tags etliche gewappente, obgleich die rigel des tags offen stunden, das dannoch zu ross ungerechtvertigt gein hove daselbst durch nymant komen mogt. und warden alle tag andere in solche heuslin gelegt, darunter nit vill gesessener burger, sondern vast alle aus dem gemainen povel und taglöner waren".

In der Nacht des 14. Mai rückten die Bauern in das Mainviertel ein, in der folgenden liefen sie zweimal unter großen Verlusten vergebens Sturm auf das Schloß. In der Folge ließ nicht nur die tapfere Besatzung auf der Burg mit Erfolg das schwere Geschütz spielen, auch die Bauern beschossen die Veste aus Schanzen, die sie auf der Telle aufgeworfen hatten. Am Marienberg war die Sturmflut des Bauernkrieges emporgeschäumt, ohne ihn bezwingen zu können flutete sie zurück. Als das Heer des schwäbischen Bundes herannahte, zogen die Bauernscharen ab, der Vernichtung entgegen, die Stadt Würzburg mußte sich am 7. Juni auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie wurde jetzt endgültig eine fürstliche Stadt. Am Rande der Telle, von dem die Bürger so oft Vorstöße gegen das Schloß unternommen hatten, setzte sich jetzt die bischöfliche Macht fest und zwar innerhalb der Stadtmauern, um des Telltores und damit des Zuganges zur Stadt für alle Fälle gesichert zu sein. Im Jahre 1536 ließ Fürstbischof Konrad von Thüngen an der Stelle des kleinen Häusleins ein fürstliches Wachthaus errichten[2]). Es steht noch in unserem Garten, aufgesetzt auf einen Felsvorsprung und die Einfassung der runden Türe zeigt ein Steinmetzzeichen der Zeit. Ein jetzt verschütteter Brunnenschacht ging neben ihm in die Tiefe und ein verließartiges Gewölbe ist unter ihm in die Felsen getrieben.

Als am 15. April 1558 der Versuch Wilhelms von Grumbach, durch die Festnahme des Fürsten die Anerkennung seiner Ansprüche vom Hochstifte zu erzwingen, zur Ermordung Melchior Zobels durch die Sendlinge Grumbachs führte, da sprengte der Todwunde am Garten vorbei „über die steinerne gähe Steig"

[1]) Bauernkrieg S. 68.

[2]) Fries bei Ludewig S. 877.

und durch das Telltor seinem schützenden Schlosse zu. Aber noch ehe er es erreicht hatte, sank er entkräftet zu Boden und hauchte am Wegrain die Seele aus. Das Monument, das Friedrich von Wirsberg im Würzburger Dome seinem Vorgänger setzen ließ, zeigt im Hintergrunde in Flachrelief die ganze Gegend, auf der sich das tragische Ereignis abspielte: Die Tellstiege (heutige Erste Schloßgasse), abgeschlossen durch eine Mauer mit großem, runden Tor und daneben gelegenen kleinen Türlein, den anstoßenden, noch zur Telle zählenden Nordabhang des Marienbergs mit seinen Weinbergen, die Vorwerke des Schlosses, die erst nach dem Bauernkriege anstelle des früheren hölzernen Zaunes errichtet wurden, und zu denen eine weitere Staffel emporgeführt war, schließlich den Tellengarten, den fürstlichen Wildpark, der seinen Namen trug, weil er an die Telle grenzte, nicht weil er auf ihr lag.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte friedlichere Zeiten für die Gärten in der Probstei. Die drei Parzellen, deren Geschick wir verfolgen, werden zu einem einheitlichen Besitze abgerundet und zu einem Wein- und Lustgarten gemacht. Besitzer ist die angesehene und begüterte Familie Höschlein, von der die Steuerbücher als Inhaber je einer Hälfte des Gartens den Chorherrn am Stift Neumünster Matthias Höschlein und die Witwe des Würzburger Ratsherrn und Baumeisters des Domstiftes Matthias Höschlein nennen. Von ihren Erben ging er um 1630 durch Kauf an die bekannte Familie Reibelt über, da sie Stephan Reibelt, Ratsherr, Kapellenpfleger und Handelsbürger zu Würzburg erstand. Er sollte sich des neuen Besitzes nicht lange in Ruhe freuen. Denn die Erstürmung des Marienbergs durch die Schweden im Oktober 1631 zeigt uns wieder die Telle mit einem bedeutsamen, für die Stadt Würzburg und das fränkische Land folgenschweren Ereignis verknüpft. Am 15. Oktober öffnet Würzburg dem siegreich vordringenden Schwedenkönig seine Tore, der am folgenden Tage in das Mainviertel einrückt und sich besonders am Telltore und seiner nächsten Umgebung festsetzt. Zwei Tage wird das Schloß heftig beschossen, am 18. Oktober bringt ein blutiger Sturmlauf die unglückliche Veste in die Gewalt des Siegers. Der Bericht eines unbekannten Gewährsmannes, den auch Gropp in seine Sammlung aufnahm[1]), erzählt Einzelheiten von den Kämpfen, die am Telltor wogten und daß der königliche Feldherr selbst in dem „darbey nechst gelegenen Thürmlein", dem fürstlichen Wachthaus oben im Garten, zwei, zum wenigsten aber eine Nacht zubrachte.

Schon die Schweden begannen den Marienberg durch neue Schanzen zu verstärken. Sogleich nach Beendigung des großen Krieges ging der tatkräftige Fürst Johann Philipp von Schönborn, zugleich Kurfürst von Mainz und Bischof von Worms, daran die mitteralterliche Burg in eine Festung moderner Art umzuwandeln. Gewaltige Gräben wurden gezogen, Wälle, Mauern und Tore erbaut. Die neuen Befestigungen auf der Nordseite des Schloßberges liefen außerhalb der Telle zum Zellertore. Damit hatten die alten Werke auf der

[1]) Collectio nov. III. p. 415 – 83.

Telle allen militärischen Wert verloren, sie mußten fallen. Seitdem finden wir die Telle nicht mehr mit geschichtlichen Ereignissen verknüpft, nur noch in den Amtsbüchern der Behörden erhält sich als Lagenbezeichnung ihr Name.

„Rostig sank dem Marienberg
Schwert und Schild aus der müden Hand,
Statt des Lorbeers nun kränzen ihn
Reben, Rosen und Epheu".

Felix Dahn hat dies packende Bild in seiner wuchtigen Jubelhymne zum dreihundertjährigen Universitätsjubiläum gefunden. Zweihundert Jahre vor der sie stolz überragenden Veste verlor die Telle ihren wehrhaften Charakter. Die Mauern, die Befestigungsbauten, das Tor, die sie ehedem getragen, verschwanden, die Gräben wurden verschüttet, um so schöner konnten sich jetzt die alten, um sie gelagerten Gärten entwickeln, um so behaglicheren Aufenthalt boten sie dem frohen Besitzer. Damals gehörte der Garten bei Neydeck noch dem Stephan Reibelt, der am 20. April 1648 starb und in der Marienkapelle seine letzte Ruhestätte und ein treffliches Denkmal gefunden hat. Vier Jahre nach seinem Tode verkauften sein Schwiegersohn Johann Konrad Fick, Ratsherr und Stadtgerichtsassessor, seine Söhne Johann Philipp, Bürger und Handelsmann, und Tobias, der Rechten Doctor und fürstl. Würzburgischer Rat, und die Vormünder seines nachgelassenen Söhnleins Lorenz Stephan ihren „aigenthumblichen vermauerten garten jenseits Mainß under der Theel bey der Staffel" an die fürstliche Kammer um 500 fl Bargeld und 36 Reichsthaler[1]). Der Kauf stand augenscheinlich im Zusammenhang mit den Arbeiten am Marienberg und wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß in dieser Zeit auch die alten Werke der Telle abgetragen wurden. Der Garten wurde damals vom Staate erkauft, weil man gleichzeitig die Zugänge zur Festung verbessern wollte. Von dem anderthalb Morgen großen Wein- und Baumgarten wird nämlich zur Erweiterung der Tellstiegen (heute erste Schloßgasse) und des gemeinen Fahrwegs (heute breite Schloßgasse) rings herum etwas abgenommen, das Ganze auf Kammerkosten mit einer neuen Mauer rings umfangen und sodann um 200 fl am 12. März 1672 an Herrn Johann Karl Kahm, geheimen Kammerdiener und Hofbarbierer, Ratsherr, später auch Bürgermeister zu Würzburg, wieder abgetreten. Zwei Fastnachtshühner jährlich sind noch zu entrichten, die übrigen darauf ruhenden Abgaben werden erlassen. Das 1640—1695 gebrauchte Lehenbuch des Kammerzinsamts trägt hinter der Kaufsumme den ominösen Vermerk „aber noch nicht bezahlt", worüber sich Kahm, wie uns ein Einschaltblatt des Buches belehrt, mit Recht sehr erboste, da er das Geld schon bezahlt und den Kaufbrief in Händen habe. Daraufhin wurde unterm 2. Jan. 1682 „herrschaftlich gnädigst anbefohlen, ihme Herrn Chomen den gartten als bezahlten dorten . . . zuzuschreiben." In den nächsten hundert Jahren wechselte der Garten dreimal den Besitzer. Nach Kahm finden wir von 1693 an als Eigentümer den Landgerichts-

[1]) Kr. A. W., Stadtrentamt 651½ fol. 370 b – 372 a.

konsulenten Dr. Christoph Pfütschner verzeichnet. Ihm folgten 1720 seine Erben, von 1723 an sein Schwiegersohn, der gräfl. Schönbornische Kanzleidirektor Johann Georg Röthlein, der ihn bis 1766 innehatte.

Es waren angesehene und begüterte Männer und, wie es scheint, behaglichem Lebensgenuß nicht abhold. Unter ihnen nahm der Garten die Gestalt an, die er im wesentlichen noch heute bewahrt hat. In fünf Terrassen zieht er sich am Berge empor, die einzelnen Abteilungen sind durch kräftige Futtermauern getrennt, zwischen denen kleine Treppen die Verbindung vermitteln. Die erwähnte, von der Kammer erbaute Umfassungsmauer schließt ihn von der Außenwelt ab. Auf der obersten Terrasse sitzt ein kleines Häuschen. Sein massiv gebauter Unterstock mit runder Türe, an der wir ein altes Steinmetzzeichen des 16. Jahrhunderts gewahren, und ein unter ihm in die Felsen gehauenes Gewölbe, dazu seine Lage in der nächsten Nähe des ehemaligen Telltores, innerhalb der Mauern und auf dem Areale, auf dem die angeführten Kammerzinsamtsbücher ein Häuslein bei Neydeck verzeichnen, beweisen, daß wir hier den Rest des fürstlichen Wachthauses vor uns haben, das Fürstbischof Konrad von Thüngen 1536 errichten ließ. Der Oberstock ist luftig gebaut und von einem kecken Spitzdache überragt. Seine Formen weisen nach Schulze-Naumburg, der in seinem Buche über die Gärten auch die zweckmäßige und doch so feinsinnige Anlage dieses Gartens gepriesen hat, auf das Ende des siebzehnten oder den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hin.

Lustigere Tage und lebhafteres Treiben sah der Garten, als das unter ihm an der Zellerstraße liegende und mit ihm verbundene Haus in einen Gasthof umgewandelt wurde und gerade der Garten sich als Anziehungspunkt für das neue Unternehmen zeigte. Es geschah dies im Jahre 1767, wo durch Urkunde vom 20. August Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim dem Würzburger Bürger und Metzgermeister Simon Gaggel die Übertragung des auf dem jenseits des Mains gelegenen Hause „zur Traube" ruhenden Schildrechtes auf das von Gaggel neu erkaufte zur Wirtschaft viel besser eingerichtete und mit allen Bequemlichkeiten versehene Röthleinische Haus bewilligte und ihm die Aushängung eines eigenen Schildes „Zum Römischen Kaiser" genehmigte. Damit trat ein neues Gasthaus in die Reihe der altbestehenden des Mainviertels, deren Namen uns die Strophe des bekannten Liedes:

O grüner Baum, o gold'ne Gans,
Stadt Frankfurt, Röm'scher Kaiser,
Wer euch nicht und drei Kronen kennt,
Nix vom Mainviertel weiß er

überliefert. Damals flutete noch durch die Zellerstraße ein reger Verkehr von Bewohnern des Hinterlandes, die zu Markt oder zu Geschäften in die Stadt fuhren, und von Fremden „aus Frankfurt, der Pfalz und dem Schwabenlande", die durch das Zellertor nach Würzburg kamen. Der römische Kaiser erfreute sich rasch lebhaften Zuspruchs als Einstellwirtschaft für die Landleute, aber auch steigender Beliebtheit bei den Würzburgern, so daß schon 1805 Scharold in

seinem Büchlein „Würzburg und die umliegende Gegend" als die fünf besten Gasthäuser, „welche theils wegen ihrer schönen Lage, ansehnlichen Gebäude, inneren bequemen Einrichtung, theils durch andre empfehlende Eigenschaften sich auszeichnen und daher von distinguierten Reisenden dermalen am häufigsten besucht werden" den Baierischen Hof, Fränkischen Hof, Kleebaum, Römischen Kaiser und den Schwan aufzählt.

Haus und Garten hatten noch im Jahre 1767 neuerdings den Besitzer gewechselt und waren an Franz Fasel übergegangen. Gerade der Garten lockte zur Einkehr im Römischen Kaiser. Auf der untersten Terrasse boten jetzt langgestreckte Lauben kühlen Schatten. Ein behagliches, rundes Gartenhaus, von den Vorbesitzern schon errichtet und an Veitshöchheimer Vorbilder erinnernd, erhob sich da. Auf der alten Bastion gab eine gut überdachte Laube schönen Ausblick auf die belebte Zellerstraße. Und wenn man gar über die Terrassen emporstieg und dann oben ins Zimmer des Türmleins trat, bei einem Schoppen kräftigen Frankenweines hinabschauend auf die fröhlichen Gäste, die in kleine Gesellschaften abgeteilt im Garten saßen, oder den Blick hinaufschweifen ließ zur altersgrauen Burg und über die vieltürmige Stadt, den Fluß und die begrenzenden Hügel, dann gesellte sich wohl — wie uns Oberthür erzählt[1]) — der Wirt, Ottmar Sauer, Fasels Nachfolger, hinzu und der Vielgereiste wußte beredt von den Wunden des wogenden Meeres zu erzählen, wies dazu ein selbstgefertigtes Modell eines Seeschiffes vor und weckte im staunenden Binnenländer die Sehnsucht nach der lockenden Ferne.

Der Anonymus, der 1804 die Skizze „Würzburg mit seinen Umgebungen" herausgab, widmete dem Kaisergarten ein eigenes Kapitel. Er rühmt die Aussicht von der obersten Terrasse über die ganze Stadt, die immer mit Wanderern besetzte Mainbrücke und den lebhaftesten Teil des Mains, den Kran, wo immer Schiffe ankommen und abfahren, immer Waren gewogen und auf und ab geladen werden, und versichert, dort mit einigen Freunden unendlich glückliche Abende vollbracht zu haben. „Die angenehme Erleuchtung der Tische mit Lichtern in Glasglocken, wenn es dunkler wird, ein ziemlicher Wein, den man hier erhält, ein gut zubereitetes Abendbrot, die wirklich nicht schlechte Musik, dabei die Aussicht über die ebenfalls erleuchtete Stadt, auf die Mainbrücke, wo vor jedem Heiligen eine Laterne brennt; über den Sitzenden der schwarze, düstere Berg, worauf die Festung ruht; die heiteren Abende, — kurz, alles was zu ein paar vergnügten Stunden man nur wünschen kann, kommt hie zusammen". „Des Sonntags ist es, wie an allen Orten um Würzburg, etwas zu gemischt, auch so im Kaisergarten, daher ihn dann auch weniger, wenigstens des Nachmittags besuchen, erst gegen Abend, wenn sich Handwerksburschen mit ihren Liebchen entfernen, erst dann pflegen die besseren Familienzirkel auch hierher zu kommen". Die Zahl der Abendgäste hätte sich der Verfasser größer gewünscht und mit der Sitte der Würzburger, um 9 Uhr schon unter die Federn zu kriechen, statt die heiteren Sommerabende zu genießen, ist er ganz unzufrieden.

[1]) Taschenbuch. 1795. S. 231 ff.

Als Fichte, damals Professor der Philosophie in Erlangen, auf der Durchreise nach Berlin im September 1805 einige Tage in Würzburg weilte, verbrachte er einen schönen Abend in Gesellschaft von Hüfeland, Paulus, Niethammer im Kaisergarten [1]).

Um 1810 wurden dann auf der ersten Terasse geräumige Saal- und Wirtschaftsräume erbaut und der Garten sah hinfort manch glänzendes Fest. So feierte auch die Universität dort 1818 durch einen Kommers die Verleihung der Konstitution. Unter den Geladenen befand sich Graf August von Platen, der seit April des Jahres Bürger der Alma Julia Maximiliana war. In seinem Tagebuch denkt er des Tages mit folgenden Worten:

„13. Juni 1818. Würzburg. Die Universität feierte heute das Fest der Konstitution, und die Professoren samt dem Kurator gaben ein großes Diner im „Kaiser" über der Mainbrücke, einem geräumigen Lokal mit hübschem Garten. Jeder Professor lud ein oder zwei Studenten ein, und der Prorektor Döllinger, mit dessen Sohn ich nun auch Umgang habe, wählte mich. Es ging ziemlich lustig her und viele Toaste wurden ausgebracht. Herr von A. (Asbeck) selbst begünstigt fast die Ausgelassenheit, da er ein Weiberfeind, auf der anderen Seite ein Studentenfreund ist. Es lief nicht ohne Räusche ab, doch kam es zu keiner auffallenden Roheit des Tons. Um halb sieben ging ich weg, während die meisten noch im Garten blieben und Kommerslieder sangen. Ich hielt mich zu ein paar stillen Gefährten. Wir stritten statt jener Lieder über ein paar Stellen des lieblichen Horaz. So groß der wilde Haufen ist, noch immer hat die Wissenschaft ihre sanfteren Freunde."

Von der politischen Begeisterung, die das denkwürdige Ereignis auslöste, ist in diesen Zeilen wenig zu spüren und die burschikose Lebensfreude der Kommilitonen vermag den einsamen Grübler nicht mit fortzureißen in ihren lustig tosenden Strudel, er setzt sich abseits und führt gelehrte Gespräche. Frohe Tage waren es ja überhaupt nicht, die der junge Dichter in Würzburg verlebte und sein Tagebuch läßt uns einen tiefen Blick tun in seine verdüsterte Seele.

Fünfundvierzig Jahre nach dem flüchtigen Besuche Platens im „Kaiser" bezog ein anderer, an dessen Wiege einst ebenfalls die Muse gestanden hat, ein bescheidenes Zimmerchen oben im Gartenhause, um zehn Jahre hindurch dort zu wohnen, der Dichter und Literarhistoriker Dr. Ignaz Hub. Ein Würzburger Kind und durch sein Streben wie sein Werk des ehrenden Gedächtnisses durchaus würdig, ist er heute, wo sich erst vierzig Jahre der Grabhügel über ihm wölbt, selbst in seiner Vaterstadt fast völlig vergessen. Am 1. Februar 1810 zu Würzburg geboren, besuchte er hier auch Gymnasium und Universität, wo er sich nach anfänglichem Schwanken philosophischen und literarischen Studien widmete, die er in Heidelberg fortsetzte. Schon als Student gab er sein Erstlingswerk heraus, das unter dem Titel „Lyraklänge. Gedichte von Ignaz Hub" 1832 zu Würzburg bei Bauer erschien und manche verheißungsvolle Probe des jungen Talentes enthält. Als unsteter Wanderer zog er dann von Stadt zu Stadt, bis er 1854

[1]) Allgemeiner Anzeiger f. d. Churpfalz baier. Staaten. 1805 Nr. 104.

durch manche schmerzliche Erfahrung gebeugt, aber mit ungeschwächtem Idealismus in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er jetzt bis zu seinem Tode verblieb. Sein ganzes Leben hindurch blieb ihm die Muse treu und hat ihn mit mancher prächtigen Gabe beschenkt, die wir in zahlreichen Anthologien, Almanachen, Zeitschriften zerstreut finden. Wie er schon in den dreißiger Jahren gemeinsam mit Freiligrath und Schnezler in Düsseldorf und Koblenz den von ihm begründeten Musenalmanach „Rheinisches Odeon" herausgab, hat er auch späterhin immmer und immer wieder die deutschen Dichter zu gemeinsamen Gaben zusammenzufassen gesucht. Unvergeßlich gemacht hat er seinen Namen in der Geschichte der deutschen Literatur durch seine feinsinnig ausgewählten, mit guten biographischen und literarhistorischen Anmerkungen begleiteten Sammelwerke, vor allem durch das seit 1846 in fünf Auflagen erschienene treffliche Buch „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit". In den 10 Jahren 1863—1873, die der alternde Mann im „Römischen Kaiser" verlebte und während der er täglich im Garten wandelte, sehen wir ihn mit literarischen Studien, mit Neuauflagen und Fortsetzungen seiner Sammlungen beschäftigt. Mit Christian Schard gibt er in dieser Zeit die „Deutschen Dichtergaben. Album für Freiligrath. Lpz. 1868" heraus, als es gilt des greisen Freiligraths Lebensabend durch eine Nationalspende lichter zu gestalten, und steuert der bekannten Sammlung „Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Gesammelt und herausgegeben von Franz Lipperheide. Berlin 1870" zwei markige, von Valentin Becker vertonte Lieder bei, durch die des patriotischen Mannes Herzensfreude über die großen Tage der Einigung zittert. Einige Jahre vorher durfte er auch die Freude erleben, daß ihn die deutsche Schillerstiftung in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Literatur mit einer Pension ehrte. Zuletzt führte er noch drei Jahre von 1876—79 die Redaktion der Würzburger Zeitung. Am 27. März 1880 ist er in Armut gestorben. Durch eine warmherzige Würdigung seines Lebens und Wirkens im Würzburger Journal vom 21. Oktober 1895 hat Dr. Fritz Bauer für die Erhaltung seines schlichten Grabes im Würzburger Friedhof sich eingesetzt.

Nach dem Konstitutionskommerse des Jahres 1818 hallte der Garten noch oft wieder von den schmetternden Sängern jungfrischer Musensöhne und auch die bürgerliche Gesellschaft insbesondere die Harmonie feierte dort bei Musik und Tanz manch fröhliches Fest. Als aber dann die Eisenbahn durch das Maintal brauste und den Verkehr vom Mainviertel ablenkte, als gar die Stadt endgültig entfestigt wurde, die engenden Mauern fielen, ein herrlicher Park sich um die Stadt schlang und diese darüber hinaus nach allen Seiten ihre Straßen vortrieb, da lockten auch bald modischere Anlagen mehr als der alte Garten am Fuße der grauen, träumenden Festung. Seit 1843 hatte Ignaz Josef Honikel aus Dittwar mit Glück und Geschick den Römischen Kaiser betrieben, aber schon 1862 wurde das Gasthaus im Hauptbaue an der Zellerstraße aufgelassen und nur noch in einem Teile des Gartens der Wirtschaftsbetrieb fortgeführt; seit zwei Jahrzehnten ist der ganze Garten wieder ein Privatgarten geworden wie ehedem.

Damit wollen wir auch Abschied nehmen von ihm, der gerade, wo ich dies schreibe, eingehüllt in die Schneedecke den langen Schlaf träumt vom kommenden Blühen und Werden, und vom Türmlein Neydeck, das sich eine weiße Haube übergezogen hat und hell über die Stadt hin ins winterliche Land blickt.

Lange Jahrhunderte haben wir im Fluge durchstreift. Bei der liebevollen Betrachtung des kleinen Erdenwinkels unten an der Telle bekamen wir mühelos eine Menge Fäden in die Hand, die uns hinüberleiteten zu entscheidenderen Schauplätzen und Begebenheiten, und manch schattenhaftes Bild gewann für uns Leben und Wärme. So hoffe ich, was ich wollte, auch wirklich gezeigt zu haben, daß gerade die Lokalgeschichte im engsten Sinne des Wortes durch die Anregungen, die sie gibt, ein tieferes Verständnis für die Geschichte der Heimat überhaupt und im Rahmen des großen Geschehens vermittelt.

Und in die Geschichte der Heimat vertiefen wir uns doch gerade jetzt so gerne, wo wir im Schützengraben und Unterstand am sehnenden Schlage des Herzens erst gemerkt haben, wie teuer uns die Heimat ist, gerade jetzt, wo im großen Zusammensturze rings um uns der Blick haltsuchend in die Vergangenheit schweift.

Mein fränkisches Land

Von Ernst Luther

Steiniger Hohlweg führte einsam hinauf
zu des Hügels sanfter, sonniger Wölbung:
braune Äcker und wogende grüne Saaten,
eingebettet in schneeigtes Weiß wildwachsender Umzäunung,
blühender Schlehdorn in unendlicher Zahl –
erster, seliger Frühling!

Unten im Tale silbern der Main,
am stillen Ufer hochragend Ulmen und Weiden,
staubig die Landstraße,
aber gar lieblich Dörfer und Marktflecken
mit altem Gemäuer und rundlichen Türmen,
märchenhaft, wie aus ferner, beschaulicher Zeit.

Hell und freundlich ein Wanderlied:
junge fröhliche Burschen
kommen singend über die steinerne Brücke,
die Laute im Arm, mit den goldenen Saiten
und den bunten, flatternden Bändern.

Und ich schaue hinauf und hinunter,
wo sich der Fluß in vielen Krümmungen verliert:
blauer Duft schwebt über den Hügeln und Hängen,
über den Weinbergen und grünen Wiesen,
unendlich vom blühenden Schlehdorn verschönt,
unendlich vom Liedjubel der Lerchen übertönt. –
Erster, seliger Frühling! –
Heimat! –

Ein Zeitgedicht aus den Tagen der fränkischen Ritterschaftsbewegung im Anfang des 16. Jahrhunderts

Von **Wilhelm Dersch**



In Zeiten außergewöhnlicher staatlicher und kirchlicher Bewegungen pflegt die Volksdichtung einen gewissen Höhepunkt zu erreichen. So bedeutet die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts eine Blütezeit der politischen Volksdichtung, nach Form und Inhalt, aber auch — gemessen an der Fülle derartiger Reimereien, die damals im Volke umgingen — dichterischem Wert. Mancher Landsknecht hat seine Taten und Erlebnisse besungen, andere haben auf Grund schriftlicher Nachrichten die Neuigkeiten in schlichter oder gebundener Rede aufgezeichnet [1]). Es sind die „Neuen Zeitungen" oder „Zeitungslieder", zu denen auch eine „Dichtung" gezählt werden kann, welche im Gemeinschaftlichen Hennebergischen Archiv zu Meiningen sich erhalten hat (Akten II C, 5 b).

Das Stück gehört seinem Inhalte nach in die Zeit der reichsritterschaftlichen Bewegung in Franken, über die wir neuerdings durch die Bücher von Robert Fellner (Die fränkische Ritterschaft von 1495—1524, Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering 50, Berlin 1905) und Willy Scheel (Johann Freiherr zu Schwarzenberg, Berlin 1905) näher unterrichtet worden sind, und ist wahrscheinlich in das Jahr 1507 oder kurz danach einzureihen. Zum Verständnis der Zeitumstände und der sie beherrschenden Persönlichkeiten seien ein paar Worte vorausgeschickt.

Am 30. Mai 1503 hatten die Bischöfe Veit von Bamberg, Lorenz von Würzburg und Gabriel von Eichstätt mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg auf drei Jahre eine Einigung geschlossen, um sich gegen die Räubereien und Plackereien zu schützen. Besondere Reitergeschwader unter Führung von Hauptleuten sollten gegen die Räuber vorgehen [2]). Die Ritterschaft schloß sich auf zahlreichen Tagungen eng zusammen in den Bezirken Altmühl, Baunach, Steigerwald, Odenwald, Rhön und Gebirg und fand in der Person des Bambergischen Hofmeisters Johann Freiherrn von Schwarzenberg einen mächtigen Förderer. Der Schweinfurter Tag vom 28. Oktober 1506, auf dem auch Dr. Sebastian von Rotenhan anwesend war, verlief noch ruhig, ohne daß Schwarzenberg, trotz der dringenden Aufforderung Graf Wilhelms von Henneberg [3]), seine Persönlichkeit einsetzen konnte. In Kitzingen haben aber vier Monate später Schwarzenberg und Rotenhan den vielbesprochenen „Begriff eines rechtlichen

[1]) Paul Roth, Die Neuen Zeitungen in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert (Preisschriften der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig 43. Leipzig 1914), 37 ff.

[2]) Fellner 148. 156 ff. Scheel 43 ff.

[3]) Meiningen, G. H. A. II C 5 (Schweinfurter Tag).

Austrags" der Ritter gegenüber den Fürsten verfaßt. Für alle Streitigkeiten sollte ein Austragsgericht von neun Personen errichtet werden. Hans von Seckendorf, der Würzburgische Hofmeister, begegnet unter den Teilnehmern des Kitzinger Tages und hat neben Schwarzenberg und Ulrich von Zedwitz das Ausschreiben für einen neuen Tag nach Schweinfurt, zu dem die Grafen Wilhelm von Henneberg, Michael von Wertheim und Friedrich Schenk von Limburg einluden, mitunterzeichnet. Schwarzenberg scheint aber in Schweinfurt nicht gewesen zu sein und lehnte später jede Beteiligung an der dort beschlossenen Beschwerdeschrift ab. Die freimütigen Schweinfurter Beschlüsse waren in der Tat von der in Kitzingen beobachteten Mäßigkeit sehr verschieden. Schwarzenberg hatte seine Standesgenossen im Stiche gelassen. Seine Beamtenstellung im Dienste des Bischofs von Bamberg schien ihm verlockender. Dazu kommt, daß er damals an seiner bekannten (Bamberger) Halsgerichtsordnung arbeitete. Die hier ausgesprochenen Gedanken vertrugen sich nicht mehr mit den Absichten seiner ehemaligen Freunde. Von Würzburg aus, wo Peter von Aufseß ihm nicht wohlgesinnt war, mehrten sich Beschuldigungen gegen ihn, sodaß es schließlich den Fürsten gelang, eine Reihe von Rittern aus der Bewegung loszulösen und auch den einflußreichsten auf ihre Seite zu ziehen. Nach einer Unterredung mit dem Bischof von Bamberg sprach Schwarzenberg offen aus, daß ihm an den Fürsten mehr liege als an dem „gemeinen Haufen" [1]. Er hatte sich zwar von der Ritterschaftsbewegung zurückgezogen, aber in Würzburger Kreisen sah man stets mit Mißtrauen auf den Hofmeister, der sich nicht scheute, Ritterversammlungen auch weiterhin gelegentlich zu besuchen, wenn es galt, dem Bischof gegenüber persönliche Ansprüche in den Streitigkeiten um die Gerichtsbarkeit seiner Herrschaft zu vertreten. Scheel sucht daher mit Recht in Würzburg den Verfasser eines Schmähgedichts gegen Schwarzenberg aus dem Jahre 1513, das ihn angriff wegen seines Vorgehens gegen die Straßenräubereien. Das Gedicht ist verloren gegangen, hat aber wohl Schwarzenbergs Lied „Vom Mordslaster des Raubens" veranlaßt [2]. — Markgraf Friedrich, der sich lange zurückgehalten hatte, war schließlich bereit, mit seinen Einungsverwandten von 1503 am 9. September 1507 den Vertrag auf weitere 3 Jahre zu verlängern. Schwarzenbergs kraftvoller Persönlichkeit war es fernerhin beschieden sein politisches Geschick in größeren Aufgaben vor Kaiser und Reich zu bewähren. „Stark in Worten, ehrlich im Handeln, treu in der Gesinnung, glücklich im Erfolge" zeichnet ihn Scheel kurz und treffend als kerndeutsche Natur [3] († 1528).

Von den anderen in unserem Gedicht genannten Persönlichkeiten, die ihres Eigennutzes und ihrer Streitbarkeit wegen (sie hätten Finnen auf der Zunge — sagt der Dichter) gebrandmarkt werden, ist Dr. P e t e r v o n A u f s e ß der spätere Würzburger Domdechant. Er hatte außerdem eine Domherrnpfründe in Bamberg, war Propst von Komburg, Kaiserlicher Rat und starb am 19. April 1522, wie

[1]) Vgl. dazu die von Scheel nicht benutzten Akten im G. H. A. zu M e i n i n g e n II C 5 c. I Q 1721.

[2]) S c h e e l a. a. O. 33. 313 f.

[3]) A. a. O. 346.

seine Grabplatte im nördlichen Seitenschiff des Doms zu Würzburg verkündet[1]).

Dr. Leonhard von Egloffstein, Schwarzenbergs Vorgänger im Hofmeisteramt bis 1500, erscheint 1509 als Scholastikus und starb 1514. Ein Buch aus seinem Besitz (Sabellicus, De Venetae urbis situ, 1492) ist noch in der Kgl. Bibliothek zu Bamberg aufbewahrt[2]). Der spätere brandenburgische Hofmeister ist Hans von Seckendorf, der 1498—1508 als Amtmann von Kadolzburg[3]) und 1522 als Statthalter und Kriegsrat des fränkischen Kreises[4]) auftaucht. Er starb 1535 in Ansbach.

Sigmund von Thüngen zum Sodenberg von der Andreasschen Linie war zwischen 1461 und 1465 geboren, im Landshuter Erbfolgekrieg (1504) in Würzburger Diensten unter den Verteidigern von Landshut; 1507 ist er als Amtmann von Karlstadt auf der Karlburg bezeugt, wo er 1522 starb[5]).

Auch Ludwig von Hutten war 1504 als Würzburgischer Hauptmann nach Bayern gezogen und dann Amtmann von Kitzingen[6]).

Klaus von Dettelbach besuchte 1523 als Mitglied der Ritterschaft vom Steigerwald den Schweinfurter Tag[7]).

Die drei bischoven haben einen punth gemacht
und den fromen marckgraven hinderwertlich dorein bracht,
das er nach iren pfeuffen soll dantzen und an dem reyen umbher gan,
doch meinen die bischoff, der margkgraff soll dem pfeuffer lon.

Her Peter von Aufffatz und doctor Linhert von Egloffstein,
die mein, sie sein an der sach gar rein,
in sein auch gar wohl gelungen,
aber sie haben dannoch auch finden uff der zungen.
Sie haben diesen dantz helffen fidlen und an dem reyen umbher gan,

---

[1]) Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, 3. Band (Unterfranken und Aschaffenburg) 12 (München 1915), S. 82 u. 84. J. Looshorn, Die Geschichte des Bistums Bamberg 4 (München 1900), 480.

[2]) K. Schottenloher, Zentralblatt für Bibliothekswesen 33 (1916), 274; vgl. ebenda 24 (1907), 14 und Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg XIV, 3, 222 ff.

[3]) Meiningen, G. H. A. I T 868.

[4]) Fr. Kipp, Silvester von Schaumberg, der Freund Luthers. (Quellen und Darstellungen aus der Geschichte des Reformationsjahrhunderts, hggb. von Gg. Berbig 17), Leipzig 1911, S. 123. S. Hänle, Urkunden und Nachweise zur Geschichte des Schwanenordens: 39. Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken 1873/74. Ansbach. S. 157.

[5]) R. K. R. Fhr. v. Thüngen, Zur Genealogie der Familie Derer von Thüngen: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 54 (Würzburg 1912), 103. Meiningen, G. H. A. I M 89 (Bitte Graf Wilhelms von Henneberg um Beschaffung von 2000 Gulden 1502); II C 5 b (Sigmund bittet 1507 April 6 den Grafen um Namhaftmachung der „verlogne verretrische und ausgesonderte boßwicht. die aller schalkheit vol sind", welche auf dem Koburger Tag zwischen Graf Balthasar von Schwarzburg und Dr. Kitsch er sich über ihn geäußert hätten).

[6]) K. Schornbaum, Die Stellung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg zur reformatorischen Bewegung in den Jahren 1524—1527. Erlanger philos. Dissertation, Nürnberg 1900 S. 174. S. Haenle, Urkunden und Nachweise zur Geschichte des Schwanenordens: 39. Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken 1873 und 1874. Ansbach. S. 130 f.

[7]) Meiningen, G. H. A. II C, 11 b.

furwar sie sein Lucifer oberster rath und caplan;
sie haben iren nutz nicht vergessen,
aber dem marckgrafen und allen grafen,
herrn, ritter und knechten mit einer falschen elen und leren metzen gemessen.

Herr Hans von Schwartzenburgk ist gar ein hofflicher man,
zu Kitzingen hat er hievor helffen fahen eynen reyen an
und der pfeuffer lon darumb eingenomen,
aber do er thet gein Bombergk komen ist, do hat er sich eynes anndern bedacht
und zwen been in einen hafen bracht;
und die von Nurinbergk haben den schwartzen Wilhem from gemacht,
do man vil von ime sagt,
und nun mer sey Got geklagt, der ritterschaft und dem adel aufgelagt,
des sich alle Francken müssen schemen,
aber eines teyls sich hardt dorumb annemen,
und wil gleuben, herr Hans von Schwartzenburgk nem gut gewalt on ere
und hülf den kristen glauben vorkere.

Herr Hanns von Seckendorff geht auch an diesen reyen herbei,
dan ir habt auch helfen kochen diesen versalzen brei.
Wiewol ir seyt ein wolgeschickter, weiser man,
so habt ir doch nicht weißlich in diesen sachen gethan;
ir solt euch baß haben bedacht und nicht ein solche unadlich pflicht haben gemacht,
die allem adel zu nachteil reichen und eur herz nit lassen mit gold erweichen,
dan ir dorft nicht leuß in belz gesetzt han,
dann sie wachsen selber wohl doran.
Ir het auch wol lassen stecken das messer,
so wer eur geübter handel an Schweitzern dester ehe vorgessen,
und solche nicht haben gerathen, so wird eur
dester ehe vergessen der vorgeschene doren.

Herr Sigmundt von Thungen geht auch herbey,
Ir solldt auch der forderſten eyner an diesem reyen sey.
Ir must haben mit herr Peter von Aufffatz einen vordantz,
dann ir habt die sau gar hardt bei dem schwantz.
Ir habt auch helfen einrüren diesen vorsalzen brey
und meinet, ir wollet allweg ein herr und gewaltiger sey.
Ir meindt, es sey in gewalt und weyßheit niemantz eur genossen,
aber ir habt in diesen neuen pflichten gar weit vom plaet geschossen,
dann ir meint zu pleiben in gewalt,
aber furwar, ir meindt keynen Reussenbergk[1]) helff zu behallten,
als eur eltern hahen gethan, dann es gibt nicht also guten lon.

Herr Ludwick von Hutten hadt uff der seiten gar ein hoen panthoffel,
der gehort auch an das koppel.
Sie achten nicht großer schmee und schande,
dan her Ludwick wil on das aus dem lande
und lesset einen son zu pfande.
Er meint, er woll sein truhen und kasten zu Heideck vol schuden.
Man findt auch noch mer reicher juden;
er ist zu Beyern der Wurtzburgischen heuptman gewesen,
aber nu werden nicht viel guter letzen nach gelesen,

[1]) Östlich Gemünden a. M.

dann er sey in dem kleinen stüblein gesessen und wol getrunken und geessen;
aber der guten gesellen hadt er gar vorgessen.

Junker Claus von Dettelbach hadt auch viel in diesen sachen geschrieben und gemacht;
Claus Krondal neulich edell, ietzo junkher Claus von Dettelbach genant,
und seinen herkomen adel bedacht, wie er und sein eltern den her haben pracht.
Er gibt seinem adel gar einen bosen don,
dan im gefellt noch baß ein schreiberlon.

Margkgrave Friderich, du fromer furst,
wie haben dier die pfaffen gestrelt und geburst.
Sie mein, sie wollen dir noch scheren,
markgraff, du hettest es wol bedacht,
wie es dem eltern here hetten bracht
und dich nicht so vorechtlich gegen den pfaffen gemacht,
und es Got lassen walten und dich nach deines vater regel gehalten.
So hettestu noch vil grafen, herren, ritter und knecht behalten
und nicht also von dir gestoßen und bedacht,
daz ir ein theyl auch weren fursten genoßen,
so hettestu dich der pfaffen wol mogen erweren
und an in rechen, dan die dir solchs haben geraden,
werden den beren nicht allein stechen und braten.



's Fröschla

(Unterfränkisch)

D'r alt Korza Schoster — ar it hetz aa scho gschtorm, Gott ho na seli – hat a bösa Fraa g'hot. – Dia hat'n as Lam sauer gamacht. – Sei Fräd war när sei Gartla, sei Hausgart'n. Ja, sei Gart'n! A Gart'n, sog i, a Gart'n? A klees Gärtla, a klees Eckala, nit grösser wie a Zimmerla! Odder da drou it'n sei Harz g'hengt: da hat er a weng Grumbirn bau könn und an Zalot. – Auf'n Zalot, da hat er was g'halt'n. Oft hat er schi heemli, wenn sei Hausteufel fort war, a poor Blattli Zalot von sein Lehrbuam hol laß – gawaschen hat er'n ja nit – hat a Maul voll Essi und Öl ganumma und – pu, pu – druf gablos'n: und dar Zalot war farti.

Sei Lehrbua, d'r Kilian, war a loaser Vougl – ar war vu Rödelsa odder da droum an Steigerwald rüm hara.

Dar hat aa amal widder Zalot hol müß und hat'n aa hargaricht. D'r Mäster hat grod a Poor Stiefel fort gatrog'n; und es hat prössiert, wager d'r Mästera. Wia schi nacher mei Mäster über sall'n Zalot har mach will, siecht er auf eemal a klees Fröschla unner die Zalotblattli. —

„Kilian!" schreit er naus in die Werkstatt, „Kilian", schreit er, „Gäh amal rei! Wos it'n des mit dan Fröschla da? is des Zalot galas'n, du Läuskafer, du läusi'er? – hast'n du des Fröschla nit g'sah'n in'n Zalot, hei? –" und heibt scho sei Hend auf zu ara Schall'n. –

Odder mei Lehrbua, des schlacht Luder, seigt nit faul: „Freili, Mäster, ho i des Fröschla g'sah'n, freili! Odder wie i's oupack will, glotzt mi's so treuharzi ou und zwinkert sou mit die Aag'n – da ho i gameent: dös badeut', i söllert nex sog' – und ho's drinn' galass'n!"

W. Widder



Aus den Vereinen

Kunsthistorische Gesellschaft zu Nürnberg. Die Kunsthistorische Gesellschaft veranstaltete Donnerstag, 24. Oktober 1918, den 2. Sammlerabend. Der Vorsitzende gab einleitend bekannt, daß das Referat des ersten Sammlerabends über „Nürnberger Messinggeräte" inzwischen in erweiterter Form, in der Zeitschrift des österr. Museums für Kunst und Industrie (Kunst und Kunsthandwerk) erschienen sei und daß der Vortrag von M. J. Friedländer über „Dürers Bilddruck" in Form einer Broschüre dieser Tage den auswärtigen Mitgliedern als Vereinsgabe unentgeltlich zugehe, während das Heft für die Nürnberger und Fürther Mitglieder in einigen hiesigen Buchhandlungen zum halben Preise abgegeben werde. Herr J. P. Propst sprach unter besonderer Berücksichtigung der oberfränkischen Heimindustrie, die an erhaltenen Beispielen bis ins 18. Jahrhundert zurück verfolgt wurde, über Typen und Technik der Korbflechterei an Hand einer reichhaltigen Ausstellung, die aus dem Besitz des Vortragenden selbst und aus den Sammlungen der Naturhistorischen Gesellschaft des Germanischen Museums und der Bayerischen Landesgewerbeanstalt zusammengestellt war. Anschließend zeigte der Vorsitzende mit Hilfe des Epidiaskops Abbildungen niederländischer Gemälde, die einen Begriff von der wahrscheinlich durch indische Einflüsse begünstigten Blüte der Korbflechtkunst in Holland des 17. Jahrhunderts Zeugnis geben, ferner einen Musterkatalog des Nürnberger Warenhauses von Ebermaier aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts und eine Reihe deutscher Volkstrachtenbilder, die für die Lokalisierung einiger Korbarten bestimmte Anhaltspunkte bieten. Herr Hörmann besprach neuere amerikanische Feststellungen über die Zusammenhänge der primitiven Keramik mit der Korbflechterei.

Einzelne Antiquitäten von besonderem Interesse wurden in Vorlage gebracht von den Herren: W. Beck, Postdirektor Eßlinger, Professor Heilmaier, Major von Parseval (englische und deutsche Taschenuhren des 17. und 18. Jahrhunderts), Nut Nelen, Stadtpfarrer Schiller und Dr. Zacharias. Zum Schluß gab Herr Fabrikbesitzer Theodor Rosenthal einen durch Anspielung auf den nahe bevorstehenden Frieden merkwürdig aktuellen Brief bekannt, den eine sächsische Prinzessin im Jahre 1648 an den markgräflichen Hof in Ansbach richtete.



Büchertisch

O Deutschland hoch in Ehren. Das deutsche Trutzlied, sein Dichter und Komponist, seine Entstehung und Überlieferung. Von Dr. Karl Reisert. Mit Bildnissen, Handschriftenproben, musikalischen und anderen Beigaben. Würzburg, H. Stürtz. 1917.

Eine Monographie, wie sie gleich gründlich und weitausschauend wohl nur sehr selten einem Lied gewidmet wird. Es ist in dieser Schrift vollständige Klarheit geschaffen über die hochinteressante

Entstehung, die Schicksale und das Fortleben des allbekannten Liedes, besonders aber auch über den Dichter, unseren fränkischen Landsmann Ludwig Bauer aus Ingolstadt bei Würzburg, und den Komponisten, Heinrich Hugo Pierson, den Schwiegervater des Dichters. Aber eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die irgendwie mit diesen beiden Männern in Beziehung standen, wird in den Gesichtskreis hereingerückt, so der Maler und Musiker Joh. Peter Lyser und seine Gattin Karoline Leonhardt, später die Gemahlin Piersons, die berühmte Stegreifdichterin, die Rückert als Korinna Deutschlands feierte; natürlich auch Dorothea Pierson, Bauers Gattin. So entrollt sich uns ein packendes Bild aus dem deutschen Künstlerleben des 19. Jahrhunderts: Unrast, Kämpfe, Erfolge, Enttäuschungen. Ludwig Bauers Leben und Schicksal bringt Ruhe in dieses Schwanken und Schweben. — Was das Lied selber betrifft, so lag dem Verfasser der Schrift vor allem daran den für uns einzig maßgebenden Text und die volkstümlich gewordene Melodie in kritischer Forschung festzustellen. Es ist ihm dies wohl auch gelungen, und man möchte nur wünschen, daß von nun an das Lied auch immer in der hier festgelegten Gestalt gedruckt, gesungen und gespielt wird. Sein Wert ist noch nicht erstorben; wer weiß, wie bald es wieder Begeisterung wecken wird. Vorderhand wird niemand die so gehaltreiche und dazu in flüssiger Sprache abgefaßte Schrift ohne Befriedigung aus der Hand legen. P. S.

Hollersträuwali. Gedichte in fränkischer Mundart von Ernst Luther. Deutscher Verlag, Würzburg.

Ein hübsches Büchlein schon von außen. Noch mehr befriedigt der Inhalt. Der Verfasser handhabt die Mundart seiner fränkischen Heimat (ganz eng gefaßt: die Gnodstadter Mundart) mit sehr großer Sicherheit und ist deshalb nie genötigt in dem bekannten mundartlich aufgeputzten Hochdeutsch zu sprechen, wie es viele der sogenannten Dialektdichter belieben. Der Inhalt der Gedichte (teilweise sind's kurze, kernige Sprüche) ist schlicht und anspruchslos; ohne gesuchten, gequälten Humor; aber voll jener stillen Heiterkeit, wie sie in den Landen um den Main sozusagen schon aus der Erde hervorquillt: ausgesprochen fränkisch.

Ein besonderer Vorzug ist mir noch aufgefallen. Beim Vergleich der volkstümlichen Spruchdichtung innerhalb der süddeutschen Stämme fand ich schon früher, daß bei den Bayern die musikalische Färbung vorwiegt, bei den Alamannen-Schwaben geistreiche poetische Einzelheiten erquicken, bei den Franken dagegen die Neigung und Fähigkeit vorherrscht etwas Gerundetes, Ganzes zu schaffen. Dementsprechend ist z. B. bei Kinderreimen, die mit geringen Abänderungen über die verschiedenen Mundarten hin verbreitet sind, die fränkische Fassung immer die straffste. Nun, diesen fränkischen Rhythmus höre ich auch aus Ernst Luthers Versen heraus:

„I bin 'n Dokktersch-Paul sa Grasser,
nammt märsch nit iewel, wenn i bitt:
gännt naus, sauft Rährabrunnawasser,
wenn euch ma Moust zo sauer it.“ – P. S.

Blätter zur bayer. Volkskunde, 8. Reihe, Jahrbuch des Vereins für bayer. Volkskunde und Mundartforschung Würzburg (Vors. Geh. Rat Brenner †), ist soeben erschienen und durch die Stahel'sche Universitätsbuchhandlung zu beziehen.

Nach Geh. Brenners kurzem Jahresbericht kommt K. Spiegel darin zu Wort, dessen Name in der fränkischen Sagenforschung einen guten Klang hat (mit Klarmann zusammen hat er einen reichhaltigen Band Steigerwaldsagen sorgfältig gesammelt und herausgebracht). Hier schreibt er über die Beziehung der gewitterabweisenden Berge zum alldeutschen Glauben. Von den etwa 60 Örtlichkeiten, die dem Verfasser als wetterabweisend bekannt sind, greift er besonders den Veitenstein, den Schwanberg und Hessenberg heraus, um nachzuweisen, daß es einst Heiligtümer des alten Gewittergottes waren.

Auf dem Veitensteine beschreibt Sp., von Zeichnungen unterstützt, eine weitläufige, künstliche Höhle. Darin soll, wie schon Schmidtkontz vermutete, ein Götterbild seinen Platz gehabt

haben, während der enge zuführende Gang wohl als Heilschlupf gedient hat. Die Umwohner nennen ihn Querkales- (Zwergleins-) Loch und die Sage erzählt von Zwergen, die die Höhle bewohnen. Im Anschluß an den Heilschlupf geht Sp. weiter ein auf das Durchschlüpfen als kultisches Reinigungsmittel, das aus der uralten Verehrung der Erde als Mutter allen Lebens, aus dem Glauben an eine symbolische Wiedergeburt herauswuchs. Unter dem Folgenden ist die Sage von dem abspringenden Reiter bemerkenswert, die sich an den Veitenstein knüpft. Der Name Lußberg wird als Warte (lusen = lauern) gedeutet.

Vom Schwanberg werden alte Sagen berichtet, der Name urkundlich bis 1230 (Swaneberg) zurückverfolgt, doch schließlich Schwabenberg darin vermutet, da er auf der Grenze zweier alter Gaue liegt.

Die Beziehungen des Hesselberges zum Gewitter gehen aus den Volksmeinungen, die Sp. anführt, deutlich hervor. Auch er ist von Frau Sage traulich umwaltet und zeigt manche Besonderheiten, vor allem die Reste eines Erdwalles. Der Name wird 1368 als Öselberg urkundlich erwähnt. Die neue Schreibweise taucht 1775 auf.

In der Zusammenfassung erwähnt Sp. noch die Gleichberge bei Römhild, die die Wetterpropheten für das ganze hennebergische Land sind, und weiß von manch anderen gewitterabweisenden Bergen zu erzählen, die sich durch alte Wallanlagen, Wetterkreuze, durch Sagenreichtum oder ihre kegelförmige Gestalt auszeichnen. Auch der Nikolausberg bei Würzburg, der im Bauernkriege noch Gleßberg hieß, galt als „Gewitterriegel." Vor allem sind aber die Veitsberge zu nennen. Über die Verehrung des hl. Vitus und seine Beziehung zum hl. Oswalt weiß Sp. Bemerkenswertes zu berichten. Er betrachtet den hl. Oswalt, den Schutzherrn der Landwirtschaft, als Nachfolger des fränkischen Donnergottes Ziu. Erst um das Jahr 1000 wurde der hl. Veit hochgewerte. und löste den hl. Oswalt ab.

Am Schlusse wird beigefügt, wie die Bewohner der Ebene mit Becken und Bronzehörnern die Gewitterabwehr betrieben, ein Brauch, der sich ins Wetterläuten fortsetzte. Neben dem Heiligtum war auch ein Stein oder ein Baum mit einer Schlupfvorrichtung. Dabei wird auf den Heilschlupf im Ottograb zu Bamberg hingewiesen. Zu ergänzen wäre hier, daß auch in Würzburg das ausgehöhlte Grab des hl. Kilian gegen Kreuzschmerzen durchkrochen wurde. Ebenso sind im Dome von Freising die Leute durch einen Bogen „geschluffen", der 1708 abgebrochen wurde.[1])

Als Hauptergebnis der Arbeit ist festzuhalten, daß die gewitterabweisenden Berge im engsten Zusammenhang mit der alten Höhenverehrung stehen und Aufschluß über den Glauben unserer Vorfahren geben können.

Im weiteren berichtet Dr. Phil. Keiper, bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der pfälzischen Mundartforschung, über einige an- und eingedeutschte Pflanzennamen (Geranie, Endivie, Ysop), sowie über die Bedeutung des Wortes „Stirnstößer", das er auf die alte Form stirnstœzel zurückverfolgt. Er deutet es als Stirnboxer, während Brenner einen scheinheiligen Menschen darunter versteht, der gleichsam mit der Stirn den Boden berührt. Fritz Heeger

Mari Madlen. Ein Roman aus der Rhön von Leo Weismantel. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten—München. 423 S. (Einband und Titel von W. Thamm).

Dieser „Roman" aus der Rhön dürfte, als solcher betrachtet, nicht wenige Leser enttäuschen. Es ist kein Roman im heute landläufigen und auch historisch gewordenen Sinn: keine umfangreiche Prosaerzählung eines bedeutsamen Stoffes aus der Vergangenheit oder Gegenwart mit lyrischem, dramatischem, beschreibendem Einschlag — aber doch jedenfalls mit einer als möglich, wahrscheinlich oder wirklich empfundenen, greifbaren Handlung. Diese Prosaerzählung Mari Madlen fällt aus dem Rahmen des Romans der Gegenwart heraus: aber nicht des Romans überhaupt. Freilich muß man weit zurückgehen um einen Anknüpfungspunkt zu finden. Der Verfasser steht — ob nun bewußt oder unbewußt, unmittelbar oder durch Bindeglieder – in einem Pfad, der von dem geistlichen Roman des Mittelalters zu uns führt. Mir war während der Lesung dieser Rhön-

[1]) Lammert, Volksmedizin in Bayern, Würzburg 1869, S. 270.

geschichte mehr als einmal zu mute, als blätterte ich wie vor 25 Jahren in einem blaugebundenen Buch mit dem Titel: Varlaam und Josaphat. Nicht nur der religiöse Grundgedanke, auch der Stil gemahnt zu oft an solche Vorgänger. Es ist eine moderne Legende, diese Erzählung, nur viel breiter ausgesponnen als die alten Legenden und durch Hilfsmittel moderner Erzählungkunst unterstützt, von denen sich frühere Jahrhunderte nichts träumen ließen. Legendenhaft ist vor allem die Gestalt des Heinrich Löhmer. Ein solcher Volksbeglücker — es ist ein kleiner Antichrist, wenn auch ein ganz, ganz kleiner – hat nie gelebt, wird nie in einem Dorf der Rhön auftreten. Er hat etwas Unwirkliches an sich und steht in dieser Beziehung weit hinter seiner Partnerin Mari Madlen zurück.

Vor dem Text des Buches lesen wir die Worte: „E. Th. A. Hoffmann, Hermann Löns und Selma Lagerlöf zugeeignet". Diese Widmung an Schriftsteller, von denen einer schon fast hundert Jahre zu den Toten zählt, soll doch wohl nicht bloß die Begeisterung des Verfassers für sie, sondern auch eine gewisse Verwandtheit des Wesens oder der künstlerischen Auffassung zu erkennen geben. Selma Lagerlöf kenne ich zu wenig, als daß ich hierin ein sicheres Urteil abgeben möchte. An Hermann Löns gemahnt die oft überraschend scharfe Naturbeobachtung und =schilderung: richtig gesehen, beherzt und treffend ausgedrückt. Den großen Erzähler E. Th. A. Hoffmann, der ein halber fränkischer Landsmann war, kenne ich nun allerdings genau, und ich möchte davor warnen, eine Wesensverwandtschaft zwischen ihm und Weismantel anzunehmen. Die Phantastik Hoffmanns ist völlig anders. Der Verfasser der „Elixiere des Teufels" war nämlich Romantiker, und Weismantel ist das keineswegs. Die romantische Ironie fehlt ihm gänzlich; der Magnetismus, der die geheimnisvollen Beziehungen der Menschen bei E. Th. A. Hoffmann hervorruft, ist heute literarisch abgetan: das Einssein von Leben und Poesie der Romantiker ist auch Weismantel fremd geworden.

Weismantel ist Realist und Phantast zugleich, aber seine Stärke beruht — davon bin ich fest überzeugt — auf dem Gebiet des Realismus. Diese Einzelheiten aus der Natur und dem täglichen Leben der Rhön sind zum Teil wirklich packend gestaltet und erwecken Hoffnungen, daß der Verfasser ein bedeutender fränkischer Heimatdichter von ganz bestimmter Eigenart werden kann. Darf man ihm noch einen Rat erteilen, so ist es der, er möchte sein Muse nach dieser Richtung hin lenken, unter Ausschluß unwahrscheinlicher Phantastik und religiös=philosophischer Probleme, bei denen nicht viel herauskommt. Wir Franken haben an unseren M. G. Konrad, Hans Raithel und den andern immer noch nicht genug: an unserem Himmel müssen noch mehr Sterne strahlen!

P. S.

Zur Förderung der Familien= und Personengeschichte in Franken

Besprechungen von **Dr. jur. Pfeiffer**, Staatsbibliothekar an der Universitätsbibliothek Würzburg

Bachl, Hermann. (Oberstudienrat, Schweinfurt, Landwehrstr. 20/I). Stammbaum der Familie Petzet. I. Teil: Vorfahren und Nachkommen des Johann Thomas Petzet. Zusammengestellt nach dem Stand vom 1. Juli 1919. Gedr. v. Fr. J. Reichardt. Schweinfurt (1919). (V, 48 S., 10 Bildnistafeln, 1 Stammtafel.)

Das äußerlich unscheinbare Heftchen will eine Vorarbeit für eine später zu verfassende Familiengeschichte sein. Es bringt die Stammtafel der bürgerlichen Familie Petzet aus dem oberfränkischen Dorf Forstenreuth von 1721 bis zur Gegenwart. Ein zweiter Teil wird die bäuerlichen Stämme der Familie behandeln, ein weiteres Heft soll den Stammbaum der Familie Nürmberger bringen, der die Ahnin der bürgerlichen Petzet entstammt. Der Verfasser, der in dem beigelegten Aufruf zu einer Sammlung von Familienbildern auffordert, legt besonderen Wert auf die Bildbeigaben. Eine Reihe prächtiger deutscher Charakterköpfe und anmutiger Frauengesichter blicken uns aus den beigegebenen Tafeln entgegen. Ein Namenverzeichnis, in dem die Familiennamen Bachl (aus Straubing in Oberbayern) und Ackermann (aus Nürnberg) einen breiteren Raum einnehmen, macht den Schluß. –

Krauß, Ludwig. Karl Brügel und seine Familie. Eine Familiengeschichte, in treuem Andenken und dankbarer Verehrung geschrieben. Druck von C. Brügel & Sohn in Ansbach. (1918). 124 S., VI Stammtafeln.

Ein Verwandter der Familie erfüllt Bedürfnis und Pflicht der Pietät durch diese zur Familiengeschichte erweiterte Biographie des Buchdruckerherren Karl Brügel (1800 – 1878).

Er hätte sich dabei auf ein reiches Material stützen können, da die Sorge um ihre Geschichte in der Familie Brügel seit Jahrhunderten zur guten Tradition geworden ist. Aber der Verfasser hat dieses Material zum größten Teil – gar nicht gekannt! Und doch gehen die von ihm benutzten Papiere, Abschriften von Abschriften, auf jene Quellen zurück, deren wichtigste zu allem Überfluß vor 6 Jahren in diesen Blättern nach Verdienst gewürdigt worden ist. So möge denn hier zu Nutz und Hilfe für einen späteren Brügelischen Familienherold auf diese Schätze noch einmal hingewiesen werden.

Grundlegend für die vorliegende Arbeit hätte jenes köstliche Aufschreibbuch des Dichterbauern Michael Brügel (1691 – 1779) sein müssen, das schon Leo Wilz (Frankenland, 1. Jahrg. 1914, S. 497 – 507, 513—522) des Näheren besprochen hat und sprechen ließ. Der heutige Aufbewahrungsort dieser drei Jahrhunderte umfassenden Familienchronik ist mir unbekannt. Außerdem bewahrt ein bäuerlicher Zweig der Familie (gegenwärtig Johann Brügel in Mönchsondheim bei Marktbreit, Haus Nr. 44) eine Art von Tagebuch desselben Michael Brügel, begonnen vor 1716, das ebenso wie das genannte Aufschreibbuch auch dessen Nachkommen bis ins 19. Jahrhundert zu ähnlichen Zwecken gedient hat. Eine dieser Schriften oder alle beide hat der Bierbrauereibesitzer Johann Michael Brügel in Ansbach (1723 – 1802), der Ahnherr des dortigen Buchdrucker- und Buchhändlergeschlechtes, für die von ihm verfaßte Chronik seiner eigenen Familie benutzt, von der dem Verfasser unserer Schrift eine stark überarbeitete und verstümmelte Abschrift vorgelegen ist, die von der Poesie und urwüchsigen Kraft des oben genannten Aufschreibbuches gar nichts mehr erkennen läßt.

Wenn man nach einem Musterbeispiel für das viel variierte Thema von der verlorenen Handschrift suchen wollte: hier ist es. Die Enkel haben bereits vergessen, was die Großväter für sie und nur für sie geschaffen haben. Nicht Menschen allein, auch geistige Kräfte und Besitztümer haben ihre Odyssee. Eine Familienüberlieferung, die vor 300 Jahren kraftvoll einsetzt, nie ganz abreißt, aber doch unversehens eine andere wird, nicht mehr verstanden, wohl auch verändert, wenn nicht gar entstellt, sodaß sich kein fröhlicher Anfang mehr ans fröhliche Ende anschließen zu wollen scheint – das ist leider das typische Schicksal der Tradition vieler Bürgerfamilien. Und nicht immer tritt, wie der bekannte rettende „Gott aus der Maschine" die Findigkeit eines Dr. Leo Wilz dazwischen und führt die Familie zurück zu ihrem verschollenen Hort. Die Summe ethischer und geschichtlicher Werte, die wie hier in Hunderten von deutschen Familien mit jeder absterbenden Generation zu Grabe geht, läßt sich auch nicht annähernd feststellen. Gibt es nun aber der mephistophelischen oder indolenten Naturen leider genug, die sich tatenlos in die hämische Scheinwahrheit ergeben, daß alles, was entsteht, wert sei, daß es zu Grunde gehe, so will das „Frankenland" und sein Kreis sich diesem Verderben entgegenstellen. Als Organ der Familiengeschichtsforschung in Franken wird es durch Sammlung und Anregung zu retten suchen, was zu retten ist und begrüßt hiezu die Mitarbeit aller Kenner und Liebhaber der Familien- und Personengeschichte. —

Über die vorliegende kleine Schrift können wir uns nunmehr kurz fassen. Der 1. Abschnitt schildert in großen Zügen das Schicksal der Familie, deren Ahnherr aus Gnodstadt bei Marktbreit stammt, von 1558 bis 1800, mit Einschluß also des schon erwähnten ältesten Buchdruckers Joh. Mich. Brügel. Der 2. Abschnitt ist seinem trefflichen Sohn und Nachfolger Joh. Adam Brügel (1766—1841) gewidmet. Der 3. Abschnitt bildet den eigentlichen Mittelpunkt der Darstellung mit der Biographie des Druckerherrn Joh. Jos. Karl Brügel (1800 – 1878). Dankenswerter Weise läßt der Verfasser Karl Brügels unvollendete Eigenbiographie sprechen, die er vollständig zum Ausdruck bringt. Ein Leben voll reicher Praxis und dem Hilfsdienst der Wissenschaft gewidmet zieht an uns vorüber. Eine feine, hervorragende Frau, seine zweite Gattin, tritt uns entgegen; wir vernehmen das uralte Lied des Lebens selbst, „von Freud und hohen Zeiten, von Weinen und von Klagen". –

6 Stammtafeln sind dem Werkchen angehängt; die beiden letzten beziehen sich auf die Familien Model aus Merkendorf bei Ansbach und Döhlemann.

Schade, daß solche Schriften nur für die Familie geschrieben zu sein scheinen, weil sie so selten über ihren Kreis hinaus dringen! Möchten wenigstens alle hier nicht behandelten Zweige der weit verzweigten Familie das nötige Verständnis zeigen und das vorliegende Heftchen erweitert werden durch die biographische Behandlung auch der übrigen, insbesondere der bäuerlichen Zweige der Familie.

Junge, Hermann. Geschichte der Familie Junge. Erlangen, Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Junge & Sohn 1906. (54, 4 S., 3 Tafeln, 1 Stammtafel). In zwei verschieden ausgestatteten Ausgaben erschienen.

Buchdrucker wie Buchhändler standen immer in naher Beziehung zur Literatur und zur Wissenschaft. Auch die familiengeschichtliche Literatur bestätigt dies: ein unverhältnismäßig großer Bruchteil von ihr steht im Zusammenhang mit Familien dieser beiden Berufszweige.

Die Familie Junge war um 1668 in Königshain in der Oberlausitz ansässig. Der Buchdrucker Adolf Ernst Junge wanderte in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts aus Sachsen nach Erlangen und verheiratete sich zweimal: im Jahre 1787 mit Anna Magdalena Zeltner, der Witwe des Universitätsbuchdruckers Georg Wolfgang Zeltner und nach deren kinderlosem Tod in Altdorf 1797 mit Elisabeth Johanna, der Tochter des dortigen Universitäts-Buchdruckers Johann Paul Meyer (Vereinigung der Jungeschen und Meyerschen Buchdruckerei 1818. Er ist der Stammvater der bis heute blühenden Buchdrucker- und Verlegerfamilie Junge in Erlangen.

Die Schrift ist eine der frühesten bürgerlichen Familiengeschichten aus Franken. Dieser Frühzeitigkeit wird man die innere Unausgeglichenheit zu gute halten dürfen. Die beigegebene Stammtafel ist eine verbesserte Auflage einer im Dezember 1904 selbständig erschienenen. Ein Register der Namen fehlt nicht. –

Seither sind, als Ergänzung hiezu, noch die fehlenden Drucke erschienen:

Ahnentafel der Buchdruckerfamilie Junge zu Erlangen. Zusammengestellt aus urkundlichen Quellen, ferner aus den gedruckten Stammtafeln der Familien Junge Arnold und Schweigger von Hermann Junge, Erlangen 1916. Gedruckt von Junge & Sohn, Erlangen 1917 (1 Bogen).

Mit längeren Stammreihen sind darin vertreten die Familiennamen Henninger aus Burgbernheim, Sörgel aus Kirchensittenbach, Strebel aus Uffenheim, Fleischberger aus Pyrbaum, Meyer aus Nördlingen und Altdorf, Arnold aus Usingen im Nassauischen, Schweigger aus Schwäbisch-Hall. –

Die Stammreihen der letzten drei Familien sind Auszüge oder Teile aus den folgenden Drucken:

Arnold, Friedrich E. G., Stammtafel der Familie Arnold aus Franken, 1916, ebenda. (1 Bg.) –

Die Familie ist um 1600 aus Usingen i. Nassau nach Vorra a. d. Pegnitz eingewandert.

Derselbe: Stammtafel der Familie Schweigger (auch Schweicker, Schweigher oder Schwigger). Gedruckt 1917 ebenda. (1 Bg.)

Die alte schwäbische Familie der Schweigger, über die schon im 16. und 17. Jahrhundert und auch neuerdings mehrfach genealogisch gearbeitet worden ist, stammt aus Sulz am Neckar.

Junge, Hermann. Stammtafel der Buchdrucker Meyer zu Altdorf bei Nürnberg. Ebenda 1919. (1 Bg.)

Die Familie Meyer aus Mecking bei Nördlingen ist für die Geschichte des Buchdruckes wichtig, da die Gerechtsame der Altdorfer Universitäts-Buchdrucker von 1670—1817 in ihrem Besitz waren. Ihre unmittelbare Nachfolgerin bis auf den heutigen Tag ist die Familie Junge. –

Eine Übersicht über die Besitzer der Altdorf-Erlanger Buchdruckgerechtsame gibt das gleichfalls von Hermann Junge in eigenem Verlag herausgegebene Schriftchen: „300 Jahre Buchdruck (1619–1919). (Ebenda 1919). Wir ersehen daraus, daß den Familien Meyer und Junge im 17. Jahrhundert die Familien Scherf, Hagen und Winterberger voraus gingen. –

Mitteilungen für die oberfränkischen Familien „Rothlauf" und die verwandten und verschwägerten Familien Bergho und Walde. Begründet und herausgegeben von Julius Karl Rothlauf. Nr. 1–61 (1913–20).

Die Auflösung und Verwirrung, die der Krieg in alle Lebenskreise getragen hat, lenken die Blicke der Nachdenklichen auf das, was im Wandel unwandelbar bleibt und fähig ist zu neuem schöpferischen Tun. Dieses stetige, zugleich beharrende und fortschrittliche Element ist unser Volkstum, wie es dargestellt wird durch die Summe der bodenständigen, d. h. seit unvordenklichen Zeiten ansässigen und ursprünglich Ackerbau treibenden deutschen Familien. Daß von hier alle aufbauenden Kräfte ausgehen, ist zwar seit den Tagen W. H. Riehls außer Zweifel; leider aber war diese Erkenntnis bis in die letzten Jahrzehnte nicht Gemeingut. In der jüngsten Vergangenheit scheint endlich ein Wandel eintreten zu wollen. Die höhere Einschätzung der Familiengeschichte auch im Bürgertum hat die Werte der Familie als der letzten grundlegenden sozialen Tatsache zur Geltung gebracht. Die Biographie unserer tüchtigen und schöpferischen Familien ist vielleicht berufen, ein neues Zeitalter in der Wissenschaft von deutschem Leben und eine neue Hochzeit in diesem Leben selbst hervorzubringen.

Freilich sind die Anfänge noch gar kärglich. Für das fränkische Land gibt es kaum einige Dutzend Familiengeschichten. (Eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift wird den Versuch eines Verzeichnisses bringen.)

Da in Franken bisher ein familiengeschichtliches Sammelorgan gefehlt hat, das unter gebührender Berücksichtigung der bürgerlichen und bäuerlichen Volksteile eine Fühlungnahme verstreuter und versprengter Teile von Familien ermöglicht hätte, sind manche Familien auf den Gedanken gekommen, sich ein eigenes Organ für Verbreitung familiengeschichtlicher Mitteilungen zu schaffen. Zu den ersten mir bekannten zeitschriftenähnlichen Veröffentlichungen dieser Art gehören die Mitteilungen der Familie Rothlauf. Das erste Heft, erschien in der zweiten Hälfte des Jahres 1913. Bis heute sind, da der Herausgeber das Glück gehabt hat, während des Krieges seine Bestrebungen fortsetzen zu können, mehr als 60 Nummern herausgebracht. Auf nahezu 400 Seiten wird eine reiche Fülle von Bausteinen zu einer künftigen Geschichte der Familien Rothlauf, Bergho (aus Oberitalien), Walde (aus Reichenbach i. d. Oberlausitz), Motschenbacher (aus Weismain) u. a. zusammengetragen. Familienfestchroniken, Stammtafeln, Nachrichten von Rothlaufischen Häusern, Auszüge aus Tage- und Stammbüchern, auch Briefe und Urkunden wechseln in bunter Folge ab; die einzelnen Hefte sind keine in sich abgeschlossenen Einheiten, sondern Stücke einer Materialsammlung, zu der nach einiger Zeit ein Register dringend notwendig sein wird. Die Hefte sind durchschnittlich 8–12 Seiten stark; jedes trägt unter dem Kopftitel einen eigenen, mit Geschick ausgewählten Geleitspruch. Da und dort sind bildliche Darstellungen, wie Bildnisse und Wappen, eingestreut. –

Die Ausgestaltung einer solchen Familienzeitschrift ist zunächst eine private Angelegenheit ihres Herausgebers oder der ihn beauftragenden Familie und kann daher eigentlich nicht Gegenstand einer literarischen Kritik sein. Da aber die Herausgeber von Schriften zur Familiengeschichte wohl allermeistens Dilettanten sein werden, bei denen der Nachahmungstrieb die eigene Schöpferkraft überragt und die in der Technik der Herausgabe nicht bewandert sein dürften, mögen hier einige allgemeine Bemerkungen angeschlossen sein.

Richtig ist der Gedanke, daß es kein besseres Mittel für die Sammlung und den Zusammenhalt von Familien gibt, als die sich wiederholende Herausgabe von Mitteilungen, die allen selbständigen Mitgliedern zugehen. Doch sollen dabei zwei Fehler vermieden werden. Um ein Bild zu gebrauchen: Die Familie verhält sich zum einzelnen Menschen wie der Baum zu Blatt und Blüte. Die Familie will deshalb mit einer anderen Zeiteinheit gemessen werden als das Leben

des Einzelnen. Im Gegensatz zu dem nervösen Hasten des heutigen Menschen hat eine Familie Zeit, sich ihrer selbst bewußt zu werden und es heißt das Wesen einer gesunden Familie mißverstehen, und bedeutet eine Vergewaltigung ihrer Geschichte, wenn man ihren Blutkreislauf mit dem Pulsschlag des Einzelorganismus mißt. So will mir auch die Häufigkeit, mit der die Mitteilungen der Familie Rothlauf herauskommen, sowohl für die Familie selbst, wie für die allgemeine Familienforschung unerwünscht erscheinen. Rasch sich wiederholende Eindrücke gleicher Art und Stärke haben abnehmende Wirkung und eine Überschwemmung mit familiengeschichtlichen Blättern und Nachrichten läßt die Anteilnahme eher erlahmen als aufkommen.

Und damit kommen wir zum zweiten Fehler, der dem Herausgeber von familiengeschichtlichen Zeitschriften naheliegt und für den wieder die Mitteilungen der Familie Rothlauf ein Beleg sind: Jedes einzelne Heft soll ein in sich abgeschlossenes Ganzes sein. Ein leitender Gedanke muß seine Berechtigung dartun oder ein besonderes Ereignis die Wahl der Zeit des Erscheinens begründen. Neujahrs- oder Hochzeitsblätter, eine alle Kriegsteilnehmer umfassende Kriegschronik oder die Biographie eines hervorragenden Verstorbenen können Anlaß und Erklärung sein. Daraus aber ergeben sich von selbst die der Lebensdauer einer Familie gemäßen Intervalle: Nicht Wochenschriften, sondern füglich Halbjahres- oder Jahreszeitungen, besser noch vielleicht Fünfjahreshefte werden, mit Siebenmeilenstiefeln gleichsam über das Getrippel des Einzelmenschlein hinwegschreitend, die Familie durch die Jahrhunderte begleiten, und das Familienarchiv all der vielen, oft in bescheidenen Verhältnissen lebenden Mitglieder, kommt nicht in die Gefahr, durch die anfallenden Papiermassen gesprengt zu werden oder an Wertschätzung zu verlieren.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Wer sich zum Familienherold berufen fühlt, möge sich stets den vornehmsten Zweck vor Augen halten, den die Beschäftigung mit der Familiengeschichte überhaupt erreichen kann: Ein tüchtiges und frommes Geschlecht heranziehen zu helfen, das im Drang des Lebens gern seiner Väter gedenkt, um aus solchem Gedächtnis neue Kraft zu schöpfen. Zu solchem Gedächtnis aber hilft keine historische Materialsammlung, wohl aber, wenn es keine gut geschriebene Familiengeschichte sein kann, auserlesene und mit feinem Geschick dargestellte Kapitel aus der Vergangenheit der Familie.

Die Frage nach der Art der Vervielfältigung ist eine Angelegenheit des Geschmackes, noch mehr fast des Geldbeutels. In den meisten Familien wird bei den geringen Auflageziffer eine hektographische Vervielfältigung genügen. Wo, wie bei der Rothlaufischen Mitteilungen, die Vervielfältigung durch den Druck geschieht, wird historisches Stilgefühl der chronikalischen Eigenart der Veröffentlichung auch dadurch Ausdruck geben, daß es der Fraktur vor der Antiqua den Vorzug zuerkennt.

Die Mitteilungen für die Familie Rothlauf sind vollständig niedergelegt: im Kreisarchiv Bamberg, in der Staatsbibliothek Bamberg, im Historischen Verein Bamberg; in der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte E. V. in Leipzig und beim Heraldisch-genealogischen Verein Roland in Dresden.

Cullmann, Oberst. Familiengeschichte der Petri 1591—1913. Nürnberg, Weihnachten 1913. (Druck: Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz, Nürnberg.) XII, 112 S., X Tafeln, 4 Stammtafeln.

Der Geschichtschreiber eines bürgerlichen Geschlechtes wird, seltene Ausnahmen abgerechnet immer nur auf das Interesse der Familienglieder und der Freunde rechnen können. Eine Bedeutung für die Gesamtheit kann sich erst ergeben, wenn sich die heute noch so spärlich erscheinenden Erzeugnisse dieser Art zu einer reichen Literatur verdichtet haben werden, die es dem Historiker von Fach gestattet, unter Ausschaltung der Besonderheiten und der Fehlerquellen der einzelnen Familie und der Einzeluntersuchung die typischen Gestaltungen und durchschnittlichen Werte zu erkennen.

Hoch hinaus über die bürgerlichen Familiengeschichten dieser Art ragt die Familiengeschichte der Petri. Mit dem feinen Sinn für historische Perspektive hat es der Verfasser trefflich verstanden, die Darstellung der dem ungeschulten Auge leicht zu groß erscheinenden jüngeren Generationen der Gesamtdarstellung im richtigen Verhältnis einzufügen. In der Tat liegt der Hauptwert dieser

Familiengeschichte in den Teilen, die den ungemeinen kulturellen Hochstand und die weit ausgreifenden Beziehungen und Bedeutungen der älteren Generationen der Familie schildern. Bilder deutschen Großbürgertums verschollener Zeiten entrollen sich, neben denen das jammervolle „Bürgertum" unserer Zeit fast lächerlich wirken könnte und den Schmerz über unser nationales Unglück von neuem aufwühlt. Es ist köstlich zu verfolgen, wie die Familie Petri sich in den Frühlings- und Sturmwinden der Renaissance und der Reformation zu dem markanten Geschlecht entwickelt, als das es in diesem Buche vor uns tritt.

In der für die Entwicklung des Buchdrucks entscheidenden Zeit haben die Petri eine entscheidende Rolle gespielt. Der erste Druckerherr der Familie ist Johann Petri (1441–1511) aus Langendorf bei Hammelburg in Franken, dem ältesten nachgewiesenen Ursprungsort der Familie, ein Mann von umfangreicher Bildung und klugem Unternehmungsgeist. Er war ein unmittelbarer Schüler von Faust und Guttenberg und hat die neue Kunst in wesentlichen Teilen verbessert. Einen selbständigen Verlag scheint er nicht geführt zu haben; er hat die Kompagniegeschäfte bevorzugt, meist in Gemeinschaft mit Johann Amerbach und Jakob Pforten, insbesondere aber mit Johann Froben. (Es steht zu hoffen, daß die schon lange geplante und vorbereitete Familiengeschichte der Froben(ius) au sHammelburg, die sich mit den Petri später mehrfach verschwägert haben, endlich erscheint und in die Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels neues Licht fallen läßt.)

Der Stammvater aller Druckerfamilien Petri ist dieses Johann Petri (dessen Zweig ausgestorben zu sein scheint) älterer Bruder, Petrus Peter, genannt Eitel Peter d. Ä. († 1493). Von ihm stammen die Drucker in Basel und Nürnberg ab. Die Baseler Linie gehört zu den ratsherrlichen Familien dieser Stadt, wurde 1556 erblich geadelt und brachte zahlreiche Offiziere hervor. Die Nürnberger Linie zählt, als eine leuchtende Zierde des ganzen Standes der Drucker, Johann Petri (Petrejus) zu den ihren.

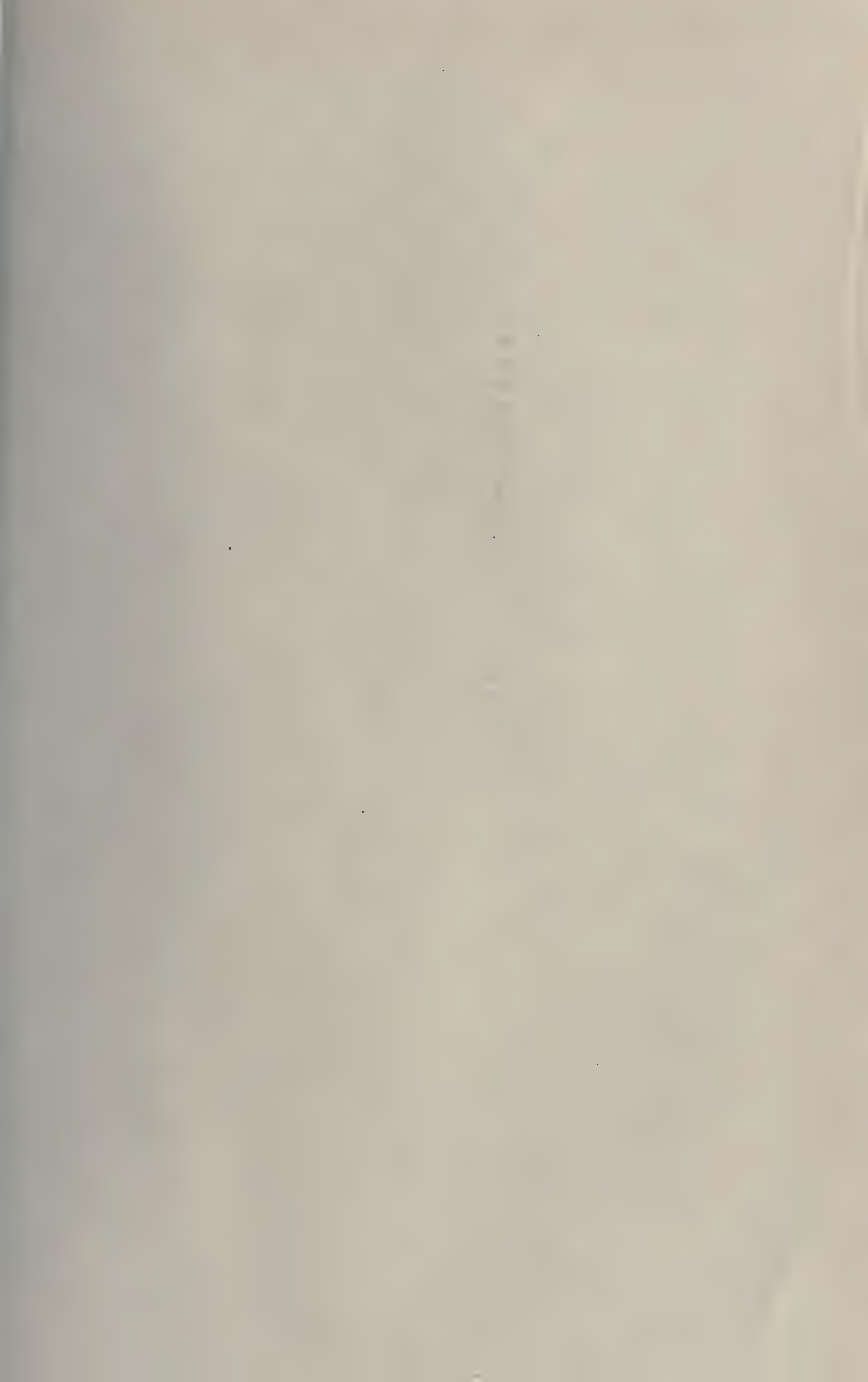
In den Zeitläuften des Bauernkrieges und später haben die Petri die ursprüngliche Heimat in Langendorf, Hammelburg und Fuchsstadt verlassen und wir finden sie in der Folgezeit außer in Nürnberg und Basel noch in den Nassauischen Landen, in Straßburg, Eisleben, Amberg, Mühlhausen i. E., in Baden, Anhalt und Braunschweig. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird die edle schwarze Kunst allmählich von anderen Berufen verdrängt. Die tüchtigsten Kräfte wenden sich den Wissenschaften zu, werden Juristen, Apotheker und ganz besonders evangelische Theologen (die Familie hatte sich fast völlig der Lehre der Reformatoren zugewendet). Im 19. Jahrhundert, in dem das Väterblut der Kaufherren, Unternehmer und Erfinder wieder durchgeschlagen hat, ging die Familie vollends in die Breite und heute leben ihre Mitglieder außer in Deutschland in England und Nordamerika; die holländische Linie ist ausgestorben.

Die rühmliche genealogische Leistung des Verfassers des vorliegenden Buches wäre wohl nicht möglich gewesen ohne vorausgehende Arbeiten. Insbesondere mag der im Jahre 1660 von Magister Bartholomäus Lell aufgestellte, freilich unvollständige Stammbaum der Hauptlinie, der sich in einer Handschrift der Universitätsbibliothek Basel findet, zur Entwirrung und Klärung der Zusammenhänge beigetragen haben. Der Verfasser hat sich, wohl um die Herausgabe seiner Arbeit nicht allzusehr zu verzögern, einer weisen Selbstbeschränkung unterworfen und von der Erforschung sehr weit abführender Zweige Abstand genommen, aber nicht unterlassen, ausdrücklich auf diese Lücken hinzuweisen.

Ein Orts- und Vornamenregister wird man bei den sehr übersichtlich gearbeiteten Stammtafeln und den recht zweckmäßigen Randnoten wohl nicht vermissen; mehr als ein Schönheitsfehler aber ist es, daß dem trefflichen Werk, das sich übrigens auch in einem sehr ansprechenden und gediegenen Gewande und reichem Bilderschmuck vorstellt, kein Verzeichnis der Familiennamen beigegeben ist. So wird beispielsweise die Stammbaumskizze „Hille" allen entgehen, die das Werk nicht sehr genau durchsehen.

Auf die oft sehr fesselnden Einzelheiten, wie etwa die Entwicklung des heutigen Riesenbetriebes der Familie Sack aus kleinen Anfängen kann hier nicht hingewiesen werden. Wer zu der Erkenntnis der Quellen des deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens vordringen will, wird das Werk nicht unbeachtet lassen können.

Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, Würzburg, Waltherstraße 1. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, Gymn.-Professor, Würzburg. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

6/7. Jahrgang — Heft 3, 1919/20



Zeitschrift

für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. — Herausgegeben von Dr. Peter Schneider Gymn.-Professor, Würzburg, Waltherstr. 1. — Druck und Verlag Konr. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint am Anfang jeden Vierteljahres.

Inhalt des 3. Heftes:

Bedingungen für Bezug und Mitarbeit:

Bei Post und Buchhandel Mk. 10.— jährlich. Mk. 2.50 vierteljährlich. Einzelnummern Mk. 3.— nur gegen Voreinsendung nebst 20 Pfg. für Porto. **Postscheckkonto Nr. 5926 Amt Nürnberg.** — **Nachdruck** unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — **Alle Beiträge***) sind nur nach Anfrage an **Dr. Peter Schneider,** Würzburg, Waltherstr. 1, zu senden. Als **Frist für Veröffentlichungen** angenommener Beiträge bleibt ein **Jahr** seit Einlauf vorbehalten. Im Falle der Unmöglichkeit des Erscheinens innerhalb dieses Zeitraumes steht es dem Verfasser frei, die Rücksendung des Beitrages portofrei, jedoch ohne Entschädigung, zu verlangen. — Die **Vergütung** der Beiträge setzt Vereinbarung voraus. Sie erfolgt innerhalb 4 Wochen nach dem Erscheinen, bei Arbeiten mit Fortsetzungen nach Abschluß des ganzen Aufsatzes, durch den Verlag. Gedichte und Besprechungen von Büchern, die in den Besitz des Berichterstatters übergehen, werden im allgemeinen nicht honoriert. — **Sonderabzüge,** in abgeschlossener Form, die bei Einsendung der Urschrift zu bestellen sind, werden auf Wunsch nach folgendem Tarif geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	20.—	30.—	40.—	56.—
1/2 „ „	32.—	44.—	64.—	72.—
3/4 oder 1/1 „ „	56.—	88.—	92.—	148.—

vorbehaltlich weiterer Erhöhungen des deutschen Buchdruckertarifs.

Bei der Abgabe einer bestimmten Zahl von Sonderabdrucken werden je nach der Höhe der Auflage den Verfassern 10—20 Abzüge als Freiexemplare zur Verfügung gestellt. Werden Sonderabzüge nicht gewünscht, so steht **ein** Freiexemplar der ganzen Nummer zur Verfügung.

* Quartformat, einseitig beschrieben!



Fränkische Briefe

VII.

Liebe Landsleute!



Verzeiht, wenn ich dem Ernste der Zeit zum Trotz heute mit einem Scherz beginne. Denke ich nämlich an das, wovon ich heute mit Euch plaudern möchte, so gaukelt auf einer Gedankenbrücke zu mir das Wort „blümerant" herüber, das auch wir Franken gerne gebrauchen. Es ist dem Sprachschatz unserer westlichen Nachbarn entlehnt und bekanntlich eine Umbildung von bleu mourant (sterbendes, d. i. blasses Blau); wir wenden es etwa in der Redensart an: „Mir ist's blümerant geworden." Das bedeutet nichts anderes als wenn einer sagte: „Mir wurde es grün und blau vor den Augen." Nun, das kann einem aus mancherlei Gründen begegnen. Ihr werdet vielleicht daran denken, wie Ihr den Steuerzettel entfaltetet, den man Euch unlängst ins Haus schickte — ich aber denke heute durchaus nicht daran, Gott behüte! sondern mir fällt hartnäckig das Bild einer Karte Deutschlands im 17. oder 18. Jahrhundert ein. Da kann's einem zuverlässig grün und blau vor den Augen werden, wenn man die betrachtet — und gelb und rot und braun und violett dazu; das kommt nur auf den Zeichner an. Die ausschweifendste Einbildungskraft könnte sich nichts Bunteres ersinnen als es z. B. das heutige württembergische Oberschwaben oder das jetzige Musterländle Baden oder die nunmehrige bayerische Rheinpfalz auf einer solchen Karte bieten. Den Vogel in diesem Kleinstaatengemengsel hatte ohne Zweifel die schwäbisch-alemannische Ecke unseres deutschen Vaterlandes abgeschossen; aber dann kam gleich unser Frankenland, als zweiter Sieger. Zwar sehen wir da als ziemlich geschlossene Massen die Bistümer Würzburg und Bamberg, die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth und, immerhin noch einigen Respekt gebietend, das Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg. Aber im südwestlichen Teil Frankens, da konnte einer schon was erleben, wenn er etwa eine Reise von Mergentheim an der Tauber durch das Steigerwaldgebiet nach Bamberg machen mußte; und über das ganze weite Land hin zerstreut lagen in zahlloser Menge die reichsritterschaftlichen Gebietchen, wie Rosinen auf einem Riesenkuchen. Ich habe schon gelesen, daß an dieser Zersplitterung der „Mangel an Konzentration", an Sammlung beim fränkischen Stamm schuld sei; aber wenn das gleiche in noch höherem Maße bei dem uns gar nicht so ähnlichen Stamm der Schwaben der Fall war,

so liegen doch gewiß andere, hier wie dort gleich wirksame Gründe vor. Wir wollen uns darüber auch heute gar nicht unterhalten; wir wollen von Folgen dieser Zersplitterung Altfrankens sprechen, die wir noch heute um uns sehen, an uns und selbst in uns verspüren.

Uns Franken hat diese Zersplitterung nicht mehr und nicht weniger geraubt als das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit. O, liebe Freunde, es ist so schön zu träumen, daß es anders hätte kommen können! Daß aus dem alten Herzogtum Franken, wie es so abgerundet auf einer Karte des 10. Jahrhunderts sich darstellt, auch ein Königreich Franken sich hätte entwickeln können, das wahrlich einen sich selbst genügenden Staat zu bilden vermocht hätte! Ich träume ihn zuweilen, diesen Traum, und träume ihn abermals, wenn ich gleich dabei in Widerstreit gerate mit meinem festen Glauben, daß alles in der Menschen- und Staatengeschichte so, wie es kam, auch gut gewesen ist in höheren Zusammenhängen. Wäre es aber so gekommen: hätte eine Krone Franken die fränkischen Leute vom Fichtelgebirg bis zur Tauber, von der Rhön bis zur Altmühl zusammengefaßt — nie hätte dann das Gefühl der Zusammengehörigkeit schwinden können. So aber gab's zuletzt nur noch Bamberger und Nürnberger und Bayreuther — Bischöfliche hie, Ritterschaftliche dort, und es war nur gut, daß der Bischof von Würzburg den Titel des zertrümmerten Herzogtums Franken für sich in Anspruch nahm und führte; so haftete der Name Franken wenigstens an seinem Gebiet, so flackerte ein Flämmchen von Frankengefühl wenigstens in seinen Landen. Als dann die große Zusammenlegung kam — durch Napoleon und den Wiener Kongreß —, als die Zahl der deutschen Reichsstände sich auf ein Siebentel verringerte, wie kam's denn da? Wurde da Franken geeinigt? Gott bewahre! Es kam eine andere, ich möchte sagen: noch gefährlichere Zersplitterung. Nämlich die Ärzte hieben von Frankens Gesamtrumpf Glieder ab und flickten sie an benachbarte Staaten an: die Grafschaft Wertheim, das Fürstentum Leiningen usw. an Baden; das Deutschordensgebiet Mergentheim, das Fürstentum Hohenlohe u. s. f. an Württemberg; Henneberg alias Meiningen und Koburg wurden „thüringische" Staaten und halfen dort wenigstens die Stieglitzfärbung des alten Reiches aufrecht erhalten. Großartig aber, glorreich war es, daß man bei diesen Zuteilungen auch noch manche Gebiete mitten durchhieb; von nun an ging im Alt-rothenburgischen die Sonne bayerisch auf, badisch unter — und ähnliche Scherze. Der fränkische Rumpf aber, ja der wurde königlich bayerisch. Und auf daß seine Bewohner möglichst schnell vergäßen, daß sie doch eigentlich Franken waren, tilgte man den Frankennamen und taufte zunächst das Land nach fader französischer Manier in Obermainkreis, Untermainkreis und Rezatkreis.

Also geschah's auf dem Wiener Kongreß. Erlaubt nun, liebe Landsleute, daß ich die notwendige Folge an einem ganz kleinen Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit zeige. Als der verewigte Hans Walter eines Tages gebeten wurde die Herausgabe der Zeitschrift Frankenland zu übernehmen, da sagte er ja und dachte unglücklicherweise nicht daran, daß er ja Fürstlich-Löwensteinischer

Archivar in Wertheim war — und nicht in Würzburg, und nicht in Bamberg usw. Freilich liegt nun Wertheim von Würzburg in der Luftlinie ganze sechs Stunden entfernt. Aber! — es läuft eine Landesgrenze dazwischen hin, weiß-blaue, rot-gelbe Grenzpfähle stehen dort, und vor solchen hat mancher Biedermann den gleichen Respekt wie der bekannte Ochs vor dem ebenso bekannten Scheunentor. Als darum jemand anno 14 einen sehr biederen Würzburger Bürger, der sich hie und da auch als Franke fühlt, auf die Zeitschrift Frankenland aufmerksam machte, erwiderte dieser, er hätte „für dieses badische Blättchen" kein Interesse. — Und da der bayerisch gewordene Rumpf Frankens — zum Teil ganz willkürlich — in die drei bekannten Kreise eingeteilt ward, warum sollte da nicht der biedere Oberfranke sich für ein vollkommen anderes Tier halten als der Mittel- und Unterfranke, da doch jeder in eine besondere Hürde eingepfercht ist?

Wir Franken müssen uns, den Landes- und Verwaltungsgrenzen zum Trotz, wieder als eine Familie fühlen lernen, die ein gemeinsames Kulturerbe überkommen hat und zu wahren verpflichtet ist. Nichts leichter als die Einheitlichkeit unserer ostfränkischen Kultur zu zeigen! Daran ändert auch der Umstand nichts, daß wir in religiöser Hinsicht gespalten sind, eine Hauptfolge unserer einstigen politischen Zersplitterung. Franken gehört mit zu den im Bekenntnis stärkst gemischten Gebieten Deutschlands, wenn auch im ganzen der Nordwesten mehr katholisch, der Südosten mehr protestantisch ist und es an verhältnismäßig großen einheitlichen Gebieten nicht fehlt. Zweifellos hat wie überall so auch bei uns die Verschiedenheit des Bekenntnisses die Lebensformen, die Schöpfungen der Kunst, ja selbst die Sprache verschieden beeinflußt, und es ist im allgemeinen nicht so schwer einer Stadt oder einem Dorf in Franken anzusehen, zu welchem Glauben sich die Bewohner vorwiegend bekennen. Doch glaube man auch nicht, daß dies immer leicht sei! Ich wenigstens bin trotz meiner vieljährigen Übung gerade in diesem Punkt dennoch gar oft in eine Ortschaft gekommen, wo ich mir über das „Gesangbuch" der Bewohner erst dann gewiß war, wenn ich — auf die Klinke der Kirchentür gedrückt hatte. Aber gleichviel: sollten diese geringen Unterschiede eine Kluft zwischen fränkischen Leuten ausmachen? Ich kann es, ich will es nicht glauben. Wir alle sind in unser Bekenntnis hineingeboren. Was kannst Du dafür, daß Dein Urahne, in Rothenburg seßhaft, mit der Gesamtbürgerschaft seinerzeit die Lehre Luthers ergriffen hat? Und was Du, daß Dein Vorfahre ein Hintersasse des Zisterzienserklosters Ebrach war und somit die katholische Lehre auch auf Dich vererbte? Bedenkt Ihr beide auch dies: vielleicht sind Eure Vorfahren, der lutherische Reichsstädter und der altgläubige Steigerwäldler, nicht so recht aus tiefstem Herzensgrunde protestantisch geworden, katholisch geblieben; vielleicht hat sie etwas zu ihrer Entscheidung vermocht, was dem Zwang verzweifelt ähnlich sah! Was wollt Ihr also? Mag jeder, nach seinem Standpunkt, das gütige Geschick preisen, das ihn zu solchem Glauben geboren, in solcher Übung aufwachsen ließ, und demütig aus Gottes Vaterhand annehmen, daß er ihn gerade auf diesem Weg zu sich führen will; aber er schaue nicht hochmütig auf seinen anders-

gläubigen Stammesbruder herab, damit ihm nicht ein unbeteiligter Dritter achselzuckend das Wort „Zufallsgeschöpf" hinwerfe!

Und so meine ich denn, der Unterschied des Glaubens sollte, sobald es sich um Beurteilung des Nächsten handelt, für den Franken, der seines Volkes und Stammes Geschichte kennt, überhaupt nicht vorhanden sein. Auch haben unsere fränkischen Voreltern in dieser Sache im ganzen kein schlechtes Vorbild gegeben, nachdem einmal die Leidenschaft des Jahrhunderts der Glaubensspaltung sich gekühlt hatte. Nur die Machthaber zeigten gelegentlich Unduldsamkeit, pochend auf ihr sattsam bekanntes Recht den Glauben der Untertanen zu bestimmen. Aber ich weiß nichts davon, daß in Franken je eine katholische Prozession so gestört worden sei wie es einst in Donauwörth geschah; dafür weiß ich aber, daß die alten Nürnberger mit großem Sinn in ihrer Lorenzer- und Sebalderkirche die frommen Gemälde und Skulpturen der katholischen Zeit stehen und hängen ließen und sie nicht zertrümmerten noch auf den Dachboden warfen. Andererseits weiß ich, daß in den überwiegend katholischen Städten Bamberg und Würzburg im 18. und 19. Jahrhundert viele protestantische Mitbürger, Künstler, Gelehrte im tiefsten Frieden und in Ansehen gelebt und gewirkt haben, ohne daß man nach ihrem Taufschein viel gefragt hätte, und feierlich bezeuge ich dieses friedfertige Zusammenleben im letztvergangenen Menschenalter für meine Vaterstadt. Fränkische Eltern, Geistliche, Lehrer: erzieht Eure Söhne, Eure Pflegebefohlenen nicht zur „Duldsamkeit" — hinter diesem Wort verbirgt sich zu leicht hochmütiges Pharisäertum — und auch nicht zur „Toleranz" — die schmeckt zu sehr nach dem Vernunftgeschwätz der Aufklärungszeit — sondern zur stammesbrüderlichen Liebe!

Speyer, im November 1919 Peter Schneider



s Frankalandla . . .

s Frankalandla, soog wost willst,
sall hat viel schmucki Ärtli;
woss schänni Baurahäisli als,
woss feini Blammagärtli;
woss feini Blammagärtli!

Un Gräuschli, ach! un Wengerta,
un Brinnli in die Aua!
Da mecht märr schi glei naawa nou
sa ähgis Häusla baua;
sa ähgis Häusla baua.

Da mecht märr hunnert Jahr ohlt waar,
un no als schnähweiß Manndla
wärr enn sa lebster Seufzger daar:
„Gott bschärmes Frankalandla! . . .
Gott bschwärmes Frankalandla."

Ernst Luther

Dr. Johannes Jaeger zum Angedenken



Viel zu wenig beachtet, weil in einer Zeit gärender Unruhe und quälender Ungewißheit über die Zukunft Deutschlands, endete am 31. März 1919 ein Leben, das seiner fränkischen Heimat Ehre gemacht hatte. An diesem Tage verschied nach schwerem Leiden der Professor für protestantische Religionslehre an der Kreis-Realschule II zu Nürnberg, Dr. Johannes Jaeger, und mit ihm sank nicht nur ein trefflicher Theologe und Jugenderzieher, sondern auch ein namhafter fränkischer Geschichtsforscher ins Grab.

Dieses Mannes Leben war voll Entbehrung zuerst, voll Arbeit bis zum Ende. Der frühverwaiste Knabe (er war in Weiboldshausen bei Weißenburg in Bayern als Sohn armer Eltern am 21. Juli 1862 geboren) kam nach harten Kinderjahren auf die Lateinschule zu Weißenburg, deren Pensum er in 2½ Jahren bewältigte. Er wird Apothekerlehrling in Ellingen; aber sein unbesieglicher Drang weiter zu studieren zeigte sich so mächtig, daß seine Weißenburger Lehrer ihn nach Ansbach aufs Gymnasium brachten. Gefördert und unterstützt von dem damaligen Rektor Schiller absolvierte er die Anstalt 1883 und studierte sodann in Erlangen und Leipzig Theologie. Er wird Pfarrer in Hohenbirkach, dann Hausgeistlicher am Zuchthause Ebrach, von dort in gleicher Eigenschaft nach Amberg versetzt, hierauf Religionslehrer an der Oberrealschule, endlich, 1914, Professor an der Kreisrealschule II zu Nürnberg. Im Jahresbericht dieser Anstalt für 1918/19 spricht Rektor Dr. Wißmüller u. a. also über den Dahingeschiedenen: „Wir verehrten in ihm einen hochgeschätzten Kollegen, einen in seinem Berufe unermüdlich tätigen Mitarbeiter und Amtsgenossen, einen tiefreligiösen, streng gläubigen Mann, der trotz aller Anfeindungen den sicheren Weg seines Glaubens und seiner Pflicht ging. Der Unermüdliche gönnte sich in seinem anstrengenden Berufe, seiner unausgesetzt geistigen Tätigkeit und Schriftstellerei keine Erholung. Ein warmer Freund der Menschheit, ein wahrer und aufrichtiger Christ ohne Falsch, ein guter, wackerer Deutscher, ein pflichttreuer, seinen Schülern väterlich gesinnter Lehrer, ein eifriger Förderer der Heimatkunde und Heimatliebe, ein um die vaterländische Geschichte wohlverdienter Forscher und Gelehrter ist mit ihm dahingegangen."

Solchen Worten der Ehre noch etwas hinzuzufügen ist schwer; wir können es, weil Jaeger für unsere fränkische Geschichtsforschung eine eigenartige Bedeutung hat. Zweifellos hat den protestantischen Geistlichen am Zuchthause Ebrach nichts anderes zum Historiker gemacht als der gewaltige Eindruck, den dieses ehemalige Zisterzienserkloster auf seine empfängliche Seele ausübte. So wuchs er allgemach in den Geist des Zisterzienserordens, dieser imponierendsten geschichtlichen Erscheinung des gesamten Mittelalters, hinein, als echter fränkischer Mann ohne Vorurteil, aber mit begeisterungsfähigem Herzen. Seine besten Werke dienen dem Ruhme des waldumrauschten

Sitzes der Kunst und der Bodenkultur Ebrach im Steigerwald, und es entsprang einem sehr richtigen Gefühl, wenn die ganz katholische Einwohnerschaft des Ortes Ebrach dem wegziehenden protestantischen Geistlichen das Ehrenbürgerrecht verlieh. Noch seine letzte größere geschichtliche Arbeit (sie wird in dieser Nummer unserer Zeitschrift besprochen) handelt von Ebrachs erstem Abt, und eine noch viel umfangreichere und bedeutendere liegt in seinem Nachlaß vor und harrt der Veröffentlichung, die zu gelegener Zeit erfolgen soll. Fast möchte man glauben, Jaeger sei zu dem strengen, arbeitsamen Orden der Zisterzienser besonders hingezogen worden durch seine eigene harte Jugend, sein eigenes arbeits- und mühereiches Leben. Mir wenigstens klingen symbolisch für diesen Mann und sein Werk die Schlußworte seiner letzten Abhandlung über Ebrachs ersten Abt: „Klein und unscheinbar, arm und hart war der Anfang des Klosters Ebrach. Aber Abt Adam und seine Mönche haben nach der erprobten Regel: Ora et labora! gelebt und sich durch ihre Frömmigkeit viele Gönner, Wohltäter und Freunde erworben . . . Mit Bienenfleiß und gewissenhaftester Treue im Kleinen wie im Großen oblagen sie ihrer Arbeit, und was sie vollbrachten, darauf lag der Segen Gottes."

Peter Schneider

Werke von Dr. Johannes Jaeger:

1. Die Cisterzienserabtei Ebrach zur Zeit der Reformation. Verlag von F. Junge in Erlangen. 1895. 163 Seiten.
2. Beiträge zur Lösung des Verbrecherproblems. Zum Besten des Fürsorgewesens herausgegeben. Ebenda 1895. 185 S.
3. Der Gottesdienst in der Strafanstalt. Ebenda 1896. 46 S.
4. Wille und Willensstörungen. Eine psychologische Studie. Zum Besten des Fürsorgewesens herausgegeben. Langensalza, H. Beyer und Söhne. 1898. 28 S.
5. Die Gründung des Klosters Ebrach. Gerolzhofen, F. Buchner. 1897. 36 S.
6. Kloster Ebrach. Aus der Zeit des letzten Abts Eugen Montag und der Säkularisation des Klosters. Ebenda 1898. 184 S.
7. Zunahme der Verbrechen und Abhilfe. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Leipzig, A. Deichert (G. Böhme). 1898. 131 S.
8. Die Wallfahrtskapelle zum heiligen Blut in Burgwindheim im Steigerwald. Gerolzhofen. 1899. 48 S.
9. Die Klosterkirche in Ebrach. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Ebenda 1899. 85 S.
10. Die Klosterkirche in Ebrach. Ein kunst- und kulturgeschichtliches Denkmal aus der Blütezeit des Cisterzienserordens. Mit 127 Abbildungen, Details und Plänen. Würzburg, O. Stahels Hof- und Univ.-Verlag 1903. Groß 4, 144 S.
11. Klosterleben im Mittelalter. Der Cisterzienserorden in seiner Glanzperiode. Ebenda 1903. 90 S.
12. Verzeichnis sämtlicher Äbte und Konventualen des ehemaligen Klosters Ebrach von 1126–1803. Mehrerau bei Bregenz. 107 S.
13. Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Stuttgart. 1905. 227 S.
14. Die Wohnungsfrage. Kempten und München, Verlag von Joseph Kösel. 1919. 149 S.
15. Rechtsbuch und Rechtsausgleich der Strafjustiz. Studien zu Reformfragen in der Kriminalogie. Leipzig, bei Dörffling und Franke. 1908. 285 S.
16. Die Naturanschauung der heiligen Schrift und die der neueren Naturwissenschaft. 2. Aufl. Mainbernheim, Buchhandlung des Bayer. Bundes des Christlichen Vereins junger Männer und Evang. Jünglingsvereine. 1913.
17. Kloster Ebrach unter seinem ersten Abt Adam (1126—1166). Nach handschriftlichen Quellen. Ein Beitrag zur fränkischen Geschichte. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der K. Kreisrealschule II Nürnberg. 1915/16. 82 S.



Bauernlatein aus der Apothekerei

Von Apotheker **Benno Büdenbender**, Wertheim a. M.

Vor mir liegt ein Schreibheft in blauem Einband, so wie es die kleinen Abcschützen gebrauchen, wenn sie die ersten Versuche unternehmen graphische Kunstwerke zu schaffen.

Nicht als ob besagtes Heft mit Hieroglyphen kindlicher Fingerfertigkeit bemalt sei, nein, nein, kräftige Schriftzüge in seltsamer Gestaltung leuchten mir entgegen auf eigenartigen Papierfragmenten, die in bunter Reihenfolge in das blaue Heft eingeklebt sind.

„Kuriosa" will ich die Fragmente benennen, Kuriosa der deutschen Sprache oder besser gesagt der mundartlichen Sprechweise.

Es ist eine alte Tatsache, das gerade im breiten Volke, sowohl in der Stadt wie auf dem Lande die Handhabung von Fremdwörtern oft zu den erschrecklichsten Greueltaten führt; daß aber gerade das breite Volk mit Fremdwörtern um sich zu werfen bestrebt ist, dafür bietet sich jederzeit Gelegenheit dies wahrzunehmen. Ich will nur wenige von diesen vielen herausgreifen, z. B. „merci", über dessen französischen Ursprung sich wohl kein Bauersmann Rechenschaft gibt, merci ist eben ein deutsches „mersi" geworden, wie Adieu eben „Adjö" heißt; dagegen werden nie die Sprachreinigungsbestrebungen sich durchsetzen können, und was die Sprachreinigung vor dem Krieg und während des Krieges jetzt erreicht, wird nach dem Kriege wieder gründlich über den Haufen geworfen werden, ja wir werden nicht nur französische, sondern auch russische und sonstige Verunreinigung unser Sprache über uns ergehen lassen müssen und gerade die Landbewohner sind in dieser Beziehung wohl am zugänglichsten. Aber es ist ja garnicht meine Aufgabe mich darüber zu verbreiten, ich wollte ja lediglich an Hand vorliegender Schriftfragmente einen Einblick geben, wie der Landmann Wörter und Ausdrücke aus der Apothekerei, die er nicht kennt, sich geschrieben denkt und schwerfällig zu Papier bringt.

Eine solche Sammlung von chemisch-pharmazeutischen Worten und Ausdrücken aus bäuerlichem Munde oder besser gesagt Feder, birgt das besagte blaue Heft. Ich habe diese Fragmente im Laufe meiner Apothekertätigkeit selbst gesammelt und ist es interessant feststellen zu können, daß überall, sei es im Ober-

bayrischen, im Fränkischen, Badischen, Hessischen, dieselben schönen Bezeichnungen wiederkehren, mehr oder minder verstümmelt.

Es ist oft nicht leicht auf den ersten Blick zu erkennen, was das überreichte Fetzchen Papier einem sagen will. Man muß sich oft anstrengen einen Sinn herauszubekommen, aber ein Apotheker muß eben jede Schrift entziffern können. Hat man sich an den kernigen rätselvollen Schriftzügen satt gesehen, so darf man auch dem verwendeten Papiermaterial seine Bewunderung schenken. Es sind eben Stückchen Papier, wie sie einem der Augenblick in die Hand gibt, von Briefumschlägen, Zeitungspapier, Pappdeckel, ja selbst Stoffreste, und die Farbe des Grundmaterials spielt in keiner Weise eine Rolle, rotes, grünes, blaues, ja selbst schwarzes Papier findet Verwendung; wie die Farbe, so auch die Art; Pergament- und Wachspapier, zum Schreiben nicht sonderlich geeignet, müssen herhalten, Glanzpapier und alle Arten von geleimten und ungeleimten Papieren. In einem Falle hatte man vorgezogen, wohl der besseren Haltbarkeit wegen, auf einem Zigarrenkistenholz seine Wünsche zu überreichen..

Wie verbreitet der Aberglauben noch auf dem Lande ist, dafür kann man ebenfalls in der Apothekerei seine blauen Wunder erleben. Wie oft verlangt so ein mysteriöses Stückchen Zeitungspapier, dessen Rißstellen mit der Schere oft säuberlich gerade geschnitten sind, Menschenfett, richtig gehendes Menschenfett. Allen Beteuerungen des Apothekers gegenüber, daß es in der Apotheke kein Menschenfett gebe, bleibt der Käufer taub, er weiß bestimmt, daß es solches gibt, der Herr Apotheker wolle es nur nicht sagen, sein Nachbar habe da und dort auch schon solches bekommen. Im Mittelalter mögen die Quacksalber und Giftmischer Gehenktenfett und Armesünderschmalz, wie es oft unter diesen Namen verlangt wird, feilgeboten haben, aber heuzutage muß man nach längerem Zögern eine winzige Menge Schweinefett, etwas präpariert, dem Käufer unterschieben, um nur nicht seine Kundschaft zu verlieren, denn in dieser Beziehung ist niemand leichter zu kränken als ein Bauersmann, dem der mittelalterliche Aberglauben noch in den Knochen sitzt. . . . Hat er sein Menschenfett endlich, so schiebt er's wohl befriedigt ein; ich entsinne mich da noch eines Falles im Altbayerischen. . . . . Na ja, also habts doch eins ghabt, a Armesünderschmolz, ich woas ja, daß ös bei Ehna no gibt . . . . schlägt drei Kreuze und verläßt mit einem herzlichen Pfüat Ehna Gott Herr „Abideger" die „Abiteg".

Wie verunstaltet wird oft das schöne, klangvolle Wort Apotheke und Apotheker. Was nicht alles aus einem gemacht wird; bald ist man der Herr Apodegger, dann wieder der Herr Abdecker, schließlich wenn man Armesünderschmalz zu verkaufen hat eine ganz naheliegende Bezeichnung, ein anderer macht einen Abideger aus einem, endlos häufen sich vor mir im Original die Wortverstümmelungen, die Apotheke muß sich oft verwandeln lassen in Apodege, Abiteche, Abidegge, Abdecke, Apodegke, die unglaublichsten Entstellungen, am gebräuchlichsten kehrt immer wieder „Abideke"; so wollen wir denn sehen, was man in so einer „Abideke" alles für Geld, gute Worte und schöne Zettel bekommen kann.

Es leuchtet mir auf der ersten Seite meines Sammelheftes ein quitte-

gelbes Stückchen Papier entgegen, genau quadratisch zugeschnitten, darauf verlangt man für 10 Pf. „Hahrpromenate"; daß man auf den Haaren auch promenieren kann, war mir bis dato neu, mitunter promeniert allerdings etwas auf den Haaren herum, da hilft aber keine Haarpomade, sondern ein enger Kamm und ein kräftiger Läuseessig, ein sogenannter Sabedilleessig, den der Volksmund aber zu einem „Sabantessig" erhöht; besser verdiente er die Bezeichnung „Samstagessig", denn am „Sabant" soll man auch arbeiten, und zum Läusetöten erscheint mir der Samstag viel geeigneter, wie man auch die Wahrnehmung machen kann, daß gerade am Samstag viel Kopflausmittel gekauft werden, wo eben bei der wöchentlichen großen Waschung der Kopf auch gründlich hergenommen wird. Läuse gibt es überall, am meisten auf den Köpfen der Schulkinder sowohl in der Stadt wie auf dem Land, aber deshalb kein Stirnrunzeln; Läuse sind ganz niedliche kleine Dingerchen und der Apotheker will doch auch etwas verdienen. Weil ich nun doch mal bei der Geschäftsempfehlung angelangt bin, so will ich gleich noch ein gutes Mittel für Läuse verraten, die weitberühmte „Zellerspomade" nach dem Erfinder „Zeller" benannt; dem Volksmund ist dieser Herr weniger geläufig und er verlangt deshalb das nächstgelegene „Selleriepomade" oder „Zellerichbomat", Zähleriepomenad, Seldersbomad. Kurzum man glaubt am Schluß selber, daß diese Pomade nicht aus chemischen Bestandteilen, sondern aus „Selleriesalat" gemacht wird. Ein richtig gehender Briefbogen mit Wasserlinien im Oktavformat, einstmals weiß, vor dem Tintenangriff auf denselben, und ganz neu, jetzt voller Fingerabdrücke und Klexe, verkündet mit kernigen gewissermaßen im Zorne hingeworfenen Buchstaben . . . . der Herr im Haus hat Rheumatismus! Man sieht ihn wirklich am Tisch sitzen, die Brille ganz vorn auf der Nase, die Zungenspitze im linken Mundwinkel eingepreßt, die linke Hand erst am schmerzenden Bein, dann flüchtig an die Denkerstirne geführt, als Übergang eine streichende Bewegung über den Mund unter der Nase hörbar hinweg und mit allen „fünfen" auf das weiße Papier, und unter der gehöhlten Hand entsteht dann nach bangen Minuten, in dem man nur die spritzende Feder auf dem Papier schreien und kratzen hört, folgendes Kunstwerk „Gloriavormüihl mit Pielzegraudohl vermehngen". Man erkennt den festen Willen des Patienten unter allen Umständen dem Rheumatismus den Garaus zu machen und für den Apotheker ist der Wunsch befehlend ausgedrückt . . . vermengen! Und der Apotheker gehorcht und vermengt „Chloroform mit Bilsenkrautöl" in Abweichung der angegebenen Zusammensetzung von „Ruhmgloria" und „Schwammerlingsöl".

Ein sechskantig zugeschnittenes Kartonstückchen von 3 cm Dicke vermittelt den Erwerb von „Essig sauer Thon Erde zum Kurgeln", man hört die essigsaure Tonerde gewissermaßen in Tätigkeit beim Lautlesen des Wortes „Kurgeln".

Auf den unglaublichsten Zettelchen in Hoch- und Querformat liegt vor mir eine Sammlung für sich von „Saint Germaintee" eine Mischung von Abführkräutern nach französischem Rezept; man nennt ihn „Seeschärmet, Heecharmet, Säschaarmtee, Satschärmesdee, Germestee, Germaniatee" übrigens eine lobens-

werte Verdeutschung, und am klangschönsten „Pfermestee und Pferethee", Kommentar überflüssig, wenn man sich den Zweck des Tee vergegenwärtigt. Eine hübsche Blüte enthält folgendes büttenpapierartig ausgefranzte Fragment von braunem Unterton „Vandwart, Werbandsgasse, Painsin . . ." (Verbandwatte, Verbandsgaze und Benzin;)

Auf ganz zerknülltem Zeitungspapier, kaum noch lesbar, wünscht wer für „10 Pf. Galatigvoser und pitersalz" (Goulards'wasser und Bittersalz). Ich lasse nun eine Reihe solcher Kuriositäten auf chemisch-pharmazeutischem Gebiete folgen, die Rätsellösung ist in Klammern beigefügt: „Atimodium (Antimonium), Adesalbe (Althaesalbe), Bleiweichsfett (Bleisalbe), Weichsbaumöl (weißes Baumöl), Fanizitin, Venazitin (Phenazetin), Liesol (Lysol), Judaform (Jodoform), Präsarvatisgräm (Präservativcream), 10000 fl Kraut (Tausendguldenkraut), Oberdeldogg (Opodeldok), Zelzilzeura Bilzenkrautölklarivorm (Mischung von Chloroform mit Bilsenkrautöl und etwas Salicylsäure), Navatlin (Naphtalin), Wart (Watte), Anikadigtur (Arnikatinktur), Süsmantelöl (Süßmandelöl), Kafer Speradis (Kampferspiritus), Ammaspän (Panamaspähne), Pymyton, (Pyramidon), Kaisarschbruschtgaramellen (Kaiser's Brustkaramellen), Otologong (Eau do Cologne), Tiefftterisung (Diphterieserum), Damarinten Gonserven (Tamarinden Konserven), Enzäktenpulfer (Insektenpulver), Kneipsbacillen (Kneippspillen), Aßberinimediezation (Aspirinimitation), Flanillzucker (Vanillezucker), Prinsdepetat, Prinzipitad (Präcipitat), Hä Madogen (Haematogen), Gamillen Dee (Kamillentee), Klorkalich (Chlorkalk), Merengdinktur (Myhrventinktur), Faßalin (Vaselin), Oxjcrutzyums for 10 benni (Oxycruceumspflaster für 10 Pf.), Kandrindersalbe (Chantharindensalbe) . . . endlos ließe sich diese Reihe fortführen. Im allgemeinen vermitteln diese kleinen Zettel den Arzneimitteleinkauf durch Kinder oder sogenannte Bötinnen. Kommt aber der Landmann selbst und ist er von der biedersten Art, so gestaltet sich der Verkehr zwischen ihm und dem Apotheker fast orientalisch, der Bauer geht nicht auf den Kern der Sache, er umschreibt mit großen Worten und ist nicht abzubringen, selbst wenn man seine Wünsche ahnt und ihm das Verlangte unter die Nase hält, er hats sichs mal so zurechtgelegt und das will er anbringen, nur ein Beispiel: ein Bauer verlangt etwas für ein zahnendes Kind, wenn er kurz sagen würde, ich will eine Zahnwurzel für ein Kind, so ist ihm gleich geholfen. Er erzählt aber „die Gwisterkindnachbarfrau die hätte in der Abiteke mal gehört, es gäbe ein Mittel, wenn Kinder, wo die ersten Zähnli bekommen, sich ihr Zahnfleisch dran reiben könnten und es gäb davon ein großes und ein kleines, das große koste 20 Pfennig, das kleine 10 Pf., vorne seien sie dick, hinten schmal und ein Loch sei drinnen zum Anhängen und es gäb solche mit und ohne Bändchen und ob der Herr Apodeger vielleicht solchene hätte und was sie kosten täten." Man sieht, er weiß, daß die verlangten Zähnwurzeln zu haben sind, er fragt, ob man solche hat, er kennt den Preis und fragt, was sie kosten. —

Mitunter sieht sich der Bauersmann gezwungen, so beim Einkauf von Giftgetreide zum Vertilgen von Mäusen, in das Giftbuch des betreffenden Apothekers

seinen Namen einschreiben zu müssen zur Bestätigung des Empfangs und schriftliche Anerkennung, daß er sich bewußt ist, welche Gefahren für Menschen entstehen bei unvorsichtigem Gebrauch von Giften; auch so ein Giftbuch ist interessant durch die handschriftlichen Namensverewigungen, und die dabei immer wiederkehrende (70 %) Frage . . . muß ich m e i n e n Namen schreiben . . . ? Ich habe mir schon oft überlegt, wessen Namen der Betreffende wohl hineinkraxeln zu müssen sich einbildet, in einigen Fällen wollten ganz besonders mitteilsame ihre Geburtsdaten auch eintragen. Über einen Fall muß ich immer wieder lachen, es war im Oberbayerischen; ein älterer Bauer kauft Phosphorbrei zur Rattenvertilgung, ich mache ihn auf die Gefährlichkeit des Mittels aufmerksam und lege ihm das Giftbuch vor, wo er durch Unterschrift das Belehrtsein bestätigen soll. Ich reiche ihm einen Giftschein, worauf alles einschlägige vermerkt ist. Er schaut mich an, schaut den Zettel an, guckt ins Giftbuch, räuspert sich, scheint aufmerksam zu lesen, den Federhalter hält er dabei krampfhaft in der knöchern Faust, nach einiger Zeit, nachdem ich annehme, daß er die Paragraphen in sich aufgenommen, wage ich es ihn aus seinem hypnotischen Zustand zu lösen, so Herr Nachbar ham's jetzt gelesen, ja, ja, . . . versichert er eilfertig; so dann sinds so gut und schreiben Sie ihren Namen, daher . . . meinen Namen, . . . ja hierher . . . ja aber . . . was aber . . . Ich kann ja nit schreiben Herr Apotheker . . . das ist allerdings was anders . . . denke ich und um sicher zu gehen frage ich, und haben Sie wenigstens verstanden, was ich Ihnen zum Lesen vorgelegt habe . . . zum Lesen . . . ja ich kann ja garnicht lesen . . . O jeh . . . jetzt muß ich aber doch „lächeln"; er lächelt auch und setzt drei kräftige Kreuze an Namensstatt ins Buch, daß die Tinte nur so in der Gegend als Sprühregen niedergeht. Es hätte nur noch gefehlt, daß er auch taub gewesen wäre, dann wäre meine Belehrung über Umgang mit Giften ganz gewiß auf fruchtbaren Boden gefallen.

Mitunter weht es einem auch ganze, richtig abgefaßte Briefe auf den Recepturtisch, ich will nicht die herausgreifen, die nur um Zahlungsstundung bitten, das sind meistens Jammerbriefe über „verkalbte Kühe", die in 80 Fällen dem Wochenbett der Frau vorangestellt werden, sondern die Briefe, in denen der Schreiber sein Herz ausschüttet, um zu der alleinseligmachenden Arznei zu gelangen, die da und da und dort, der und der mal bekommen und die immer geholfen habe. Man sieht, zu unrecht geht die Geschichte im Lande um von jener alten Frau, die mit einer Katze unterm Arm die Apotheke betritt und das Miautierchen auf den Rezepturtisch des entsetzten Apothekers setzt, schau mimi all die Fläschli und Mitteli sind für dich gemacht . . . . alles für die Katz . . . . Das ist natürlich eine „bodenlose Verleumdung", wie wir gleich aus dem Originalbrief einer Bauernfrau entnehmen können.

. . . . . 21. 9. 05.

Herrn Apotheker!

Sie werden entschuldigen d. ich das Pfalster nicht gebraugen kann es ist nicht d. richtigees siet zu vil u. heilt nicht, (soweit hätte also die Frau

mit ihrer Katze recht behalten, ein „Pfalster", das man eben nicht gebrauchen kann, weil es ein falsches ist und obendrein so sehr „siet„ (zieht) d. man sich gar noch vor lauter Zugluft erkälten kann, und überhaupt nicht heilt, ist für die Katz) . . . . ich ersuge Sie Freundligst mir da selbe umzu tauschen ich hate im November vergangenen Jahr eine altere Baufrau, (siehe die Frau mit der Katz) zu ihnen geschickt das rigtig, es ist am einen Stück und heilt so fort es enthält Vasa Karvol Salbe u. noch eine einige derart es ist auf Leinwand solten die Rückgaben nicht genügend sein das 20—30 ₰ mehr kosted so möchten Sie Freundlichst sein und auf d. Ardf. vermercken.

Im vorraus meinen verbindligsten Danck

x x . . .

Man sieht, welch großen Bekanntenkreis ein Landapotheker hat, man erinnert ihn an eine ältere Bauernfrau, von denen es ja bekanntlich nur „wenige" gibt, die vor Jahr und Tag das Pflaster gekauft hat, das Pflaster das „so fort heilt" und der Apotheker überlegt nicht lange, eine ältere Bauernfrau . . stimmt, ganz richtig, die war am 21. Sept. 1907 vormittags 11 Uhr 10 Minuten in meiner Apotheke stimmt, stimmt, „Vasa Carvolsalben und noch einiges derart" ist dabei . . . und der Frau ist geholfen. Man braucht eben nur erinnert zu werden, aber eines in dem Briefe ist mir heute nach fast 10 Jahren noch schleierhaft, wohin ich seinerzeit den Preisunterschied vermerkt habe, denn ich bin mir heute noch nicht klar was . . . „Ardf." in dem Schreiben bedeuten soll. Auf jeden Fall sind nicht alle Mittel des Apothekers für die Katz, wie Brief beweist.

Was die stilistische Abfassung des Briefes anlangt, kann man dieselbe noch gelten lassen, aber wenigstens e i n Komma hätte der Brief doch verdient, aber Interpunktion scheint die schwächste Seite der Schreiberin zu sein, nicht einmal das Leiden, das mit jenem Pflaster kuriert wurde. —

Ein kerniger Brief eines Bauernschreiners ist nachfolgender:

. . . . . 3. 6. 12.

„Herr Apoteker sind sie so freundlich u. reparieren die Löfung es ist immer noch nicht besser Sie werden es an dem Glas noch kennen also für Harnröhrenausfluß wenn sie vielleicht noch besseres wüsten es heilt halt langsam haben sie selbst solche. Binden zum Unterleib binden zu können sie mir eine mitsenden zahle sie dan Ihnen wenn ich nach dorten komme. . . ."

x x.

Was mutet man in diesem lieben Briefchen dem Apotheker doch nicht alles zu, vor allem die „Reparatur einer Löfung", eine Uhr reparieren, ja das kann man, ich wollte mich selbst als Apotheker anheischig machen, aber eine Löfung, das geht über das Apothekervermögen, drum kann man dem Manne nur so helfen, indem man die Löfung „repetiert" . . . daß es immer noch nicht besser geht", konnte ich allerdings selbst beim allergenauesten Hinstarren auf das Glas nicht feststellen . . . . . . Und ob ich Harnröhrenausfluß . . . . der Deixel auch . . . ein Apotheker hat ja viel, aber alles kann er und braucht er auch

nicht zu haben. Ausgerechnet an der verfänglichsten Stelle macht der Unglücksmensch einen Punkt und wird dadurch fast beleidigend .... Doch will ich diese Beleidigung der Interpunktion zu gute kommen lassen.

Nicht minder erstaunte ich über einen Zettel folgenden Inhalts:

Liebe Freundin!

Hast du für deinen Hals schon gebraucht? wenn nicht geholfen so rühre noch ein Eidotter dazu und gebrauche es noch mal ....

Lieber Leser, was würdest du getan haben, wenn man dir als Apotheker dieses schöne Briefchen zugesteckt hätte .... sicherlich dasselbe wie ich ... die Kehrseite der Medaille studiert ... und richtig auf der stand das Mittel vermerkt, das „die Freundin" „der Freundin" verraten und das mit einem Eidotter verrührt zum zweitenmal sicher hilft ....

Ein anderer wünscht auf einem Briefumschlag mit Trauerrand kurz und bündig

„Insekten Dincktur soll dienen um Insekten zu Tödten Flöhe Läuße u. s. w. wo man das Pulver nicht streuen kann daß es hängen bleibt reibt man einige Tropfen hin .... (ganz meine Meinung, es bleibt bei manchem nichts hängen und er braucht nicht einmal das Pulver erfunden zu haben.)

Ein höflicher Briefschreiber ist auch folgender:

„ .. Bitte Herr Abideger, die Kuh hustet leise, hat Seitendruck. Fressen gering. Gib was dafür

Hochachtungsvollst x x."

Der reinste Telegrammstil und für was man nicht alles Mittelchen haben soll.

Ein anderer schreibt:

Herr Apoteger!

„Einen meiner Kühe hat keinen Apetitt, scheint etwas im Magen zu haben, geben sie meinem Mädchen etwas für Apetitt."

Gruß x x.

Wer hats nun im Magen, die Kuh oder das Mädchen, und was die Kuh wohl im Magen hat, dürfte auch ganz interessant sein, aber in den Magen kann man von außen nicht gut hineinschauen.

Ganz besondere Wünsche birgt folgender Zettel:

„Ichelfett, Maulfursfett, Menschenbutter, Bärenschmalz jedes für 10 Pf."

Lauter extravagante Wünsche, die selbst der tätigste Apotheker kaum in Ursubstanz befriedigen kann, besonders die Menschenbutterbereitung stelle ich mir als großes Kunststück dar, es scheint aber in den grauesten Zeiten auch in dieser Beziehung jeder Bedarf gedeckt worden zu sein; so muß wieder das liebe Fett des jetzt so selten gewordenen Schweines, fast so selten wie die angeführten „mittelalterlichen Fette und Schmälzer", als Ersatz antreten.

Ein schöner Wunschzettel ist auch dieser. Er enthält nur 6 Worte senkrecht untereinander gesetzt und verlangt sehr vieles von einem armen Apotheker:

Pferchgeld
Schulgeld
Umlagen

Jüdebech
Jüdewacks
Teufelsdreck.

Jeder mir überreichte Zettel muß für mich bedeuten . . . Ich will haben . . . Wie kann ich dazu Pferchgeld zahlen, ich habe ja gar keine Schafe, Schulgeld und Umlagen zu erheben ist schließlich das Bäuerlein auch nicht berechtigt und die sonstigen delikaten Wünsche wörtlich zu erfüllen liegt im begrenzten Reiche der Möglichkeiten. Am schwersten dürfte immerhin die Beschaffung von „Teufelsdreck" sein . . . „Wer wagt es Rittersmann oder Knapp . . . ? „Ich nicht. Auch möchte ich keinen Juden fragen „haben Sie Pech?" Im übrigen gehören diese 3 Ingredienzen zum Anstellen eines kräftigen Magenbitters; als Ersatz gibt man dafür latwergeartige Bitterextrakte.

Zum Schluß bringe ich noch die Abschrift zweier stilistisch fein angelegter Schreiben:

. . . „Herrn Apotheger Sie sein so gut geben Sie meiner Tochter die Schmiere ist in einer Blechbüchse kostet 45 bis 50 Pfg. zu den Füßen einreiben, vo bös geworden sind vom argen Fußschwitzen vo röllig werden. Wie sie heißt konn Ich jetzt im Augenblick nicht sagen mit dem Buchstaben P. fangt das Wort an vie die Schmiere heißt. Ich glaube daß Sies wissen vielleicht beim Militär wird Sie gebraucht hat Sie mir gesagt auch schon voriges Jahr bei Ihnen geholt worden ist. Es ist für meinen Sohn der muß viel laufen da hat er alsfort blöde Füße brechen auf.

Es grüßt Ihnen
Achtungsvollst
x x."

Nette Schlüsse lassen sich da auf die Tochter ziehen, erstens weiß der Vater nicht, wie seine Tochter heißt, und mutmaßt er — nach eigener Angabe der Tochter — daß „Sie" beim Militär gebraucht wird. Und was die Füße des Sohnes anbelangt, so darf man sich nicht wundern, wenn er soviel laufen muß, denn Füße, die „aufbrechen" zu steter Wanderung, müssen wirklich „blöde" sein.

Ein anderer schreibt:

„. . Hochgerther Apotheger

„Sind sie so gud und schiken sie mir zum achtorzug wieder eine Salbe, für Meine Frau welche die Gesichtsrose hat, Solche wieh ich am letzten Sonntag bekommen habe Sie haben ja das Recept noch in Händen

Adrese x x.

Banstazion x x aber dringend.

Dem Apotheker kanns nur angenehm sein, wenn er jetzt auch noch die Gesichtsrose bekommen hat, was aber scheinbar nicht der Fall ist.

Nur eine kleine Auslese habe ich hier zusammengestellt, noch herrliche Blüten birgt meine Sammlung, in der zu kramen es ebenso unterhaltend ist, wie in einem alten Band eines guten Witzblattes. Im Original muß man die Schriftzüge

und Redewendungen studiert haben um sich völlig zu ergötzen, im Druck verlieren natürlich die Fragmente das Originelle.

Mich über den Bauernstand lustig zu machen, weil er so urwüchsige grammatische und orthographische Schriftproben liefert, das sei mir bei weitem ferne. Ein Bauer kann kein Gelehrter sein, sein Schreibwerkzeug ist der Pflug und je tiefer er seine „Striche" der Mutter Erde einzeichnet, desto mehr haben wir Teil an dem Ertrag einer guten Ernte. Gehänselt wurden die Bauern ja immer von dem „geistig durchleuchteten" Städter, aber durch den großen Krieg hat sich vieles verändert, mit Stolz blickt jeder auf seine Frankenbauern, deren Heldensöhne im Männerkampf dahingesunken, und die unentwegt ihre Felder weiterbebauten oft unter den schwierigsten Verhältnissen. Welch innige sonstige „fette" Bande jetzt den Städter mit dem Landmann verbinden, darüber sich zu verbreiten überlasse ich einer anderen Feder.

Und noch ein Wort muß ich an unsere Frankenbauern richten, sollten welche Gelegenheit haben diese Abhandlung zu lesen, so bitte ich darin nicht einen Grund zur Fehde zwischen „Apotheker und Bauer" zu suchen, selbst wenn der eine oder andere sich als Autor einer eingeflochtenen Schriftprobe erkennen sollte, es ist ja nicht bös gemeint und einschnappen, das gibts nicht und tut auch keiner, das weiß ich im voraus. —



Um a Fümferla

In Bamberger Mundart von **Adam Ziegelhöfer**

Dä Friedä is zum Woch'nmark
Amol noch Dingsberg kumma.
Etz leßt di a glei fein rasier'n,
Hot er sie vorgänumma.

Und ball drauf schteht er vor an Haus,
Drinn is a Bodä g'wes'n,
Des hot er doch om Schild scho g'sehng!
Und außerdem – gäles'n.

Dä Friedä fährt si übers Kinn
Nuch amol, donn bedächti
Tritt er zum Bodä nei die Schtum
Und schreit do ganz verdächti:

„Hörscht, Bodä, du mußt mir mein Vort
Heut recht schö glott rasiern,
Bei unnän Bodä hot's ka Oort,
Der ko bloß maltraitiern."

„Wennst weitä nex vo mir begehrst,
Des konn ich der scho mach'n",
So segt zu ihm dä Bodä und
Hält sich den Bauch vor Lach'n.

„Doch wie du waßt, mei liebä Mo,
Hom mir verschiedna Preis':
Ich ko's um fümf, um zea scho to,
Aa teurä auf Geheiß."

„Zä tust mers um an Fümfä glei!"
Schreit protzi drauf dei Bauä
Und haut sein Fümfä auf'n Tisch.
„No wart! Dir mach i's sauä!"

So denkt bei sich dä Bodäsg'sell
Und sucht äs schlechtest Messä,
Wu er im Haus hot, auf der Stell.
Die G'schicht werd scho nu(ch) bessä.

Dä Friedä kriegt a Tüchla o,
Des haßt mer Salvenettla,
Und ei'gschmiert homs den arma Mo
Aß wie a Schukarrnredla.

Und wie örscht 's Messä on die Reih
Nuch kumma is, Herrjedich,
Bet't schtill dei Bauä, waach wie Brei:
„Gott sei mir Sündä gnädig!"

Doch übän Bäuala sei Maul
Is kaa laut's Wörtla kumma,
Er hot gäduldi wie a Gaul
Die Schmerz'n higänumma.

Örscht wie er draus wor, ringt sie los
A Seufzä, unermeßli,
Und er denkt ons Rasier'n bloß,
Sell bleibt na unvergeßli.

Nuch amol hot er's Haus betracht't,
Von om o bis noch unt'n,
Geht seines Wegs und segt hernoch:
„Do dinna hom s' di g'schund'n!"

Und spätä – noch geraumä Zeit –,
Do kummt dä Bauänfriedä
Neis Schtädtla und scho vo dä Weit'
Erkennt er 's Häusla wiedä.

Doch wohnt dä Bodä nimmä do.
Der is längst ausgeflog'n.
Dä Metzgämastä Soundso
Is dofür eigezog'n.

Und der tut, wall's sei G'schäft so is,
A Sau grod niedästech'n,
Und däß die schreit, des is gäwiß:
Es wor zon Herzäbrech'n.

Dä Friedä hört's. Er lacht: Ha! Ha!
Sei Maul werd ümmä breitä:
„Dem ton sie's um a Fümferla!"
So segt er und geht weitä.



Volksglauben und Volksmeinungen aus dem nördlichen Franken

Von **Fritz Heeger**, Würzburg



In der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben besonders Panzer (Bayerische Sagen und Bräuche, München 1848 und 1855) und Lammert (Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern, Würzburg 1869) manchen fränkischen Volksglauben aufgezeichnet. Seither ist wohl manches gesammelt worden, aber es ist doch einmal nötig zu zeigen, was denn jetzt eigentlich noch vorhanden ist. Besonders interessant ist es, die Reste des Hexen- und Geisterglaubens zu sammeln und ihn in seinem allmählichen Abklingen zu verfolgen. Noch steckt viel vom alten Glauben im Volk, mehr als manche meinen, die wähnen, die neue Zeit hätte mit dem allen gänzlich aufgeräumt. Daß dem nicht so ist, beweist die stattliche Zahl von Volksglauben, die ich in jüngster Zeit aufgezeichnet habe. Die Männer weniger als die konservativen Frauen halten daran fest wie an ihren Trachten. Meine Aufzeichnungen stammen im Hauptsächlichen aus drei weit von einander gelegenen Orten Nordfrankens: 1. Aus Saal in Unterfranken (= S.) aus dem Munde einer alten Frau, 2. aus Theilheim im Schweinfurter Gau (= T.) von einem jungen Mädchen, 3. aus Untererthal in der Vorrhön (= U.), wo mein Gewährsmann, Herr Lehrer Ullrich, manches zusammengetragen hat (auch in seinem Buch „Untererthal", Würzburg 1912, hat er Sitten und Bräuche dieses Ortes erwähnt). Die meisten der nachstehend aufgeführten Volksmeinungen werden, wenn auch nicht von allen, so doch noch von vielen streng geglaubt; wenn nicht, ist es ausdrücklich erwähnt. Mancher mag wohl über die Äußerungen des Volksglaubens als „Aberglauben" sich erhaben fühlen oder dieselben gar belächeln; mancher eine Gefahr für die Aufklärung und den Fortschritt darin sehen. Der Verständige aber wird sie beachten um unser Volkstum immer mehr kennen zu lernen. Er wird auch nicht darüber lächeln; denn er weiß ja, daß er es vielfach mit den Resten eines alten Glaubens zu tun hat.

I. Liebe und Hochzeit

1. Wenn ein Mädchen beim Nähen sich sticht, dann bekommt es in dem Kleidungsstück so viele Küsse wie Stiche (S.).

2. Rutschen einem Mädchen die Haarnadeln heraus oder geht ihm die Schürze auf, denkt ihr Schatz an sie (S. T.).

3. Wenn ein Mädchen einen Spiegel zerbricht, bekommt es sieben Jahre keinen Mann (S. T.). Ebenso wenn es an einem Tischeck sitzt.

4. Wenn ein Mädchen beim Waschen eine nasse Schürze bekommt, kriegt es einen Lump als Mann (S. T.)

5. Brennen zufällig drei Kerzen im Zimmer, so ist eine Braut im Haus (S. T.).

6. Regnet es beim Waschen, so ist dem Mädchen der Schatz nicht treu; ist es schön Wetter, so ist er treu (T.).

7. Will ein Mädchen seinen Zukünftigen sehen, so muß es in der Andreasnacht (30. Nov.) sagen:

Bettstatt, ich tritt dich,
Bettstatt, ich bitt dich,
laß mir in der Nacht erschein
den Allerliebsten mein.

8. Oder sie muß in der Neujahrsnacht um 12 Uhr einen Tisch weiß decken, zwei Gedecke auflegen und sich hinsetzen. Dann kommt er herein und setzt sich zu ihr an den Tisch (T.).

6. Wenn man einen Ehering an einem Haar, das mit der Wurzel ausausgerissen ist, mit Daumen und Zeigefinger nimmt und ihn ruhig in ein Weinglas hängt, so schlägt er so viel Mal ans Glas, als es Jahre dauert bis zur Hochzeit; auch zeigt er an, wie viele Kinder man bekommt (T.).

10. Die bekränzten Brautwagen fahren immer Freitags (T.). Der „Rumpelwagen" wird Dienstags oder Freitags gepackt (A.).

11. Wenn eine Braut ihr Kleid selbst näht, muß sie in der Ehe so viele Tränen weinen, als sie Stiche daran gemacht hat (T.).

12. Hochzeiten darf man nur Dienstags, Sonntags (T.) und Donnerstags halten (S.)

13. Wenn ein Paar zum Trauen geht, darf keins umschauen, sonst sieht die Frau nach ihrem zweiten Mann und der Mann nach seiner zweiten Fran um (S.).

14. Wenn eine Braut am Hochzeitstage weint, bedeutet es nichts Gutes (S.).

15. Regnet es auf den Brautkranz, ist kein Glück in der Ehe (S. T.).

II. Schwangerschaft

1. Wenn eine Schwangere sich brennt und greift nach der Körperstelle hin, bekommt ihr Kind an derselben Stelle ein Muttermal (S.).

2. Eine Frau darf vor der Geburt nicht über ihr Kind reden, sonst können ihm böse Leute etwas antun (S.).

3. Wenn eine Frau in anderen Umständen Lust nach etwas hat, so muß sie es bekommen; sonst leckt das Kind immer darnach. So kam einmal ein Kind auf die Welt, das immer seine Zunge herausstreckte uud leckte. Die Hebamme sagte gleich zu der Mutter, sie müsse einmal nach etwas Lust gehabt haben, ohne es zu bekommen. Da erinnerte sich die, daß sie einmal bei Bekannten auf Besuch war und zusehen mußte, wie diese Schweinebraten aßen, von dem sie auch gern ein Stück gegessen hätte. Als die Hebamme dies hörte, nahm sie ein Stück Schweinefleisch und rieb dem Kind den Mund damit ein. Da hörte es auf zu lecken (S.).

4. Sieht eine Schwangere etwas Häßliches, so versieht sie sich und das Kind trägt etwas davon. So kam eine Frau ins Dorf, deren Gesicht durch einen schiefen Mund stark entstellt war. Die ließen die Leute nicht ohne Schleier auf die Straße, aus Angst, die Schwangeren könnten sich an ihr versehen (T.).

5. Wenn eine Wöchnerin Wasser aus einem Brunnen holt, läuft er sechs Wochen nicht (S.), gibts Dickköpf drin (T.).

III. Kindheit

1. Die kleinen Kinder holt die Hebamme aus einem Brünnle (S.), der Storch aus dem Main (T.).

2. Stirbt ein Kind ungetauft, so kommt es zum wilden Heer (S.).

3. Vor der Taufe soll man keine Windeln ins Freie hängen, sonst könnten die bösen Leute dem Kind etwas anhaben (S.).

4. Unter einem Jahr soll man kein Kind mit einem Weidengertlein schlagen, sonst wächst es nicht (S).

5. Es sollen nie zwei an einem Kinde wiegen (S.).

6. Wenn ein Kind das Gefraisch hat, legt man rasch einen linken Fensterflügel auf es (S. T.) oder wickelt es in eine blaue Schürze und sagt dazu: Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit (S.).

7. Wenn es auf ein Kind regnet, ehe es ein Jahr alt ist, bekommt es Sommersprossen (S.).

8. Ist ein Kind sehr gescheit, wird es nicht alt (S. U.).

9. Kinder, besonders Buben, darf man beim Essen nicht zusehen lassen, sonst fällt Ihnen ein Blutströpflein aus der Nase (S.).

10. Ein Kind unter sechs Wochen soll man nicht in einen Spiegel sehen lassen, sonst gibt es ein Engele im Himmel (d. h. es stirbt bald) (S.).

11. Wenn man über ein Kind steigt, wächst es nimmer (S.).

12. Lernen Kinder nicht rechtzeitig sprechen, so muß man ihnen frischgelegte Eier zu essen geben (T.).

13. Näht man einem Kind etwas am Leibe, so näht man den Sinnewitz hinein, d. h. dem Kind geht etwas von seinen fünf Sinnen verloren (T.).

14. Die Kinder nehmen von den Tauf- und Firmpaten viel an. Wenn sie häßlich sind, werden es auch die Kinder und umgekehrt (T.).

15. Die goldenen Sonntagskinder können mehr wie andere, sie haben den sechsten Sinn (T.).

16. Die Milchzähne, die kleine Kinder verlieren, muß man in ein Mausloch werfen. Dann wachsen die folgenden gut (T.). Dazu ruft man: Maus! Da hast du einen beinernen Zahn, gib mir einen eisernen (U.).

IV. Volksmedizinisches

1. Mit dem Saft der Hauswurz (Sempervivum tect.) reibt man sich die Stirn; dann vergehts Kopfweh (T.).

2. Gegen Warzen: a) Bei zunehmendem Mond nimmt eines die Hand mit den Warzen unbeschrieen und spricht:

Was ich sehe, nehme zu,
Was ich fühle, nehme ab † † †. 3. V. U. (T.).

b) Reibt man sie mit Menstruationsblut, vergehen sie (S.).

3. Sommersprossen bekommt man, wenn einem die Sonne während des Regens ins Gesicht scheint. Sie werden mit dem Frühlingssaft der Weinreben unbeschrieen eingerieben. Dann sollen sie vergehen (T.).

4. Hat man sich geschnitten, so legt man zur Blutstillung dreierlei Kräuter auf (T.).

5. Getrocknete und pulverisierte Mäuse werden gegen Bettpissen eingenommen (T.).

6. Hat man sich die Finger verbrannt, so muß man damit ans Ohrläppchen langen. Dann tuts nicht weh und gibts keine Blase (S. T.).

7. In W. war ein Mann, der konnte Rheumatismus und Überbein heilen, weil er ein goldenes Sonntagskind war. Er hat aber gesagt, er würde sich selbst viel dadurch zuziehen und hat am Schluß nicht mehr laufen können. Eine Frau hat er einmal so vom Überbein geheilt: er gab ihr ein Tüchlein. Mit dem mußte sie das Überbein zubinden. Dann wurde es unter einem Baum vergraben. Dazu wurden bestimmte Gebete gesagt.

V. Allerlei aus dem täglichen Leben

1. Wer eine Türe schwer aufbringt, hat noch nichts gebetet (S. T.)

2. Schneidet man ein Brot an, macht man drei Kreuze darüber, daß es länger hält (S. T. U.).

3. Springt eine Katze über den Weg, hat man Pech (S.)

4. Wenn man etwas sagt und muß dabei nießen, ist es wahr (S. T.).

5. Bevor man ins Wasser geht, muß man sich mit Weihwasser bespritzen, dann geht man nicht unter (S.).

6. Wem die Zähne weit stehen, der kommt weit in der Welt herum (S. T.).

7. Wen die rechte Hand juckt, der bekommt Geld (S. T.).

8. Gibt man sich die Hände über Kreuz, gibts Verdruß (S. T. U.).

9. Wenn ein Messer oder eine Scheere beim Herunterfallen stecken bleibt, bedeutet es, daß ein Brief oder ein Besuch kommt (S. T.).

10. Wer leicht erschrickt, hat kein gutes Gewissen (S.).

11. Wer Freitag lacht und Samstag singt, weint Sonntag ganz bestimmt (S.).

12. Nägel soll man Freitags schneiden (T.).

13. Ausgegangene Haare darf man nicht auf die Straße werfen. Wenn sie Vögel holen und ihr Nest damit bauen, bekommt man Kopfweh und die Haare fallen aus (S.).

14. Eine Magd muß bei Antritt ihrer Stelle in den Kamin sehen; sonst bleibt sie nicht lange (S.).

15. Wenn sich die Katze putzt, gibts Besuch (S. T. U.).

16. Wirft man ein Salzfaß um, gibts Streit (S. T.). Auch wenn man Tinte umwirft (T.).

17. Wenn man am Leib etwas flickt, flickt man seine Gedanken zusammen (S. Vergl. III., 13).

18. Wenn ein Hase oder eine Katze über den Weg läuft, bedeutet es Unglück (S. T.)

19. Geht ein Fremder aus der Stube ohne sich gesetzt zu haben, nimmt er die Ruhe mit (S. T. U.).

20. Vom kalten Kaffeetrinken wird man schön (S.).

21. Hüpft ein Floh auf die Hand, erfährt man etwas Neues (S.).

22. Wünscht man sich etwas, wenn ein Stern fällt, geht es in Erfüllung (S.), man darf es aber nicht laut sagen (S.).

23. Ebenso, wenn zwei dasselbe zu gleicher Zeit sagen (S. T.).

24. Geht man von zu Hause fort, muß man ein Stück Brot mitnehmen. Dann bekommt man kein Heimweh (T.).

25. Will man morgens geweckt sein, muß man zum hl. Veit beten (T.). „Heiliger St. Veit, weck mich bei Zeit!" (U.).

26. Hat man etwas verloren, betet man zum hl. Antonius. Dann findet man es wieder (T. U.).

27. Wird ein Brot beim Anschneiden ungleich, hat man an dem Tage schon gelogen (T. U.).

28. Schneidet man aus Versehen ein Stück Brot zu viel, kommt noch ein todhungriger Gast (T.).

29. Hebt man eine Nadel auf, bekommt man Streit (T.).

30. Wer viel schimmeliges Brot ißt, wird reich (T.).

31. Sitzen dreizehn Personen an einem Tisch, gibts ein Unglück (T.). Überhaupt ist 13 eine Unglückszahl (S. T. U.).

32. Für geschenkte Blumen soll man sich nicht bedanken; sonst wachsen sie nicht (T.).

33. Vom Ohrenklingen sagen die Leute: rechts – schlecht, links – flink! (T. U.).

34. Wenn die Butter nicht zusammengehen will, wirft man geweihtes Salz ins Butterfaß (T.).

35. Wenn eine Frau während der Menses Blumen anlangt, sterben sie ab (S.).

VI. Träume

1. Was man von Weihnachten bis Dreikönig träumt, geht in Erfüllung (T.) und jeder Tag bedeutet einen Monat (S.).

2. Träumt man von Rosen, bedeutet es Geld (S.) Kuchenessen bedeutet Glück (T.).

3. Träumt man von Verstorbenen, so lebt man lange (S.), hat man Glück (T.).

4. Träumt man, daß einem die Zähne ausfallen, stirbt eines in der Verwandtschaft (T.).

5. Träumt man von trübem Wetter, bedeutets Unglück; helles bedeutet Glück (T.).

6. Träumt man von Eiern, bedeutets Verträglichkeit (T.).
7. Träumt man vom Obstessen, heiratet man bald (T.).
8. Spinnen bedeuten einen Prozeß.

VII. Stall und Vieh

1. Bevor ein Kalb auf die Welt kommt, darf man nichts sagen; sonst passiert etwas (Vergl. II., 2. S.).

2. Wenn eine Kuh gekalbt hat, gibt man ihr Würzbüschel ins Saufen (Die Würzbüschel werden an Mariä Himmelfahrt in Unterfranken geweiht. In T. werden folgende Pflanzen dazu genommen: Blutströpfle (Sanguisorba offic.), Mariabettstroh (Galium ver.), Zittergras, Vermete (Artemisia absynth.), Schafgarbe (Achillea millefol.), Kümmel (Carum carvi), Beifuß (Artemisia vulg.), Sonnenblume (Helianthus annuus). (T.).

3. Hat eine Kuh gekalbt, soll man neun Tage nicht ausmisten, daß sich die Kuh nicht erkältet (T.).

4. Die Spinnen läßt man im Stall, weil sie das Gift an sich ziehen (T.).

5. In der Christnacht um 12 Uhr während der Mette knieen sich die Kühe im Stall auf die Vorderfüße und sprechen. Einem Mann, der zu dieser Stunde in den Stall ging, sagte eine Kuh, er würde bald sterben. Und so geschah es (T.).

6. In der Osternacht legt man Heu ins Freie. Am anderen Morgen gibt man es dem Vieh als erstes Futter; es schützt vor Krankheiten (T. U.).

7. Junges Vieh darf nur Freitags von den Hirten erstmals getrieben werden; denn Freitag ist der „Wehtag" (U.).

8. Will man eine Henne setzen und sie bleibt nicht, soll man ihr ein Stück Eisen unter dem Korb legen (T.).

9. Die Bienen haben ein feines Gefühl. Sie fühlen Unglück voraus und sterben oft ab, wenn der Tod ins Haus kommt (T.).

10. Schafe zur Rechten, gibts was zu fechten.
Schafe zur Linken, wird Gott (Freude) dir winken (T. U.)

11. Gibt das Vieh keine Milch, ist es verhext (T.).

VIII. Wetter

1. Wie das Wetter am Freitag ist, so ist es am Sonntag (S.).

2. Wenn es an St. Lorenz regnet, regnet es sieben Wochen lang (S.).

3. Wenn es an Mariä Heimsuchung regnet, regnet es vier Wochen lang (S. U.).

4. Wenn an Mariä Lichtmeß der Dachs seinen Schatten sieht, kriecht er noch einmal in seine Höhle, weil es noch vier Wochen kalt wird (S.).

5. Wenn die Hühner viel schreien und die Hähne arg krähen, gibts Regen (S.). Wenn die Göcker nachmittags krähen, ändert sich das Wetter (U.).

6. An Christi Himmelfahrt regnets immer (S.).

7. Wenn einem die Strümpfe herunterhängen, gibts Regen (T. S. U.).

8. Wird das Essen ganz aufgegessen, gibts schönes Wetter (T. U.).

9. Regnet es am Sonntag vor der Meß, kanns die ganze Woche nit vergeß (T. U.).

10. Beim Gewitter wirft man geweihte Palmen ins Feuer. Das schützt vor Einschlag (T. U.). Man muß ein Kreuz über sich schlagen, daß einen der Blitz nicht trifft (S.).

11. In S. ist einmal ein Gewitter über dem Berg gestanden, ohne daß ein Tropfen Regen gefallen wäre. Die Bauern sind fast verzweifelt. Endlich sind sie zusammengegangen und haben eine Wallfahrt auf den Berg gemacht und der Pfarrer ging mit der Monstranz voraus. Wie sie hingekommen sind, hatte sich das Gewitter verzogen.

12. Die Kohlen vom „Judasfeuer" am Karsamstag werden unter die Dachsparren gesteckt und verhüten Blitzschlag (U.).

IX. Wald und Flur

1. Wer zum ersten Mal den Kuckuck rufen hört und hat Geld bei sich, dem gehts das ganze Jahr nicht aus (S.), wenn er es schüttelt (T.). Wie oft er ruft, so viele Jahre lebt man noch (T.).

2. Wenn viele Raben gegen einander fliegen, gibts Krieg (T.).

3. Ebenso, wenns viele Disteln gibt (T.).

4. Wenn es viele Klitschen (Papaver Rhœas) gibt, fließt viel Blut (T.).

5. In den Jahren, wo die Nüsse gut geraten, gibts viele Buben (T. U.).

6. Wenn Klee und Rüben weiße Blätter haben, stirbt jemand in der Familie, der der Acker gehört (T.).

7. Wer ein vierblättriges Kleeblat findet, hat Glück (S. T. U..)

8. Wenn Neumond auf Mittwoch fällt, gehen alle Mäuse zu Grunde (T.).

9. Wenn bei einer Ernte alles geschnitten ist, muß man die Sichel wegwerfen (S.).

X. Feiertage

1. In der Neujahrsnacht treibt der Hopfen halbfingerlang heraus. Zwei Leute gingen einmal hinaus und kamen kreidebleich zurück. Sie sagten aber nicht, warum sie so erschrocken waren.

2. An Neujahr muß man Sauerkraut essen, daß das Geld nicht ausgeht (S. T. U.)

3. Über Neujahr darf man keine Wäsche hängen, sonst stirbt jemand während des Jahres (T.).

4. Begegnet man an Neujahr zuerst einer alten Frau, hat man Unglück im Jahr; einem Kinde, hat man Glück (T.).

5. Am grünen Donnerstag ißt man grünen Salat, daß das Geld nicht ausgeht (T.).

6. Gründonnerstagseier werden mit Vorliebe Hennen untergelegt. Die Hühner, die aus solchen Eiern stammen, wechseln jährlich die Farbe (U.).

7. An Peter und Paul darf man nicht ins Wasser gehen, sonst ertrinkt man (T.).

8. Am Dreifaltigkeitssonntag darf man nicht flicken, sonst ziehen einem die Gewitter nach (S.).

9. Jeder goldne Sonntagsstich sind 10 Adderbiß (S.).

10. Wäscht man sich am Ostermorgen unbeschrien mit Ostertau, wird man schön (T. U.).

11. Am Ostersonntag ißt die ganze Familie nüchtern geriebenen Meerettich mit Schnaps vermischt, jedes Familienglied eine Messerspitze voll (U.).

12. In der Weihnachtsnacht um 12 Uhr führen die Brunnen Wein statt Wasser (T.)

13. Wenn von Weihnachten bis Dreikönig eins stirbt, sterben im kommenden Jahr 12 Leute im Dorf (T.)

XI. Gespenster

1. Leute, die einen umbringen, müssen nach ihrem Tode umgehen. Ruft man sie bei ihrem Namen, sind sie erlöst (S.). Wer seinem Nachbarn Frucht stiehlt oder ein Versprechen nicht erfüllt, hat keine Ruhe im Grabe. Er muß umgehen bis ihn jemand anspricht und die Versprechungen erfüllt. Aber dasjenige muß dann auch bald sterben (T.).

2. Ein Pfarrer ließ sich immer Messen bezahlen, ohne sie zu lesen. Als er starb, gings in der Kirche um. Ein Bursch legte sich auf die Lauer und wirklich erschien der Pfarrer und hielt als Geist Messen ab. Als er ihn anredete, war er verschwunden. Von da an wurde er nicht mehr gesehen (S.).

3. Ein verheirateter Mann behandelte seine Frau recht schlecht, da er gerne ein lediges Mädchen sah. Eines Tages fand man sie erhängt im Garten. Danach heiratete der Mann sein Liebschaft. Jede Nacht wurden aber die beiden aus ihrem Bette geworfen, ohne daß jemand zu sehen war (S.).

4. Ein T.'er Mann ackerte einmal nicht weit vom Dorfe gegen Abend, als seine Gäule auf einmal stehen blieben. Trotz alles Antreibens gingen sie nicht von der Stelle. Da hörte er ein Jammern in einer Ackerfurche, daß sich ihm die Haare zu Berg stellten. Es ward ihm so unheimlich, das er die Pferde heimtrieb (T.).

XII. Hexen und Teufel

1. Wenn man ein Kleidungsstück links anzieht, ist man verhext (S.).

2. Hat man zweierlei Schuhe an, kann man nicht verhext werden (T.).

3. Früher machte man drei Kreuze mit Kreide an die Türe, daß die Hexen nicht herein konnten (T.).

4. Trägt man etwas Geweihtes bei sich, können einem die Hexen nichts anhaben und der Teufel hat keine Gewalt über einen (T.).

5. Wenn man eine Viertelstunde in den Spiegel schaut, guckt der Teufel heraus (T.). Schaut man nachts in den Spiegel, steht der Teufel hinter einem (S.).

6. Ein Salzlebener Mann war früher in M. eine halbe Stunde davon als Knecht. Als er einmal mit dem Wagen heimfuhr, begegnete ihm eine Frau, die fragte, ob sie mitfahren dürfe. Er hat sie aufsitzen lassen. Als er heim kam,

fragte ihn der Bauer, warum er das getan habe. Das Weib sei eine Hex. Als er am nächsten Morgen in den Stall kam, hatte sein Gaul schöne Zöpfe geflochten; und von da an jede Nacht. Das ward ihm zu dumm und er blieb eine Nacht im Stall um zu sehen, wie das vor sich ging. Auf einmal hat etwas gerauscht und ist auf den Gaul gesprungen. Er hat etwas darauf geworfen und dann ist es unten zum Kanal naus. Wie er nachschaute, waren seinem Gaul Zöpfe geflochten (T.).

7. Ein reiches Mädchen bekam einen Burschen verschmust und bestellte ihn immer abends um eine gewisse Stunde. Einmal kam er nachts außer der Zeit, da traf er sie nicht und wartete in ihrem Zimmer. Auf einmal stand sie als Katze vor ihm. Als er sie anredete, verwandelte sie sich in ein Mädchen (S.).

8. Ein Bursche hat einmal einen Karren Gras gefahren. Da sprang eine Katze darauf und er brachte den Wagen nicht mehr vom Platz. Er schlug seinen Rechen an der Katze zusammen, brachte sie aber nicht herunter. Erst lange danach lief sie davon. Da brachte er den Wagen wieder vom Fleck (S.).

6. Ein Mann hatte einmal ein „Haushammele". Das fand er morgens einmal im Stalle mit über Kreuz zusammengebundenen Füßen. Das hatten die Hexen gemacht (S.).

XIII. Tod

1. Der Tod kündigt sich vorher an: es klopft ans Fenster, ein Bild fällt herab, es knistert in den Wänden oder man hat Ahnungen (T.).

2. Wenn ein Bäcker beim Brotbacken einen Laib verkohlen läßt; wenn eine Uhr ausschlägt und es läutet gleichzeitig, wenn das Totenkäuzle schreit, stirbt bald eines (S.).

3. Begegnet man einem Bekannten und erkennt ihn nicht gleich, stirbt er bald. Auch wenn einer etwas abwiegt und es stimmt gleich.

4. Wenn jemand gestorben ist, muß man 10 Minuten das Fenster aufmachen, daß die Seele hinauskann (S.).

5. In dem Augenblick, wo jemand stirbt, bleibt die Uhr stehen (S.).

6. Gehen einem Toten die Augen wieder auf, kommt in einem halben Jahr jemand aus der Familie nach (S.).

7. Faßt man einen Toten am rechten großen Zeh und betet ein V. U., fürchtet man sich niemehr vor Toten (S.).

8. Regnet es am Tage der Beerdigung ins Grab, ist der Betreffende nicht gut gestorben (S.).

XIV. Versunkene Dörfer

1. Bei Sternberg ist die Urscheles Kapelle. Da war früher ein ganzes Dorf. Eines Tages ist es, warum weiß man nicht, untergegangen und nur die Kirchspitze guckte heraus (S.).

2. Am Feldweg zwischen Teilheim und Eßleben lag früher ein Dorf, namens Atelshausen. Die Leute waren reich und hatten alles im Überfluß; deshalb haben

sie keinen Herrgott mehr gebraucht. Sogar mit dem Brot haben sie sich den . . . abgeputzt. Der Pfarrer hat ihnen gepredigt, aber es hat nichts genutzt. An einem schönen Tage ist er fortgegangen und wie er abens wieder heim wollte, war das Dorf verschwunden. Später haben die Leute noch Viehtröge und Truhen mit Geld ausgegraben. Dabei haben sie immer die Glocke in der Erde wimmern hören: Zu Opferbaum will i hang. Da haben sie dieselbe ausgegraben und nach Opferbaum gebracht.

Bemerkungen: I. 7. Mit dem Andreastag ist viel Volksglaube verbunden, besonders eignet er sich zum Weissagen. Ähnlich wie hier suchen die Mädchen in Sachsen und Preußen ihren Liebsten kennen zu lernen. Panzer (II. S. 299) berichtet von der gleichen Sitte am Thomastage. – II. 4. Das „Versehen" der Schwangeren ist ein im Volke weitverbreiteter Glaube, der auch bis vor nicht allzulanger Zeit in der Wissenschaft herrschte. Doch ist durch moderne Untersuchungen festgestellt worden, daß eine Beeinflussung der erblichen Eigenschaften des Kindes nach der Eibefruchtung nicht mehr möglich ist. Die Erzählung aus T. erinnert an ein Ratsprotokoll der Reichsstatt Hall 1622: „Der kropfend Bettelvogt soll seines Unfleißes, absonderlich aber des abscheulichen Kropfes, der kindenden Weiber wegen, abgeschafft werden! — III. 1. Dieser Glaube geht auf die Vorstellung unserer Vorväter zuruck, daß die Seelen der Kinder bei der Brunnenfrau Hulda wohnen. 2. Dabei handelt es sich wohl um einen Volksglauben, der auf die Zeit der Einführung des neuen Glaubens zurückgeht. Da sagte man, die ungetauften müssen mit dem wilden Heer reiten. Später als alle den Christenglauben angenommen hatten, blieben nur die kleinen Kinder ungetauft. Da wurde der Glaube auf sie übertragen. — IV. 2 b. Blut, sowohl Menschen- als Tierblut, stand seit alters in Ansehen wegen seiner Heilkraft, besonders auch das Blut der Nachgeburt und Menstruationsblut. Neben Schnecken, Kröten, Echsen, ja Harn und Kot gehören auch 5. die getrockneten Mäuse in die Kategorie der ekelerregenden „Heilmittel". In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden sie allgemein anch in der wissenschaftlichen Medizin angewendet und fanden sich in der sog. Dreckapotheke von Paullini. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren solche Mittel offizinell. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir heute ihre Reste noch in der Volksmedizin finden. 4. In anderen Gegenden sagt man ein Singsprüchlein dazu, so in der Pfalz:

Dreierlei Kräutche,
Heil mer mein Häutche,
Still mer mein Blut,
daß mein Finger wird gut † † †

7. Das Vergraben „hilft" bei vielen Krankheiten. Man verband wohl die Vorstellung damit, daß man die Krankheit dadurch tot macht, daß man sie behandelt wie einen Toten. — V. 31. Der Glaube an die Unglückszahl 13 ist allgemein verbreitet. Der Aberglaube, „wenn 13 am Tische sitzen, gibt es ein Unglück" soll von Jesus und den 12 Jüngern herrühren, die zusammen das Abendmahl feierten, und einer von ihnen (Judas) mußte sterben. Doch mag die Zahl 13 schon lange vorher als unglücksverheißend angesehen worden sein. VI. 1. An den zwölf Nächten (die Zeit zwischen dem alten und neuen Neujahrsfest, „zwischen den Jahren") ist der Volksglauben besonders lebendig. VII. Über Glaube und Brauch im Stall hat Spiegel in den Blättern zur bayr. Volkskunde eingehend geschrieben (Würzburg 1912 S. 33 u. f.), ebenso über die Würzbüschel in Unterfranken in den Mitteilungen und Umfragen des Verfassers für bayerische Volkskunde S. 201 u. f.—5. Es handelt sich um eines der vielen Zeugnisse, die sich bis zur Edda zurück verfolgen lassen, vom alten Glauben an höhere Begabungen von Tieren, an Seelen und Geister in Tiergestalt. — X. 2. Schon in Griechenland und Rom war Sauerkraut ein wichtiges Heilmittel und im Kulte der Heilgötter in Verwendung. Auch bei uns wurde es zu einer Kultspeise bei Hochzeit, beim Neubau eines Hauses und bei Anfang eines neuen Jahres.



Auf der Homburg[1]

Von Hedwig Mayer

Sturmumtostes Graugemäuer
sonnentgegen reckt die Burg.
Frisch hinauf, bald ist sie euer!
Durch die alten Tore durch!

Stolze Trümmer einst'ger Größe
locken keck den leichten Fuß,
des Verfalles wehe Blöße,
ist dem Auge doch Genuß. —

Phantasie, du goldne, gute,
heisa, tritt dein Werken an.
Tönet nicht des Horns Getute?
Ritter galoppieren an.

Trotz'ge Decken wölben wieder
zu des Himmels lichtes Blau,
harter Boden schließt sich fester
um die grüne Welt der Au.

Hoher Kirche got'sche Fenster
funkeln bunt ins weite Tal.
Fort, ihr Eulen, Nachtgespenster!
Leben wacht mit einem Mal.

Seh' im Söller ich nicht scheinen
holder Burgfrau blau Gewand,
wie sie mit der Hand, der feinen,
ihrer Spindel Fäden wand?

Vor dem Humpen sitzet spähend
nach des Weges lichtem Band,
räuberische Nüstern blähend,
er, der Burggraf, trotzverrannt. —

Alles berstet, alles wanket,
Feuer lohen in die Nacht,
ach, kein grünes Reis mehr ranket,
Raubgeist hat den Sturm entfacht. —

Über schwärzlichem Gemäuer,
golden geht die Sonne auf. —
Macht und Größe waren euer,
Schuld löst sie in Trümmer auf.

Trotzig starret in die Lüfte,
was im Kampfesfeuer borst,
über felsenstarre Klüfte,
fliegen Falken in den Horst.



[1] Auch Hohenburg genannt (ursprüngliche Wortform), mächtige Burgruine bei Gössenheim B.-A. Lohr (Unterfranken).

Ein fränkisches Galgenrichtfest

Nach Quellen von **Karl Straub**, Würzburg



in „Original" meiner Heimatgemeinde war der Jörgen Thomas. Im Hauptberufe Schneider, behaupteten aber viele, die ihn näher kannten, daß er der reinste Advokat sei, daß er die Gesetze besser verstehe wie der alte Anwalt des nahen Städtchens. Was Wunder also, wenn der Schneider-Jurist in zweifelhaften Rechtsfällen öfters Zuspruch erhielt! Der Dorfgelehrte hatte auch einen ausgesprochenen Sinn für die Geschichte. Er kannte die Überlieferungen der Familien des Ortes durch viele Geschlechter und wußte auch über die lokalen Ereignisse, die mit den allgemeinen weltgeschichtlichen Vorgängen im Zusammenhang standen, interessante Einzelheiten zu berichten. Daß er der Sangeskunst zugetan war, gehörte gleichsam mit zu seinem Handwerk. Gesang war der Gradmesser von Jörgen Thomas' Arbeitslust und das Gold seiner Kehle brachte ihm auch manchen materiellen Gewinn. Gehe ich in meiner Erinnerung zurück in ferne Tage, so taucht ein Bild auf, wie der Schneider mit seinen beiden Ältesten, angetan mit Flittergold und Papierschmuck, als Dreikönigssänger in der Weihnachtszeit von Haus zu Haus zog und als Lohn für seine Lieder Rauchfleisch, Wurst und Eier in Empfang nahm.

Des Jörgen Thomas Wohnhäuschen stand an der Cent, nahe beim Zimmerplatz meines Vaters. Dort befand sich mein liebster Spielplatz. Hatte ich genug „Häuser gebaut", dann suchte ich öfters den Schneider in seiner Werkstatt auf, um seinen Märchen, Sagen und geschichtlichen Erzählungen zu lauschen. Das freute den mit Kindern reich gesegneten Mann und ich erwarb mir seine besondere Gunst. Jörgens Neigung übertrug sich auch auf den späteren Studenten. Als ich im Berufe stand, hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis daraus entwickelt. Nie kam ich auf Ferien nach Hause, ohne dem Jörgen Thomas meinen Besuch zu machen. Und jedes Mal, wenn ich erschien, da hatte er eine kleine Überraschung für mich ausgedacht.

So war es auch bei meinem letzten Heimaturlaub. Der „Historiker" begrüßte mich mit den Worten: „Aber diesmal hab' ich was ganz Besonderes für Dich!" Dabei zeigte mir Jörgen Thomas freudestrahlend einen großen Bogen Papier, der auf beiden Seiten voll beschrieben war. „Nicht hier, sondern an Ort und Stelle sollst du den Inhalt erfahren," sprach er und lud mich ein ihn auf den nahen Grasberg zu begleiten.

Gerne folgte ich ihm. Über die Cent schritten wir an der alten Linde vorbei: „Auch diese wird in unserm Schriftstück genannt," sagte mein Begleiter und erhöhte dadurch meine Neugierde für seinen Schatz noch mehr. Plaudernd stiegen wir den Frauenberg empor. Fast auf der Höhe, wo vom geraden Weg nach Löhrieth links ein Pfad abzweigt, marschierten wir auf demselben hinüber zum Grasberg. Bei dem Bildstocke, wo die Aussicht über das weite fruchtbare Saaletal, über die dunklen Wälder des Salzforstes und auf die vielen Kuppen

der Rhön so entzückend ist, wo so viele spitze Kirchtürme und rote Ziegeldächer aus dem satten Grün von Obstbäumen heraufgrüßten, da machten wir Halt. Der Jörgen Thomas wies auf alle die Schönheit und ich mußte auf seinen Wunsch all die Orte und Plätze suchen, die er nannte, damit ich mir dann nach seinem Berichte die Einzelheiten recht gut vorstellen könne.

Zuletzt zeigte mein Begleiter auf eine kleine Erhebung in unserer Nähe, allwo zwischen verwitterten Kalksteinen die morschen Reste moosbewachsener Balken hervorragten. „Hier stand der Galgen für das Neustädter Centgericht," sagte der Jörgen Thomas und zog die Schrift, auf deren Inhalt nun meine ganze Aufmerksamkeit eingestellt war, aus seiner Brusttasche. Und mit seiner klangvollen Baßstimme hub er an zu lesen:

„Bericht aus dem Feldprotokollbuch zu Neustadt a. S. über einen Galgenaufbau am 28. Juli 1768:

Weillen der alte Galichen auf dem Grasberg hat einfallen wollen so ist den 28. Juli 1768 von den Schultheisen und der ganzen Gemeind zu Niederlauer nach alten herkommen und Gerechtsamen ohne einzige Beyhülff deren hochfürstlichen Amtsunterthanen weter von der Statt noch Dorffschafften der Neugalichen aufgerichtet worden. Dieser actus ist folgendergestalten aufgeführet und vollzogen worden:

Herr Centgraf Johann Georg Balthasar Hermann hat die sämbtlichen Centschopffen in denen Amtsordschafften nacher Neustatt berufen, allwo sie von dem Bernwirtzhauß auß mit Mändlen und ihren Bordlein in der Ordnung zu hr. Centgraffen Behausung gegangen seynt, von darauß hat der Centschöpff zu Herschfeld den Cepter voraußgedragen und seynt in voriger Ordnung in das Bernwirtzhauß wieterum zurückgekeret, nach einigen Aufenthalt ist von darauß herr Centgraff mit einem Harnisch angethan vorausgerieden, nach ihme kame der Schöpff zu Herschfeld mit dem Cepter und der Schöpff zu Strollungen nach dem herr Centschreiber Adam Mölder, nach dem die Centschöpffen bar und bar; in solicher Ordnung marchierten sie sämbtlich zum Hohnthor hinaus nach dem Dorff Salz, allwo die Niederläuere gemeind auf sie gewardet haben.

Die Niederläuere Gemeind seynt in folgender ordnung von ihrem Dorff auß aufgezogen: Erstens kommen zwei Wägen, worauf das Holz zum Galichen und auf dem 3. Wagen ein Tisch, Bankh, stühel und ein kleines Bäßlein mit Wein, auch seiler und andere instrumenten zum Galichen aufrichten waren; nach diesen der Schultheiß mit einem kurzen Gewehr, etliche Musicanten und ein tampour, weliche beständig spielten, auch etliche Landsoltaten auß Niederlauer, welche in werenden Marchieren öfters Feuer gegeben, nachgehens kommen die mannschafften von der gantzen Gemeind, sowohl verheurathe alß junge gewachsene Bursch wie auch Kinder, welche alle mit schnorenbärt und unterschitlich vergleidet waren.

In dieser Ordnung zohen sie von ihrem Dorff auß biß über Salz an die sogenannt Cent, allwo, wie oben gemeldet, sie den hr. Centgrafen und Centschopffen erwardet haben. als diese allda angekommen seynt ist hr. Centgraff

mit entblößten Degen vorausgerieden, nach ihm seynt kommen obenbemelte Centschöpffen mit dem Cepter, hr. Centschreiber und übrige Schöpffen darauf der Schultheiß zu Niederlauer mit seinen Musikanten, Tampour und Landsoltaten, hernach obenbeschriebene Wägen, nach diesen die Nachbaren und junge Bursch, also zogen sie den Freudenberg zwischen den Äckern den Graßberg hinauff.

Wie der Zug auf den Blatz bey dem alten galichen angekommen, allwo Ihre Hochwürden und gnaden herr oberamtmann von Greuffenklau und Ihro hochherrlichkeit herr Amtsverwesser Kauffmann zu Pfert schon zugegen waren, so wurde wegen denen viellen anwesenden Volke ein Greiß geschlossen, alsdann wurde der Tisch, Bankh und Stühel hingestellt, da seßten sich hr. Centgraff hr. Centschreiber und Schöpffen herum, hr. Centgraff legte seinen entblößten Degen und Stock auf den Tisch und nahm den Cepter in die Hand, darauff fragte er den Freybott, ob der galich nothwendig zu bauen sey, welicher mit ia beantwortet, so wurde der Schöpff von Herschfeld und der Schöpff von Strollungen gefraget, ob sie diesen Galichenbau für nöthig hielten, welicheß mit einem kurtzen anreth von dem schöpffen zu Herschfeld beantwordet wurde, also wurde der Schultheiß von Niederlauer vorberuffen und von hr. Centgraffen befraget ob er sambt seiner gemeind datz Holtz und alles was zum Bau gehöre, wohl und dügtig bestellt habe, worauf solicher mit ia beantwortet und bemelter Schultheiß sogleich bei dem Centgericht angebracht und gebetten, daß er und seine gemeind bey ihren alten gerechtsamkeiten ohne einigen Vorwurf mögten erhalten werden, also wurde von hr. Centgraffen der Schöpff von Salz aufgeruffen, daß er und der Schöpff zu Wintzhausen daß Holtz zum galichenbau besehen sollten, ob es dauglich zum Bauen seye, weliche die Antwort zurückgebracht, daß es recht seye, worauff der Schultheiß zu Niederlauer von dem Centgraffen verlanget, daß ein Blatz zu den neuen galichen aufzurichten angewiesen werden mögte, da sich dann hr. Centgraff mit entblößten Degen zu Pferd gesetzt und ihm die Schöpffen nachgefolget seynt, so haben sie den Blatz neben dem alten noch stehenden galichen angewiesen, wo der neue galichen hingesetzet werden solle, sodann von den Niederläurern sogleich angefangen wurde die Löcher darzu auszugraben und das Holtz von denen Wägen abzuladen, unter werender Zeit hat sich ihre Music und Trommel hören lassen.

Es hat auch hr. Centgraff vor den galichaufrichten an daß zugegen gewessene vielle Volck eine anreth gethan nemlich im Rahmen hochfürstl. Gnaden unseres gnädigsten Landsfürsten und herrn, Eines gnädigen hohen Domcapitel, Ihro Hochwürden und gnaden herrn oberamtmarn von Gerüffenklau; Ihro Edelgeboren herrn Amtsverwesser Kauffmann, was bei den Letzteren die Vogteilichkeit betreffe und ihme Centgraffen befehlichet worden, diesen neuen galichen aufrichten zu lassen und zwar auß dieser Ursachen, damit Bösse abgestraffet und die heilige Gerechtsamkeit dadurch erhalten und befördert wird; auch darbei eine Ermahnung gegeben und sich die Musik hören lassen.

Nach diesen haben sich die Centschöpffen an den Tisch wiederum gesetzet, etliche Gläser Wein getrunken, Weck und Bretzel darzu gegessen und als der Zwergbalken in die zwei Nebensäulen eingerichtet ware, so nahme hr. Centgraff

von einem Schöpffen ein Bertlein und drei mahl in den Balcken gehaut, soliches hrn. Oberamtmann überreichet, welicher auch drei mahl daringehauen, hr. Amtsverwesser, hr. Centschreiber, alle Centschöpffen, der Freybott, der Schultheiß zu Niederlauer alt und Jung Keiner in der Gemeinde ausgenommen, hat ieder drei mahl in den Balken hauen müssen, wie dann die zwei Löcher verfertiget waren, so wurde der neue Galichen von der Niederläuerer Gemeind aufgerichtet und mit steinen festgemacht und da ein solicher richtig gestanden, so hat der Centschreiber abgelessen, daß sich niemand bei hoher straff unterfangen solle, denen Niederläueren wegen dießen Galchenbau etwaß fürzuwärffen, sondern dieses gereichte dieser gemeind viellmehr zu einer grossen Ehr alß zu einen Nachtheil.

Darauf hat der Centgraff angefangen, wieterum außzuruffen, daß dieser Galichen dastehe im Nahmen Seuner hochfürstl. Gnaden unseres gnädigsten Landsfürsten und Herrn, Eines gnädigen hohen Domcapitel, Ihro Hochwürden und Gnaden hr. Oberamtmann von Gerüffenklau, Ihro hochedelgeboren hr. Amtsverwessern und ihme Centgraffen im Nahmen Gottes Vatters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen; worauf die Landsoltaten eine Salve gaben und sich die Music hat hören lassen, hiemit sich der ganze actus geendigt hat.

Da dann hr. Centgraff und hr. Centschreiber unter beständigen Musicmachen und Trommelrühren auch stetten Jubelgeschrei mit der gantzen Niederläuerer Gemeind den nemlichen Weg und ordnung, alß sie hergekommen seynt, nacher Niederlauer zurückbegeben, allwo ein Traktement zugerichtet ware und soliches in Lustbarkeit verzehret wurde, wobei den Niederläuerern Kindern weck ausgetheilt worden seynt. Die Centschöpffen seynt von den Graßberg aus einige nach Heuß gegangen, einige nacher Neustatt und hat ieder $^1/_2$ fl. zur Gebühr bekommen."

Jörgen Thomas war zu Ende mit seinem Berichte und blickte mir freudestrahlend in die Augen. Dankbar schüttelte ich ihm seine Rechte und machte ihm den Vorschlag, es den Centschöffen gleichzutun, die das Galgenrichtfest in Neustadt mit einiger Lustbarkeit besiegelt hatten. Mein Begleiter antwortete mit einem kräftigen „Ja!" und so stiegen wir herab vom Grasberg und gaben im Bärenwirtshaus den genußreichen Stunden mit einem „Traktement" und einigen Gläsern Wein einen würdigen Abschluß.





Eichstätt

Von **Eduard Mager**, Eichstätt



Man nennt allenthalben *Eichstätt*, das in der Mitte der Eisenbahnlinie München-Ingolstadt-Nürnberg liegt, die „*Perle*" des Altmühltals! Und wer die prächtigen Landschaftsausschnitte gesehen hat, die ein Gilbert von Canal, ein Dasio, Bauer und viele andere Meister des Pinsels und der Farbe von Eichstätt und dessen Umgebung geschaffen haben, oder wer in den Sammelwerken „Die schöne deutsche Stadt" und „Deutsche Burgen" über Eichstätt nachgelesen hat, der wird an die Richtigkeit dieses Beinamens gerne glauben. Aber „selig, die *sehen* und *dann* glauben" — am besten ist's, sei es zur schönen Maienzeit, sei es im Sommer oder im farbenprangenden Herbst, selbst „ins Land der Franken zu fahren" und nach dieser „*Perle des Altmühltals*" zu forschen! Ist man in der Außenstation „Eichstätt-Bahnhof" angelangt und hat man die nötige Zeit — ein richtiger Wandersmann muß immer Zeit haben, dann verzichtet man auf die Benützung des „einzigen Schmalspurbähnleins des Freistaates *Bayern*" und geht auf einem wundersamen Waldweg, an einem auf der Höhe stehenden wirklich malerischen Eisenbahner-Wohnhaus vorüber, durch prächtigen alten Buchenwald, dann über eine Hochebene, die fesselnde Ausblicke in die Juraberge gewährt, der Stadt zu. Die ganze Wanderung erfordert eine kleine Stunde. Plötzlich fällt die Hochebene steil zum Tale der anmutig in Schlangenwindungen sich hinziehenden Altmühl ab und man sieht in der Tiefe die über tausend Jahr alte Kultus- und Kultur-Stätte *Eichstätt*, die mit ihren grauen Schieferplattendächern, aus denen ab und zu das Rotbraun der Ziegel öffentlicher Bauten herausleuchtet, an eine südtirolische oder gar an eine italienische Stadt erinnert. Ja, man möchte die Stadt, die zum Teil auf sechs bis sieben Anhöhen sich aufbaut und so an die Siebenhügelstadt erinnert, das „bayerische Rom" nennen.[1]) Und westlich erhebt sich, dem Palatin Roms vergleichbar, die hochragende „*Willibaldsburg*", mit ihren altersgrauen Bastionen, das Wahrzeichen der Stadt, einst die Residenz der Fürstbischöfe Eichstätts, im Krieg Gefangenenlager für etliche Hundert Franzosen. Auch ein *Limes*-Museum birgt der vom Augsburger Rathausbaumeister Elias *Holl* herrührende Hauptbau und einzelne wertvolle Büsten und Bildsäulenstücke, ein außerordentlich seltenes *Geometer*-Instrument und verschiedene andere meist aus dem Pfünzer Römerlager herrührende Funde erinnern an die Zeit, da

[1]) Diese Bemerkung wird aber die *Bamberger* eifersüchtig machen! D. Herausg.

„Drusus ließ in Deutschlands Forsten goldene Römeradler horsten" und da durch das Altmühltal bis hin zur Donau hohe Römertürme standen, die von Lager zu Lager Pechfeuerzeichen übermittelten, wenn Gefahr drohte! Die übrigen Räume der Burg erzählen dann von einem Renaissance-Fürsten-Dasein, „von Säulengängen, Mosaiken, Büsten und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus" — bis die Schweden kamen und unter anderm auch den berühmten „Hortus Eystettensis" verwüsteten, einen botanischen Garten größten Stils, von dem noch heute in staatlichen Bibliotheken Pracht-Kataloge künden! Und weiter erzählt die Burg von dem tapferen Schloßleutnant Krach, der durch umgekehrte Helme, die er in die Burgschießscharten stecken ließ, die Truppen des Generals Joba (von den Eichstättern „Schiebein" genannt, weil er aus Eichstätt und dem schönen Kloster Rebdorf zu Füßen der Willibaldsburg viele Kunstschätze mitgehen ließ) über die Stärke der Burgbefestigung getäuscht und dadurch für sich und seine Invalidenkompagnie — die ganze Burgbesatzung „freien Abzug mit klingendem Spiel" erlangt haben soll.[2]) Dann zogen — es war im Jahr 1800 — die Franzosen als Sieger in die Burg. Doch eilen wir, in die Stadt so ehrwürdiger Geschichte einzudringen! Kömmt man über die Spitalbrücke, ein häßliches Eisenwerk mit Oberspannung, das der Staat errichtet hat an Stelle der früheren prächtigen alten Steinbrücke, so sieht man sich sofort dem ehrwürdigsten Bauwerk der Stadt, dem hohen Dom gegenüber, an dem Jahrhunderte gebaut haben, von den romanischen Türmen bis zu dem prächtigen gotischen Hauptportal und dem Renaissance-Anbau des Willibaldchors! Und das Innere des mehr als tausend Jahre alten Doms, wie des anstoßenden Mortuariums und des feinen, zierlichen Kreuzgangs birgt soviel an meisterlichen Bildwerken, köstlichen Altären, herrlichen Grabdenkmälern, daß man Bände mit deren Beschreibung füllen könnte! Namentlich Loy Hering, der „Tillmann Riemenschneider der Eichstätter Diözese", im 16. Jahrhundert lebend, hat unvergleichliche Meisterwerke dort aufgestellt. Es fehlen auch nicht treffliche Werke aus der Spät-Renaissance und Barockzeit, — Johann Alexander Breitenauer, ein tüchtiger Bildhauer, der zwischen 1757 und 1832 lebte, schmückte gleichfalls den Dom und zwar mit schönen Grabdenkmälern. Das Gebiet um den Dom, welches ich das „vatikanische" nennen möchte, weist ebenfalls entzückende Bauwerke auf, ich nenne nur die ehemalige fürstbischöfliche Stadtresidenz mit dem einzigschönen Treppenhaus und dem feinen Spiegelsaal, dann die von Gabriel von Gabrieli herrührenden Kavalierhäuser mit den stolzen Karyatidenportalen, die Barockpaläste des Bischofs und des Dompropstes, den Dompfarrhof und so fort. Auch an platzschmückenden Denkmälern fehlt es nicht. So ziert die Anlagen der Residenz die hohe Mariensäule mit vergoldeter Madonna und mit einem Springbrunnenbassin, das reizende Putten umgeben, die einen Fische haltend, deren es in der Altmühl so viele gibt, namentlich schmackhafte Hechte, die andern mit Krebsen prangend, deren es in der Altmühl so viele — gab! Den weiträumigen, von Bäumen umgebenen Domplatz selbst schmückt ein wundervoll in die Umgebung einkomponiertes Kriegerdenkmal (schreitender Löwe auf gedrungener

[2]) Vgl. Frankenland IV., S. 171 ff.

Säule nach Venezianer Art) des Münchner Bildhauers Heinrich Waderé. Gleich dahinter sieht man an den Toren der gotischen Schranne das Welt-Kriegs-Wahrzeichen der Stadt, farbige und benagelte Wappen nach dem Fritz Bühlmann'schen Entwurf. Fast unmittelbar stößt an den Domplatz das „forum", der Marktplatz, dessen stolzen Mittelpunkt das Rathaus bildet mit seinem hohen gotischen Turm und der in festlichem Rot prangenden mächtigen Barockfassade. Im Innern bringt es manches schöne Schmuckwerk, so den Franz'schen Jephta-Zyklus im Treppenhaus und einige köstliche Breitenauer-Werke. (Dessen feinstes Stück weltlicher Kunst mag wohl die Theseus-Statue in den Sammlungen der Willibaldsburg sein!) Auch an Empire-Prunkstücken fehlt es nicht. Die Mitte des Marktplatzes nimmt der dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstammende Willibaldsbrunnen ein mit zwei bronzeverzierten und von zahlreichen Strahlen belebten Becken. Die Höhe krönt eine künstlerisch wertvolle Bronzebildsäule des heiligen Willibald, der, ein englischer Königssohn, im neunten Jahrhundert (damals gab es noch brave Briten) die Niederlassung Eichstätt begründet hatte. Durch die Westenstraße, an einer hohen, steinernen Freitreppe emporsteigend (ein Stück Kapitolstreppe) gelangt man zur Kirche der Schwester dieses Heiligen, Sankt Walburg. Eine stolze Kuppel, mit der vergoldeten Bildsäule der Heiligen geschmückt, überragt, weithin ins Tal grüßend, die Kirche, welche namtlich durch feine italienische Stuckverzierung und durch das Sandrart'sche Prachtgemälde des Hauptaltars auffällt. In der anstoßenden Abtei St. Walburg, deren emsige Benediktinerinnen durch Unterricht an den Mädchenschulen und durch künstlerische Stick- und Paramenten-Arbeiten sich verdient machen, wird außer dem berühmten romanischen Liutger-Kelch noch manch anderes wertvolles Kunstwerk aufbewahrt. Hinter der Abtei und zum Teil von dem großen, mauerumschlossenen Abteigarten eingenommen, ragt der „neue Weg", eine Art „monte Pincio" mit Spazierwegen, Baumanlagen und wunderschönen Ausblicken auf die Stadt mit ihren malerischen Befestigungs-Türmen und Stadtmauern aus alter Zeit, auf die Burg und auf das anmutige Altmühltal! Eine schöne Madonnenbildsäule krönt den „Monte" und wenn die Römer ihren ab-



Die Willibaldsburg zu Eichstätt

gesetzten Go-ëte (sie sprechen ihn dreisilbig) von ihrem auf unsern „monte Pincio“ verpflanzen würden, wären wir für diesen „feindseligen Akt“ hoch dankbar! Von Sankt Walburg weg gelangt man durch die Webergasse, welche an die im Mittelalter bedeutsame Weberzunft der Stadt erinnert, und durch die stolze Luitpoldstraße mit ihren Ausblicken auf die Berge ringsum zu dem nach dem unvergeßlichen Bischof Freiherrn von Leonrod, dem „Dom-Restaurator“ benannten, von alten Kastanienbäumen eingerahmten Leonrodplatze. Ein entzückender Wittelsbacher Brunnen, dessen zarte „Patrona Bavariae“ von Irene Hildebrand, der kunsttüchtigen Tochter Adolfs von Hildebrands herrührt, ist der Hauptschmuck dieses stillvornehmen Platzes, den östlich die hohe Schutzengelkirche begrenzt mit majestätischem Gewölbe, zieren Stuckornamenten und schönen Altar- wie Decken-Gemälden. An die Kirche stößt das bischöfliche Seminar mit bedeutsamen wissenschaftlichen Sammlungen. Auch das Stadttheater, das feine Barockschulhaus mit dem reizenden Erker und das gediegene städt. Brausebad grenzen an den Platz. Unfern davon steht die protestantische Kirche, die durch ihr stimmungsvolles romanisches Inneres mehr anzieht, als durch den Rohbackstein des Äußeren. Ganz nahe ist der mächtige Bau des erzieherisch wertvollen Instituts der Englischen Fräulein, der sich schön einfügt in die alten feinen Häuser der Residenz-Prunkstraße. Wendet man sich wieder zurück, an dem massigen und doch gut gegliederten alten Bau des Gymnasiums vorbei und verfolgt man die Ostenstraße, so zeigt sich bald zur Linken, hinter den alten Bäumen der Graben-Anlagen der eigenartige Kuppelbau der ehemaligen Kirche „Notre dame du sacré coeur“, erbaut von Gabriel von Gabrieli, dessen kunstvolles, von ihm selbst entworfenes Grabmal im nahen, an schönen alten Denkmalen reichen Friedhofe steht. Die Kirche hat die Stadt erworben und zu einem „Prinzregent-Luitpold-Museum“ umgewandelt. Darin sind unter anderm die im Spitalwald vor einigen Jahren gemachten Eiszeitfunde untergebracht, die wieder kunstvoll zusammengefügten Knochen von Mammuthen, Rhinozerossen, Wildpferden, welche vor etwa hunderttausend Jahren und darüber die Umgebung Eichstätts bevölkerten! Noch weiter östlich liegt die schmucke Bibliothek, einst Sommer-Residenz der Fürstbischöfe, mit



Oberes Tor in Volkach nach 1870

einem reizenden Prunksaal, durch dessen Fenster man in den nahen Hofgarten blickt, der zum Teil uralte, herrliche Bäume birgt, darunter den seltenen Tulpenbaum, dann zierliche französische Pavillons mit grünen Dächern und dazu plätschernde, kunstvolle Springbrunnen! Nicht weit vom Hofgarten erhebt sich in der Nähe von zwei träumerischen Mühlen die „Anlage", unser „monte Gianicolo", mit prächtigen alten Bäumen, übermoosten Statuen, schönen Schlängelwegen, malerischen Felspartien mit Erinnerungstafeln zu Ehren der Herzoge von Leuchtenberg, die von 1817 bis 1855 gütig und mild Eichstätt regiert haben. Ihre Nachkommen sind Angehörige des russischen Hofs und im Weltkrieg unsere bittersten Feinde geworden! Kurz nach der Leuchtenberger Zeit hat der Dichter Friedrich Hebbel auf seiner Schmerzensreise von München nach Hamburg mit seinem treuen Hunderl auch die Anlage durchwandert, etwa auf dem Wege, der seit des Dichters hundertstem Geburtstage „Friedrich Hebbel-Weg" heißt, und der große Dichter hat damals in sein Tagebuch auch die Inschrift einer dieser Erinnerungstafeln sorglich eingetragen. Und etwa 80 Jahre später hat er selbst Erinnerungstafeln in diese Anlage gesetzt bekommen! Es wäre noch viel zu sagen von schönen Kirchen und Kapellen, lauschigen Winkeln, feinen Portalen und Erkern, auch an alten Privathäusern, gewundenen Straßenfluchten mit Berg-Ausblicken, „Spitzweg"-Gäßchen — und so fort — allein: „Selig sind, die sehen — und dann glauben, daß Eichstätt die

„Perle des Altmühltals!".



Volkachs Stadt-Tore im früheren Bestande vor 1870

Von **Friedrich Ruland**, städt. Architekten a. D. in Würzburg

n einer der reizvollsten Gegenden des Maintales, dort wo der Main in mächtiger Schleife den von der altersgrauen Vogelsburg gekrönten Bergesvorsprung umspült, dort am linksseitigen Ufer liegt das freundliche, rebenbekränzte Städtchen Volkach, der Hauptort des lachenden Volkfeldgaues. Schon im Jahre 897 war Volkach bekannt, als es schenkungsweise an des Kloster Fulda kam; 1258 erhielt es Stadtrechte mit besonderen Freiheiten. Im Jahr 1514 unter Fürstbischof Lorenz von Bibra kam Volkach für ständig in den ungeteilten Besitz des Hochstiftes Würzburg, nachdem es in den vorhergehenden Zeiten seine Besitzer wiederholt gewechselt hatte.

Den unsicheren und kriegerischen Zeitverhältnissen entsprechend war auch Volkach gezwungen, sich — gleich den andern Städtchen und Flecken des Maintales — schon frühzeitig zu befestigen.

Als im Jahre 1554 Wilhelm Stein zum Altenstein, einer der Hauptleute des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit seinem Kriegsvolk vor Volkach lag und vergeblich Übergabe und Einlaß begehrte, hat er es wohl erfahren, daß Volkachs Mauern und Türme stark und fest, seine Gräben breit und tief, die Tore gut geschlossen und verwahrt und seine Bürger mutig waren.



Oberes Tor in Volkach vor 1870
Gez. von Friedr. Ruland

Die starken und trotzigen Mauern und Türme sind nun zerfallen, die noch vorhandenen, altersgrauen Überreste dienen nur noch bescheidenen Bedürfnissen der Anlieger. An Stelle der ehemals überfluteten Gräben sind wohlgepflegte Nutz- und Ziergärten angelegt. Der schützende Wall ist verschwunden und statt dessen umziehen schattige Alleen mit kleineren, lauschigen Anlagen das friedliche Städtchen.

Nur die zwei nach Süden und Norden ins Freie hinausführenden hohen und altersgrauen Tortürme überragen als Zeuge früherer unruhiger Zeiten die schmucken Bürgerhäuser. Nicht diese Tortürme allein bildeten die gutverwahrten Stadteingänge, sondern sie waren ehedem noch durch starke, burgähnliche Vortore

verstärkt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfielen leider auch diese Vortore der damals herrschenden Abbruchs- und Erweiterungswut und Volkach wurde seiner malerischen Toranlage beraubt und ein seltenes schönes Städtebild vernichtet.

Auf Grund sehr mangelhafter, älterer Handskizzen und örtlicher Erhebungen hat man in beiden Bildchen versucht, den früheren Bestand der Tore darzustellen. Die beiden Vortore bestanden je aus einem mittleren Querbau und zwei starken runden Ecktürmen, welche mit schlanken und hohen Turmdächern abgedeckt waren.



Unteres Tor in Volkach vor 1870
Gez. von Friedr. Ruland

Durch den Querbau führte die erste, mit starken eisenbeschlagenen Torflügeln verschließbare Tordurchfahrt zum eigentlichen Torturme. Die starken burgähnlichen Toranlagen waren zweckentsprechend und hinreichend mit Schießscharten und Öffnungen zur Umschau versehen, so daß eine feindliche Annäherung wirksam bekämpft werden konnte.

Der östliche oder obere Torturm mit seinen schönen Renaissancegiebeln ist ein Werk des Fürstbischofs Julius (1573—1617), dessen Bautätigkeit auch heute noch in Volkach an verschiedenen Gebäuden wahrgenommen werden kann. Gerade diesem, das Stadtbild ganz besonders kennzeichnendem Turme drohte vor einigen

Jahren der Abbruch. Aber nach längeren und leidenschaftlichen Kämpfen gelang es der Tatkraft des Herrn Bürgermeisters Wächter durch Schaffung eines zweckmäßigen und vorbildlichen Seitendurchganges für Fußgänger dieses den Heimatschutz schädigende Vorhaben zu verhindern. – In gleicher Weise soll auch später der Bestand des westlichen oder unteren Torturmes gesichert werden.



Markgraf Casimir

(Dem Andenken der 58 Kitzinger Bürger, denen er am 9. Juni 1521, nachdem er sie kurz zuvor ihres Leibs und Lebens versichert hatte, die Augen ausstechen ließ.)

Markgraf Casimir reitet durchs Land,
steckt die Häuser des Bundschuhs in Brand,
rastet und mastet, blendet und köpft,
schändet und pfändet, brandschatzt und schröpft,
Markgraf Casimir reitet durchs Land.

Markgraf Casimir, Bluthund genannt,
schreitet im teuflischen Henkersgewand,
weh euch, ihr Bürger, weh euch, ihr Bauern,
vor diesem Würger, vor seinen Schauern!
Wehe dir, wehe dir, fränkisches Land!

Ernst Luther



Vom Regenjahr 1816 und Teuerungsjahr 1817

Aus einem alten Tagebuch mitgeteilt von **Friedrich Hauck**, Pfarrer in Unteraltertheim



Im Volk ist im allgemeinen die Erinnerung an das Hungerjahr von 1817 noch sehr lebendig. Einen starken Eindruck davon, wie die Verlegenheit und die Bangigkeit unter dem andauernden schlechten Wetter von Monat zu Monat wuchs, bekommt man, wenn man etwa die Aufzeichnungen liest, die ein damaliger Bauer, Andreas Landeck von Unteraltertheim uns aufbehalten hat. Fruchtbarer Lehmboden bildet die Flur des Dorfes, das etwa 4 Stunden westlich von Würzburg liegt, und pflegt die Arbeit seiner Bauern mit gutem Ertrag zu lohnen. Vor allem wurde damals Korn und Dinkel gebaut, aber auch viel Wein gedieh an den Hängen, die das Dorf umgeben. Von den kleineren Früchten werden Wicken, Erbsen, Linsen, auch Flachs erwähnt. Wir lassen Landeck möglichst mit seinen eigenen Worten reden. Der Eindruck seiner schlichten Feststellungen von Tag zu Tag ist dadurch nur tiefer.

Der Januar 1916 brachte nichts besonderes. Trotzdem die Kriegswirren, die auch Unteraltertheim mit viel Einquartierung und Lieferung beschwert hatten*), eben erst vorüber waren, ist das Korn billig. Das Malter gilt 8 fl. 40 kr. Der Februar bringt vorübergehend große Kälte. Auch der März bleibt vorwiegend kalt. Ende März sind etliche bereits an der Arbeit zu schoren, obwohl es so kalt ist, daß man den ganzen Tag die Handschuhe nicht geraten kann. Auch der April beginnt kalt. Der 4. und noch nicht geackert, klagt Landeck, und noch kein Weingarten vorgezogen, viel weniger geschnitten. Früh kann man noch ackern. Es ist zu sehr gefroren. 8.—14. alle Tage kalter Wind. Es kann nichts erfrieren, weil es noch nicht warm gewesen ist. Den 14. ist Ostern; den



Die Gegend um Volkach: Escherndorf.

ganzen Tag Schneewetter, doch bleibt keiner liegen. Vielleicht wird es jetzt warm, ist seine Hoffnung, weil es geschneit hat. Doch die Hoffnung trügt. Am 21. meldet er, daß die Weinberge schlecht aussehen. Man hofft aber noch das Beste. Man muß nur nicht verzagen. Wieder wirds kalt, sodaß von den Weinstöcken, was nicht bedeckt war, erfriert. Ende April gilt das Korn 9 fl. Es kann noch zum Besten werden, tröstet er sich, obwohl die Wärme immer noch ausbleibt.

Nach 2 warmen Tagen bringt der Mai wieder eine kalte regnerische Woche. Es wächst nichts (12.). Das Korn schoßt, aber ist noch nicht viel. Jetzt ist es Zeit, daß man in den Weinbergen zu hacken anfangen soll. Aber wegen schlim-

*) S. Aufsatz Frankenland 1914, S. 110 ff., aus dem Tagebuch desselben Andreas Landeck.

men Wetters kann man 8 Tage nicht in die Weinberge gehen. 13. und 14. sind wieder zwei schlimme Tage, dann kommen etliche Tage schönes, warmes Wetter. Aber die Weinberge sehen nicht gut aus. Gegen Ende Mai bessert sichs ein wenig.

Am 2. Juni ist Pfingsten; aber Landeck klagt: jetzt ist noch kein Weinstock gehackt, es sind noch viele Pfähle zu stecken und anzubinden. Nun folgt ein Regentag dem andern. Am 5. Regen; die ganze Nacht Regen. 6., 7., 8. Regen. Noch nicht gehackt; wieder regnerisch. Was werden wird, weiß Gott; wir wissens nicht. Also ist es Gott heimgestellt. 9., 10. viel Regen, daß man nicht aus dem Haus kommen kann. Man kann kein Futter heimbringen für das Vieh. 11., 12. schön. 13. schenkt uns Gott einen sehr schönen warmen Tag. Jetzt ist noch nichts gehakt und die Leute setzen schon, weil es zu feucht zum Hacken ist. Die Weinberge sind sehr gewachsen. Es ist ein artliches Jahr. Man kann noch nicht wissen, was es werden wird. 14. Gewitter und Regen, daß die Leute beim Setzen und Hacken verjagt worden sind. 15. warm und Wassergüsse. Man kann garnichts tun; es wird alles aufgehalten. 17. sehr feucht. Man kann nichts setzen, nicht hacken. Es ist zu feucht. 18., 19. hat man gesetzt. Es fängt wieder zu regnen an. 20.—24. schön. Die Weinberge sind noch nicht halb gehackt. Die Weinberge sehen recht sehr schön aus. 24., 25., 26. Regen. Krautgarten geackert. Man hat das Kraut in den Dreck gesetzt. Was es werden wird, weiß man noch nicht. 28. Regen. Man muß in pur lauter Wasser Futter heimholen; pur Wasser und Dreck. Das Gras oberhalb vom Dorf liegt draußen. Man kann nichts dran machen. Gesetzt ist jetzt alles. Aber die Weinberge sind nicht gehackt, viel weniger gepfählt. 28. bis in die Nacht geregnet. 29. fängt schön an, Nachts Regen. 30. Schön. Korn gilt 12 fl.

Juli: 1. ein sehr schöner Tag. Die Leute haben das Heu, das schon 8 Tage draußen liegt heimgebracht und schön. 2. ist wieder traurig. Der fängt wieder mit vielem Regen an. Jetzt hört das Hacken schon wieder auf. Wir haben drei schöne Tage gehabt. Was wird das noch werden? Alle Arbeit steht still. Jetzt geht man den dritten Mittag ins Hacken und wenn man draußen ist, kommt wieder ein sehr starkes Regenwetter. Jetzt ist das Hacken wieder nichts. Die Trauben sehen schön, aber bald ist nicht mehr zu hoffen, weil es zu spät ist. Sie blühen noch nicht. Aber bei Gott ist alles möglich. Allein auf Gott setz Dein Vertrauen! Viel Gewitter tun gar großen Schaden. Die Frucht schlägt deshalb sehr auf. Wieder muß er verschiedentliche Gewitterregen buchen, die ein fortlaufendes Arbeiten hindern. Etliche sind ganz leer heimgefahren. Das Korn gilt bereits 16 fl. Es ist eine Strafe Gottes. Krieg, Teuerung, was noch mehr wird, weiß Gott. Den 11. früh hat man nicht arbeiten können wegen der Feuchtung. Mittag wieder ein Regenguß. Die Sonne kommt durch. Man hat Klee und Heu gewendet. Die Leute haben das Heu heimgeführt. Den 12. früh sehr schön, dann wieder Regengüsse, wieder schön; Mittag regnet es bereits und dann wirds wieder schön bis 4 Uhr. 13., 14. schön und Regengüsse. Man kann nicht arbeiten. Mit den Weinbergen ist nichts mehr

zu hoffen. Heu und Klee hat man heim, ist aber nicht gut. 15. schön bis Abend, wieder Regen. 16. schön, zu Nacht starker Regen. 18. wenig geregnet. 19. ist ein Tag, daß man sagen kann: der ist schön und nicht geregnet. 20., 21. zwei schöne Tage, den Klee dürr heimgebracht. Die Frucht zeitigt auch sehr, die Trauben blühen sehr, wenn sie auch nicht gehackt sind. Jetzt kann man sagen: „Gott lebet noch, Seele, was verzagst du doch!" 20.—25. sehr schön. 26.—28. wieder kalt und regnerisch; man hat wieder keine Hoffnung. Heute so, morgen wieder anders. Es keinen Bestand. 29.—31. alle Tage Regenwetter und kalt. Jetzt haben wir drei Monate Regenwetter. Futter ist gewachsen, daß man futtern kann. Aber Ernte will es nicht werden. Das Korn gilt 16,17 fl. d. i. doppelt so viel wie im Januar 1816.

Der August fängt wieder mit drei Regentagen an. 4. und 5. schön, doch zu Nacht schwere Gewitter. 7.—9. sehr schön; Korn geschnitten. 9. Abend ist der Himmel voll Gewitter und wieder viel Regen, daß man den folgenden Tag wieder nicht arbeiten kann. Den 10. wieder Regen, 11. schön. Die Ernte hat angefangen, das meiste ist aber noch nicht zeitig. 12., 13. zwei schöne Tage, dann wieder bis zum 25. lauter Regentage. Man muß das Korn feucht heimführen. Endlich vom 26.—31. folgen eine Reihe schöne Tage, daß man die Frucht schön dürr heimbringen kann. Aber sehr viel Korn gibts nicht. Viele Bäcker haben Korn um 21 fl. gekauft.

Auch der Anfang des Septembers macht sich gut. Vom 2.—7. kommt alle Tage dürre Frucht heim. Freilich Korn gibts nur wenig, doch viel und guten Dinkel; eine mittelmäßige Ernte nennt es Landeck. Gott sei's gedankt, daß sie so schön heimgekommen ist. Nun wenden sich die Sorgen den kleinen Dingen zu: die Wicken sind noch grasgrün, die Linsen fangen an zu zeitigen, sind aber wenig, der Hafer fängt auch an zu färben. Die 2. Heuernte (Omet) beginnt. Es ist aber nicht zum besten. Doch wegen der vielen Gewitter ist man froh, daß man es heim hat. Die Hornungsquellen sind mitten im August gelaufen gekommen. Karlsbach und Geresen, zwei Wiesen, stehen unter Wasser. Den 17. hat man zu säen angefangen und es folgen schöne Tage für diese Arbeit. Die Linsen, obwohl noch nicht zeitig, tut man heim. Hafer wird zeitig werden, aber Erbsen und Wicken nicht. Die letzteren sind noch grasgrün (30.). Die Leute fangen an den Flachs zu rupfen; auch er ist noch nicht zeitig. Der Dollenklee steht auch noch; es ist aber kein Wetter zum Dürrmachen. Mit den Trauben ist nichts mehr zu hoffen. Das Korn gilt in der Stadt 17,18 fl.

Der Oktober setzt mit 4 Regentagen ein, sodaß die Leute alle Tage vom Flachsrupfen vertrieben werden. Der Hafer wird zeitig, aber man hat mit Flachsrupfen u. a. so notwendig, daß man keinen Hafer schneiden kann. Der Klee steht auch noch infolge des vielen Regenwassers. Äpfel, Birn, Zwetschgen gibts gar das geringste nichts und keinen Herbst kriegen wir nicht. Gott sei es gedankt, daß wir unser Brot bekommen haben und daß die Aussaat gut wurde. Am 9. ist man endlich mit Flachsrupfen fertig. Dann wird der Klee gemäht, aber wieder folgen regnerische, trübe Tage und am 17. der erste Reif. Dann

mehrere kalte Tage. Hafer steht nicht mehr viel, ist sehr schön geraten. Am 27. wird Klee und Hafer heimgeführt, von letzterem steht trotz der späten Jahreszeit noch sehr viel draußen. Der Klee ist nicht zum Besten. Vom 21.–25. hat man die Erdbirn herausgetan; es hat sehr viel gegeben. Die Wicken sind noch nicht geschnitten. Die Weinberge sind noch ganz tot und alle Hoffnung ist aus mit Most. 30. Klee und Haber heimgeführt. Man hat Wicken geschnitten, sind aber nicht zeitig, sie werden es nun auch nicht mehr. Das Korn gilt 22 fl., der Laib Brot zu 7 Pfd. gilt 32 kr., das Pfund Schweinefleisch 14 kr.

In der ersten Hälfte des Novembers werden die letzten Erntearbeiten verrichtet, aber auch dieser Monat macht dem Bauern durch Ungunst der Witterung neue Mühe. Man tut das Futter im Dreck heim (10.) Man kann bald nicht mehr fahren auf dem ebenen Platz. Die Schnecken tun sehr großen Schaden am Samen. Sie fressen den Samen im Kraut heraus, daß die Äcker ganz nackt sind. 11. Wir haben zusammen Wicken auf Haufen gelegt. Es hat dazu geschneit. 12. Schneegestöber; man hat das Kraut heimgeführt. Regen, dann 15.–18. Frost und Schnee. 21., 22. sehr kalt, sodaß die Fenster durchaus gefroren sind. Der Winter ist also sehr früh da, nachdem der Herbst nur spärlich schöne Tage gebracht hat. 23., 24. Wicken und Klee ist noch viel draußen. Die Leute schütten den Schnee herunter und führen alle Tage heim.

Leider ist hier eine Lücke im Tagebuch. Die Aufzeichnungen vom Februar 1817 zeigen sodann, daß der Preis für Korn auf 22 fl. (wie Oktober 1816) steht: Ende März gilt es bereits 28 fl., Mitte April in Würzburg schon 30 fl. Wieder wills gar nicht Frühling werden. Am 16. und 17. klagt er: man kann keine Weinberge schneiden vor Wind und Regen und Schnee. Die Samen sehen sehr schlecht aus (27). Geduld ist von Nöten. Harre auf Gott! Wir haben eine sehr arge, sehr teure Zeit, daß es vielleicht etliche hundert Jahre nicht so teuer gewesen ist. Das Korn gilt 33 fl. das Malter, Dinkel 20 fl., Weizen 44 fl., das Pfund Brot gilt 9 kr., Fleisch 11 kr., Weißmehl 20 kr., 1 Simri Linsen 3 fl., Gersten 3 fl., Erbsen 4 fl., Hafer 10 fl., die Maß Bier 12 kr., die Maß Wein 1 fl.

4. Mai: Die Weinberg sind noch nicht geschnitten; sie haben noch nichts geschoben. Die Samen sehen sehr schlecht aus. Gerste säen die Leute viel, weil es nicht gut aussieht in der Brache. Grundbirn werden viel gelegt. Das Simri gilt 1 fl. Vom 5. Mai ab wird das Wetter besser. In Würzburg sind 1500 Malter Korn aus Rußland angekommen: auch Nürnberg, Bamberg, Schweinfurt haben bekommen. In der zweiten Hälfte des Mai ist gutes Wetter. Die Frucht schlägt etwas ab. Das Korn artet sich recht; aber „keine gute Zeit, eine fürchterliche Zeit". Gott behüte uns vor dem, was wir befürchten. Die Weinberge sehen sehr schlecht aus.

Im Juni geht das Korn auf 30 fl. herunter, Rindfleisch steigt das Pfund auf 13½ kr., Schweinefleisch auf 15 kr., 1 Maß Schmalz auf 1 fl. 15 kr. Am 14. gilt jedoch das Korn auf dem Würzburger Wochenmarkt gar 40 fl., Weizen 66 fl., Dinkelkern 60 fl. das Malter. Daß die Not auch damals zum Anreiz wurde, möglichst viel herauszuschlagen, zeigt eine kleine Schilderung Landecks vom Wochen-

markt. Ein Bauer bietet Weizen um 75 fl an. Der Käufer sprach: ich will ihn behalten. Der Verkäufer sprach: nein, es müssen 80 fl. sein. Die Polizei hört es jedoch und führt ihn in Arrest ab. Am 21., meint er, wird es auf dem Wochenmarkt wohlfeiler gewesen sein, weil im ganzen Land die Böden visitiert wurden und ist dabei viel Frucht gefunden worden.

Am 10. Juli gilt das Korn gar 40 fl., 1 Pfd. Brot 10 kr. Zwei Tage später ist von der neuen Ernte das erste angeboten. Mit einem Schlag sinkt der Preis damit auf 30 und 32 fl. Die Aussichten sind gut. Es gibt eine schöne Ernte. Gott erbarme sich über die Notleidenden. Gott behüte die Ernte vor Kieselschlag, wie es gedroht hat und lasse sie uns wohl nach Haus bringen. Noch einmal treibt Regenwetter die Preise hinauf, Korn wird auf dem Markt wieder für 36 und 38 fl. verkauft. Das Regenwetter hält an. Etliche haben geschnitten und auch gleich gedroschen, weil man es so notwendig braucht. Wieder ist Dinkel gut und reichlich geraten. Anfang August ermäßigen sich die Preise endlich erheblich. Am 2. gilt das neue 27 und 28 fl., das alte 20 und 22 fl., Dinkel 14 und 15 fl. Am 23. sinkt es gar auf 15 und 16 fl. auf dem Markt. Haber und Flachs versprechen guten Ertrag. Ende September ist der Kornpreis allerdings schon wieder auf das doppelte gestiegen: 30 und 31 fl., Dinkel allerdings bleibt billig mit 12 fl. Freilich setzt der Winter so zeitig ein, daß die Weinberge erfrieren (12. Okt.). „Es ist wieder nichts mit dem kleinen Herbst". Es sind schlechte Jahre, wer Brot kaufen muß. Der Leib Brot zu 6 Pfd. kostet 32 kr. in der Stadt, das Pfd. Rindfleisch 14 kr., Schweinefleisch 20 kr., 1 Maß Schmalz 1 fl. 30 kr., Dinkel 18 fl., Korn wieder 30 fl., Korn gibts wenig, aber Gottlob Frucht genug. Man backt Grundbirnbrot, wird auch schön.

So war mit Eintritt der neuen Ernte der Höhepunkt der Not überschritten und er beschließt das Jahr mit dem Vers:

> Wie ist mein Herz erfreut, wenn es vergnügt bedenket,
> Wieviel mir Gottes Hand in diesem Jahr geschenket,
> Wie er mich hat versorgt und väterlich bewahrt
> Und mich gesund und wohl bis diese Stund verspart.



Alte Straßennamen



Dem „Leutfresserweg"*) wurden die Zähne ausgebrochen, der unaufhaltsamen Zivilisation und empfindlichen Ohren zulieb. Wir beschränken uns darauf, zu dem bedauerlichen Fall die „Leitsätze über die Erhaltung alter Straßennamen" der Allgemeinheit und besonders denen, die es angeht, ins Gedächtnis zurückzurufen, die der 6. Tag für Denkmalpflege (in Bamberg, 22. u. 23. IX. 1905) aufgestellt hat. Allen deutschen Stadtverwaltungen sind Anfangs Dezember 1905 vollständige Abdrucke vom Gesamtvorstand des Denkmalpflegetages zur Kenntnisnahme und zur Befolgung der darin geäußerten Vorschläge unentgeltlich zugegangen. Sie lauten:

„1. Jede alte oder als solche geschichtlich bedeutungsvolle Bezeichnung von Straßen, oder auch von Plätzen, Brücken, Häusern und ganzen Stadtteilen, dann von Äckern und Waldstücken, Flüssen, Bächen und Bergen ist auf alle Fälle zu schützen und zu erhalten, und zwar umsomehr, je eigenartiger und sinnvoller sie ist.

2. Insonderheit dürfen alte Namen nicht zu gunsten von solchen berühmter oder verdienter Männer des Vaterlandes oder der engeren Heimat beseitigt werden.

3. Bei Benennungen neuer Straßen sind in erster Linie die alten Flur- und Ortsbezeichnungen zu verwenden.

4. Da, wo erst in neuerer Zeit der alte Name durch einen modernen ersetzt ist, soll der erste, soweit es irgend angeht, wieder zu Ehren gebracht werden.

5. Es muß freilich dem Taktgefühl der betreffenden Behörde überlassen bleiben,
   a) inwieweit auch solche alte Namen, die schon dem Gedächtnis des Volkes entschwunden sind, wieder in Gebrauch zu setzen sind,
   b) inwieweit auch ein neuer Name bereits geschichtlichen Wert gewonnen und deshalb auf Schutz Anspruch zu erheben hat,
   c) inwieweit alte aber verderbte Namen ihre ursprügliche Form wiedererhalten können.

6. Zu allen Umnennungen alter Straßen oder zur Benennung neuer sollen stets die örtlichen Geschichts- und Altertumsvereine sowie auch einzelne geschichts- und sprachkundige Personen, insbesondere die Leiter unserer städtischen Archive, Bibliotheken und Museen als Sachverständige zu Rate gezogen werden". —

Wobei zu Punkt sechs nur zu bemerken bleibt, daß die Genannten sich nicht bloß zu Rate „ziehen" lassen sollen, sondern auch ungefragt eintreten und wohl auch dreinfahren möchten, wenn sich solch ein Unfug hervorwagt.

Dr. F. W. P.



*) Der jedem Würzburger bekannte „Leutfresserweg" wurde in „Leutfriedstraße" umgetauft und dadurch einer der originellsten Straßennamen beseitigt.

Hans Raithel

Von Dr. Otto Probst in München



Frankenland – Hans Raithel! Wenn irgend etwas zusammengehört, so sind's die beiden. Wie Ludwig Thoma für die altbayerischen Bauern, August Supper für die Schwarzwälder, so ist Hans Raithel für Franken – und ist es auch nur ein kleiner Winkel dieses schönen Landes – zum literarischen Vertreter geworden. Seine Bauern- und Dorfgeschichten*) aus der Bayreuther Gegend wurzeln in einen gesunden Naturalismus, der über die Enge der Heimatkunst hinauswachsend Fernwirkung erzielt.

Soll ich von dem äußeren Lebensgang des Schriftstellers Hans Raithel viel berichten? Die Öffentlichkeit mag das wenig kümmern. In Benk bei Bayreuth als Bauernsohn geboren, hat Raithel – von den glücklichen Kinderjahren abgesehen – keineswegs nur das erlebt, was man gemeiniglich als schöne Jugendzeit bezeichnet; er hat seine Sturm- und Drangperiode durchzukosten gehabt, nachdem er das Bayreuther Gymnasium absolviert hatte. Durch Universitäts- und eigene Studien hat er auf verschiedenen Gebieten allerlei gelernt, auch auf ausgedehnten Reisen ein gut Stück Welt gesehen. Wenn es mir armselig ging, so erzählt er im Beiwort zum „Schusterhans", dann fiel mir die alte Frau ein (aus der Steinung, die mit einer Art Stolz sich des Besitzes zweier Hühner rühmte) und ich dachte mir: ein paar Hühner hast du doch auch; ein paar Ideale, wenn auch ganz altmodische, ein Amt, wenn auch nur ein kleines (Raithel ist Professor in Lüdenscheid), ein wenig Autorität, ein paar Groschen, ein wenig Liebe von da- oder dorther, ein wenig Einsicht ins Gesetz der Welt ....

Wieder habe ich in freien Stunden Hans Raithel gelesen. Allerhand Sonderbares kam mir da in Erinnerung: ich höre Laute einer mir fast fremd gewordenen Sprache, ich lausche schwermütigen Melodien, ich sehe arbeitsfrohe Menschen auf dem Felde, über das des Himmels Kuppel sich in Reinheit wölbt ... Es mag etwas daran sein, wenn behauptet wird, Dorfgeschichten wirken nur auf Kenner des stofflich herangezogenen Volksschlages. Was aber Raithel schreibt, macht das Leben und Treiben der fränkischen Bauern von Anno dazumal in den Gemarkungen um Bayreuth so unmittelbar lebendig, daß Nichtkenntnis der völkischen Eigenart kein Hindernis für richtiges Verstehen ist. Es ist auch nicht zu leugnen, daß Dorfgeschichten vielfach Gleichklänge aufweisen; das liegt im Wesen des Bauernstandes. Und doch ist ein meilenweiter Unterschied zwischen einem Dachauer Bauern Thoma's und einem fränkischen Raithels. Wer weiß, wie der ehedem mit Fron- und Zinsdienst belastete Bauer sich abrackern mußte, um sich und die Seinen kärglich durchs Leben zu bringen, der versteht den Stolz des freien Bauern und seine Freude am Besitz, dessen Erhaltung dem Innenleben der Bauerngestalten Raithels die Richtung gibt. Der Hof und was dazu gehörte, war den alten Bauern so teuer wie ein Kind. Ja noch teurer. Wenn einer einem Kinde eine leichte Wunde schlug, die verheilte wieder, aber ein vom Hof abgezwacktes Stück blieb abgezwackt, oder konnte zu einem bösen Prozesse führen ... (Männertreu). Drohte eine Liebesgeschichte dem Hofe gefährlich zu werden, so setzte es allerhand Kämpfe ab, an denen in gewissem Sinne das ganze Dorf teilnahm. Und hievon berichtet Raithel mit humorvollem Behagen: ob nun ein Wittiber wie in Herrle und Hannile auf Freiersfüßen geht, oder ob des Lettenbauern Fritz seine Annamaig heimführt, oder ob die Annaret mit Hilfe des Kräutleins Männertreu und anderer Mittelchen in den Besitz ihres Andres gelangt. Auch von dem Los der

*) Unter folgenden Titeln erschienen; 1. Herrle und Hannile, ein Strauß Dorfblüten, gerissen u. gebunden von H. R. – 2. Annamaig, eine Dorfgeschichte aus dem Bayreuther Land. — 3. Die Stieglhupfer, eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Land (erstmals erschienen in den Süddeutschen Monatsheften, Jahrg. 1914/15). — 4. Der Schusterhans und seine drei Gesponsen, eine Dorfgeschichte. – Jetzt alle in C. F. Amelangs Verlag; Leipzig. – 5. Männertreu, eine Bauerngeschichte, Albert Langen Verlag, München.

nicht für voll geltenden Dorfinsassen, wie es im Schusterhans und in den Stieglhupfern zum Ausdruck kommt, plaudert und erzählt der fränkische Landsmann anziehend und bezwingend, schalkhaft lächelnd über das, was uns Schicksal dünkt.

Eines Dichters Kunst, und Hans Raithel ist ein Dichter, wenn er auch keine Verse schreibt, kann verschiedentlich beurteilt werden; aber ein Maßstab täuscht nie: zu sehen, wie der Künstler seine Frauengestalten schafft und welche Geltung ihnen im Rahmen seines Werkes zukommt. Raithel hält hierin auch dem prüfendsten Auge stand. Rein und lauter ist seine Annamaig, untadelig seine Annaret, trotzdem sie beinahe ihrer Liebe die Ehre opferte, – treu sind beide – herb und gütig die Frauen, die bereits Mütter geworden. Seine Geschichten gewähren Einblick in die Tiefe der Frauenseele, die nichts Einfaches ist wie eine Männerseele, sondern etwas ganz Verzwicktes, Hundertkämmeriges, so daß es manchmal scheint, daß die mit ihrer Beseelung beauftragten Engel bei der Geburt sich den Spaß gemacht gleich zwei oder drei Seelen hineinzutun, eine das Gegenteil von der andern (Männertreu). Äußerlich genommen ist es ein Durchschnittsleben, das die Mädchen und Frauen dieser manchmal chronikartig anmutenden Erzählungen führen, aber von innen besehen zeigt es dramatische Linien.

Ob ich recht habe? Jedem steht die Probe frei. Daß sie recht viele anstellen, die zweifeln, ist mir Lohn genug. Diese neuen „fünfzig Leser" — oder werden es doch mehr? – werden mit mir finden, daß Hans Reithel ein hohes Ziel erreichte: das Leben der Angehörigen des werktätigen Volkes hat er mit- und nachempfunden und an ihm die Wahrheit gezeigt, daß Freud und und Leid, Liebe und Haß das Herz des Menschen in jedem Stande lauter oder leiser schlagen läßt – einst wie jetzt.



Im steinernen Land

Von **Peter Schneider**

---

1. Höhenwanderung

Das Barometer steigt, der Regen fällt;
Von Westen fliegen graue Wolkenschwaden;
Zu meinem Rucksack, meinem Stock gesellt
Muß ich im weißen Brei der Straße baden.

Dort an der Eberesche Stamm vorbei,
Am krüppelhaften Apfelbaum vorüber
Schaut etwas durch des Regens Einerlei;
Sieht wie ein Schloß – und schon ist's wieder trüber.

Indes ich äuge, zieht ein leiser Duft,
Fast unterdrückt von solchem nassen Schauer,
Zu meiner Nase durch die schwere Luft:
Der Quendel ist's an jener Felsenmauer!

Und immer neuer Regen zieht daher.
O Pegasus, wo bleiben deine Flügel?
So stapf' ich fort mit Schuhen feucht und schwer –
Fünfhundert Meter überm Meeresspiegel.

2. Im toten Tal[1])

Ein Wasserfaden rinnt und gluckt mit schwachem Schall;
Du siehst ihn nicht, er ist im Wiesengras versteckt;
So rinnt und gluckt er durch die graue Felsenwelt,
Die ihn verachtet.

Da knarrt die weiße Straße ein Gefährt daher
Und jeder Felsen, groß und klein, knarrt spöttisch mit;
So kriecht mit Ächzen, unnatürlich laut und hart
Es hin, verschwindet.

Der Urwelt Schlamm – Gesichter, Totenschädel jetzt,
Vom fetzigen Mantel dünnen Grases schlecht verhüllt –
Das schläft nun grinsend wieder seinen Todesschlaf
Und Schweigen brütet.

3. Elisabeth[2])

Du steigst in den Abendhimmel,
Umloht von rötlichem Schein,
Und Felsen im grauen Gewimmel
Umlagern dich, Pottenstein.

Und wie die Schatten umhüllen
Der Felsen und Mauern Grau,
Mit regen Gestalten erfüllen
Sie deinen ehrwürdigen Bau. –

Wer öffnet ein Fenster so leise
Und beugt sich über den Stein
Und haucht eine müde Weise
In die Schlummerlüfte hinein?

Von Hof und Kammer Gehetzte
Im Witwen-Trauergewand,
Mit Tränenfluten Benetzte,
Willkommen im steinernen Land!

Elisabeth, Wartburg-Vertriebne,
Den Stürmen des Lebens bloß,
Doch ungebrochen Gebliebne,
Willkommen im Felsenschoß!

Nicht singt hier in Harmonien
Dir minniger Lieder Klang;
Doch Vögel vorüberfliehen
Und zwitschern die Felsen entlang.

Es blitzt in des Tales Enge
Der Püttlach silberner Schaum;
Die rauscht so weiche Gesänge
In Deinen schmerzlichen Traum.

Dich schirmen die grauen Klippen
In stummer Beschützerlust,
Und ihre starrenden Rippen
Sind weicher als Menschenbrust.

O Heiligenbild, Du reines,
Schlaf immer in süßer Ruh!
Dich decken über ein Kleines
Barmherzig die Steine zu.



---

[1]) Das Totental bei Pottenstein, ein kurzes Seitental der Püttlach, von großartiger, melancholischer Öde.

[2]) Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, nach dem Tod ihres Gemahls 1227 von der Wartburg vertrieben, fand eine Zuflucht bei ihrem Oheim, dem Bamberger Bischof Ekbert, der sie auf seiner Burg Pottenstein unterbrachte. Hier weilte sie mehrere Monate. Schon 1231 starb sie zu Marburg.



Aus den Vereinen

Der Historische Verein zu Bamberg führte am Sonntag, den 14. September 1919, seine Mitglieder über den Main nach Hallstadt und Dörfleins. Die Führung (durch Pfarrer Friedr. Wachter in Hallstadt) ging aus vom sogenannten ehemaligen Falltor, der Grenzscheide der Länder der Herren zu Bamberg und Würzburg, an der heutigen Breitegasse; dann ging es den Ellerbach abwärts an den Bachmühlen vorbei bis zur Stätte der ehemaligen „Mamühle", deren Name einst einem Posener Gelehrten zu schaffen machte, bis der Kasus ihn selbst lachen machte. (Mamül = Mainmühle.) Die Dörfleinser Mainbrücke bezeichnete der kundige Führer als die wichtigste und bedeutungsvollste Stelle Hallstadts und blieb den Beweis nicht schuldig. Welch reiche geschichtliche Erinnerungen wurden da wach gerufen, von der Zeit an, da der Mainstrom noch seitwärts Richtung genommen, aus dem Schwedenkriege usw. Drüben grüßte das „untere Schlößle" herüber, in welchem in späteren Jahrhunderten alljährlich zur Hallstadter Kirchweih die „elegante" junge Bamberger Welt das Tanzbein schwang und Krapfen dazu aß. Der Blick auf Kemmern, einst ein wahres „Pfahldorf", der Kreuzberg, der Ausläufer der Haßberge usw., die Blicke nach Ost und West, alles rief interessante Kommentare hervor. Daß die große Martersäule in Dörfleins einen neuen Haltepunkt gab, ist selbstverständlich. Die 4. Station war dann die St. Ursula-Kapelle, die von bescheidener Höhe in das Tal hineinschaut und mit deren Chronik der kundige Pfarrherr bekannt machte, dabei auch ihre Kunstschätze älteren und neueren Datums erklärend. – Das schließliche Versammlungslokal war unter blauem Himmelszelt der lauschige Eichhorn's-Keller. Herr Pfarrer Wachter entbot hier nochmals die Grüße der Hallstadter „Heimat" (eines Vereins zur Pflege der Heimatkunde in Hallstadt) und dann lauschte alles ihm, dem Dörfleinser Historiker, der darlegte, wie aus sechs kleinen Häusern mählich das gut situierte Dörfleins und was herum ist, erstehen konnte. Herrn Pfarrer Wachter wurde allseits bester Dank gezollt. Herr Postverwalter Ziegelhöfer, der auf dem Gebiete der Volkskunde beschlagene Gewährsmann, öffnete nun seinen Sagenschatz und entnahm die zum Tage einschlägigen Perlen, vom Schatzgräber, vom Main-Ferchen und seinen spukhaften Rufen, vom Geistern im alten Rentamte usw. Da lauschten die alten, die davon noch nichts Rechtes gehört hatten, und es lauschten die Jungen die auf dem Heimweg sich davon erzählten und wohl in ihren nächtigen Träumen sich auch noch damit beschäftigten. – Der I. Vorstand, Herr Bezirksamtsassessor Köttnitz, sagte Dank dem unermüdeten Führer und den unerschöpflichen Erzählern und es klang aus den Abschiedsworten wie heraus: Auf Wiedersehen! – Am Donnerstag den 30. Oktober nahm der Verein die Winterabendvorträge wieder auf. „Bamberg und die große Kunst" lautete das Thema, mit welchem sich Herr Dr. Josef Ritz, Kunsthistoriker aus Drosendorf bei Memmelsdorf, nicht nur sehr gut einführte, sondern sofort auch die Hörerschaft fesselte und entzückte. Herr Assessor Köttnitz eröffnete die erste Monatsversammlung mit einem zeitgemäßen, geschichtlichen Vergleiche der früheren Leidensjahre des deutschen Volkes und unseren Tagen. Wir lassen nun die Richtlinien des Hauptvortrages folgen. „Heinrich II., der Heilige, war der Schicksalsmann Bambergs. Durch seine Liebe zur Stadt und die Gründung des Bistums formte er ihr Geschick auf Jahrhunderte." Also leitete Dr. Ritz ein. Bistumsgründung bedeutete damals Kulturfülle und der ganze Glanz der romanischen Kunstepoche Bambergs, seiner ersten großen Kunstblüte, nimmt von da ihren Ausgang. Ihr Mittelpunkt ist der dreimalige Dombau, der fast ohne Unterbrechung beinahe drei Jahrhunderte währte und von einer reichen sonstigen Bautätigkeit begleitet war. Der Dom ist ein Sammel- und Ausstrahlungspunkt zahlreicher Kunstzusammenhänge: mittel- und unmittelbar fließen hier rheinisch und italienisch

Romanisches, Burgundisch und Nordfranzösisch-Gotisches zusammen. Ein wunderbar einheitliches Kunstwerk entsteht hieraus und wird selbst wieder Vorbild. Doch wichtiger als dies Wissen von historischer Bedeutsamkeit des Domes ist es, ihn als Kunstwerk zu erleben, seine Pracht des Außenbaues, die urhaft ausgeglichene Kraft tektonischer Verhältnisse des Innern, den in sich ruhenden, der Außenwelt entgegenstehenden Raum. Der Dom birgt erste Schätze mittelalterlicher Plastik. Zwei Meister ragen: der des Georgenchors und der der Adamspforte. Der erste, trotz aller möglichen Vorbereitungen hauptsächlich zu erklären aus seiner Persönlichkeit, ein fernragender Künder seelischer Bewegung, ein Ausdruckskünstler, dem gleichwohl hohe formale Schönheit zu Gebote steht. Man nennt ihn den „ersten ganz deutschen Künstler unserer Geschichte." Der jüngere Meister hat sich in Reims geschult, hat aber die dort gewonnene Formengebung mit großer Seelenkraft gefüllt und ist dadurch über seine französischen Vorbilder hinausgewachsen. Als kühner Neuerer zeigt er sich in der Wiedereinführung des Reiterstandbildes und der nackten Menschendarstellung in der Plastik. – Die gotische Zeit Bambergs, an sich von einer nicht geringen künstlerischen Baubewegung erfüllt (der Bürgerbau der oberen Pfarre, Klosterkirchen, viele Kapellen, Profanarchitektur!) ist doch an der romanischen gemessen ein Abstieg. Auch die Zeit der Spätgotik und der Renaissance versandet nach erfreulichsten Ansätzen auf verschiedenen Gebieten (Humanismus, Malerei, Buchdruck). Immerhin ist die Kunstbegeisterung des Hofes Georgs III., Schenk von Limpurg bedeutend. Man zieht Vorteil aus der Kunstblüte Nürnbergs (Dürer) und Würzburgs. Die Baukunst der deutschen Renaissance sah in Bamberg im Vorderbau der alten Hofhaltung eine ihrer schönsten Blüten entstehen. — Der zweite Höhepunkt der Bamberger Kunstgeschichte ist die Zeit des Barocks, wo die Stadt zwar nicht wie in der romanischen Zeit Höhen europäischer Geltung ersteigt, aber innerhalb der sehr umfangreichen und bedeutenden, namentlich architektonischen Kunstbewegung Süddeutschlands eine wichtige Stelle einnimmt. Fürsten (die Schönborns, Adam Fr. v. Seinsheim) und Bürger (Böttinger) waren gleich kunstfreudig. Bamberg erlebt die endgültige Gestaltung seiner städtebaulichen Schönheit. „Stadt des Barock." Die Dientzenhofer wirken in Bamberg (Residenz, Michaelsberg). Besonders Johann, der Erbauer des Fuldaer Domes und der Kirche von Banz, genießt kunstgeschichtlichen Ruhm. Weiter hat Bamberg Anteil am großen Neumann. Küchel und die Fink sind nicht zu vergessen. Die Konkordia, das Prellhaus, das Raulinohaus, wer sie auch geschaffen haben mag, sind Perlen deutscher Barockbaukunst. – In Joh. Jak. Vogel besaß Bamberg damals einen Stuckkünstler ersten Ranges, der namentlich die umfangreichen künstlerischen Ansprüche der Bürger zu bewältigen hatte, aber auch im Dienste des Hofes (Residenz) und der Kirche sehr große Aufgaben glänzend gelöst hat. – Die Rokokoplastik schließlich sah in Bamberg den bedeutendsten Vertreter derselben in Mitteldeutschland, Ferd. Dietz, dessen Lebenswerk die Ausstattung des Seehofer Gartens war. Seehof spielte fast ein Jahrhundert eine wichtige Rolle als ein Mittelpunkt Bamberger Kunsttätigkeit. 1803 war das Todesjahr selbständiger Bamberger Kunst und Kulturbedeutung. — Die große Kunst der Vergangenheit Bambergs soll Vorbild sein für die heutige Zeit. Zumindesten aber verdient diese Kunst eine ehrfürchtige Erhaltung und — unsere Liebe. Dann wird sie uns auch ein Born der Erquickung in unseren schweren Zeiten sein. — Zum Abschluß des Abends zollte Herr Hauptlehrer Finzel der Volkskunde und der heiteren Muße den Tribut durch Vortrag zweier Ortshumoresken. Auch ihm blieb der verdiente Dank nicht aus. — Die im Laufe des Abends angeschnittene Frage nach dem Kaisergrabe im Dom wird innerhalb des Historischen Vereins noch beantwortet werden.





Büchertisch

Orts-, Personen- und Sachregister zu den Monumenta Episcopatus Wirziburgensis. Monumenta Boica LX. Bd. Neue Folge XIV. Bd. München, 1916. Dr. Wild'sche Buchdruckerei. VIII, 598 S.

Elf Jahre waren bis zum Erscheinen dieses Registerbandes seit der Herausgabe des letzten der 10 Bände der Mon. episc. Wirzibu gensis verstrichen. Den Anfang der Verzettlung machte Dr. Friedrich Leist und der Kreisarchivar a. D. in Würzburg, Hüttner. Von ihnen übernahm der Kreisarchivar Göbel in Würzburg das mühesame Werk; er leistete den Hauptteil der Arbeit unter Beihilfe des bekannten fränkischen Historikers Dr. Amrhein, Pfarrers in Eßfeld. Eine schwere Krankheit, von der er nicht mehr genesen sollte, nahm Göbel das Werk aus der Hand. Dr. Haug, Reichsarchivpraktikant in München konnte nur kurze Zeit die Arbeit weiterführen, bis er das fürstliche Archiv in Wertheim übernahm. Vollendet wurde die Verzettlung durch Dr. Mitterwieser, Kreisarchivassessor in Landshut. Erst durch dieses Register ist der wertvolle Urkundenbestand von 10 dicken Bänden Würzburger Urkunden der Benützung erschlossen, für die fränkische Geschichte ein ungeheuerer Gewinn! Die Veröffentlichung entspricht den modernsten Anforderungen und ist mit peinlichster Zuverlässigkeit durchgeführt. Die bayerische Akademie der Wissenschaften hat damit ein monumentales Werk zum Abschluß gebracht. Dr. Fl. H. Haug, Wertheim

Meine Schwester Edith. Roman aus einer Stadt von Sophie Hoechstetter. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, 1918. 7.—14. Tausend. 227 S. Preis gebd. Mk. 8.25.

Sophie Hoechstetter darf man wohl als die feinsinnigste Romanschriftstellerin Frankens bezeichnen. Das gilt sowohl für ihren oberfränkischen Roman „Heimat", den ich in Heft 4, Jahrgang 1917 unserer Zeitschrift besprochen habe, als auch von dem vorliegenden Buche, dessen tiefgehende spannende Handlung sich in einer kleinen Stadt an der oberen Altmühl abspielt. Daß hiebei keine andere als das reizende, burggeschmückte Pappenheim gemeint ist, hat der Leser bald heraus. In poetischer Sprache erzählt die Verfasserin von dieser kleinstädischen Idylle, in deren Mauern sich eine kunstvoll aufgebaute, aber durchaus lebenswahre Familien- und Herzensgeschichte abwickelt. Im Mittelpunkt derselben steht Edith, eine feinfühlige, temperamentvolle Mädchengestalt voll edlen Geistes und zarten Gemütes, die in den jungen Arzt ihres fränkischen Heimatstädtchens ihr Lebensglück sucht und dabei ungewollt durch ihre seltsamen bestrickenden Eigenschaften auch die Liebe eines anderen Mannes entfacht. Bevor sie dazu kommt, das wahre Glück für immer mit den Händen festzuhalten, am Vorabend ihrer Hochzeit sinkt dieses so heiß erstrebte, in der fränkischen Heimat fest verankerte und verkörperte Glück mit ihr selbst ins Grab; die Wellen der Altmühl schlagen über diesem erschütternden Mädchenschicksal zusammen, bevor es zur Reife gedieh.

Ein Kreis zartfühlender, mitunter etwas altmodisch anmutender Menschen umgibt diese Geschehnisse, die in die Zeit des bayerischen Königsdramas von 1886 verlegt sind und in ihrer Gesamtheit eine ergreifende Symbolisierung der Heimatliebe darstellen. Mit liebevollem Verständnis sind die Personen gezeichnet, mit taktvoller Zurückhaltung die Träger des gräflichen Namens dieser Stadt, ihr Anhang und ihre Tradition charakterisiert. Ein Stück verlöschender Biedermeierzeit und kleinstädtischer Romantik zieht an den Augen des Lesers vorüber. Daneben genießen wir in duftenden Schilderungen die Schönheiten der fränkischen Landschaft und die kulturellen Eigenarten ihrer Be-

wohner. Wir stehen leuchtenden Auges droben auf der alten laubumsponnenen Burgruine mit dem Römerturm, blicken neugierig auf zu den Fenstern des gräflichen Stadtschlosses, hinüber zu den weißen Schütten der Solnhofener Lithographiesteinbrüche, über die blauen Hügel des Jura bis zu den verschwimmenden Konturen des Hahnenkammes, hören und sehen von den Genüssen einer fränkischen Kirchweih, bei der die Kreeweibli, die Hausiererinnen mit Meerrettich aus der Erlanger Gegend, in grellroten Kopftüchern erscheinen und außer dem Meerrettich noch dürre Frankenzwetschgen feilbieten und andere die Erzeugnisse jener Handschuhmacher vertreiben, die Nachkommen von Refugiés in der alten Markgrafenstadt sind . . . Ja, sogar ein Besuch des „Christkindlesmarktes" Nürnberg wird unternommen, „wo alte, vermummte Weiblein mit Kohlenbecken unter den Füßen auf Draht gezogene Männchen aus gebackenen Zwetschgen hatten." Dann ziehen wir nach Würzburg mit seinen wundersamen Glocken, von denen es heißt, daß man sie vor dem Sterben noch einmal läuten hören soll. „Da gibt es eine leise, die klingt, wie die Hämmer auf den Steinen klingen, und da gibt es die dunkeln im Dom, und die tönen über das Wasser hin wie die Stimme der ewigen Seligkeit." Und dann lauschen wir mit Entzücken den Geschichten „von den weiland Expreßboten, die auf alten Rossen durchs Land gekommen, oder von den Postkutschen, an denen Freudigkeit und Eile nur immer je in einem Städtchen auftrat, während sie sonst dahin schlichen."

Der Flügelschlag einer alten, guten Zeit rauscht durch die Blätter dieses Buches, das uns nebenbei auch mit einigen prähistorischen Merkwürdigkeiten des oberen Altmühltales vertraut macht. Wer es liest, der wird in ihm eine wahre Zuflucht finden aus der nationalen Trübsal unserer Zeit und sich des Wertes unserer einzigschönen fränkischen Heimat von ganzem Herzen erneut und verstärkt bewußt werden.

Kufstein, Ende Juli 1919. August Sieghardt-Nürnberg

Ilse. Von Ossit. Autorisierte Übersetzung aus dem Fränzösischen von Georg Freiherrn von Ompteda. Illustriert von Hans Bayerlein. Vierte Auflage. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin, 1915, 113 Seiten. Preis gebd. 3 Mk.

Man sagt: Bücher haben ihre Schicksale. Wenn dieser Spruch wahr ist, dann trifft er hier im verstärkten Maße zu. Denn dieses Buch habe ich in der Tiroler Landeshauptstadt zum ersten Male zu Gesicht bekommen, geschrieben wurde es in Bayreuth von einer Französin, übersetzt in Dresden, verlegt in Berlin, gedruckt in Roitzsch, nunmehr kritisiert in Kufstein und schließlich ist von ihm zu sagen, daß sich sein ganzer Inhalt in dem fränkischen Rom, in Bamberg, abspielt. Eine Fülle von geographischen Gegensätzen, die man übrigens schon ahnt, wenn man das Bild des Umschlages betrachtet. Hätte ich nicht selbst längere Zeit in meinem geliebten Bamberg verlebt, ich hätte geglaubt, daß mich hier entweder eine Vision narrt oder daß der Zufall bei der Herstellung dieser Umschlagzeichnung mitgespielt hat. Aber keines von beiden trifft zu und es ist — wenn auch verwunderlich genug — durchaus in der Ordnung, wenn hier auf der Titelseite über den Worten „aus dem Französischen" das altehrwürdige Bamberger Rathaus prangt. Denn die ganze Geschichte wickelt sich sozusagen im Schatten jenes entzückenden Rokokobaues ab und diejenige, die sie in der Wagnerstadt schrieb, ist eine Pariser „mondaine", Madeleine Baronne Deslandes, genannt Ossit, die es ihrer Freundin, der Gräfin J. Mniszech, geb. de Montault, widmete.

Aber auch seinem Inhalt nach ist „Ilse" eines der merkwürdigsten Buchwerke, die ich je gelesen habe. Das bestätigt schon der Umstand, daß es „dem Andenken der siebzehnjährigen kleinen Ilse, die in Bamberg, an den Ufern des Maines, drei Tage geliebt wurde und starb", geweiht ist. Es ist der wehmütige Liebestraum einer siebzehnjährigen fränkischen Schönheit, „ein kleines Buch, sehr traurig", wie es im Vorwort heißt. Was der Leser aber in diesen 113 Seiten miterlebt, ist nicht nur sehr traurig, sondern bis in die innerste Seele hinein erschütternd.

Das erste der elf Kapitel erzählt „von dem kleinen Mädchen mit den Sonnenblumen", das mit ihrem Bruder, Hans Turner, „rechts am Fluß ganz am Ende der Stadt, von wo sie in der Mitte des Bildes die Umrisse des Rathauses den Horizont begrenzen sah", wohnt, und nicht nur wegen seiner blendenden Schönheit, sondern auch wegen seiner ganzen Wesensart fesselt. Es ist Ilse, eine im reinsten ungetrübtesten Idealismus und Schöngeist schwärmende Mädchenseele. Ihr

naht sich – von den Bayreuther Festspielen kommend –, ein fürstlicher Lebemann, der junge Prinz von Trevi, der an dem reizenden Kinde Gefallen findet und in ihm das erste zaghafte Lieben und Hoffen wachruft. Aber sein Gewissen läßt es nicht zu, daß er diese wundersame Mädchenblüte knickt; er reist ihretwegen am dritten Tage wieder ab, Ilse mit dem erlogenen Versprechen tröstend, daß er wiederkehre. Aber er kommt nicht wieder. Ilse trauert still um ihren „Märchenprinzen“, leidet süße Qualen verborgener Sehnsucht und harrt wochenlang seiner Wiederkehr. Umsonst. Da geht sie in den Dom, zum Reiterstandbild Kaiser Konrad des Dritten, für den sie eine seltsame Vorliebe hat und „dessen hochmütig aufgeworfene Lippen und anmaßende Augen einen unsichtbaren Feind herauszufordern scheinen“. Sie erklettert das Gerüst, das man des Reinigens wegen um das Standbild errichtet hatte, und legt Rosen zu Füßen des Kaisers nieder, damit er ihren Liebsten beschütze und seine Wiederkehr bei Gott erbitte. Während sie dabei die Hände faltet, verliert sie das Gleichgewicht und stürzt zu Tode, den Namen des Geliebten als letztes Wort stammelnd

Mit tieferschütternder Tragik und poetischem Feingefühl ist dieses seltsame Mädchenschicksal geschildert. Eine Sprache, die alles überflüssige oder sentimentale Beiwerk ängstlich vermeidet, kleidet die Handlung in hochkünstlerische Form. Mit liebevollem Verständnis für Bambergs Schönheit und Eigenart sind die landschaftlichen und kulturhistorischen Merkmale „Klein-Venedigs“ und anderer Stadtteile Bambergs wiedergegeben. Ein köstlicher Duft fränkischer Kleinstadtpoesie weht aus diesen Blättern, die Hans Bayerlein, der bekannte Bamberger Zeichner, mit künstlerischen Schwarz-weiß-Bildern versah. Bei jedem Leser wird der Inhalt dieses vornehm ausgestatteten Buches starken Eindruck machen und wer es genossen hat, der wird es ebenso wie ich dankbar empfinden, daß Freiherr von Ompteda durch die sorgfältige Übersetzung dieser Geschichte unserer fränkischen Bischofsstadt Bamberg zu neuem Ruhme verholfen hat.

Kufstein, Juli 1919. August Sieghardt.

Das Palais Porzia in München. Worte der Abwehr gegen den geplanten Abbruch von Paul Bender, Karl Caspar u. a. Mit 5 Bildertafeln. Verlag Walther C. F. Hirth, München.

Eine Sache, die uns Franken nicht näher berührt, die aber ähnlich auch bei uns einmal vorkommen könnte. Ein Adelshaus aus der Zeit Max Emanuels, im 18. Jahrhundert elegant und prächtig ausgeschmückt, heute der Gesellschaft „Museum“ gehörig (als „Museum“ kennen es die Münchener), soll abgebrochen werden, weil die Kosten zur Erhaltung von der Gesellschaft nicht mehr aufgebracht werden können, ein rentierlicher Umbau aber 600—800 000 Mark erfordern würde. Da diese Summen aus der Gesellschaft nicht aufgebracht werden können, sind eben Verkauf und Neubau geplant. Die bekanntesten Kunstkenner Münchens, die in der vorliegenden Schrift zu Wort kommen (u. a. Georg Hager, Hans Karlinger, Emanuel von Seidl, Heinrich Wölfflin) sind aber der Ansicht, daß die Verhinderung des Abbruchs im öffentlichen Interesse liegt und mit allen Mitteln hintangehalten werden sollte. Am deutlichsten drückt sich Th. Th. Heine aus: „Das alte Museum soll abgerissen werden! Immer habe ich es für eine der ekelhaftesten Erscheinungen des Kapitalismus gehalten, daß alte schöne Bauten durch die Bauspekulation zerstört werden. Der Kapitalismus herrscht nicht mehr (? Der Herausg.), aber der Sozialismus möchte beweisen, daß er in diesem Punkte auch nicht edler ist. Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er den Verstand. Es ist eine Schweinerei.“ — Die beigegebenen Bilder von Innenräumen des Hauses lassen die Meinung der Kunstkenner als gerechtfertigt erscheinen. In der Tat hätte das 20. Jahrhundert allen Anlaß nicht auch wieder in die große Sünde des 19., die Pietätlosigkeit gegen bauliche Kunstdenkmäler, zu verfallen. Heimatschutz! P. S.

Die Rheinlande. Ein Heimatbuch. Herausgegeben von Dr. Karl d'Ester. Mit Buchschmuck von Karl Bärensänger. Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig. 4 Mk. + Teuerungszuschlag. 364 S.

Eines aus der Reihe der Heimatbücher, die im angegebenen Verlag erschienen sind, z. B. „Die Rote Erde“ von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide, „Niedersachsen“ von Bernhard Flemes,

„Unsere märkische Heimat" von Richard Nordhausen. Diese Heimatbücher suchen ihr Ziel, d. i. Weckung der Heimat- und dadurch der Vaterlandsliebe, auf einem nicht ganz gewöhnlichen Wege zu erreichen. Der gewöhnliche Weg ist nämlich, wie bei uns Deutschen nicht wunderlich, auch bei Heimatbüchern der systematische: strenger Aufbau nach dem Stande der Wissenschaft, damit ja kein Geograph, Geologe, Historiker daran Anstoß nehmen und damit man das Buch „in der Schule" gebrauchen könne. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich selber zu einer solchen „Heimatkunde." Hier aber ist ein ganz anderes Verfahren eingehalten. In scheinbarer zwangloser Reihenfolge Aufsätze und Gedichte über das betreffende Gebiet, von älteren Schriftstellern und von Zeitgenossen; möglichst vielseitig; Geographisches, Geschichtliches, Wirtschaftliches; auch Mundartproben — und dazwischen verstreut Bilder, aber keine Photographien, sondern mit dem Auge des modernen Illustrators gesehen und gegeben.

Das vorliegende Rhein-Buch ist von einem begeisterten Rheinländer zusammengestellt „als ein Zeichen des Dankes an den Strom, dessen Wogen ihn so oft gewiegt, dessen Fluten ihn belebend umkost, an dessen Ufern er so oft geträumt, und dessen unerschöpflich sich neu verjüngende Kultur ihm Stunden reinsten Genusses verschafft hat." Da ist es denn nicht wunderbar, daß es wie ein Singen und Klingen durch das ganze Buch geht, ganz abgesehen davon, daß es keinen Menschen auf der Welt gibt, der den Rhein und seine Kultur mit unfreundlichen Augen betrachtete, der nicht vielmehr ganz unbewußt in seinen Zauber gezogen und zu einem Lobredner seiner Schönheit würde. Mögen Einheimische, mögen Fremde zu Wort kommen — in diesem Buch herrscht nur eine Stimme; und ihr Unterton lautet: „Der Rhein, der Rhein soll deutsch verbleiben!"

Der Herausgeber, der mit feinsinniger, glücklicher Hand seines Amtes gewaltet — auch selber manchen schätzenswerten Beitrag dazugesteuert hat — ist aber kein einseitiger Schwärmer für die engere Heimat. Er hat auch das Land der Bayern, das Land der Franken nicht nur kennen, sondern lieben gelernt; und wir dürfen verraten, daß von seiner Hand und aus dem gleichen Verlag ein ähnliches Heimatbuch unterwegs ist, das den Landen um Donau und Main gewidmet sein soll. Wir Franken dürfen gespannt sein auf dieses Buch, in dem tote wie lebende Stammesbrüder zu Wort kommen werden. P. S.

Kloster Ebrach unter seinem ersten Abt Adam (1126—1166). Nach handschriftlichen Quellen. Ein Beitrag zur fränkischen Geschichte von Professor Dr. Johannes Jaeger. Nürnberg, 1916. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der K. Kreisrealschule II Nürnberg 1915/16.

In dieser 82 Seiten Großoktav umfassenden Arbeit bietet der um die Erforschung der Ebracher Klostergeschichte hochverdiente, leider für die Wissenschaft zu früh verstorbene Verfasser die Ergebnisse eingehender Studien über die ersten Zeiten der berühmten Cisterzienserabtei Ebrach im Steigerwald. Bekanntlich waren die Cisterzienser groß in der Bodenkultur; ihre Niederlassungen waren in dieser Hinsicht mustergültig für die Grundherrschaften des späteren Mittelalters überhaupt. Wie ein solches Kloster allmählich um sich greift, wie es durch Kauf, Schenkung, Tausch ein Gut nach dem andern erwirbt, wirtschaftlich hebt und so zu imponierender grundherrlicher Macht heranwächst — das lernen wir aus dieser Arbeit; Männer wie dieser Abt Adam sind wirtschaftliche Baumeister ersten Ranges gewesen. Aber auch die allgemeinen politischen Verhältnisse, namentlich die wichtigen Beziehungen des Abtes und Klosters zum König Konrad III., seiner Gattin Gertrud und Herzog Friedrich von Schwaben, welch letztere beide in der Ebracher Klosterkirche beigesetzt wurden, finden entsprechende Würdigung durch den Verfasser. Die ganze Arbeit, deren Lektüre einigermaßen historische Schulung erfordert, ist ein, wegen der überaus genauen, kritischen und zuverlässigen Methode, wertvoller Beitrag zur mittelalterlichen Geschichte Frankens. P. S.

Erinnerungsgabe an das 25jährige Bestehen des Fränkischen Kunst- und Altertumsvereins in Würzburg. Verfaßt von A. Stoehr, städt. Direktor des Fränkischen Luitpoldmuseums. Herausgegeben von der Vorstandschaft (Druck von Konrad Triltsch in Dettelbach.)

„Nicht ein totes Magazin, sondern ein lebendfrischer Körper ist unser Fränkisches Luitpoldmuseum, es mehren sich seine Schätze und sie sollen sich noch reichlich vermehren, immer klarer und abgerundeter sollen sie das Leben und die Kunst vergangener Zeiten der Heimat wiederspiegeln zum Ruhme Würzburgs, Frankens und des deutschen Vaterlandes." Diese Schlußworte der frisch und lebendig verfaßten Abhandlung rechtfertigen zugleich auch die Herausgabe der Jubiläumsschrift. Die Gründung des Luitpoldmuseums war zweifellos eine für ganz Franken begrüßenswerte Tat, seine Erhaltung, Förderung und Vermehrung aber ist Gesamtpflicht des fränkischen Volksstammes. Die Worte des Verfassers, daß der Verein hoffnungsfreudig in das zweite Viertel des Jahrhunderts seines Bestehens eintrete, seien zugleich eine Mahnung an alle, denen fränkische Volkskunst und Heimatkunde am Herzen liegt. — Die fein ausgestattete Schrift ist mit schönen Abbildungen bedeutsamer Gegenstände des Museums aus verschiedenen Zeiten geschmückt. Wir sehen ebensowohl die germanischen Silberfibeln aus Heidingsfeld und den romanischen Taufstein aus dem Benediktinerkloster Neustadt a. M., als eine Doppelmadonna von Riemenschneider (aus der ehemaligen Karmelitenkirche in Würzburg) und prächtige Hanauer und Ansbacher Fayencen, ein gotisches Rauchfaß aus dem Augustinerkloster in Würzburg wie den köstlichen, vieleckigen Faßboden mit dem Wappen des Fürstbischofs Joh. Philipp von Greiffenklau. Die Erinnerungsgabe könnte als Werbeschrift immer noch passende Verwendung finden. P. S.

Altfränkische Bilder 1918. Mit erläuterndem Text von Prof. Dr. Th. Henner, Würzburg. Verlag der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A.-G., Würzburg. 1,50 Mk. — Desgleichen 1919. 1,80 Mk.

Wieder zwei prächtige Jahrgänge dieses so vielen Franken lieb und wert gewordenen Unternehmens; der letztere zugleich Jubiläumsjahrgang, da vor nunmehr einem Vierteljahrhundert der unterdessen verstorbene Kommerzienrat Heinrich Stürtz und Prof. Dr. Henner über das Unternehmen sich einigten. Die 25 Jahre des Bestehens haben die Daseinsberechtigung der „Altfränkischen Bilder" glänzend erwiesen; da ruft man einmal aus vollem Herzen zu: Ad plurimos annos! Wir beglückwünschen zu diesem Jubiläum den Verlag, vor allem aber auch den geistigen Leiter. den Verfasser des Textes der „Altfränkischen Bilder", dem es noch eine lange Reihe von Jahren vergönnt sein möge im Rahmen dieses Unternehmens uns mit seinen ebenso gehaltvollen als feinsinnigen Darlegungen zu erfreuen!

Aus dem reichen Inhalt des 24. Jahrgangs heben wir einen Artikel über Karl Theodor von Dalberg, den letzten Kurerzkanzler des Heiligen Römischen Reiches, und einen über Bonavita Blank, den Würzburger Professor der Naturgeschichte, der als Sammler sich einen Namen gemacht hat, hervor; mit dem „Blank'schen Kunst- und Naturalienkabinett" wurde ja auch der Grund gelegt für eine Reihe der wichtigsten Sammlungsattribute der Würzburger Hochschule. Der übrige Inhalt dieses Jahrgangs bringt zumeist Bilder aus Würzburg. Der 25. Jahrgang ist fast ganz der alten Markgrafenresidenz Ansbach gewidmet, die als vergleichsweise bescheidener, aber immerhin bedeutsamer Kulturmittelpunkt in fränkischen Landen erscheint und namentlich auch durch die nicht geringe Zahl bedeutender Männer, die dort geboren, Achtung heischt. Der künstlerische Schmuck, besonders auf den Umschlagblättern, ist wieder sehr fein. P. S.

Kunst und Künstler in der Bayreuther Gegend. Ein Beitrag zur Geschichte der fränkischen Kunst von Karl Sitzmann, Gymnasial-Zeichenlehrer. Wissenschaftliche Beilage des Humanistischen Gymnasiums Bayreuth für das Schuljahr 1918/19 (Bayreuth, Buchdruckerei von Emil Mühl, 1919).

Eine Schrift, die „erwandert" ist im besten Sinne des Wortes. Alle Kirchen, Kirchlein und Kapellen des Bayreuther Landes (und zum Teil auch benachbarter Gebiete), alle Schlösser und sonstigen bedeutenden Profangebäude hat der Verfasser besucht und kunstgeschichtlich durchforscht; dazu wurden die Pfarrbücher und Gotteshausrechnungen eingesehen, wurde die Literatur entsprechend herangezogen. Kunstgeschichtliche Unterweisung der studierenden Jugend des Bayreuther Landes ist der nächste Zweck, aber zweifellos wird auch der erwachsene Kunstfreund und -kenner reichen Ge-

winn aus der Schrift ziehen. Die Denkmäler sind nach den Kunstepochen geordnet; selbstverständlich war über das 17. und 18. Jahrhundert das meiste zu berichten. Mit besonderer Wärme schildert der Verfasser das Wirken des Hofbildhauers Elias Pänz, den man in der Tat „den" Bayreuther Künstler nennen darf. Viele von Künstlern zweiten, dritten und selbst vierten Ranges werden angeführt, aber das Ganze ergibt doch das Bild braver, dem Edlen zugewandter fränkischer Kunstübung. – Die Kirche zu Volsbach (15. Jahrh.) wird gebührend angeführt; vielleicht wäre ihre Eigenart noch mehr zu unterstreichen gewesen; ich halte sie für eine der feinsten gotischen Dorfkirchen weit und breit, nicht nur im Bayreuther Land.

Dem aufstrebenden Kunstschriftsteller, als den sich der Verfasser in der Schrift erweist, ein „Glück auf" zu weiterem Vorwärtsschreiten auf der eingeschlagenen Bahn. P. S.



Zur Förderung der Familien- und Personengeschichte in Franken

Besprechungen von **Dr. jur. Pfeiffer**, Staatsbibliothekar an der Universitätsbibliothek Würzburg

Festschrift zur Eröffnung des Handelskammergebäudes Würzburg. Zur Erinnerung an die Feier am 27. April 1914. Herausgegeben von der Handelskammer Würzburg (durch J. B. Kittel). Würzburg, Universitätsdruckerei H. Stürtz, Würzburg (1914). 142 S., 1 Taf.

Die festlich anmutende kleine Schrift bringt zunächst eine Geschichte der Vertretung des unterfränkischen Handels, vornehmlich im 18. und 19. Jahrhundert. Besonders wertvoll ist der Anhang, ein Abdruck des „Incorporierungs-Buches", einer Art von Würzburger Handelsregister. Es enthält in zeitlicher Reihenfolge die Namen bezw. die Firmen aller selbständigen größeren Kaufleute Würzburgs zwischen 1660 und 1869 (1868/9 Errichtung der neuen Handels- und Gewerbekammern), etwa 800 Namen, vielfach mit näheren Angaben über den Herkunftsort, die Zeit des Erlöschens usw.

Strack, Paul. Meine Ahnentafel. Tauberbischofsheim 1914. Selbstverlag des Verfassers (jetzt Amtmann in Durlach, Ettlingerstr. 29.) 2 Bl., XXXIV Taf., 12 S.

Der Verfasser hat mit seinem Werk wohl die größte gedruckte Ahnentafel eines Bürgerlichen erstellt. Aber nicht dieser Umfang macht die Bedeutung aus, sondern die genealogischen Beziehungen zu bedeutenden Männern wie Goethe, Melanchthon, Gottfr. Kinkel, Reuchlin, Georg Vogler (Kanzler und Reformator der brandenburg-ansbachischen Lande) und Simon Gryneus in Heidelberg, ferner die Verknüpfung der Gelehrtengeschichte mit der Geschichte der Bürger- und Bauernfamilien, endlich zahlreiche kultur- und ortsgeschichtliche Feststellungen.

Die Familie Strack ist eine hessische Pfarrer- und Lehrerfamilie, und wie sie gehören auch die meisten Ahnenlinien dem hessischen Stamm an. Manche Linien aber gehen auf das untermainfränkische Gebiet herüber und so mögen ihre Namen genannt sein: Bauer v. Eyssenech in Frankfurt a. M. (16. und 17. Jahrh.; aus Wien stammend); Claus in Ansbach und Neustadt a. O. (16. Jahrh.); Horresius in Frankfurt a. M. (17. Jahrh.; aus Braubach a. Rh.); List in Michelsstadt (Odenwald; 17. und 18. Jahrh.); Rauhenzahner in Altentrüdingen, Bez.-Amt Dinkelsbühl, 18. Jahrh.); Schwarzerdt in Heidelberg (16. Jahrh.); Seiffart (v. Wildeck genannt Seiffart) in Frankfurt a. M. (17. Jahrh.; aus Freiberg in Sachsen).



Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, Würzburg, Waltherstraße 1. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, Gymn.-Professor, Würzburg. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

6/7. Jahrgang Heft 4, 1919/20



Zeitschrift
für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränk. Volkstums

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Frankenland

Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde
zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums

Organ des hist. Vereins Alt-Wertheim. Organ für Veröffentlichungen des hist. Vereins Bamberg

Begründet von Dr. Hans Walter, gefallen a. d. Somme am 14. Juli 1916. – Herausgegeben von Dr. Peter Schneider Gymn.-Professor, Würzburg, Waltherstr. 1. – Druck und Verlag Konr. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Erscheint am Anfang jeden Vierteljahres.

Inhalt des 4. Heftes:

Mitteilung an alle Bezieher der Zeitschrift!

Der **Frankenbund** zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volktums ist gegründet. Sein Organ ist unsere Zeitschrift Frankenland. Es ist erwünscht, daß alle bisherigen Bezieher der Zeitschrift dem Bunde beitreten, nicht nur, damit alle Freunde des fränkischen Volkes und Landes in diesem Bund geeint sind, sondern auch damit die Überweisung der Zeitschrift an die Bezieher einheitlich geregelt werden kann. Erhöhte Ausgaben werden den Beziehern durch ihren Beitritt in den Bund nicht erwachsen. Da uns aber nicht von allen Beziehern die Namen bekannt sind und der Beitritt zum Frankenbund nicht ohne weiteres als selbstverständlich von uns angenommen werden kann, bitten wir um möglichst baldige Mitteilung des Beitritts unter Benützung beiliegender Karte, an den Herausgeber Dr. Peter Schneider, Würzburg, Walterstr. 1, der auch zu jeder gewünschten Aufklärung bereit ist.

Der Herausgeber und der Verleger.



Geleitwort

Dieses Heft unserer Zeitschrift ist vorwiegend den Bayreuthern gewidmet.

An der fränkischen Stadt Bayreuth ist heute nur eines nicht ganz fränkisch: das ist ihr Name. Eine Rodung von Baiern ist es wohl ursprünglich gewesen, die, ziemlich spät, in der walderfüllten Gegend ihre Siedelei gebaut. Aber es war und blieb ein versprengter Vorposten dieses Stammes. Wie das Gebiet ehedem ein Teil des fränkischen Radenzgaues gewesen, so wuchs sein Volkstum durch das Bistum Bamberg, zu dem es kirchlich, und die Markgrafschaft, zu der es später politisch gehörte, ganz mit Franken zusammen. Die Markgrafen schufen in ihrem Gebiet eine Art Sonderkultur ostfränkischen Grundcharakters.

Dieses Heft wirft Schlaglichter auf die Siedelungsgeschichte Bayreuths und seiner Umgebung. Es erzählt weiter von dem künstlerischen Schaffen und Streben im Dienste der Religion während eines halben Jahrtausends und lenkt dann den Blick auf den Meister im Reich der Töne, der den Namen der Stadt weltberühmt gemacht. Von dem Schaffen seines Sohnes spricht es dann, eines Bayreuther Künstlers der Gegenwart. Volksliederklänge aus dem Fichtelgebirg wachen alsdann auf und künden von harter Arbeit in den Tiefen der fränkischen Berge und von Gottvertrauen. Der Volksmund kommt schließlich zum Wort und er spricht echt und unverfälscht.

Bayreuther, Eure Stadt und Gegend umwittert Waldesluft. Vom Fichtelgebirg haucht sie herüber, aus den Resten des großen Urwalds, der einst die niedrigen Bodenwellen bedeckte, steigt sie auf, und selbst aus der Ackerscholle Eurer Fluren, deren Namen noch heute davon erzählen, wie sie von Euren Voreltern dem Wald abgerungen wurde. Waldesluft macht rüstig und frei. Euer Menschenschlag ist kräftig und gesund, die Entnervung der menschenfressenden Riesenstädte ist ihm unbekannt. Ihr seid berufen zusammen mit uns anderen Franken eine Gesundungszelle für unser Vaterland zu werden. Schließt mit uns fest die Reihen zur Pflege kernigen, stolzen Volkstums!

Peter Schneider



Was uns die Ortsnamen des Bezirksamtes Bayreuth erzählen*)

Von A. Ziegelhöfer in Bamberg



n den Ortsnamen besitzen wir ehrwürdige Zeugen oft aus alten Zeiten, von denen jede andere Kunde verklungen ist, wenn nicht aus dem Schoße der Erde hin und wieder einmal treulich behütete Überreste aus jenen weit, weit zurückliegenden Tagen ans Licht gefördert werden. „Durch die Ortsnamen," sagt W. von Humboldt, „die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale und es frägt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt." Dank den nimmermüden Forschungen der geographischen Namenkunde sind uns in den meisten Fällen die Stimmen unserer Urväter noch oder wieder verständlich. Aber es gibt unter den ON. auch manch „unverständliches Preisrätsel, an dem wir mit ehrfurchtsvollem Schweigen vorübergehen müssen, wenn wir, des Lichtes der Wahrheit entbehrend, uns mit der Dämmerung des Ahnens nicht begnügen wollen" (Wisnar).

Die ON. lassen sich in zwei große Abteilungen, in Naturnamen und in Kulturnamen scheiden. In den Naturnamen sehen wir die von Menschenhand noch unangetastete Landschaft mit ihren Bergen, Gewässern, Tieren, Pflanzen und Mineralien vor unserem geistigen Auge heraufziehen, während uns die Kulturnamen das Wirken des Menschen in der Landschaft verraten. Es gewährt dem ON.-Kundigen einen ganz eigenartigen Reiz von einer Höhe aus an der Hand einer Karte die Veränderung des Landschaftsbildes, namentlich wenn es sich um eine frühere Waldgegend, wie Fichtelgebirge, Franken-, Steigerwald, Spessart, Thüringer Wald u. dergl., handelt, zu verfolgen. Es steigen da Jahrhunderte aus Dunst und Nebel hervor, umwehen uns mit ahnungsvollem Schauer

---

*) Abkürzungen: ON. = Ortsname; PN. = Personenname; † = heute verschwundener Ort; ahd. mhd. = althochdeutsch, mittelhochdeutsch.

Wegen der slavischen ON., die hier nicht behandelt werden können, wegen der urkundl. Formen und der ausführlichen Erklärungen der Namen sei auf das vor kurzem erschienene Werk: „Ziegelhöfer-Hey, Die ON. des ehemaligen Fürstentums Bayreuth", in dem die sämtlichen ON. der Bezirksämter Bayreuth, Berneck, Hof, Kulmbach, Münchberg, Naila, Pegnitz, Rehau und Wunsiedel behandelt werden, verwiesen. Zu beziehen vom Historischen Verein in Bayreuth; Preis 18 Mk.; Umfang 16 Bogen.

und erfüllen uns mit tiefem Danke gegen unsere Altvorderen, die im Schweiße ihres Angesichts mit den unzulänglichsten Hilfsmitteln aus schier undurchdringlichen, düsteren und unfruchtbaren Waldflächen uns eine liebliche, farbensatte und, was das Wichtigste ist, ertragspendende Heimat geschaffen haben.

In gebotener Kürze seien nun die ON. des Bayreuther Umlandes nach ihrer Gattung und – soweit nötig – nach ihrer wörtlichen Bedeutung erläutert.

A. Naturnamen

Unverrückbar fest und dem Ankömmling am augenfälligsten stehen im Landschaftsbilde die Berge. Sie boten in mancher Hinsicht eine geschütztere Wohnstätte als die Niederung und einen besseren Ausblick namentlich nach heranziehender Gefahr. Sie wurden deshalb mit Vorliebe besiedelt und nach ihrem hervorstechenden Merkmale oder nach dem Erbauer der ersten Wohnstätte benannt. So erklären sich ohne weiteres die ON. Eichel- (= Eichen-), Fichtel- (= Fichten-), Linden-, Oschen- (= Eschen-), Schlehen-, Weiden-, Flins- (ahd. mhd. ilins, vlins Kiesel, harter Stein), Brauners- (1692 Brauns-), Emtmanns- (urk. Entmanns-), Heiners- (Heinrichs-), Hempels-, Krodels-, Meyernberg (früher Boxreuth, seit 1753 Meyernberg nach dem Besitzer, dem Hof- und Justizrat von Meyern), Roders-, Römers-, Schamels-, Schoberts- und Waldmannsberg. – Eck (ahd. ekka, mhd. ecke Ecke, Kante, Anhöhe, Bergspitze) tritt in dem heraldischen Namen Laineck (1312 Lewenek) = Löweneck auf. – Stein im Sinne von aufragendem Fels (auch Felsenschloß) erscheint in den ON. Stein, Heisen- (urk. Hasel-), Keil- (= keilförmig) und † Wurzstein (ahd. mhd. wurz Kraut, Pflanze, oder ahd. wurzâ, mhd. wurze Wurz, Wurzel, Strunk). Auf dem Wurtzstein waren, wie Magister Will im Jahre 1692 berichtet, „die Rudera des alten Schloß Wurtzstein zu finden." Hügel findet sich in den ON. † Hugeleins (= kleiner Hügel) und Mooshügel. Wegen der genetivischen Form Hugeleins wird weiter unten die Rede sein. – Gleichbedeutend mit Hügel ist Culm (altsächs. holm Berg, wovon altwendisch cholm). Hierzu gehört Obere, Untere Culm (östl. der „Kulm-Leite" gelegen) und Culmberg [1353 in dem dorf zvm Kulmleins (= kleiner Kulm), gelegen obertahlp des Gesezz (= Gesees)]. Culmberg ist eine Tautologie wie Ort-spitz, Lindwurm, Wind-hund, Maul-esel u. a., bei denen das erste nicht mehr verstandene Wort durch das zweite übersetzt wird. – Auf Bühl (ahd. buhil, mhd. buhel, bühel Bühl, Hügel) gehen zurück die ON. Bühl, † Gogleinsbuhel und Lerchenbühl. – Abhänge, Halden bezeichnet man als Leiten (ahd. hlîta, mhd. lîte). Mit diesem Worte sind die Namen Außer-, Eich-, Frei- (frei gewöhnlich in Bezug auf den Weide-, Holz- oder Erdnutzen), Sonnen- (= sonnige), Pensen- (PN. Penzo), Römer- (Familienname) und Schmid- (= Dorfschmied)-Leithen zusammengesetzt. – Eine weitere Bezeichnung für eine Bodenerhebung ist Höhe, welches Wort in den ON. Haselhöhe und Juchhöh (= Jochhöhe) zu erkennen ist.

Den Gegensatz zu den Höhenbezeichnungen bilden die Begriffe Ebene, Tal und Grund. Von ihnen haben die Orte Eben (1692 Ebne), Friedrichs-,

Obergräfen- (= Grafen), Hermanns-, Ramsen- (PN. Ramiso), Sophien-, Wagen- (PN. Wago) und Weiglathal (1398 Weidleintal, PN. Widilo) und Heinersgrund die Namen. — Auch Grub und Hül (ahd. huliwa, mhd. hulwe, hülwe Hüle, Loch, in dem sich das Regenwasser sammelt) sind als Bezeichnungen für natürliche oder künstliche Bodenvertiefungen hier einzureihen. Die ON. Grub und Hühl gehen darauf zurück.

Unentbehrlich zur Lebenshaltung ist das Wasser. Kein Wunder, daß die Menschen bei Auswahl ihrer Siedelungsstätten darauf ihr besonderes Augenmerk gerichtet und das Vorhandensein dieses lebenswichtigen Elementes vielfach in den ON. zum Ausdruck gebracht haben. Die Benennung geschah durch die Wörter Ach (ahd. aha, mhd. ahe, ach = Wasser), Brunn, Brunnen, (= Quell) und Bach. Ach ist nur in den ON. Truppach (1007 Truob-aha = trübes Wasser), Steinach (= steiniges Wasser), Warmensteinach und † Kaltensteinach, Brunn nur in † Poppenbrunnen und Wallenbrunn (= wallender Brunn, brodelnder Quell) vertreten, während Bach in den Namen Fisch-, Furt-, Laim- (ahd. leimo, mhd. leime Leim, Lehm), Mistel- (ahd. mistil, mhd. mistel Mistel, Schmarotzerstrauch), Tannen-, Wolfs- und Busbach (1398 Putzbach vom mitteld. puze = mhd. phutze, phütze Brunnen, Wasserpfütze oder mhd. butze Poltergeist, Butzemann), ferner in Cotten-, † Gnannen-, Hermanns- und Seitenbach erscheint. In den Bestimmungswörtern der fünf letztgenannten Namen stecken die PN. Kotto, Gnanno, Cholo, Hermann und Seito (= Sigiboto, Seibot?). — Nicht zu Bach gehört Hinterkleebach (s. unten).

Vom Wasser umflossenes Land hieß im mittelhochd. ouwe, owe = Au. † Fürsten-, Grun-, Stock- und Wunau (ahd. wunnja, mhd. wunne = Wiesenland, Wiese, Weideplatz) sind davon hergeleitet, während Lochau (s. unten) nicht hierher gestellt werden kann.

Auf die Beschaffenheit des Bodens weisen die ON. Letten (= Lehm), Melm (mhd. mëlm Sand, leichter Staub, Erdstaub), Neß (= Nässe, nasser Boden) und Sand hin.

Zur Bezeichnung von Busch und Wald dienten verschiedene Ausdrücke: Lohe, Loch, Hardt, Haag, Forst, Schlag, Holz, Lauben. Die Loh oder Lohen ist im Fichtelgebirge, „ein mit niedriger Vegetation an Kraut und Strauch überwachsener Torfgrund, bes. in Waldungen" (Gradl). Denzenlohe (PN. Tenzo, Tanzo) und Lohe (Gemeinde Eckersdorf und Gemeinde Neunkirchen am Main) haben davon ihre Namen. Das oder der Loh (mhd. lôch Gebüsch, Wald, Gehölz) ist in Lochau (1399 Lochen = Dat. Plur. „zu den „Büschen") und in Bindlach (1317 Bintlock = Beundwald, eingehegter Wald) enthalten. — Hardt (mhd. hart Wald) in der Gemeinde Eckersdorf und in der Gmde. Frankenhaag, Haag und Frankenhaag, Forst, Schupfenschlag (Schupf, Schopf = kleines, freistehendes Gehölz) und Ochsenholz tragen untrüglich den Grund ihrer Benennung in sich. Im Bayreuthischen heißen einzelne Waldteile Lauben, z. B. das „Lauben-Holz" nördlich Himmelkron; urk.

1421 Laübental; urk. 1434 uf der Furlauben. Diesem deutschen Wort verdankt der in seinem zweiten Teil slavisch klingende Ort Vorlahm (urk. 1360 ze vorlauben = Vorlaube, vordere Laube) seinen Namen. Vorlauben wurde im Volksmunde zunächst zu Vorlaum, dann zu Vorlaam, das schließlich Vorlahm geschrieben wurde.

Die verschiedenartigsten Bäume und Pflanzen haben nach ihrem charakteristischen Auftreten in einer Gegend zur Benennung der dort entstandenen Siedelung dienen müssen. So die Eichen für die Orte Aichig (mhd. eich-ahi, -ech = Ort, wo viele Eichen stehen), Eichen, Eichberg, Eichenreuth, Eichleithen, Eichschlag, die Birke für Birk, die Esche (mhd. asch) für Eschen, Eschenmühle und Oschenberg (urk. Aschenberg), die Eibe (taxus) für Euben, die Föhre (mhd. vorhe) für Forkendorf und Forkenhof (= Dorf, Hof bei den Föhren), die Fichte für Fichtelberg, Fichtenmühle und Hohenfichten, die Linde für Lindenberg, die Tanne für Lichtentanne, Tannenbach, Tennig (Sammelname tenn-ahi, -ach), die Haselstaude für Haselhöhe, Haselhof und Heisenstein (urk. Haselstein), der Klee für Hinterkleebach (nicht = Bach, an dem Klee wächst, sondern der Sammelname *chlewahi, klêwach = Ort, wo viel Klee wächst, Kleefeld), die Burst (ledum palustre) für Pirschling, die den Germanen heilige Mistel für Mistelbach und Mistelgau, das Rohr (Schilfrohr) für Röhrig (mhd. roerach, rôrich), die Rose für Rosengarten, die Schlehe für Schlehenberg und Schlehenmühle (?), die Weide für Weidenberg und endlich die Wurz (s. oben bei Wurzstein) für † Wurzbach. – Nicht hierher zählt Aichen (s. unten).

B. Kulturnamen

Von diesen mußten einige bereits bei den Bäumen und Pflanzen miterwähnt werden.

Der Wald wurde durch Brennen und Sengen gelichtet und die so entstandenen bloßen Stellen oder Flecke durch Aushauen der Stöcke, d. i. durch Roden oder Reuten, urbar gemacht. Davon leiten sich her die Namen Brand (Waldname) und das nahebei gelegene † Brandhäusl, Oberobsang (und Unterobsang im Bez.-Amt Kulmbach), mundartlich Moosing (1403 zu Masang, entstanden aus: zum Asang, mhd. âsanc, ôsang Ansengen, Anbrennen, Brand) und Moosing (1558 Mosing), Alten- und Neuenplos sowie Plösen (mhd. blœze Blöße, freier Platz im Walde), Stockau, Stockhaus, Fleckl, Pfaffen- und Spänfleck (mhd. vlëc, flëcke Stück, Flecken Landes), Röth (Gmde. Colmdorf [Obere R., Untere R.], Forkendorf, Gesees und Unternschreez) und die vielen Reutorte, die meistens in ihrem ersten Teil den Namen desjenigen enthalten, der die Rodung vorgenommen hat: Bärn-, Bayr- (= Reut der Bayern), † Box-, Eckarts-, Gossen-, Hartmanns-, Heiners- (siehe unten), Karolinen-, Katters-, Kolm- (PN. Cholbo, Kolbe), Kommers- (siehe unten), Martins-, Mengers- (= *Meingots), Meyern- (= Meyerin), Moritz-, Mucken- (PN. Muko), Muthmanns-, Ottmanns-, † Pernems-

(= Pernwins), † Rates- (PN. Rati), Schoberts-, Seybothen- (PN. Siboto, Sigiboto), Troschen-, Voits-, Waizen-, Weiken- und Würns- (PN. Wirnt)-Reuth, dazu noch Alten-, Neuen-, Eichen- (wo Eichen gereutet wurden), Hauen-, Hohen-, † Hungen- (= Hungen, Hongen das sind abgestandene Bäume), Lein- (= Reut auf lehmigem Boden) und Wildenreuth. Aus dem gereuteten Boden entwickelten sich nach und nach Auen und Grüne (besonders im Fichtelgebirge häufig!), Wiesen und Felder, wie sich aus den ON. Grunau, Wunau, Hahnengrün, Wiesen, Dürrwiesen, Altdrossenfeld (PN. Droso) und Draisenfeld (ahd. treis, mhd. dreis öde liegender, unbebauter Acker, Ödfeld) ergibt.

Bei den Rodestellen oder ganz in der Nähe wurde alsbald eine schützende Unterkunft, eine (Wohn-) Stätte, ein Heim geschaffen. Diese beiden Bezeichnungen fehlen im Bayreuther Bezirk; dagegen findet sich öfters als anderswo die Benennung Saas, Sees (mhd. sâze, sëz Sitz, ge-sëz, -sezze Sitz, Wohnsitz, Besitztum) und zwar in den ON. Saas, Gesees, Fürsetz (= vorderer Sitz), Fenkensees (PN. Fenke), Kirmsees (1181 Curbensece = Sitz an der Kurbe, Krümmung), † Mistmannsgesees (PN. Mistmann) und Obernsees (= zum oberen Sitz). Sehr zahlreich sind die mit Hof zusammengesetzten ON.: Box-, Buch-, Denn-, Dörn-, Dorschen-, Eckers-, † Eckreins-, Forken-, Fort- (= Furt), Friedrichs- (s. unten), Gebhards-, Gottel-, Hasel-, Hermanns-, Hörnleins-, Hunds-, Krugs-, Muschel-, Püttels-, Sand-, Schaf- und Vollhof (s. unten), dazu Wendel- und Moritzhöfen (VI. Bezirk in Bayreuth), jenes hieß noch 1692 Wendelhof, dieses 1398 Maroltz Hof (Moritz ist also aus Marold — vgl. den ON. Maroldsweisach in Unterfranken — umgestaltet). Höflas (1403 Hofeleins, Hofleins) kennzeichnet sich als kleinen Hof.

Durch Zubau weiterer Wohnstätten entwickelten sich die Höfe zum Dorf. So entstanden Dörflas (1333 Dorfleins = kleines Dorf), Allers- (1414 Alhers), Colm- (1398 Kolbendorf, PN. Cholbo), Crotten-, Donn- (1375 Tandorf = Dorf beim Tannwald), Eckers-, Forken-, Fuchsen-, Glotz- (1398 Glatzdorf, PN. Glatz), Hauen-, Melken-, Mengers-, Petten- (1108 Pettindorf), Pitters- (1398 Puterstorf), Rödens-, Tröbers- und Ützdorf.

Die mit Haus und Gut gebildeten Namen Lienhardshaus, Neuhaus (Gmde. Crottendorf und Sophienthal), Pfeifer-, Stadel-, Stock- und Weiher-Haus, Franken-, Hussen-, Örtels-, Opels-, Riedels- und Wunders-Gut stammen allermeistens aus jüngerer Zeit. Ebenso die Namen Sorgenflieh und Friedrichsruh. Ein einzeln vorkommender ON. ist Mittelgau, während Benennungen mit Mühle am häufigsten (27 mal) zu verzeichnen sind.

Auf Eigentums- und Lehensverhältnisse deuten die Namen Aichen (1365 zu dem Eygen, mhd. eigen Eigentum, bes. Grundbesitz), Katzeneichen (1421 uf dem Katzeneigen = Eigentum des Kazo), Lehen (Gemeinde Bindlach und Gmde. Lehen, mhd. lêhen geliehenes Gut, Lehen) und Herren-

mühle, d. i. Mühle, deren Eigentümer weltliche oder geistliche Herren waren. Was nicht Einzelbesitz sondern Eigentum einer ganzen Dorfgemeinde war, hieß Gemein; daher der ON. Gemein.

Mit der Viehzucht hängen zusammen die ON. Pferch, Schafhof, Vollhof, (= Fohlenhof, urk. 1416 ein hof, heist zum Follenhofe), Süßetränk, Keller- und Weiher-Hut (=Hut, d.i. Weideplatz beim Keller, Weiher).

Kirchliche Verhältnisse offenbaren sich in den ON. Neunkirchen am Main (1402 zu Newenkirchen, d. i. zur neuen Kirche[n]), Kirchenpingarten, Pfaffenfleck, Wiedent (1136 Witose) und Windhof (1692 Widenhof). „Jeder Kirche mußte als Braut Christi von dem Stifter die dos ecclesiæ an liegenden Gütern gegeben, gewidmet werden, welche Widumb hießen" (Stehle). Darauf sind die zwei letztgenannten Namen zurückzuführen. Witose ist halb deutsch (ahd. wîh heilig, geweiht), halb lateinisch (dos Gabe, Mitgift, Morgen-, Brautgabe). – Nach Heiligen sind benannt: St. Georgen, St. Gilgenberg (Gilg = Ägidius), St. Johannis und St. Veit.

Mit den Völkernamen der Bayern und Franken sind die ON. Bayreuth und Frankenhaag (mhd. hac = eingefriedigter, umhegter Ort) gebildet.

Als einziger Sippenname im Bez.-A. Bayreuth begegnet uns der ON. Mähring (= zu dem oder den Nachkommen des Mero, Maro).

Das Andenken an das fromme Bamberger Kaiserpaar Heinrich II. und Kunigunda bewahren, was wohl wenig bekannt sein wird, die Ortsnamen Heinersreuth (1396 ob Heinrichsreute) sowie Ober- und Unter-Konnersreuth (1231 Sendekunegunderiute). Ersteres ist von dem Grafen von Andechs-Plassenburg zu Ehren Kaiser Heinrichs II. gegründet worden; letzteres, dem er selbst den Namen der hl. Chunegundis gegeben, übergab durch Urkunde v. J. 1231 der Dompropst Boppo zu Bamberg, ein Meranier, dem Bamberger Domkapitel.

An die prunkvolle markgräfliche Zeit erinnern die französischen Namen Eremitage, Fantasie, Plantage, C'est bon, Poudremühle (= Puder-, Pulvermühle), auch Sanspareil im B.-A. Kulmbach, ferner Eremitenhof, Schanz (früher Wilhelmsburg, nach dem Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth), Thiergarten (früher Breitengreß, 1666 in den vom Markgrafen Christian Ernst angelegten Tiergarten einbezogen), † Sophienberg, wie früher der Weiler Culmberg nach Erdmuth Sophie, der ersten Gemahlin des Markgrafen Georg Wilhelm, auch genannt wurde.

Der Einöde Rollwenzel, die von der früheren Wirtschaftsbesitzerin Rollwenzel ihren Namen führt, sei als Lieblingsaufenthalt Jean Pauls Erwähnung getan. Sie heißt als Chausseegeld-Einnahme auch Chaussehaus.

Manche ON. sind heute unvollständig, indem der frühere Zusatz Hof, Heim, Haus u. dgl. weggefallen und nur der PN. im Genetiv übriggeblieben ist (= genetivische Ellipse). So erklärt sich Engelmeß, Heßlach (urk. 1378 Hessleins) und Lienlas als Engelmanns(-mars), Heßleins und Lienleins Hof u. dgl. In gedankenloser Nachahmung der genetivischen Ellipse hat man ein -s auch an Gattungsnamen angehängt und so die Namen

† Culmleins, Dörflas, Höflas und † Hugeleins = kleiner Culm, kleines Dorf, kleiner Hof und kleiner Hügel zustandegebracht.

Eine ziemliche Anzahl von Siedelungen ist im Wandel der Zeiten vom Erdboden wieder ganz verschwunden und nur aus Urkunden noch bekannt, nämlich: Eckreinshof (nähere Lage unbekannt), Fichtenmühle (ehedem bei Mistelbach), Fürstenau (zwischen Altenplos und Theta), Gnannenbach (schon um 1440 „wüst., uerwilldet vnd uerwachssen"), Gogleinsbuhel (nähere Lage unbekannt) Hermannsbach (ehedem bei Mistelbach), Hörnleinshof (n. L. u.), Hugeleins (ehedem in der Gegend von Laineck), Hungenreuth (ehedem in der Gegend von Bayreuth), Kaltensteinach (bei Warmensteinach), Leinreuth (ehedem in der Gegend von Weidenberg), Mistmannsgesees (ehedem zur Pfarrei Benk gehörig), Obererhammer (ehedem an der Steinach), Pernemsreuth (ehedem bei Weidenberg), Ratesreuth (ehedem bei Görschnitz oder Benk), Sonnengrün (ehedem in der Pfarrei Weidenberg), Wüstenplos (ehedem bei Alten- und Neuen-plos?), Wurzbach (ehed. in der Pfarrei Weidenberg) und Wurzstein (Ruine bei Warmensteinach).

Andere Ortschaften haben ihre alten Namen gegen die eingeklammerten neuen vertauscht und zwar: Altentrebgast (Sankt Johannis), Brandhäusl (Hütten), Breitengreß (Thiergarten), Boxreuth, -hof (Meyernberg), Gottesgabe (Neubau), Kulmleins (Culmberg), Poppenbrunnen (Poppenmühle?), Reichartswaiz (Unterwaiz) und Sophienberg (Culmberg).

Neu entstanden ist in allerjüngster Zeit die Siedelung Friedrichshof, Gemeinde Benk, 1914 von Friedrich Hübner gegründet und nach ihm benannt.

* * *

Schon aus diesem gedrängten Bilde, das wir an der Hand der Ortsnamen von der Besiedelung des Bayreuther Umlandes zu entwerfen versucht haben, läßt sich die Wahrheit des eingangs erwähnten Humboldt'schen Wortes voll erkennen, daß durch die ON. eine Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale erzählt.

„Vergangenheit entsteigt dem dunklen Grab
Und gibt uns manche wundersame Kunde."



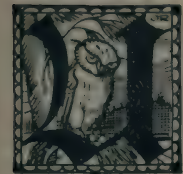


Die Bayreuther Stadtkirche

Von **Karl Sitzmann**, Bayreuth

Mit 8 eigenen Aufnahmen

1. Die Pfarrkirche St. Maria Magdalene vor der Reformation



Ueber die Baugeschichte der Bayreuther Stadtkirche unterrichtete bisher am ausführlichsten Dr. Hofmanns Abhandlung im Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken (1901). Die Arbeit baute sich vor allem auf den im Archiv von 1889 veröffentlichten Gotteshausrechnungen von 1437—1467 auf. Völlig unbekannt blieben die in der Bayreuther Spitalregistratur sorgfältig verwahrten weiteren Gotteshausrechnungen. In den zwei ersten Bänden, die die Rechnungen von 1470—1529 enthalten, fehlen nur die von 1496 und 1504. Von 1472 an laufen diese Rechnungen stets vom Sonntag Reminiscere (5 Wochen vor Ostern) bis wieder dahin im folgenden Jahr.

In ihrer seltenen Vollständigkeit gewähren die Bayreuther Gotteshausrechnungen einen unschätzbaren Einblick in die Verhältnisse ihrer Zeit. Ein ungemein reiches Kunstleben entringt sich hier dem Dunkel und lebt vor uns auf, wenn auch nichts von all diesen Kostbarkeiten übrig blieb wie das Mauerwerk der Stadtkirche. Ein anziehendes, ja überaus farbenprächtiges Bild vom Leben und Treiben, vom frommen werktätigen Sinn der Bayreuther jener gewitterschwülen Zeit am Ausgang des immer noch so viel verkannten Mittelalters tut sich auf. Wir sehen die alten biederen Steinmetzmeister mit ihren Gesellen am Werk. Die Innenausstattung der Bayreuther Gotteshäuser beschäftigt neben einheimischen Meistern aber auch Maler und Bildschnitzer von Bamberg, Nürnberg und Regensburg, von Amberg, Hof, Eger und Kulmbach. Wie ganz anders als heute war vor vier Jahrhunderten das an Umfang allerdings noch kleine Stadtbild! Zwei doppeltürmige Pfarrkirchen und ein Kranz von Kapellen mit spitzbehelmten Dachreitern brachten im Verein mit den Tor- und Mauertürmen der Umfestigung reiche Bewegung in den heute so dürftigen Aufriß. Spitzgieblige Fachwerkhäuser umsäumten das Rathaus inmitten der breiten Marktstraße. Noch zeugte die Meranische Burg von den Zeiten der Stadtgründung und am östlichen Mauerring war noch nicht lange das markgräfliche Schloß emporgestiegen.

Die Stadtkirche zu Bayreuth gehört zu den mittelgroßen Gotteshäusern gotischen Stils, für die Zeit ihrer Entstehung aber hatte sie einen recht stattlichen

Umfang, der trotz vielfacher Vermehrung der Einwohnerzahl bis heute gleich blieb. Die Anlage der die Vorhalle flankierenden Westtürme geht letzten Endes, wie schon Hofmann erwähnt,[1]) auf Auswirkungen der Bauschule von Hirsau zurück. Der Zeit um 1400 gehört der stattliche Chor an, der heute noch dem ganzen Bauwerk die bestimmende Note gibt. Die Folgen der hussitischen Zerstörungswut im Jahre 1430 hatte das Gotteshaus bei der allgemein einsetzenden Opferfreudigkeit verhältnismäßig bald überwunden. Als ein Prachtbau mit glanzvoller Ausstattung stand es zu Beginn des Reformationszeitalters da.

Im Herbst 1438 war Meister Oswald von Bamberg her nach Bayreuth gekommen, um die durch den Hussitenkrieg notwendig gewordenen Wiederherstellungen und Umbauten zu leiten, die sich jahrzehntelang hinzogen. Nach dem



Bayreuth, Stadtkirche. Unter der Orgelempore

Tode Meister Oswalds (1445), der in der guten Jahreszeit 26 Pfg. Taglohn erhalten hatte, wurden zunächst mit Ausnahme der Errichtung des Sakramentshauses im Chor keine bedeutenderen Arbeiten ausgeführt. Erst 1454 beginnt wieder eine regere Bautätigkeit mit Hans Pül († 1472) als erstem Steinmetzen. Im Gegensatz zu Oswald wird Pül[2]) niemals ausdrücklich Meister genannt.

[1]) Friedr. H. Hofmann, die Stadtkirche in Bayreuth (in der Folge mit H. zitiert) im Arch. f. Gesch. u. Altertumsk. v. Oberfrk. (in der Folge A. O.) Bayreuth 1901. S. 63.

[2]) Der Name Hans Püls erscheint schon vor Meister Oswald in der Bayreuther Hospitalrechnung von 1435. Die Pül waren eine in der Gegend bodenständige, auch in Troschenreuth bei Emtmannsberg ansässige Familie. Aus den Hosp.-Rechn., die nur wenige brauchbare baugeschichtliche Notizen enthalten (sie beginnen 1431) ist ersichtlich, daß 1439 Meister Oswald, Hans Pül u. a. mit der Erbauung der Spitalkirche beschäftigt waren.

Auch bringt er es nicht über mehr als 24 Pfg. Taglohn. Mit dem Abbrechen des bisher bekannteu ersten Rechnungsbandes im Jahre 1468 betrachtete Hofmann die Hauptbautätigkeit an der Kirche als abgeschlossen. Man hat aber über dieses Jahr hinaus rüstig weitergebaut. 1470 war Pül mit seinen Gesellen Ernst, Groß, Kandelgießer, Koler und Frenkel noch mit Einwölbungsarbeiten beschäftigt vom März bis zum Oktober und auch im folgenden Jahre ist er tätig. 1472 steht unter „Gemein Einemen" verzeichnet: j gulden i i Pfd. von alten pwlen." Dieser Eintrag bezeichnet wie der unmittelbar vorhergehende wohl die Einnahme vom Glockengeläute. Der Steinmetz Hans Pül verschwindet aus den Rechnungen. Zehn Jahre später, 1482, beging Herr Hans Pül[1]) am Dienstag nach Trinitatis (26. Mai), wohl dem Todestag des Steinmetzen, seine Eltern; die Pülin war schon 1461 gestorben.



Bayreuth, Stadtkirche, 1915

Im Jahre 1471[2]) entstand noch das Gewölbe zwischen den Türmen, es ist wohl das noch erhaltene Sterngewölbe der Vorhalle: 12 fl. 6 Pfd. erhielt dafür Meister Ulrich. Die Kirche war im großen und ganzen fertiggestellt bis aufs Dach: 1476 ist ein Betrag ausgesetzt um den Schnee von der Kirche und den Gewölben zu räumen. Auf

[1]) Herr Hans Pül ist ohne Zweifel der spätere Chorherr in Moosburg und Leibarzt des Herzogs Georg von Bayern-Landshut. Dr. Pül (Pul, Buhell, Püell usw.) stiftete 1490 die Prädikatur mit 50 fl. jährl. Nutzung (Layritz). Ein anderer Bayreuther. Hanns Zickel, war Chorherr zu Osterhofen († um 1488). Hans Schreyner, Stiftherr zu St. Gangolf in Bamberg († 1495).

[2]) Die aus den Gotteshausrechnungen gezogenen Notizen sind im Folgenden nicht weiter belegt.

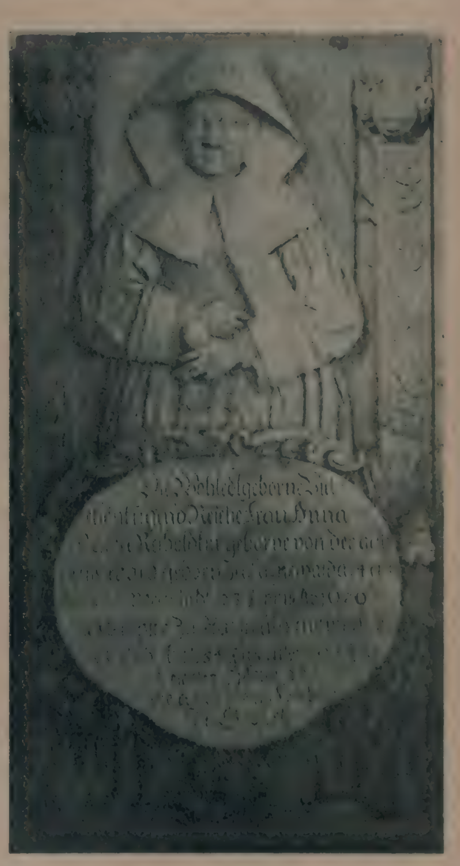
dem Langhaus scheinen bisher nur Notdächer errichtet gewesen zu sein. Im gleichen Jahre wird an der Abseite gegen den Pfarrhof gedeckt von der Rinne bis zum neuen Turm (also Südturm), der von Hanns Putner dem Ziegeldecker und seinem Sohn Paul um 32 Pfd. eingedeckt wird; auch am Chor- und Sakristeidach wird gearbeitet. Die Hauptdacharbeit erfolgte 1477. Für Eindecken des Hochwerks (Hochschiffs) erhalten die Decker 18 fl., für die Abseiten (Seitenschiffe) 10 fl. Das Material besteht aus Hohlziegeln, da man auch 18½ Sumer Kalk dazu gebraucht. Dem Mörtel wird auch etwas Salz zugesetzt. Im selben Jahr fertigen die Ziegeldecker um 18 fl. den Estrich in der Kirche, wozu man abermals 16 Sumer Kalk benötigt Für den Estrich zwischen den Türmen werden 1481 dem Ziegler 12 Pfd. ausbezahlt. 1479 erfolgte noch eine größere Arbeit am Chor durch den Maurer Kunz Fleischmann, der im ganzen 31½ Tag damit beschäftigt war und Meisterlohn (26 Pfg.) erhielt. 1 Pfd. 18 Pfg. bekamen drei Gesellen, „do man den kor erhub". Auch nach der Reconciliierung des Gotteshauses im Jahre 1488 waren die Arbeiten am Äußern und im Innern noch lange nicht abgeschlossen. Gar oft rissen böse Winde das Dach auf. So ist in den Jahren 1501 und 1502 Mathes Decker aus Kulmbach viele Wochen lang beschäftigt, um die Schäden zu bessern. Man begann das Dach mit breiten Ziegeln einzudecken. Wir hören, daß die Kirche zwischen den Türmen und der neue Turm noch mit Schindeln gedeckt waren.



Bayreuth, Stadtkirche. Moritz v. Kanne u. seine Frau, † 1627

Endlich geht man an den Ausbau der Türme, die immer noch unvollendet dastanden. Schon 1514 sind 10 fl. 1 Ort verzeichnet für Hans Steger und Johannes, seines Bruders Jorg Knecht, „auff etzlich hundert stuck steins zu brechen zu dem Neuen thurn, domit der aufbracht werde". Meister Hans Hartung von Trebgast erhielt 1518 für die Besichtigung des Turmes 3 Ort, dabei vertrank man 2 Maß Wein für 1 Pfd. Den Bau selbst aber verdingte man dem Meister Heinrich von Kulmbach, 1 fl. bekam er, „als er den thurn besicht, vnd seinen rat darzu geben hat"; 16 Pfd. gingen weiter auf für

Leikauf und Zehrung bei Eberhard Mann. Juli 1518 begann der Barlierer Dietz mit 7 Gesellen die Steine zuzuhauen. Der Barlirer bekommt 40 Pfg. Taglohn, der Geselle 36, Hans Finck der Maurer 33, Meister Heinrich aber neben seinem festen Jahrsold von 10 fl. bei häufiger Anwesenheit außerdem noch 42 Pfg. Taglohn. Hans Steger brach 1518 für 40 fl., im folgenden Jahr für 18 fl. Steine. Als Brüche sind Meyernreuth und Seilbitz-tulken genannt. Erst im Mai 1519 begann der eigentliche Turmbau. 1523 war die Tätigkeit des Meisters Heinrich von Kulmbach am Turmbau beendet. Im ganzen hat er an seinem Voraus 35 fl. erhalten, in den beiden ersten Baujahren je 10, in den drei übrigen je 5 fl. Der Barlierer Dietz und der Steinmetz Lorentz bekamen zur Verehrung 5 fl. für 20 Ellen braunen Kemblers, ferner haben Barlierer, Lorentz, Hans Steger, Schneider und Vogel 2 Pfd. 10 Pfg. vertrunken, „do man an dem thurn auffgehört hat". 1525 wird mit dem Zimmermann Sebastian Vogel von Auerbach ein Vertrag zu 71 fl. abgeschlossen „von dem Turn vnd sant Michels Chor zu bezymern". Der St. Michaelschor kann sich nirgends anders befunden haben als auf der Empore zwischen den Türmen. (Deutlich ausgesprochen ist ein solcher Chor zwischen den Westtürmen noch heute sichtbar an der mit der Bayreuther Stadtkirche etwa gleichzeitigen St. Moritzkirche zu Koburg [1]). 1526 wurde die Turmspitze aufgerichtet und gedeckt, wozu man 80 Zentner Schiefer benötigte, der Zentner kostete im Bruch 7 Pfg. Pankraz Hofmann von Mistelgau führte den Schiefer um 8 fl. von Perg bei Hof nach Bayreuth. Um 11 fl. verdingte man einem Hofer Schieferdeckermeister die Arbeit am Turm. Jorg Maler vergoldet den Turmkopf, streicht am Achteck das Blech an, vergoldet und bemalt Schild und Stern zusamt der Jahrzahl. Heinz Haynlein deckte den St. Michaelschor mit breiten Ziegeln ein.



Bayreuth, Stadtkirche.
Grabstein der Anna Maria Reiboldtin, † 1654

Schon 1524 fertigte der Barlierer Dietz, der nun als selbständiger Meister erscheint, den Turmkranz. Außerdem erhielten der Barlierer und Lorentz 15 fl., „daß sie den Thurn gepflastert, den schnecken gewelbt, abgepuntten". In den

[1]) Vergl. Bau- u. Kunstdenkm. Thüringens. Heft XXXII, S. 281. Jena 1906.

Jahren 1527—29 ging man daran den alten Turm dem neuen anzugleichen. Meister Dietz führte den Bau aus. Daraus, daß der Tischer 2 Ort bekam „von richt scheit vnd furmen In die stein hutten dem meister dietzen zu machen" ist zu schließen, daß es sich hauptsächlich um Errichtung einer Turmgalerie handelte. Glocken gehören zum Turm, darum sei deren Geschichte hier angeschlossen. Schon 1438 ist die große Glocke erwähnt, 1446 wurden Meß- und Vesperglocke gehängt. 1481 hören wir von einem Glockenturm auf dem Dach, also wohl Dachreiter. 1476 holt man den Wentzel von Bamberg, der mit seinem Knecht 16 Tage am Glockenstuhl im Turm arbeitet, wobei ihn der Zimmermann und Stadtmeister Hanns Wolffel unterstützt. 1477 kommt eine neue Glocke von Nürnberg. „j Pfd. xv Pfg. hat Ewlnsmit[1]) bey dem Butner verzert". Der Schlosser Jorg Rabatschka[3]) hatte sie zu henken. Hans Glockengiesser zu Nürnberg goß 1492 zwei neue Glocken. Ältere Glocken waren darangegeben worden, trotzdem betrug die Aufzahlung mehr als 100 fl. Endlich ward bei allgemeiner Opferfreudigkeit im Jahre 1511 eine große Glocke mit 50 Ztr. 88 Pfd. Gewicht angeschafft, wofür die beiden Glockengießer Hans und Sebolt Beheim zu Nürnberg 534 fl. erhielten. Der Schlosser Jorg Hewß bekam 18 fl. für das Beschlagen von Joch uud Glocke, die auf einem im Kirchhof zugerichteten Glockenstuhl vorläufig aufgehängt wurde. Weiter ist 1513 eine Ausgabe von 28 fl. verzeichnet an Meister Hans Vogel für Anfertigung des Glockenstuhls und „die glocken auffzuziehen vnd zu hencken". Endlich vereinnahmt Meister Jorg Hewß, Glockenhenker von Nürnberg, 80 fl. für seine Arbeit in den Jahren 1520—29.

Das Innere. Mit Hilfe der sorgfältig geführten Gotteshausrechnungen sind wir gut imstande, die langsam vor sich gehende Vollendung der Innenausstattung des Gotteshauses nachzuerleben. Wir wissen, daß der Boden mit einem Kalkmörtel-Estrich belegt war. Die Arbeiten im Chor kommen erst 1493 zum Abschluß. Bürgermeister Fritz Schneider und einige Gemeinderäte schließen einen Vertrag mit Endres Gulden „den Chore zu behawen vnd zu weissen". Von Nürnberg wird „parckstein zu der weyß" bezogen, weiter wird verwendet Menig, Rot, Berggrün (perckgrun) und pergel.

Am Sakramentshaus im Chor ward um Michaelis 1449 der erste Stein gelegt. Der Meister (steinmetzen meister) ist nicht mit dem Namen genannt. Der gleichzeitig beschäftigte Hans Pül kann nicht in Frage kommen, denn während der Meister 4 Groschen (= 28 Pfg.) Taglohn erhält, muß er sich noch gleichwie der mitgenannte Steinmetz Fritz Hacker mit 20 Pfg. begnügen. 1452 sind für das Gitter am Sakramentshaus $3^1/_2$ Pfd. verrechnet. Zum Beschluß der Arbeit werden dem Steinmetzen 1451 6 Ellen Tuch zu je 6 Groschen für einen Rock verehrt. Später, 1458, wird ein Meister Heinrich Hacker genannt, gleich darauf ein Meister Hans Schicker, der einen Leichenstein fertigt. Vielleicht

[1]) Es ist der Stück- und Glockengießer Albert Eulenschmid, der 1436 die 12 Uhrglocke zu Seßlach goß. 1443 nennt ihn auch die Hosp.-Rechn.

[2]) Dieser (Jorg Schlosser) erscheint i. d. F. häufiger als Maurer und Dachdecker.

war einer der beiden mit dem Steinmetzmeister eine Person. Eine recht umfangreiche Arbeit kann übrigens das Sakramentshaus nicht gewesen sein.[1])

Chorgestühl. Im Jahre 1460 werden für das gestul im kor 13 Pfd. ausgegeben. 1474—75 bezieht der Zimmermann Niclas Lotz 1 fl. 34 Pfd. für die neuen Chorstühle mit 10 Ständen — die alten hatten nur 5. Die Anfertigung der übrigen Kirchenstühle erfolgt durch den Zimmermann und Stadtmeister Hanns Wolffel und seinen Sohn. „i Pfd. dem Wolffel Zimermann hat die stul abgesehn zu Bamberg" (1477). Martini 1478 beginnen beide mit der Arbeit, auf Ostern im folgenden Jahre ist sie vollendet.

Altäre. 1446 werden der Zwelffpoten Altar und der Altar auf der Porkirche erwähnt, der letztere war wohl dem hl. Michael geweiht, 1449 erscheint der Frauenaltar, der sich an der Ostwand des südlichen Seitenschiffs befand, als Gegenstück des Apostelaltars im nördlichen. Zwischen den beiden, am Aufgang zum Chor, stand, wie gewöhnlich in größeren Kirchen, der mittlere Altar (1447). Zu zwei weiteren Altären wurde 1449 die Zustimmung von Bamberg erholt. Vom Choraltar oder Hochaltar ist 1452 die Rede.[2])

Im Jahre 1478 unterhandelten Bürgermeister und Rat mit dem Bildschnitzer von Regensburg wegen einer „Tafel", d. h. wegen eines Altars. Die folgende Rechnung von 1479 bringt unter „Außgeben dem maller auff die taffel" weiter verschiedene Abzahlungen an den nicht näher bezeichneten Maler von 98 fl., sowie 5 fl. seiner Frau, wie damals üblich, und 2 fl. 12 Pfg. dem Knecht. Das Altarwerk kam von auswärts, da 30 Pfd. für die Überführung bezahlt wurden. In jener Zeit war es schon fast zur Regel geworden, daß sowohl das Malen als das Schnitzen von Tafeln oder Altären von einer Künstlerpersönlichkeit ansgeführt wurde. Es darf daher mit ziemlicher Bestimmtheit angenommen werden, daß der obengenannte Bildschnitzer aus Regensburg und der Maler der folgenden Rechnung identisch sind. An Kostenaufwand war die Tafel der teuerste Altar, den das Bayreuther Gotteshaus besaß, also jedenfalls der Haupt- oder Choraltar. Acht Personen arbeiteten sieben Tage lang „do man dye taffel seczt". „i Pfd. verzert der maller do er das gespreng pracht". 40 fl. hatten die von Weyer an die Tafel geliehen, 7 fl. gab die Stadt dazu (1480).

Ein weiteres Altarwerk bestellten 1487 der Pfarrer, der junge Veneser und Koberger zu Bamberg. Wenn auch in den Gotteshausrechnungen nicht vermerkt ist, wem der Altar geweiht war, so stellt er sich doch unzweifelhaft als Marien- oder Frauenaltar heraus. 70 fl. empfing dafür der Meister Maler von Bamberg.

Der Vierzehnnothelferaltar (merterer altar) bei dem Predigtstuhl wird 1494 genannt: 3 fl. erhält wieder der Maler von Bamberg für die Tafel. In beiden Fällen handelt es sich wohl um den damals tätigen Bamberger Maler Wolfgang Katzheimer († um 1508). Von ihm bewahrt die

[1]) Über das Sakramentshaus vergl. H., S. 73 u. A. O. 1889, S. 85 ff.

[2]) Vergl.: Die Rechn. üb. d. Bau der Kirche St. Mar. Magd. zu Bayreuth von Dr. Bendiner in A. O. 1889.

Gemäldegalerie zu Bamberg noch ein Tafelbild von 1487 mit der Darstellung der Apostelteilung. Katzheimer malte auch das „Bamberger Fenster" in St. Sebald zu Nürnberg (1493) und lieferte in die Werkstätte Peter Vischers die Zeichnungen zu mehreren fürstbischöflichen Grabplatten.[1])

Der St. Anna-Altar war eine Stiftung des Zimmermanns Hans Vogel. Der Künstler ist nicht näher gekennzeichnet, doch scheint der Altar in Nürnberg entstanden zu sein, da in der vorhergehenden Gotteshausrechnung der Maler zu Nürnberg auftaucht. Doch welcher aus der großen Zahl?

Im Jahre 1502 wurde der von Rot gestiftete St. Oswaldaltar gesetzt. Aus diesem Anlaß erhielt der Maler von Hof (maler vom Hoff) 4 Pfd. 6 Pfg. Trinkgeld. Ein zweites Mal verzeichnet ihn das Register der Corporis Christi-Bruderschaft,[2]) 1505: „j guld j ort noch an d Tafel dem maler zum Hoff geben, daran alle Hantwerck vnd and figur gemalt sindt". Vielleicht führen diese Notizen auf die Spur nach dem Namen des Monogrammisten (G. F. oder F. G.), der sich an dem gemalten Altartriptychon in der St. Lorenzkirche zu Hof verewigt hat[3]), doch kaum in Nürnberg, sondern vermutlich in Hof selbst zu suchen und zu finden sein wird.

1505 bestellte man bei einem Maler von Amberg den Zwölfbotenaltar nach einer Visierung zu machen. 1507 wurde er gesetzt. Nach dem Register der Rosenkranzbruderschaft bekam der Meister Niclaus Maler zu Amberg an Pfingsten 1511 für die neuen Kerzen zu machen 15 fl.[4]), woraus ersichtlich ist, daß dieser Maler zugleich auch Bildschnitzer war, denn diese Kerzen müssen wir uns als eine Art mit Schnitzwerk verzierter Prozessionsstangen vorstellen. In Amberg scheint in jener Zeit ein reges Kunstleben geherrscht zu haben. Meister Hans von Amberg hatte gegen Ende des 15. Jahrhunderts bedeutende Aufträge für Friedrich den Weisen von Sachsen auszuführen[5]), weiter stehen die Namen der Bildschnitzer Hans Krafues (1518) und Georg (1523) sowie eines Meisters Jörg Steinmetz fest. Amberg war ein kleines Kunstzentrum bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Der mittlere und der St. Michaelsaltar sind vielleicht nicht erneuert worden, ihrer geschieht keine Erwähnnng mehr, 1518 wird auch ein Lorenzenaltar genannt.

Neben der Erstellung der Altäre war stetig Geld flüssig zur Vollendung der übrigen Innenausstattung.

---

[1]) S. Heller in A. O. 1832, S. 95 f. über W. Katzheimer, ferner Leitschuh, Bamberg (berühmte Kunststätten). Leipzig 1914, S. 289.

[2]) Register der Corp. Chr.-Bruderschaft von 1492 – 1525 in d. Spitalreg.

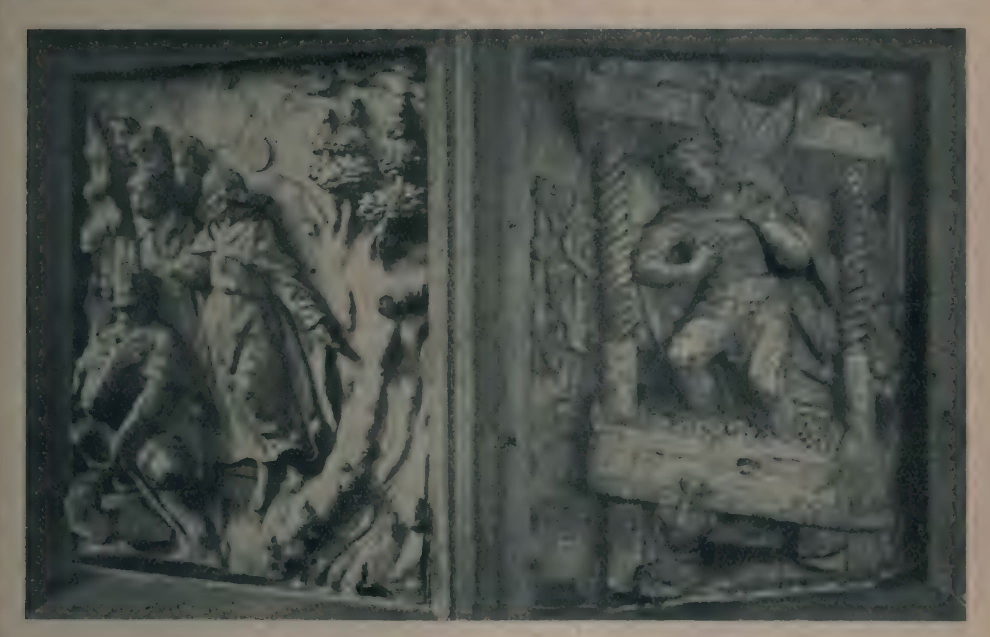
[3]) Vergl. Dr. Weißmann, der Altar in der Lorenzkirche zu Hof. Wissenschaft. Beilage des Hofer Gymnasiums. 1916, S. 9, ff.

[4]) Reg. der Rosenkr.-Brud. von 1496—1525 ebenf. i. d. Spitalregistratur.

[5]) Kunstdenkm. des Kgr. Bayern, Heft XV, S. 164. Einen solchen Zwölfbotenaltar scheint auch der Flügelaltar in d. Pfk. zu Tirschenreuth darzustellen (Tafel VI in Heft XIV), die Reliefsfigürchen der Apostel zu Lanzendorf bei Bayreuth (Anf. 16. Jahrh.) sind denen zu Tirschenreuth auffallend ähnlich, zumal in dem jüdischen Typus einiger Apostel.

Die Kanzel, zu der die Steine von Stockau hergeführt wurden, fertigt 1486 Peter Götz. Die „Zangen" goß man mit Blei aus, Cuntz Smidt bekam 1 fl. für Spitzen und Eisen.

1489 werden hölzerne Apostelfiguren angeschafft; eine Figur kommt auf $1\frac{1}{2}$ fl. zu stehen. 1491 errichtet man — vermutlich im Chorbogen — einen mit der Statue des Salvators bekrönten Schwibbogen. Diesen und das dazu gehörige Widerlager (stull vnd swibogen) fertigten die Zimmerleute Erhard Tillinger und Kilian, 2 fl. bekam für den Salvator Paul Maler; die Eiche dazu war in der Hohenwart gehauen worden. Das folgende Jahr bringt eine Ausgabe von 13 Pfd. 7 Pfg., die dem Schlosser Cuntz und Koler für 13 „Leuchter für die apposteln" bezahlt werden. Es geht daraus deutlich hervor, daß St.



Bayreuth, Stadtkirche. Taufsteinreliefs von Hans Werner. 1615

Salvator und die 12 Apostel eine zusammengehörige Gruppe bildeten, ja vielleicht auch aus der Hand des genannten und vielfach beschäftigten Paul Maler hervorgingen.

Der Taufstein ward 1464 gemalt. Dasselbe geschah 1511 durch den Maler von Kemnath (kempnat). Der Steinmetz Plapper meißelt den Weihkesselstein, ein ansehnliches Stück, da 1501—02 dafür 6 fl. 2 Pfd. angesetzt sind. 1502 wird eine neue Statue des Auferstandenen, der sogenannte Fladenherrgott, angeschafft, wozu der Tischer ein Gespreng macht. Der Maler von Kulmbach (Culmach) hatte 1519 das St. Annabild einzufassen.[1])

[1]) Das Reg. der Rosenkr.-Brud. 1519 nennt zwar einen Hans von Culmach, womit aber kaum der Maler (Hans Sues) und Zeitgenosse Albrecht Dürers gemeint ist.

Plastische Darstellungen aus dem Leben und Leiden Christi dienten zu eindringlicherer Veranschaulichung der heiligen Vorgänge. Solche Darstellungen verzeichnen auch die Bayreuther Gotteshausrechnungen. In der ältesten von 1437 schon wird das hl. Grab erwähnt, das 1498 Paul Maler erneuert. Vom Ölberg ist 1449 erstmals die Rede, 1494 wird ein Gitter davor gemacht, 1509 bemalt ihn der Maler von Kempnat, 1514 erneuert ihn der „klein" Maler (der junge). Auch eine Art Krippe ist festzustellen: 2 Pfd. erhält Paul Maler 1506 „von den hultzen kindlein die man zum spill gebraucht trium regum wider zu renouirn". Der Gebrauch des sogenannten Palmesels ist seit der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts abgekommen und nicht wieder aufgenommen worden. Bei der Prozession am Palmsonntag führte man eine plastische Nachbildung des biblischen Vorgangs (Matthäus, 21. Kap.) mit, wie Christus auf der Eselin sitzend das Volk segnet. 1498 machte Paul Maler den Herrgott auf dem Esel, durch den gleichen erfolgte 1516 eine Bemalung desselben. 1524 wird daran, was zerbrochen und entfärbt, durch Jorg Maler wieder gebessert und noch 1527 werden 3 fl. verausgabt an Jorg Maler „vom hergotte vnd dem Esel zu machen". Der Summe nach handelt es sich hier um eine Neuanfertigung. Wir hören auch von einem großen „Crucifix das man am palmtag gebraucht"; Paul Maler verneuerte dasselbe 1506.

Großen Aufwand erforderte jährlich die Fronleichnamsprozession (die grosse begencknus)[1]. 1511 waren daran beteiligt 45 Priester, dazu der Prior, Landschreiber, Zwickstein, Rorer, der Schulmeister mit 13 Schülern und Sängern von Kulmbach, Dr. Kurmdorffer, Fabian von Aufseß, Nickel Herdegen u. s. w.; 1512 Sebastian von Wallenfels, später auch die Herren von St. Jobst. Vor dem Sakrament gingen der Organist mit dem Positiv, die Lautenschläger und Sänger. Schüler trugen die Engelkerzen, auch Fahnen waren in großer Zahl vorhanden, wie die häufigen Anschaffungen beweisen, ebenso ein Traghimmel. An Fronleichnam gab die Corporis Christi-Bruderschaft den armen Leuten ein Freimahl, 1511 wurden beispielsweise 141 person arm lewtt durch gottes willen gespeyst. — St. Oswald hat sich großer Verehrung erfreut, am Oswalditag (5. Aug.) ward die Kirche mit grünen Bäumen ausgeschmückt, auch fand eine große Begängnis statt.

An den Gnadentagen und heiligen Festen ward als Heiltum ein Brustbild der hl. Maria Magdalena aufgestellt, für dessen Anfertigung der Maler zu Culmach 4 Gulden bekam (1513). Ein St. Franciscusbild wird 1499 erwähnt, wofür an Paul Maler 6 Pfd. verausgabt werden.

Die Orgel ist eines der unentbehrlichsten Ausstattungsstücke jeder Kirche und keines von diesen unterliegt so vielen Änderungen und Umbauten. Das Gehäuse hat ja oft eine Reihe von Generationen überdauert bis es einer neuen Geschmacksrichtung zum Opfer fallen mußte, das Werk aber hat vielfach kaum ein Menschenleben lang den Forderungen standgehalten. 1476 wurde die Orgel probiert. Ein Orgelmeister ward angestellt. Für diese erste Orgel kam wohl

[1]) Vergl. die Reg. der Corp.-Chr.-Brud.

der 1482 genannte Orgelmeister zu Leipzig in Betracht. Im gleichen Jahr geht der Schreiner Pogner zum Orgelmeister gen Bamberg die orgel zu besichten ob sy gemacht wer oder nicht und mit ihm zu reden wy er so lang verzoch. Der Vertrag mit Meister Linhart Lilgenweyß von Bamberg[1]) belief sich auf die für jene Zeit recht ansehnliche Summe von 100 fl. Pogner fertigt den Orgelstuhl, diesen und die Orgel zu malen empfängt der Maler 14 fl. Lilgenweyß macht 1485 das Positiv, dessen Gehäuse von Paul Maler gemalt wird. Im folgenden Jahr werden an Meister Linhart wieder 17 fl. verausgabt vom posatiff vnd Zymbel zu machen, 1490 wird er erwähnt mit 8 fl. die orgeln zu renouirn, 1491 erhält er letztmals 6 fl. für ein klein Orgelein. Eine weitere



Bayreuth, Stadtkirche. Vom Grabstein der Elisabeth v. Stechau. 1631

Reparatur war 1498 nötig, die der Organist Sebolt ausführt. In den Jahren 1515–16 hat Meister Conradt Modler, Orgelmacher von Amberg etzlich gebrechen an der orgel gepessert, auch noch ein stym hinein gemacht, wofür er mit 18 fl. entlohnt wurde nebst der Kost vom Herrn Pfarrer. Doch schon 1523 ist wieder eine größere Reparatur nötig. Auffallend ist der häufige Wechsel der Organisten. 1476 zieht der neue Organist her, 1482 unterhandelt man mit dem Meßner und Organisten Melchior von Auerbach, der auch der Orgel halber herreitet. 1483 kommt ein neuer Kirchner und Organist von Erfurt mit einer jährlichen Entlohnung von 6 fl. Schon 3 Jahre darauf erscheint ein

[1]) Der Bamberger Orgelmacher Lilgenweys fertigt 1492 auch eine Orgel für die Marienkapelle zu Würzburg (Jäck, Pantheon 1825, S. 53.) Ein Meister Leonhard besichtigt 1500 die Orgel zu Königsberg i. Fr. (Oelenheinz, Frankenspiegel I, S. 35.).

neuer Organist Hermann. 1489 holt man sich den Organisten von Stadtkronach. Der orgelbaukundige Organist Sebolt Gauch (seit 1494) scheint den anstrengenden Dienst längere Zeit versehen zu haben. Jobst Piger ist von 1515—19 tätig, 1523 wird abermals ein orgelbaukundiger Organist angestellt, der von jeder der drei Bruderschaften je einen Gulden für das Orgelschlagen zu den Wochenmessen erhielt. Von 1533 an verschwinden Orgel und Organist auf fast vier Jahrzehnte aus den Rechnungen.

Wie bei allen größeren Kirchen befand sich auch in der Bayreuther Pfarrkirche eine Liberey in einem gewölbten Raum über der Sakristei (Segerer). Es scheinen wertvolle Bücher vorhanden gewesen zu sein[1]), da sie mit Ketten angeschlossen wurden (1471). Sorgfältig waren sie hinter Schloß und Riegel verwahrt. 1450 schon hatte Herr Mathis zu Nürnberg Bücher an das Gotteshaus geschickt, 1476 unterhandelte man mit dem Pfarrer von Lantzendorf wegen Büchern, 1483 werden wieder Bücher angehangen, Jorg Piber klebt Zettel auf die Bücher und beschreibt sie. 1501 werden des Doktor Pulen Bücher von Nürnberg gebracht; Dr. Pül, der Sohn des Steinmetzen, war also verstorben. Nachdem man 1452 ein rot Buch zu St. Clas (St. Nikolaus in der Altenstadt) gekauft, fertigte sechs Jahre später der Stadtschreiber ein Meßbuch. Der Buchschreiber Stössel zu Kulmbach bekommt 1493 ein Graduale in Auftrag. Den Ausgaben nach — es wurden bis 1497 für das Buch 36 fl. an Stössel verabfolgt, wobei noch die Rechnung von 1496 fehlt — handelte es sich jedenfalls um ein kostbares Werk mit Handmalereien. Bei der Übergabe haben die Priester und Ratsherren auf dem Rathaus das Graduale „besichtigt vnd mit dem stössel darumb gerechent".

Zahlreich fließen, wie schon aus dem Vorstehenden ersichtlich, die Notizen über den einheimischen Kunstbetrieb, eine Reihe von Malern und Bildschnitzern und Handwerksmeistern ist mit Namen angeführt. So wird 1437 ein Maler und Glaser genannt, der für unseres Herrn Marter 4 Pfd. bekam. Die gleiche Rechnung bringt eine Ausgabe von 76 Pfd. für ein Hungertuch, d. h. ein mit biblischen Bildern bemaltes Tuch, das während der Fastenzeit vor dem Altare aufgehängt ward. Vielleicht kam dafür der Maler Praun († 1463)[2]) in Betracht, der 1446 auch die Porkirche bemalt haben mag. 1464—67 ist der Maler Hans genannt, als Verfertiger von Wandelkerzen schon als Bildschnitzer erkennbar.[3]) Von 1457—65, dann von 1477—1490 zinst dem Bayreuther Gotteshaus Ulrich Maler. Am deutlichsten tritt als Maler und Bildschnitzer unzweideutig Paul Maler hervor. Seinen Namen nennt zuerst die

[1]) Schon das Bayreuther Stadtbuch von 1464 verzeichnet 42 Bücher ohne die Meßbücher. Verzeichnis abgedruckt in Meyer, Quellen zur Gesch. d. St. Bayreuth, München 1896, S. 362 f.

[2]) A. O. 1889, S. 173.

[3]) Hans Maler ist vermutlich identisch mit dem Maler Joh. Potzinger aus Kulmbach, der dann in Weißenstadt ansässig war. Zu Bayreuth ist er am 2. Febr. 1484 gestorben, da hier 1859 seine erzene Grabtafel aufgefunden wurde. 1476 hatte er für die St. Veitspfarrkirche zu Wunsiedel einen Altar gefertigt, nicht für Weißenstadt und mit seiner Künstlerinschrift versehen. Vgl. H., S. 118 u. A. O. 1886, S. 96.

Spitalrechnung von 1478 und letztmals erscheint er 1530 als Zinsnachfolger des Malers Ulrich. Meister Paul malt sowohl Wandbilder (St. Christoph im Chor von St. Linhard und im Spital) als auch mit Ölfarben (Legende des hl. Linhard) und schnitzt Bildwerke (St. Anna und St. Linhard für die Linhardskapelle, einen Auferstandenen für die Spitalkirche[1]) usw.). Ebenso unzweifelhaft war Jorg Maler, wohl der Sohn Pauls, Maler und Bildschnitzer: er malte das Jüngste Gericht an das neue Beinhaus und für St. Linhard und erscheint zuerst 1514 als der klein Maler, von 1516 an als Jorg Maler. Von 1527 ab ist von ihm nichts mehr zu hören, doch ist er wahrscheinlich identisch mit dem alten moller in Siechhaus und da in derselben Rechnung des Almosenkastens von 1545 von der Jorg molerin die Rede ist, so scheint er im gleichen Jahr noch gestorben zu sein.[2])



Bayreuth, Stadtkirche. Detail aus August Riedels Gemälde „Petrus heilt den Lahmen". 1826

Neben den Genannten beschäftigten sich auch die Glaser zum Teil mit Malen und Bildschnitzen. 1442 werden größere Glaserarbeiten in der Pfarrkirche verzeichnet, wir hören von der „grossen marter", d. i. der Darstellung des Leidens und Sterbens Christi. 1448 tritt der Name des Glasers Poll auf, der fertigt zwei vergoldete Engel für den mittleren Altar, im folgenden Jahr das Fenster beim Frauenaltar. 1452 liefert er zwei Fahnen, ein Kruzifix und eine Urstend (Auferstehung), zu den zwei Spielen hat er unterschiedliche Ergänzungen zu machen und zu malen, weiter vergoldet er eine Monstranz und den „sarch" (Reliquienschrein) auf dem Choraltar. Der Glaser Moritz verglast 1467 die Fenster des Hochwerks (Mittelschiff), schon 1456 wird er genannt. Das Scheibenglas dazu bezog man von Nürnberg, anderes verarbeitete man „auf der glaßhütten", womit jedenfalls das heutige Dorf Glashütten bei Mistelgau

[1]) Hosp.-Rechn. 1499.

[2]) Reg. des gemeinen oder Almosenkastens von 1525 an.

gemeint ist. Noch 1470 arbeitet der alte Poll, dessen vermutlicher Sohn Heinz Poll von 1472—93 oftmals genannt ist, auch er war wie sein Vater vielseitig veranlagt. 1474—75 wurden 83 Pfd. 11 Pfg. für die gemalten Gläser im Chor an Nickel Maler ausgegeben.[1]) Dieser war auch als Steinmetz tätig. 1482 liefert der Glaser von Mehlmeisel (welmewsel) 300 Scheiben für 21 Groschen. Mannigfache Beschäftigung fand um 1490 der Glaser Heinz Nest. Der Glaser Heinz Spohrer (seit 1500) war wohl ein Nachkomme des Schmieds Peter Spohrer, der 1447 den Kronleuchter beschlug.

Sehr ansehnlich waren, wie die Gotteshausrechnungen und die alten Verzeichnisse dartun, die Schätze an Gold und Silber. Von einheimischen Goldschmieden begegnet uns der Name Alexander, der 1474 eine Monstranz mit 20 ungarischen Gulden vergoldet und wohl der 1479 gestorbene Goldschmied ist. Der schon 1499 genannte Goldschmied Hans Rot († 1537 zu Hof) zinst von 1507 bis zu seinem Tode dem Bayreuther Gotteshaus jährlich 3 Gulden[2]). Die Goldschmiede Matthes (1515) und Hans Heffner (von 1520 ab) werden erwähnt.

In Bayreuth selbst wurden zumeist auch die kirchlichen Ornate und Meßgewänder hergestellt. Von solchen Paramentenschneidern sind genannt Albrecht Schneyder (1446) und dessen Sohn (1456), mit dem der von 1465 an fast ausschließlich mit dieser Arbeit beauftragte Erhart Schneider († 1501) identisch sein kann. Daneben waren Stiftungen besonders vonseite der Markgräfinnen und auch auswärtiger Guttäter keine Seltenheit. Später, 1514, wird als Verfertiger von Chormänteln und Meßgewändern Meister Hans Mayr von Nürnberg genannt.

2. Die Bayreuther Stadtkirche nach der Reformation

Nach dem Tode seines Bruders Kasimir († 1527) führte Markgraf Georg, „dem die Nachwelt den Beinamen des Frommen gegeben hat," die Reformation ein. Er ließ zunächst die Kirchenkleinode seines Fürstentums einziehen und einschmelzen um damit die Schulden zu bezahlen. 1533 werden 13 Pfd. 24 Pfg. „verzert ob dem Inventirn der Kirchencleinot", im folgenden Jahre werden Stangen in die Liberey gemacht und daran die Ornate der Pfarrkirche, St. Linhards nnd hl. Kreuz aufgehangen. Für die nächsten Jahrzehnte übte man sich im Zerstören dessen, was frommer Sinn in gläubigem Eifer aufgebaut, so verschwanden mit Ausnahme der Pfarr- und Spitalkirche und des Almosenkastens alle die übrigen Kirchen und Kapellen, auch das Kloster St. Jobst, von dem 1538 zwei-Fuder Stühle hereingeführt wurden. Etwas später mußte die Pfarrkirche in der Altenstadt an den Abbruch glauben, 1557 holte man von ihr Stühle auf die neue Porkirche herein. 1538 ward in der Pfarrkirche St. Maria Magdalene ein Altar abgebrochen, 1559 brach Meister Michl von Kemnath vier

[1]) In den Hosp.-Rechn. von 1478 erscheint Nickel Maler auch als Maurer.

[2]) Ein Fritz Rot von Hof stiftete 1493 in das Bayr. Gotteshaus das Salve, das jährlich 5 fl. abwarf.

weitere Altäre ab, im nämlichen Jahre erfolgte der Verkauf der Meßgewänder (gegen 80 Stück), wodurch 102 fl., sowie der Alben und Altartücher, wodurch 127 fl. eingingen.

Den ersten Zusammenhang mit Wittenberg erbringt die Rechnung des gemeinen Kastens von 1542 für „studenten so man zu wittembergk Erhellt" und Luthers Name erscheint in den Gotteshausrechnungen erstmals 1545, indem auf Anregung des Predigers Peter Haueisen „die postill Doctori martini luteri vber die Evangelia vnd Epistel" für 2 fl. 3 Ort gekauft ward.

1547 findet eine größere Arbeit am neuen Turm statt, „ob man Zue not etlich puchssen hinauff bringen und schissen kondt". Die Gotteshausrechnungen von 1560—70 fehlen. In den folgenden Rechnungen finden der Steinmetzmeister Georg Matthes (bis 1578) und der Maler Wolff Sporer, der 1574 die Passion an die Porkirche gemalt und 1582 „des Allten Anthony Pildtnuß An der Kirchen" ausgestrichen, mehrfache Erwähnung. Wolff Sporer hatte auch 1571 den noch vorhandenen Inschriftstein an der lateinischen Schule gemeißelt. In den Jahren 1534—38 waren die Kirchenfenster durch den Glaser Wolff Sporer († 1545)[1] neu verglast worden, wozu man das Scheibenglas von Moritz Lohel zu Koburg, ferner von Bischofsgrün (von der pischoffsgru) bezog. Nachdem am Jakobitag 1584 durch das große Wetter und Schauerschlag die Fenster „Zerschmissen vnd verderbett worden (sönderlich das grosse Mittlere fenster) Im Chor, welches maistestheilß gemallet gewesst", war wiederum eine große Reparatur erforderlich mit 71 fl. Kostenaufwand, als Glasmaler wird hiebei ausdrücklich Erhard Raniß (Ranies) genannt. Eine größere Bauarbeit ist im Jahr 1579 zu verzeichnen, wozu der Hospitalfond hundert Gulden erlegte, von den durch den kurfürstlichen Rentmeister Joseph Michel zu Dresden zum Bayreuther Gotteshaus gestifteten 100 fl. wurden ebenfalls 40 fl. dazu geschlagen. Die Arbeit selbst ist nicht näher bezeichnet. Höchstwahrscheinlich entstand damals der Aufgang neben der Sakristei mit dem hübschen Portal, der Brauttüre, mit der für die Spätrenaissance charakteristischen Beschlägwerk-Ornamentik.



Bayreuth, Stadtkirche. „Jesus im Tempel" von Hofmaler J. Fr. Schuhmacher. 1822

Von Interesse ist auch die weitere Geschichte der Orgel. Seit 1533 fehlt jede Ausgabe für die Orgel selbst, das Orgelspiel ward nicht weiter ausgeübt.

[1]) Wohl der Vater des gleichnamigen Malers.

Ja 1556 steht sogar eine kleine Ausgabe verzeichnet an Meister Erhardt „von dem geheuß bey der Orgelln Abzubrechen". Erst 1572 wird Hans Walther mit Briefen zum Orgelmacher gen Zwickau geschickt. Im Abschied der folgenden Rechnung taucht wieder ein Organist auf (Andreas Haubt) mit 12 fl. Besoldung. Er wird angehalten, daß er seines Dienstes in der Kirche und der zwei Stunden in der Schule „mit allem vleiße abwartten, Alle wochen ein neues Stuck absetzen vnnd Sich Im schlahen vleißig vben Auch sonsten Inn seinem Stande eingezogen vnnd zuchtig vorhalten ... solle". Zweimal noch, 1576 und 1587, wird die Orgel durch den Orgelmacher von Zwickau repariert. Vor 1572 stand die Orgel „hinter der Säule, wo jetzt (1825) die Kanzel angebracht ist",[1]) d. h. an dem zweiten Pfeiler der südlichen Arkadenreihe.

Die alten Bestände in der Pfarrkirche vernichtete der große Stadtbrand von 1605. Nach der Wiederherstellung wurde die Stadtkirche der hl. Dreifaltigkeit geweiht und bekam zumal unter Markgraf Christian eine neue glänzende Ausstattung, die leider den rücksichtslosen Restaurationen des vergangenen Jahrhunderts zum Opfer fiel. Nichts mehr erinnert an die von Samson getragene Steinkanzel des Bildhauers Hans Werner († 1623) aus Nürnberg, die wohl die gotische Steinkanzel des Peter Götz von 1486 ersetzen mußte. Von dem Brenk-Schlehendornschen Orgelgehäuse blieb allein das Reliefbildnis des Markgrafen Christian in den Sammlungen des historischen Vereins zu Bayreuth erhalten[2]). Hans Werners Taufstein war eine Stiftung des Superintendenten Math. Chyträus. Schon dem Aufwand nach zu schließen — der Taufstein kostete 391 fl. 1 Ort 21 Pfg. — handelte es sich hier um ein bedeutendes Werk und die Beschreibung läßt uns den Reichtum seines Figurenschmucks noch ahnen. Unten am Fuß waren die Bildnisse des Stifters und seiner beiden Ehefrauen, am Schaft die vier Elemente mit biblischen Sprüchen, in den achteckigen Becher waren die allein noch (im jetzigen Taufstein) vorhandenen Alabasterreliefs — Sündflut, Durchgang durchs rote Meer, Beschneidung, Christus als Kinderfreund, Heilung des 38jähr. Kranken, Christus in der Kelter, Auferstehung und Darstellung einer Taufe — eingelassen, auf dem Deckel waren die vier Haupttugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe, Geduld zur Darstellung gebracht[3]). Hans Werner ist nur als Steinbildhauer bekannt, jedenfalls aber bestand der Deckel des Taufsteins mit seinen Figuren aus Holz, da er entweder zum Abheben oder Aufziehen eingerichtet sein mußte. In seiner Werkstatt wurde also auch die Holzschnitzkunst geübt. Von Veit Dümpel, dem Schwiegersohn und Gehilfen Hans Werners beim Streitbergschen Grabmal (1616) zu Ahorn bei Coburg, wissen wir bestimmt, daß er auch in Holz arbeitete, er fertigte 1622 die Schnitzereien an dem Portal, das heute den Standesamtssaal im Rathaus zu Nürnberg schmückt[4]).

[1]) Heinritz, Zur Gesch. der Stadt Bayreuth, 2. Teil. 1825, S. 25.

[2]) Abbildung in Hofmann. Bayreuth u. s. Kunstdenkmale. München 1902, S. 3.

[3]) Vgl. H., S. 82 und Schulz, Hans Werner in Mitteilg. des Germ. Nat. Mus., 1909, S. 138 f.

[4]) Rée, Nürnberg, (berühmte Kunststätten) Leipzig 1907, S. 175.

Ein besseres Schicksal war dem 1615 von der Markgräfin Maria gestifteten Altar beschieden. An seinem schönen Aufbau, an seiner herrlichen Plastik wird sich noch heute das Auge jedes Kunstfreundes erfreuen. Es ist ein stilechtes Werk der deutschen Spätrenaissance. Im Aufbau hält sich der Altar noch an die Überlieferung des dreiteiligen spätgotischen Flügelaltars, doch herrscht nicht mehr allein die Höhenrichtung vor, die Betonung der die ganze Breite der Anlage durchziehenden Wagrechten des einheitlich durchgeführten Gebälks wirkt hier recht eindringlich. Im übrigen ist jede Erinnerung an die Gotik verschwunden. Die Art der Ausführung zeugt von tüchtigem Können. Die hohe Vollendung der Schnitztechnik nicht nur im Figürlichen: dem Gekreuzigten mit den zwei überaus anmutigen Engelchen im oberen Abschluß, sowie den mit höchster Bravour geschnitzten arabeskenartigen Blindflügeln, sondern auch im Ornamentalen erregt unsere Bewunderung. Alle verfügbaren freien Flächen sind mit einer reizvollen Ornamentik verschwenderisch ausgestattet. Die ganze Formenwelt der Renaissance kommt zur Anwendung: das Beschlägwerk, die Volute, die Kartusche, der Obelisk, die Groteske, die Fratze und das Engelsköpfchen zwischen Flügeln. Trotz aller phantastisch wuchernden Ornamentik aber bleibt der architektonische Aufbau klar ausgesprochen. Ein hohes Schönheitsgefühl gibt sich in allem kund. — Kanzel und Taufstein waren durch Inschriften als Werke des Bildhauers Hans Werner bezeugt. Gleichzeitig mit diesen ist der Altar entstanden und vermutlich ebenfalls in Nürnberg, da der Nürnberger Flachmaler Leonhard Brechtel ihn bemalte[1]). Schon die örtliche Herkunft würde also auf Hans Werner als den Urheber hinweisen, zudem der Altar zweifellos nicht nur im Aufbau manche Übereinstimmung mit Hans Werners Grabdenkmälern aufweist, sondern auch in manchen Einzelheiten wie z. B. in den Helmen und Helmdecken der Wappen, in den pausbackigen Engelsköpfchen mit ihren charakteristischen Stumpfnäschen, in den Säulenfüßen und Kapitellen. Die obige Beschreibung des Taufsteins ergibt weiter, daß in Werners Werkstatt auch die Holzschnitzkunst geübt wurde. — Von dem gleichzeitigen Bildschnitzer Hans Kolb, der 1610 zu Bayreuth heiratete, ein Haus in der Ochsengasse besaß und 1633 (Eintrag vom 24. Juli) im Alter von 50 Jahren starb[2]), ist bisher nicht einmal der Name bekannt gewesen. Kulmbach besaß damals einen bedeutenden Bildhauer in Abraham Groß, dessen Name hier nicht übergangen werden darf. Auf ihn als Urheber müßten sich zuerst die Blicke richten, wenn nicht die oben berührten Momente für Hans Werner sprächen. — Den Bilderschmuck für den Altar hatte der Hofmaler Heinrich Bolland gemalt. Seine Tafeln aber wurden schon im Jahre 1822 beseitigt, niemand weiß wohin. Es waren Darstellungen aus dem alten und neuen Testament, „anmüthige Gemälde, theils zur Andacht, theils aber zum Schrecken". Die Haupttafel hatte anscheinend vier Darstellungen: rechts den Verräter Judas und den in die Grube geworfenen Jeremias, links den verkauften Joseph und die Szene wie Joab den

[1]) H., S. 81.
[2]) Nach den Bayreuther Registern.

Abner meuchelmörderisch umbringt; die Flügelbilder zeigten Noah mit der Zimmerhacke und den Evangelisten Johannes. Oben war noch Christus dargestellt, unten wie er am Ölberg leidet, „Wobey die düstere Nacht, schimmernde Stern und der halbe Mond, dann auch die schlaffende Jünger abgeschildert zu sehen“[1]. Im Jahre 1822 verehrte der Hofmaler Immanuel Friedrich Schuhmacher dem Gotteshaus das Leinwandbild Jesus im Tempel, das zunächst in den Altar eingelassen ward[2]. Der gleiche malte auch das Abendmahlsbild nach Lionardo, das heute noch in der Predella enthalten ist. Schuhmacher, den 29. Juni 1754 zu Ansbach geboren, kam 1793 mit einem Empfehlungsschreiben des Ministers von Hardenberg und der Herzogin von Württemberg nach Bayreuth und starb daselbst am 16. Dezember 1824[3]. Heinritz nennt ihn einen geschickten, aber vom Glücke nicht begünstigten Künstler. Das Bild Jesus im Tempel wirft kein günstiges Licht auf sein Können. Da verraten die gleichzeitigen Flügelbilder (St. Petrus und Paulus) seines eineinhalb Menschenalter jüngeren Kunstgenossen August Riedel schon ein ganz anderes Talent und mit vollem Recht spricht Heinritz von ihm als einem talentvollen jungen Künstler, von dem sich der Altar noch ein Stück zu versprechen haben soll. Mit diesem Stück ist das mittlere Gemälde Christus am Ölberg gemeint, das „in großartigem Style behandelt" schon auf der Kunstausstellung von 1823 zu München allgemeine Bewunderung erregte. Nagler rühmt „die schöne Wahl der Formen, die glänzende Färbung und die effektvolle Beleuchtung"[4]. Das Salvatorbild im oberen Teil ist nach der rückseitigen Inschrift eine Schenkung von Riedels Mutter[5]. August Riedel wurde am 25. Dezember 1799 zu Bayreuth als Sohn des königl. preußischen Bauinspektors Karl Christian Riedel (1764—1838) geboren und erhielt in der Taufe am 21. Januar des folgenden Jahres die Namen Johann Friedrich Ludwig Heinrich August[6] In früher Jugend schon zeigte sich bei ihm die künstlerische Veranlagung, nach Jäck empfing

[1] Aus einem Akt im Arch. des hist. Ver. Bayreuth.

[2] Heinritz, Versuch einer Gesch. d. k. b. Kreis-Hauptstadt Bayreuth 1823, S. 42 f. Die Widmungsinschr. auf dem Bilde lautet: „Gemahlt / von / Immanuel Friederich / Schuhmacher sen- / im 69 Le / bensiahre / und gestiftet / der heil - Maria Magdalena Kirche / zu Bayreuth / 1822".

[3] Sterbreg. im Dekanat.

[4] Naglers Künstlerlexikon. München 1843. Bd. XIII.

[5] Die Inschr. lautet. „Dieses Gemählde, verfertiget von dem Mahler Herrn August Riedel aus Bayreuth, wurde der hiesigen Stadtkirche zur heiligen Dreifaltigkeit von der Frau Kreisbauräthin Marianne Eleonore Riedel, gebornen Tretzel aus Sulzbach, Ehegattin des verdienten Herrn Kreisbauraths Riedel dahier, zum Geschenk gemacht. Bayreuth an 23. August 1827".

[6] Nach dem Taufreg. der Hofgemeinde im Bayreuther Dekanat. Aug. Riedel entstammt einer ausgesprochenen, thüringisch-fränkischen Künstlerfamilie. Sein Großvater Joh. Gottlieb R. (1722—91), zu Schleiz geboren, war der Vorgänger Karl Christians als Hofbauinspektor zu Bayreuth. Zwei Brüder seines Vaters sind unter den Taufpaten aufgeführt, der wirkl. geheime Oberbaurat und Akademiedirektor zu Berlin Heinrich R. († nach 1820) und der Obergrabeninspektor und später ebenfalls geh. Oberbaurat zu Berlin August R. (1748—1810). Alle diese sind bei Nagler als Architekten und Maler bezeichnet. Ein Bruder des Malers August R. ist der zu Bayreuth-St. Georgen geborene Architekt Eduard von Riedel (1813—1885), der an der Erbauung des Königsschlosses in Athen beteiligt war, 1850 nach München zurückkehrte, das

er durch den Kunstdilettanten von Rittershausen zu Bamberg, wo er hauptsächlich nach den alten Meistern der Riboudetschen Sammlung kopierte, seine erste Ausbildung[1]). Seit 1818 war August Riedel Schüler des Professors und Historienmalers Robert von Langer an der Akademie zu München. Zehn Jahre später ging er das erste Mal nach Rom, das ihn den größten Teil seines langen Lebens festhielt. Dort starb er auch als Professor an der Akademie von San Luca am 8. August 1883, im Todesjahre Richard Wagners. In Italien wandte sich Riedel von der kirchlichen Historie ab und „machte die vom Zauber des Sonnenlichts umspielte menschliche Figur zum fast ausschließlichen Gegenstand seiner Darstellungen, welche in der Farbe geschickt behandelt, aber nicht ohne Süßlichkeit sind" (Brockhaus). Von seinen Zeitgenossen aber ward Riedel angestaunt, Nagler bezeichnet ihn geradezu als einen Meister erster Größe. Eines seiner bekanntesten Bilder ist die Neapolitaner Fischerfamilie in der Neuen Pinakothek zu München, bezeichnet „A. Riedel fec. Rom 1834"[2]). Weitere Werke von Riedel sind in allen großen Galerien und in vielen Privatsammlungen zu finden. Seine bedeutenderen Gemälde hat der Künstler selbst auch mehrfach kopiert. — So bietet der Altar ein für die Bayreuther Kunstgeschichte sehr wertvolles Stück und der Verlust der mit seiner Entstehungszeit harmonierenden, aber als „unpassende Sujets" abgenommenen Bilder des Hofmalers Volland kann nicht mehr allzuschwer ins Gewicht fallen. In der Ölbergszene hat Riedels Kunst einen ergreifenden Ausdruck gefunden, unterstützt von einer sicheren Zeichnung und einer aus der Tiefe holenden Glut der Farben. Noch ein anderes Werk des Künstlers besitzt das Gotteshaus in dem großen Leinwandgemälde auf der südlichen Empore, das bedauerlicherweise bei dem Brandunglück, dem die neue Orgel 1918 zum Opfer fiel, ebenfalls schweren Schaden litt. Es stellt die Heilung des Lahmen durch Petrus dar und ist rechts unten bezeichnet „A. Riedel 1826". Aus der Mitte der Komposition wendet sich der eben geheilte Lahme voll Dankes nach rechts zu den vor dem Tempeleingang stehenden Aposteln Petrus und Johannes. Sein Begleiter, ein sonngebräunter Knabe mit entblößtem Oberkörper hält die entbehrlich gewordenen Krücken und, auf diese weisend, kehrt er sich mit freudestrahlendem Gesicht der die linke Seite des Bildes einnehmenden bewegten Gruppe von Zuschauern zu. Besonders zwei prachtvolle Frauengestalten mit einem kleinen Knaben heben sich davon ab und bezeugen durch Fragen und Gebärden ebenfalls ihr Erstaunen über die wunderbare

---

alte Nationalmuseum erbaute und zum Direktor der Hofbauintendanz aufrückte (Brockhaus). Nach Nagler starb Eduard zu früh, „als daß irgend ein Werk seinen Namen hatte verewigen können." Er mag ihn durch seinen Aufenthalt in Griechenland aus den Augen verloren haben.

[1]) Jäck. 2. Pantheon 1844, S. 103. Jäck gibt als Geburtsdatum des Malers den 21. Dez. 1799 an. Nach dem Katalog der Neuen Pinakothek (München 1890) ist Riedel 1800 geboren. Und noch heute ist die Lebenszeit Riedels an seinen Bildern in der Neuen Pinakothek mit 1802 bis 1883 angegeben.

[2]) Der erwähnte Katalog von 1890 führt 9 Gemälde von A. Riedel auf. Seit der Neugruppierung der Galerie in den letzten Jahren fanden anscheinend nur 5 davon wieder Aufnahme.

Heilung. Einfache Architektur mit einem Ausblick in die Landschaft bildet den Hintergrund. Auch dieses Bild zeichnet sich durch leuchtende Farben aus.

Das große silberne Kruzifix auf dem Altar ist eine Stiftung von Christian Ernsts erster Gemahlin, der Markgräfin Erdmuth Sophie († 1670)[1]. Die Sakristei enthält neben einem kleineren silbernen Renaissancekruzifix noch eine Darstellung des Gekreuzigten aus dem Jahre 1628 von Hofmaler Volland, vielleicht malte er auch das ganzfigurige Porträt des Dulders Dr. Johann Stumpf († 1632), in die Zeit gehört auch das Gemälde mit der Darstellung der Geschichte vom Zinsgroschen.

Die Mehrzahl der übriggebliebenen, in der Vorhalle und im Chor aufgestellten Grabsteine zeigt eine recht handwerksmäßige Ausführung[2], einige jedoch beanspruchen erhöhte Beachtung. So allen voran das Denkmal, das Moritz von Kanne auf Bühl und Heidhof seiner Frau Maria Barbara, einer geborenen Schaumberg zu Mupperg († 1627) setzen ließ. Die Inschrifttafel besteht aus schwarzem, die Umrahmung aus rotem Marmor. Eine hervorragende Arbeit stellt das weißmarmorne Doppelbildnis dar. In dem leicht zur Seite geneigten Kopf des Moritz von Kanne kommt die tiefe Trauer über den herben Verlust zum vollendeten Ausdruck, während die Verstorbene dahinter in zartestem Relief fast nur wie ein entschwindendes Schattenbild in die Erscheinung tritt. Die Art der Ausführung ist in allem von höchster Feinheit, nur ein bedeutender Künstler konnte ein von so tiefer Empfindung getragenes Werk schaffen. Hans Werner, der nicht mehr unter den Lebenden weilte, wäre, trotz aller Schlichtheit in der Aufmachung, dessen kaum fähig gewesen. Ein größerer Kunstgenosse von ihm war der Kulmbacher Bildhauer Abraham Groß, der zu jener Zeit in Bayreuth an dem großen Grabdenkmal für den Markgrafen Joachim Ernst († 1625) arbeitete[3], das heute noch in der Klosterkirche zu Heilsbronn erhalten ist. Schon seine Zeitgenossen bezeichneten Abraham Groß als einen „berühmten Mann". Zu Anfang 1634 berichtet des Bildhauers Witwe, daß das Monument bis auf wenige Teile von Bayreuth nach Heilsbronn geschafft sei[3]. Abraham Groß war inzwischen am 29. Oktober 1633 zu Kulmbach gestorben[4]. Von seinen Werken sind außerdem leider nur wenige bekannt. Am 18. März 1618 begann er seine Arbeit an den vier Prachtkaminen im oberen Korridor des Rathauses zu Nürnberg[5]. Zu Bayreuth fertigte er den schönen Figurenschmuck am mittleren Portal der Kanzlei[6]. Von Bayreuth aus wurde er um 1629 nach Bamberg berufen, um die Zeichnung zur Stuckarbeit für den Chor der St. Stephanskirche zu liefern[7]. In diesen wenigen gesicherten Werken zeigt sich Abraham

---

[1] H., S. 81.

[2] H., S. 96 f. führt sie alle an.

[3] Hofmann, Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg. Straßburg 1901, S. 83 f.

[4] Eintrag im Kulmbacher Sterbreg. von 1633, Oktober: „Abraham Groß Frstl. Brandenbg. Bildhauer alhier die 29". Groß kann auch als Graß gelesen werden.

[5] Mummenhoff, das Rathaus in Nürnberg, 1891, S. 151.

[6] Heinritz, Versuch x, a. a. O., S. 37.

[7] Heller, Gesch. d. prot. Pfarrk. z. hl. Stephan in Bamberg, 1830, S. 29 f.

Groß als einen feinsinnigen Künstler, der über den Durchschnitt weit hinausgewachsen ist. Ihm darf das schöne Denkmal des Kanne'schen Ehepaares ohne Bedenken zugeteilt werden. Noch ein weiterer, recht anspruchsloser Grabstein ging wohl aus des gleichen Bildhauers Hand hervor, der Stein der 1631 verstorbenen Elisabeth von Stechaw, geb. von Itteriz. Ein Lockenköpfchen von solch unschuldsvoller Anmut und Wahrheit konnte nur ein sicherer Beherrscher des Meißels aus grobkörnigem Sandstein hervorzaubern. Man beachte weiter die phantastische Umrahmung der Inschrifttafel, die Verteilung und Ausführung der Wappen; die untere Inschrift ist eine spätere Zutat.

Nicht weit davon, in dem dunkelsten Eck der Vorhalle, steht der Grabstein der Anna Maria Reiboldtin, geb. von der Gabelentz († 1654). In vornehmer Zeittracht ist die Verstorbene dargestellt, mit geschlossenen Augen wie eine friedlich Schlafende. Über dem faltenreichen Rock liegt die Inschrifttafel. Üppig quellendes Knorpelwerk, geflügelte Engelsköpfchen, Fruchtstücke, Wäppchen fassen Tafel und Grabstein ein. Das Denkmal ging aus der Werkstatt der Bildhauer Johann Brenk und Hans Georg Schlehendorn zu Kulmbach hervor. Diese beiden wurden 1644 von Koburg nach Kulmbach berufen, wobei der erstere als Meister, der letztere noch als Geselle (späterhin als Mitgehülfe) bezeichnet wird. Beide entfalteten eine umfassende Tätigkeit, sind sie ja auch die Schöpfer des großartigen Altars in der Kulmbacher Stadtkirche [1]). In den 60er Jahren lösten sie den gemeinsamen Werkstattbetrieb auf und jeder arbeitete auf eigene Faust. Der bedeutendere Bildhauer scheint Schlehendorn gewesen zu sein, wie ich an anderer Stelle des weiteren auszuführen und zu belegen vorhabe. Brenk, der Schlehendorn überlebte, war noch in den 60er Jahren nach Bayreuth übersiedelt und starb hier im Alter von 72 Jahren 1674 [2]), als fürstlicher Hofbildhauer bezeichnet. Beide Bildhauer hielten zähe am Knorpelstil fest und machten Kulmbach zu einem namhaften Zentrum desselben. Ein zweites Erzeugnis der Kulmbacher Werkstatt, der Wappenstein des Hans von Budewels († 1647), steht dem erwähnten örtlich und zeitlich nahe. Die gehäuften Wäppchen, voran die drei durch die Schlange, das Symbol der Ewigkeit, eingekreisten, sind des Betrachtens wert und wir werden im Stillen die Geduld bewundern und die Sorgfalt, mit der das alles so zierlich durchgeführt ist.

Das Brenk-Schlehendorn'sche Orgelgehäuse machte im vergangenen Jahrhundert einem langweilig-neugotischen Platz. 1913 ließ man mit großem Kostenaufwand eine neue Orgel mit barockisierendem Gehäuse durch die Orgelbaufirma Ströbel in Nürnberg errichten. Auch dieses Prachtwerk gehört nun der Vergangenheit an, nachdem es aus bisher unaufgeklärt gebliebener Ursache schon nach fünf Jahren ein Raub der Flammen geworden war.

---

[1]) An dieser Stelle sei Herrn Kirchenrat Welzel zu Kulmbach für gütige Erlaubnis zur Einsichtnahme der einschlägigen Registraturbestände erg. Dank ausgesprochen.

[2]) Sterbreg. im Bayreuther Dekanat, Eintrag vom 5. Oktober 1674. Brenks Sohn Hans Georg Brenk (1632–1697) verblieb in Kulmbach und fand hier und in der Gegend als Bildhauer vielfache Beschäftigung, blieb aber tief im Handwerksmäßigen stecken.

Nach all dem Vorstehenden bietet die Bayreuther Stadtkirche, die als einziges Bauwerk der Stadt noch aus dem Mittelalter in die Gegenwart hereinragt, in ihrem imponierend weiträumigen Innern (Dehio) heute nur noch ein schwaches Abbild von dem, was sie ehedem vor der Reformation und dann wieder vom 17. bis tief ins 19. Jahrhundert hinein gewesen war. In ihrer so reichen künstlerischen Vergangenheit spiegelt sich die Kunstgeschichte des zugehörigen Landes wieder. Hohen Reiz gewähren auch die in die älteren Bayreuther Gotteshausrechnungen reichlich eingestreuten kulturgeschichtlich wertvollen Notizen, deren besonders für die Ortsgeschichte interessante Verwertung in diesem auf die Kunstgeschichte beschränkten Rahmen und um Weitschweifigkeit zu vermeiden unterbleiben mußte[1]).



Weihfestspiel

Ein fränkisch Lied von **M. G. Conrad**

Herr Walter von der Vogelweid
viel Lust schuf er, viel Herzeleid
in seinem starken Leben.
Für Kampf und heldisch Saitenspiel
gewann er hoher Ehren viel,
Doch Ungunst auch daneben.

In Würzburgs Lusam fand er Ruh,
zog von dem Fuß den Wanderschuh,
und schloß die hellen Augen.
Die Laute und sein gutes Schwert,
das manches Feindes Schopf verzehrt,
wem sollten sie nun taugen?

Jahrhundert zogen viel ins Land,
doch fand sich keine Künstlerhand,
Herrn Walters Erb zu meistern.
Bis endlich der Bayreuther kam,
von Würzburg kühnen Aufstieg nahm,
geführt von Walhalls Geistern.

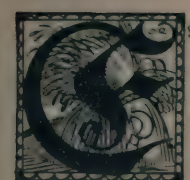
Er griff nach Walters Schwert und Spiel,
schuf deutscher Kunst neu' Weg und Ziel —
hei, das war Meister-Singen!
Bayreuth nahm sein Geheimnis auf.
Du Frankenland, im Heldenlauf
der Zeiten welch Vollbringen!

Nun steht der deutschen Kunst zum Ruhm
Germanen-Geistes Heiligtum
als Weihfestspiel gegründet.
Ein Opferfeuer, ewig rein,
seht, hüllet Erd' und Himmel ein:
Die Welt steht hell entzündet!



Siegfried Wagner als schaffender Künstler

Von **Fritz Böhner**, Bayreuth

s gibt wohl keinen schaffenden Musiker, dessen Namen so allgemein bekannt ist und den zugleich so wenige richtig kennen und gerecht beurteilen wie Siegfried Wagner. Immer wieder kann man das Gleiche erleben: man hört wegwerfend über sein Schaffen reden und fragt man dann: „Kennen Sie eines seiner Werke etwas genauer?", so erfolgt mit erstaunlicher Regelmäßigkeit die Antwort: „Nein, das nicht, aber – es heißt doch überall . . . ." Und dann wird meist kühn behauptet, Siegfried Wagner sei eigentlich nur aus Verpflichtung gegen den großen Namen seines Vaters auch unter die Opernschreiber gegangen, etwa so, wie früher die Söhne gewisser Kreise nur Gardeoffiziere werden konnten – als ob man 12 solche große Werke (Dichtung und Musik) hervorbringen könne ohne aus innerem Beruf Musikdramatiker zu sein[1]. Von anderen noch viel törichteren Einwänden sei gar nicht erst angefangen. Erkennt man schon Siegfried Wagner überhaupt nur widerwillig die Berechtigung zu eignem Schaffen zu, so läßt man ihn gewöhnlich auch nicht als selbständige Künstlerpersönlichkeit gelten, sondern mißt ihn immer an seinem Vater und kommt so zu einer ganz schiefen Beurteilung. Wäre er irgend ein beliebiger Mensch jenseits der Parteien Haß und Gunst, man stünde anders zu seinem Schaffen und ließe ihm die Gerechtigkeit widerfahren, auf die er wie jeder andere Anspruch hat.

Wer seine Schöpfungen unbefangen auf sich wirken läßt, muß merken, daß sein künstlerisches Gesicht ganz anders ist wie das seines Vaters. Das ist allerdings klar: seine Werke sind in dieser Form ohne Richard Wagner nicht denkbar. Aber das gilt so ziemlich für jeden Musikdramatiker der Gegenwart, jeder bedient sich mehr oder weniger des dramatischen Stils, der dramatischen Sprache, die Richard Wagner geschaffen und dasselbe tut Siegfried Wagner auch. Gewiß gibt es bei ihm Stellen, die unmittelbar auf Richard Wagner zurückstrahlen, die im engeren Sinn Wagner'sche Färbung haben, aber sie sind gar nicht so zahlreich, daß sie für das Ganze beherrschend würden, und vor allem stellen sie keineswegs die stärksten Teile seiner Werke dar. Seine Eigenart liegt in ganz anderer Richtung. Was ihn von seinem Vater unterscheidet, ist, daß wir bei ihm im ganzen wenig von jenem erhabenen Pathos finden, von dem Richard Wagners Musikdramen getragen werden, nichts von jener gewaltigen Welt der Götter

[1]) Als 12. ist eben „Der Schmied von Marienburg" erschienen.

und Helden, vor deren überlebensgroßen Gestalten wir uns willenlos überwältigt beugen müssen. Siegfrieds Kunst hat ein freundlicheres, zum guten Teil ein heiteres Gesicht, seine Gestalten scheinen uns menschlich näher gerückt, wir empfinden sie mehr als unsersgleichen, seine Welt ist viel einfacher, enger umgrenzt, er hat eine besondere Freude am Kleinen, Schlichten, ja er verschmäht auch die Welt des Alltags nicht. Das zeigt sich in allem: in der Wahl der Stoffe, in der Zeichnung der Menschen und ihres Charakters, in der musikalischen Einkleidung des Dramas, besonders in der Erfindung der Themen, und in der Gesamtstimmung. Seine künstlerische und menschliche Persönlichkeit zeigt weniger Verwandtschaft mit seinem Vater als mit seinem Großvater Liszt, in seinen musikdramatischen Werken fühlt man sich mehr an die Romantik Webers, Marschners erinnert, hie und da gemahnt sogar allerlei Behagliches und Vergnügliches an Lortzing.

Schon die Wahl seiner Stoffe ist bezeichnend für seine Art. Nicht in Mythus und Heldensage sucht er sie wie Richard Wagner, sondern in der menschlich einfacheren Welt des Märchens und der Volkssage. Hier ist er ganz heimisch, hier bewegt er sich ganz ungezwungen und holt sich unbekümmert, was er brauchen kann. Man muß es bewundern, wie er ganz verschiedene Stoffe und Motive aus Märchen und Sagen zusammenzufügen und zu einem organischen Ganzen zu vereinigen weiß. Schon bei der Dichtung seines Erstlingswerkes, des „Bärenhäuters", hat er das bewiesen. Sie ist durch Verschmelzung der beiden Grimm'schen Märchen „Der Bärenhäuter" und „Des Teufels rußiger Bruder" entstanden, während das Motiv vom Spiel um die Seelen in den Grimm'schen Anmerkungen zu dem Märchen „Da Spielhansl" zu finden ist. Dabei ist alles wie aus einem Guß, als könnte es nicht anders sein. Das mußte man auch schon damals anerkennen, als dieses Werk herauskam.

Im folgenden sei nun ein kurzer Überblick über seine Schöpfungen und ihren wesentlichen Inhalt gegeben. Die Nebenhandlungen, die stets mit der Haupthandlung verbunden sind, bleiben dabei im ganzen unberücksichtigt.

Im „Bärenhäuter" (30jähr. Krieg) verschreibt sich der aus dem Krieg heimkehrende Hans Kraft in seiner Verlassenheit dem Teufel als Heizer für die Kessel der Hölle. Leichtsinnig verspielt er die Seelen der Verdammten an den Fremden (Petrus) im Würfelspiel und verhilft ihnen so zur Erlösung. So wird er vom wütenden Teufel verurteilt drei Jahre als rußiger Bärenhäuter die Welt zu durchziehen; nur dann sollte er erlöst sein, wenn ein Mädchen, dessen Liebe er trotz der Vermummung erringe, ihm Treue halte. Es war nun schwer glaubhaft zu machen, daß in Luise bei nur flüchtiger Begegnung eine Neigung zu dem Rußigen in der abschreckenden Gestalt erwacht. Der Dichter verstand es, fein darüber wegzukommen. Sie sieht eine Träne des Kummers ihm über die Wange rollen. „Einen weinenden Mann, das traf ich noch nie!" Aus Mitleid wird Liebe und der gläubige Mut ihn zu erlösen. Die Szenen zwischen Luise und Hans gehören in ihrer wundervollen Innigkeit und kindlichen Reinheit und Zartheit zum Besten, was S. Wagner geschaffen. Schließlich führt die beiden

ihr unbeirrbar reiner Sinn durch alle Gefahren zum Glück, das ist echte Märchenart.

„Herzog Wildfang" ist ein prächtiges Lustspiel, dessen Ursprünglichkeit und Selbständigkeit gewisse Berührungspunkte mit den „Meistersingern" wenig Abbruch tun. Der Inhalt ist frei erfunden, doch sind auch hier verschiedene Märchenmotive verwendet. Der Herzog einer kleinen Residenzstadt des 18. Jahrhunderts hat sich durch seine zügellose Willkür, die mehr jugendlichem Überschwang als einem verderbten Herzen entstammt, verhaßt gemacht. Diese Stimmung beim Volke wird vom Rate Blank geschürt, der andrerseits wieder hinterlistig den Herzog in seiner Zuchtlosigkeit bestärkt. Als dieser in blindem Übermut nach der jungen Osterlind schießt und sie verwundet, wird das Maß voll: halb wird er davongejagt, halb scheidet er freiwillig aus dem ungeliebten Amt. In Verkleidung sucht er Osterlind auf, für die er erglüht ist, um sie zu gewinnen. Auch Blank, der nun, wie ers gewollt, die Geschicke des Volkes lenkt, wirbt um sie, zuletzt auch Reinhart, der eben heimkehrende Jugendfreund Osterlinds. Entscheiden soll nun nach dem Vorschlag des tollen Herzogs ein „Liebes-, Wett- und Werbe-rennen". Dabei wird Blank, der durch Betrug gesiegt, in seiner ganzen Schlechtigkeit entlarvt, das Volk ist beschämt und nimmt wieder den Herzog zum Herrn, den das Erlebte zur Einkehr gebracht, während Osterlind ihren Reinhart bekommt. Das Werk enthält eine Reihe echter Lustspielszenen. In der melodienreichen Liebesszene des stimmungsvollen 2. Aktes zeigt sich S. Wagner als feiner Poet in Worten und Tönen.

Das nächste Werk, „Der Kobold", ist tragisch. Die zu grunde liegende Koboldsage stammt aus den „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm. Der Kobold, ein Hausgeist, ist die Seele eines im Hause ermordeten Kindes, die nicht eher Ruhe findet, bis ein Glied ihres Geschlechts für sie starb. Dazu ist eine Handlung frei erfunden; ihr Kern ist der, daß ein unschuldiges, unerfahrenes Naturkind, Verena, durch schmerzlichstes Erleben zum Mitleid und damit zur höchsten Opferwilligkeit geführt wird: sie stirbt um ihren Kobold zu erlösen. Um diesen Kern ist eine bunte Fülle von Handlung gewoben, die in den Beginn des 19. Jahrhunderts verlegt ist: fahrende Komödianten, eine sittlich verdorbene Adelsgesellschaft, die Geisterwelt mit Ekhart und den Koboldern, all das wirrt durcheinander. Einen Ruhepunkt in den drängenden Ereignissen bildet die erste Hälfte des dritten Aktes: die schöne Orchestereinleitung, der ergreifende Gesang Verenas und die große Szene zwischen Ekhart und Verena, die das Verständnis für das Ganze erschließt. Man hat im „Kobold" manches dunkel gefunden: gewiß, die Vorgeschichte, wer der Kobold eigentlich ist, bleibt geheimnisvoll. Aber das ist Absicht; denn alles klar zu stellen wäre doch eine Kleinigkeit gewesen. Eben darin liegt ein wichtiger Teil der Gesamtstimmung, daß der Hintergrund in einen ungewissen Dämmer gehüllt ist, daß viel mehr zu ahnen als verstandesklar zu fassen ist.

Der „Bruder Lustig" schöpft wieder aus den „Deutschen Sagen". Mit Grimms gleichnamigem Märchen hat der Titelheld nichts zu schaffen. Vielmehr

ist er eins mit Heinrich von Kempten, der in der Sage „Otto mit dem Bart" den Kaiser im Streit am Bart ergreift und sich durch Bedrohung Straflosigkeit erzwingt, später aber ihn aus den Händen seiner Gegner rettet und sich so mit ihm versöhnt. Alle wesentlichen Züge der Sage hat der Dichter festgehalten, damit dann die Sage von der Andreasnacht verbunden, in der ein Mädchen durch Zauber den künftigen Gatten sehen kann, und daraus die Handlung entwickelt. Heinrich ist eine Art Seitenstück zu Verena: ein frisch-fröhlicher Naturbursche, dem ebenfalls die Welt bös mitspielt. Nur wird er deswegen an der Welt nicht irre, er ist derber, seelisch gesünder. Wie er merkt, die Geliebte (Rüle) ist seiner nicht wert, bekehrt er sich flugs zu Walburg und alles geht gut zu Ende. Das Schönste ist die Szene in der Kirche am Ende des 2. Aktes; hier sehen wir tief in Heinrichs kindlich reine Seele. Noch in anderer Beziehung gehört der „Bruder Lustig" innerlich mit dem „Kobold" zusammen. In diesem erliegt Verena den finsteren Mächten, die aus der Geisterwelt nach ihr greifen. Dort ist Walburg durch den Zauber der Andreasnacht wohl an den ungeliebten Konrad gefesselt, aber das Band wird zerrissen und Walburg folgt, von Heinrichs starker Seele emporgehoben, ihrem Herzen.

Den nämlichen Gedanken finden wir dann in der nächsten Schöpfung wieder, in „Sternengebot": Herzensgebot geht über Sternengebot, d. h. über des Schicksals geheimnisvollen Spruch. Hier ist es aber nicht der Mann, Helferich, sondern die zarte Jungfrau, Agnes, die der Verkündigung der Seherin trotzt und sie zuschanden macht, indem sie den von den Sternen verheißenen Gatten zurückweist. Freilich zu eignem Glück zwingt sie das Schicksal nicht, Entsagung ist ihr Los, da Helferich über eine Schuld, die er, auch in den Seherspruch verwickelt, auf sich geladen, nicht hinwegkommt. Der psychologische Kern des Ganzen liegt in den Worten:

„Ob an Sterne der Glaube, an nächtliche Zeichen,
An des Fonichs Kraft, an des Kobolds Streichen:
All eins, wie du den Wahn benennst,
Genug, daß du es dein Schicksal wähnst."

Nur wer sich dem Schicksalsspruch schwächlich ergibt, über den hat die Weissagung Macht. So ergeht es Helferich, dem es an der rechten inneren Kraft gebricht. Konrad der Salier will wohl dem Spruche trotzen, verstrickt sich aber dabei in Schuld und wird durch sie wie Helferich unfrei und im Handeln gelähmt. Innerlich ganz frei ist allein seine Tochter Agnes, sie allein ist Siegerin über das Sternengebot. Auch von diesem Drama, das im 10. Jahrhundert in der Gegend von Fulda spielt, führt ein Weg zum nächsten Werk.

„Banadietrich" ist die Tragödie des Trotzes. Der Trotz wird hier überspannt, Banadietrich trotzt allem: der Welt, dem Schicksal, der Kirche, dem Teufel, dem Tod, selbst Gott, dessen Ruf ihn zur Reue mahnt, nur einem nicht, der Liebe seines verstoßenen, unschuldigen Weibes Schwanweiß; als ihre Stimme, aus der Ferne herklingend, ihn bittet, zerschmilzt sein Trotz, er bereut und wird zu ihr, der Wasserfrau, in den Frieden der feuchten Tiefe entrückt. In Schwan-

weiß haben wir wieder eine Frauengestalt von unsäglichem Liebreiz; prachtvoll gelungen sind aber auch die andern Personen: Wittich, der edle, unglücklich liebende Held, dessen „Sonnengesang" ein Glanzstück für jeden Sänger bildet, der treuherzige Dietleib, seine Mutter, die gutmütig derbe Frau Ute und vor allem wieder der Teufel, der böse Geist, der überall die Hand im Spiel hat, im 1. Akt als Raunerath, im 2. als Magister Flederwisch, im 3. in eigner Gestalt. Seine Szene mit Frau Ute bietet eine Fülle musikalischen Humors. Mit dem Dietrich der deutschen Heldensage hat dieses Drama sehr wenig gemein. S. Wagner hat eine spätere Umbildung der Sage benützt. Banadietrich ist der gebannte Dietrich, der wegen unheiligen Lachens in der Kirche dem Bann verfällt und dann mit dem wilden Heer sich umhertreibt.

Während hier der sündige Mann durch das reine Weib Frieden findet, ist es in „Schwarzschwanenreich" umgekehrt: der reine Jüngling erlöst das gefallene Weib. Hulda hat mit dem Versucher, der in Gestalt eines schwarzen Schwans ihr genaht, gebuhlt und die Frucht der Sünde, einen Wechselbalg, vergraben. Sie möchte empor zum Licht, zurück zur verlornen Reinheit, da ihr Herz eigentlich nichts von dem Frevel weiß, und als Liebholds geliebtes Weib ist sie auf dem Weg das Vergangene zu vergessen. Aber die Schuld wacht wieder auf, als glücklich gewähltes Symbol dafür dient, daß die Hand des Wechselbalgs drohend aus dem Grabe aufwächst. In ihrer Verzweiflung wird sie hier belauscht und dann ins Gefängnis geworfen um als Hexe im Feuer zu büßen. Wieder naht sich der Versucher und verheißt Rettung, aber in füchterlichem Ringen weist sie ihn ab. Auf dem Scheiterhaufen ruft sie ihrem Liebhold zu: „Schuldig bin ich! Glaubst du, daß ich es nicht sei, so bin ich frei von Fehl." Er versteht sie erst nicht, aber als er sie mit übermenschlicher Kraft nach dem Heiland zur Hilfe gegen den Versucher rufen hört, faßt er, was sie gelitten: „Ich glaube an dich!" Damit stürzt er in die Flammen sie zu retten. Zu spät, sein eigener Tod entsühnt sie. Als Zeit ist das 17. Jahrhundert, als Schauplatz Böhmen gewählt. Aus der Musik sei das Liebesduett zu Beginn des 2. Aktes hervorgehoben, ein wahres Wunder an Wohllaut.

Tragisch durch einen Sühnetod beschlossen wird auch das nächste Werk: „Sonnenflammen". Mit dem Titel ist – nicht ganz glücklich – das üppig glühende Leben am Hofe von. Byzanz (13. Jahrhundert) gemeint, in dem ein deutscher Ritter elend zugrunde geht. Fridolin ist auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Land begriffen um eine Schuld zu büßen, bricht aber sein Gelübde und bleibt in Byzanz hängen, von Liebe zur schönen Iris ergriffen, einer holden Mädchenblume, die dem häßlichen Sumpfe dort entsprossen. In seiner Schwäche läßt er sich zu unerhörter Schmach erniedrigen, selbst zum Hofnarren, bis er durch einen freiwilligen Tod seinem unwürdigen Leben ein Ende macht. Vermag uns dieser Held auch nicht rechtes Mitgefühl abzugewinnen – auch sein Tod wirkt mehr als Verzweiflungsakt denn als tapfere sühnende Tat –, so entschädigt dafür die wahrhaft glänzende Darstellung der beispiellosen Verderbtheit von Byzanz. Sie hat in dem Narren Gomella einen Vertreter bekommen, für

den S. Wagner ganz neue Töne und Farben gefunden hat, eine groteske Mischung von Frechheit und Kriecherei, Gemeinheit und Lustigkeit, die in ein schillerndes Orchestergewand gehüllt ist. Neben diesem wahnwitzigen Karnevalstreiben wirkt dann (auch schon im Vorspiel) die einfache Innigkeit der deutschen Heimatmelodie mit unnennbarem Zauber. Wenn die Schaubühne als moralische Anstalt zu betrachten ist, so ist dieses Werk wie kaum ein zweites geeignet unsrer Zeit einen Spiegel vorzuhalten. So angesehen hätte es eine hohe sittliche Aufgabe.

In eine fremdartige Welt führt auch der „Heidenkönig", nämlich zu den alten Preußen (16. Jahrhundert) im Nordosten des Reichs, die, nach außen Christen, im Innern noch völlige Heiden sind, an ihre Götzen glauben, nächtliche Feiern halten und einen heimlichen König haben. Auf dem Hintergrund der Glaubenskämpfe, in denen bald offene Gewalt, bald versöhnliche Liebe, meist aber Trug und Hinterlist als Waffe dienen, spielt sich ein Seelendrama ab. Ellida, die eigentliche Heldin, ist wie Hulda in „Schwarzschwanenreich" eine zwiespältig veranlagte Natur: ihre Sinnlichkeit lockt sie auf Abwege, ihre Seele aber hängt mit hingebender Liebe am Gatten. Sie hat Radomar um eines Abenteuers willen verlassen, doch nimmt er die Reuige vertrauensvoll wieder auf. Dadurch gerät er in Streit mit zwei Brüdern, deren Schwester sich bereits Hoffnung auf Radomar gemacht hatte. Da nun Ellida für einen unbewachten Augenblick abermals der Versuchung erliegt, werden die Gatten aufs neue auseinander gerissen; aber das Weib sühnt die Schuld, indem sie Radomar, als er König werden soll, vor den Anschlägen seiner Feinde rettet und dabei selbst das Leben hingibt. Die Schlußszene bringt in großartiger, wirkungsvoller Symbolik den Kampf des Heidentums und des Christentums und den Sieg des letzteren. Die Musik weiß in breit angelegten Volksszenen den wüsten Wahn des Götzenglaubens bald düster und feierlich, bald wild ausgelassen durch eigenartige Färbung ausgezeichnet wiederzugeben; im Gegensatze dazu stehen die milden, hellen Klänge des Christentums, das besonders durch ein Zwischenspiel voll blühender, schwärmerischer Melodik, „Glaube" betitelt, ergreifend verkörpert ist.

Die Frage des Selbstmords greift S. Wagner im „Friedensengel" (16. Jahrhundert) wieder auf und zwar als dramatischen Angelpunkt, um den sich alles dreht. Willfried, wie Fridolin ein angekränkelter Charakter ohne sittlichen Halt, hat sich von seinem edlen Weib Eruna weg in Liebe zur lebensfreudigen Mita gewandt, und als diese es entsetzt von sich weist mit ihm aus dem Leben zu scheiden, geht er allein in den Tod. Seine Mutter will verbergen, daß er Hand an sich gelegt, damit er in geweihter Erde bestattet werde. Das geschieht zwar, aber später kommt vor dem heimlichen Gericht die Wahrheit an den Tag und ein Haufe Volks will ihm im Friedhof die christliche Ruhestätte wieder rauben, bis Engel dem toten Willfried und der gleichfalls in den Tod getriebenen Mita den Frieden spenden. Es ist dies wohl — als Drama genommen — die schwächste Dichtung unter allen Werken. Vor allem fehlt ihr der eigentliche Held. Die Handlung ist etwas dünn und organisch nicht recht einheitlich, besonders im 2. Akt, der von dem gesunden, egoistischen Lebenstrieb

Mitas und des köstlich gezeichneten Leichtfußes Reinhold erfüllt, wohl als dramatischer Gegensatz zum 1. Akt gedacht ist, welchen das Todesverlangen Willfrieds beherrscht. Im übrigen enthält gerade der 2. Akt sehr hohe musikalische Schönheiten, wie er sich in immer helleren Farben auflichtet, von dem noch dunklen Anfang über die von Frische und Heiterkeit funkelnde Sommermorgenschilderung des Orchesters bis zu dem großen Friedensgesang Mitas, der wie ein Glaubensbekenntnis des Menschen Siegfried Wagner anmutet.

Die letzten 4 Werke gehören offenbar innerlich zusammen: es sind düstere Tragödien über dunkle Probleme des menschlichen Herzens. Auffallend ist, daß alle vier das eine gemeinsam haben: in jedem spielt Untreue in der Liebe — bald beim Mann, bald beim Weib — eine Hauptrolle und alle vier klingen bei aller Tragik doch versöhnlich, verzeihend aus, ein Bedürfnis für die harmonische Menschlichkeit ihres Schöpfers.

Seine im Grunde heitere Natur fordert nun wieder ihr Recht und er schafft ein köstliches, fröhliches Märchenspiel, in dem er seinem Humor die Zügel schießen läßt, in dem sich seine ureigenste Persönlichkeit so auslebt, wie vielleicht in keinem andern Werk: „An allem ist Hütchen schuld". Hütchen ist ein aus den „Deutschen Sagen" stammender Poltergeist, dessen Freude es ist mit den Menschen Schabernack zu spielen und alles heillos zu verwirren. Als Opfer hat er sich das ländliche Liebespaar Frieder und Katherlieschen ausersehen, das aus den Grimmschen Märchen — doch dort als Ehepaar — allen wohlbekannt ist; aber es ist daraus eigentlich nichts verwendet als die den Berg hinabrollenden Käse. Katherlieschen ist nicht die einfältige Frau des Märchens, seine Einfalt ist vielmehr nur die eines kindlichen Gemüts, das zwar der Welt als dumm gilt, in Wirklichkeit aber in seiner Unschuld immer den rechten Weg findet, also eine Art „reiner Törin". „Alle Schmerzen, alles Leiden zwingt ein kindlich reines Herz", heißt es am Schlusse. Den Inhalt nachzuerzählen ist in Kürze nicht möglich, so bunt und reich ist die Handlung; in reizender Verschlingung sind hier „40 Märchen zusammengebraut". Nur soviel sei gesagt: Die beiden Leutchen werden zur Strafe für ihre unerwünschte Liebschaft getrennt in die Welt geschickt um schier unlösliche Aufgaben auszuführen. Ihre Abenteuer enthält der ausgedehnte 2. Akt in 9 Bildern, fast alles wohlbekannte Vorgänge aus den Grimmschen Märchen. Sie lösen ihre Aufgaben, werden aber von Hütchen immer wieder gestört und geäfft, so daß sie doch mit leeren Händen heimkommen. Der 3. Akt führt aber alles nach manchen weiteren Verwicklungen glücklich zu Ende. Von einigen Einzelheiten sei nachher noch die Rede.

In diesem Werk schafft er aus voller Märchenseligkeit heraus, in der seine Künstlernatur sich am wohlsten fühlt. Dieser geben vor allem die Märchen und Sagen der Brüder Grimm immer wieder Nahrung. Nicht bloß daß er seine Stoffe oft daraus schöpft, sie sind ihm auch eine Fundgrube für tausend Einzeleinfälle und -motive, die er dann überall in seinen Dichtungen verwertet, oft nur in flüchtiger Berührung. Eine Menge Gestalten, die unserem Volk vertraut, lieb und wert sind, läßt er in den besprochenen Werken wieder auferstehen, wohl in

seiner persönlichen Weise vielfach umgeschaffen und frei benützt, aber doch nicht im Widerspruch zu unserer aus der Kindheit stammenden Anschauung: so finden wir bei ihm wieder Tod und Teufel, Petrus, den getreuen Ekhart, das wilde Heer, Hexen, Kobolde, Zwerge, den Menschenfresser, das Galgenmännchen, Schwanenjungfrauen, Nixen, Elfen und alles was im Walde webt, das Tischlein deck dich, den Goldesel, den Knüppel aus dem Sack, das singende springende Löweneckerchen, die Geschichte vom Hasen und Swinegel und vieles andere. Alles, woran das deutsche Volk glaubt im Guten wie im Bösen, Hohes und Heiliges, Kindliches und Törichtes, Lächerliches und Ernsthaftes, Heimliches und Unheimliches gewinnt da Gestalt und Leben. Vom „Freischütz" zu S. Wagner geht eine Linie.

Auch die Art, wie er die Gestalten einführt und ihren Charakter prägt, ist im Sinn des deutschen Märchens. So ist der Teufel im „Bärenhäuter" nicht etwa eine dämonische Figur, ein Mephisto, sondern der dumme, fast gutmütige Leibhaftige mit Gehörn und Pferdefuß, der sich bei aller Pfiffigkeit doch überlisten läßt. Ähnlich stellt er sich im „Banadietrich" dar und erst recht so im „Hütchen". In „Schwarzschwanenreich" ist er freilich der Satan, der unheimliche Verführer. Ins Humorige hinüber spielt auch die Gestalt des Todes („Banadietrich" und „Hütchen"), er ist, etwa so wie im bekannten „Schmied von Jüterbogk", der armselige Knochenmann, der gleichfalls um seine Beute betrogen wird. Ebensowenig ist die Hexe in „Bruder Lustig" und im „Hütchen" so richtig unheimlich, sondern mehr grotesk gestaltet, besonders in der Musik. Auch Petrus („Bärenhäuter") ist so gezeichnet, wie wir ihn aus verschiedenen Märchen kennen: nicht auf den überirdischen Heiligen, sondern aufs Menschliche eingestellt, ein freundlicher alter Herr, dem der Humor nicht fehlt.

Seinen menschlichen Helden und Heldinnen liebt S. Wagner eine schlichte, geradlinige, ja kindliche Wesensart zu leihen und solche Gestalten gelingen ihm am schönsten. Gerade darin zeigt sich, daß er nur seiner innersten Natur folgt, wenn er Märchenstoffe wählt. Je mehr sich seine Schöpfungen oder Teile daraus dem Märchen nähern, desto persönlicher wirken sie, desto mehr ist er darin er selbst. Deshalb ist der Charakter seiner Helden, genau wie im Märchen, meist so einfach angelegt, so wenig verwickelt, daß er sich gewöhnlich auf eine knappe Formel bringen läßt. Die Verwicklungen der Handlung, die sie in Unruhe und Herzensnot stürzen, kommen daher auch in der Regel nicht aus ihrem Innern, sondern von anderer Seite her, oft von dunklen Mächten, die schicksalhaft über ihrem Leben walten. Dann steht ihr Kindergemüt ratlos und verwirrt und ergeht sich in rührender Bitte zur Barmherzigkeit Gottes oder in fruchtloser Klage gegen die Grausamkeit des Schicksals. Das finden wir besonders bei Verena, bei Heinrich, bei Helferich, bei Liebhold und bei Katherlieschen.

Das aber, worin all das Gesagte erst richtig in Erscheinung tritt, ist nicht der Wortlaut der Dichtung, sondern die Musik, sie erst erschließt uns das eigentliche Wesen von S. Wagners Bühnenwerken. Selbstverständlich ist bei jeder musikdramatischen Schöpfung das Primäre immer das Textbuch; mit dessen Güte steht und fällt das Werk überhaupt. Doch gilt das nur für die Konzeption des

Ganzen. Der Wortlaut im einzelnen ist für die Wirkung nicht sehr wesentlich. Und hier begehen die, welche S. Wagners Werke wenigstens in der Dichtung kennen lernen wollen, wenn sie keine Gelegenheit haben sie auf der Bühne zu sehen, den Fehler, daß sie sich zu sehr an den bloßen Wortlaut halten und danach das Ganze beurteilen. Da stößt sich dann der unkundige Leser an allerlei sprachlichen Seltsamkeiten, am ungewöhnlichen Satzgefüge, an eigentümlichen Wortbildungen und ähnlichen Dingen, die ihm vielleicht albern, gesucht vorkommen, ja er versteht manches ohne die Musik überhaupt nicht oder auch falsch, er übersieht Wesentliches oder nimmt Nebensächliches zu wichtig. Die Musik gibt erst allem das rechte Gesicht, durch sie erhalten scheinbar geringfügige Teile, besonders stumme Szenen, ungeahnte Bedeutung, dunkle Stellen überraschendes Licht, matt oder gezwungen scheinende Verse, vor allem solche scherzhafter Art, frische Farben, kurz, die Musik erst erweckt alle Gestalten zu vollem dramatischen Leben. Das geschieht hauptsächlich durch gewisse Melodien und Motive, welche den Personen gewöhnlich schon beim ersten Auftreten beigegeben sind um ihre Persönlichkeit kurz, aber scharf und bestimmt gleich von vornherein zu umreißen. Und in der Erfindung solcher Motive ist S. Wagner fast immer sehr glücklich. Wenn sie auch nicht alle — rein musikalisch genommen — von durchaus neuartigem Gepräge sind, die Hauptsache ist: sie sind gut erfunden, d. h. sie sind bezeichnend, meist einfach gebaut und darum einprägsam, ja in der Regel volkstümlich in bestem Sinn. Wenn im „Bärenhäuter" der Teufel das erste Mal auftritt, begleitet ihn eine Melodie, die zwingend uns sein Wesen vorführt: dumm-pfiffig, freundlich-heuchlerisch. Letzteres liegt vor allem darin, daß das Motiv — in Quartenschritten auf- und absteigend — der Terz aus dem Wege geht, die die Tonart bestimmt, und so etwas Unbestimmtes, Hinterhältiges bekommt: bei aller Einfachheit ein geradezu genialer Treffer. Ebenso unmittelbar überzeugend wirken die frisch-fröhlichen Hans Kraft-Motive und die schöne As-dur-Melodie der Luise. Wie wahrhaft lustig springt das eine Thema des „Bruder Lustig" daher! Wie plastisch ist das Trotzmotiv des Banadietrich! Welch liebenswürdiger Leichtsinn im Auftrittslied Friedrichs im „Kobold"! Oder man sehe ebendort die kokett-anmutige Pikanterie in der Melodie der sittenlosen Gräfin im Polacca-Rhythmus, die hoffnungslos traurige Schwermut im Lied der Hulda zu Beginn des „Schwarzschwanenreichs", im gleichen Werk die unheimlich sinnlichen, lockenden Klänge der schwarzen Schwäne, die Verführungsmelodie des Alexios in „Sonnenflammen", die wie ein Zauberband umgarnend sich auf und ab schlingt. Ins Endlose ließe sich die Aufzählung fortsetzen. Besonders gut liegt ihm die schüchterne Sehnsucht, aber auch die zarte Schelmerei jugendlicher Mädchengestalten. Hier findet er ergreifend echte Herztöne. Mit Geige, Oboe oder Klarinette weiß er ihren feinsten Regungen beizukommen. Ausgezeichnet gelingt ihm ferner das Groteske, Burleske, Phantastische und dabei kommt ihm seine meisterhafte Instrumentierungskunst zu Hilfe, die selbst seine Gegner restlos anerkennen. Beispiele sind die Teufelsszenen im „Bärenhäuter" und noch mehr im „Hütchen", die Andreasnacht in „Bruder Lustig", ganz besonders aber die Gomellaszenen in „Sonnenflammen".

Von hier ist nur noch ein Schritt zu S. Wagners Humor. Schon um dieses Humors willen sollte man seinem Schaffen mehr Beachtung schenken, seine Werke liebenswert finden. Denn wer unter den lebenden Komponisten besitzt solchen Humor? Echten deutschen Humor, nicht nur musikalischen Witz oder bloße Komik; beides ist etwas ganz anderes. Jedenfalls bildet bei keinem der Humor so sehr einen Grundzug der künstlerischen Wesensart, bei keinem ist das ganze Schaffen so vom Humor durchtränkt. Selbst bei düsteren Tragödien erlaubt seine Natur ihm nicht auf den Humor zu verzichten, wie dies die Gestalten des Trutz und der andern Komödianten im „Kobold", die Soldaten- und Volksszenen im „Schwarzschwanenreich", die Figur des Balthasar im „Friedensengel", der Tod des Krodo und die Szenen mit Hoggo und dem Götzenbild im „Heidenkönig" bezeugen. Nirgends ist vielleicht sein Humor reiner und echter als in dem Selbstgespräch des „Bruder Lustig" in der Kirche: aus dieser Szene lächelt er wirklich unter Tränen hervor. In Fülle findet er sich auch im „Hütchen" und zwar von der ersten bis zur letzten Szene. Wie rührend ist er da, wo Katherlieschen sterben will und vom vermeintlichen Gift nascht, das in Wirklichkeit Honig ist! Daß das mit richtigem Humor und nicht etwa bloß komisch gestaltet ist, ergibt sich aus der zarten, stimmungsvollen Musik. Derb, behaglich ist dann der Humor in der Schilderung der Hölle. Wie des Teufels brave Ellermutter dasitzt und die Wäsche ihres Enkels flickt, ist musikalisch wahrhaft zum Entzückeu dargestellt: halb behäbig-philiströs, halb phantastisch in ganz eigenartiger Mischung. Vollends das Schlummerlied, das sie dem Teufel singt um ihn in Schlaf zu lullen: das trübe fis-moll, der eintönige Rhythmus, die drastische Plastik des Krauens in den Holzbläsern, alles vereint sich zu einer kostbaren Stimmung. Die kurzen Hinweise müssen genügen. Im übrigen ließe sich über S. Wagners Humor ein ganzes Buch schreiben.

Freilich muß man zum Genusse dieses Humors einen Rest kindlichen Empfindens sich gewahrt haben und diese Voraussetzung trifft heute in der Zeit der Operettenfrechheit und wüster Kinodramatik weniger als je zu. Und doch hätten die meisten Schöpfungen S. Wagners die Fähigkeit in sich volkstümlich zu werden. Gerade die Mischung von Scherz und Ernst, Rührung und Heiterkeit, Tragik und Humor ist von je ein Merkmal germanischer Volkskunst gewesen, ob wir nun an Lortzing denken, der, wie in „Undine", auch mit Vorliebe beides mengte, ohne allerdings das Triviale zu verschmähen, oder gleich an Shakespeare, der Tragisches und Närrisches dicht nebeneinanderstellt und dessen Stücke seiner Zeit auch wirkliche Volkskunst bedeuteten. Wie sehr S. Wagner zum Volkstümlichen hinneigt, geht schon daraus hervor, daß er seine Stoffe immer wieder unmittelbar aus der Volkspoesie schöpft, ferner daraus, daß er mit Vorliebe Volksbräuche verwertet, daß das Volk selbst in jedem seiner Werke eine Rolle spielt, und zwar nicht bloß um — wie so oft in der älteren Oper — Gelegenheit zu Chorsätzen zu bieten, das Volk spielt wirklich als eine Art persona dramatis mit, bildet ein wesentliches Glied im dramatischen Aufbau. Da sind die famosen Bauernszenen im „Bärenhäuter", die Revolution und das Volksfest in „Herzog

Wildfang", die wichtigen Volksszenen im „Friedensengel, das Trinkgelage, das Kupalosfest und die Schlußszene im „Heidenkönig", das Hochzeitsfest im „Hütchen" u. a. Die musikalische Fassung dieser Volksszenen ist außerordentlich lebendig und echt. Schon der Bauerntanz im „Bärenhäuter" ist so echte Volksmusik wie der unsterbliche Bauernwalzer im „Freischütz". Hier ließe sich überhaupt allerlei Nachdenkliches einfügen über die Art, wie S. Wagner in fast allen Werken den Tanz oder seine Weiterbildung, die Pantomime, verwendet und damit für das heute als sinnlos empfundene Ballett einen Ersatz schafft, der ganz anders mit der dramatischen Entwicklung sich verbindet.

Wer so wie S. Wagner in seinen Werken dem Volk eine so wesentliche Rolle zuweist, muß wohl darin vorzugsweise ein bestimmtes Volkstum zur Schau tragen und so haben wir in ihm auch eine Art fränkischen Heimatkünstler zu sehen, der die fränkische Heimat nur in wenigen Werken verläßt. Der Bärenhäuter führt in den Hummelgau und im letzten Akt handelt es sich um die Erstürmung der Plassenburg. „Bruder Lustig" hat eine kleine fränkische Stadt zum Schauplatz, wohl nicht sehr weit von Bamberg, wo Heinrich den Streit mit dem Kaiser hatte. Auch die Handlung im „Friedensengel" ist nach Franken verlegt und bei der Rauferei im „Hütchen" schimpfen sich die Hochzeitsgäste als „Bindlacher Lackel", als „Ramsenthaler Rammel", als „Himmelkroner Hammel" und „Unterschrezer Lümmel", alles nach Orten in der Umgebung Bayreuths. Diese bloß äußerliche Verwendung von Namen und Schauplätzen will freilich wenig besagen. Aber der Dichter geht weiter und weiß mancher Szene fränkische Lokalfarbe zu verleihen, wenigstens andeutungsweise. Wie heimatlich vertraut mutet uns der Gärtner Zupfer in „Herzog Wildfang" an, eine Figur, die jeder Kenner der fränkischen Kleinstadt erlebt hat: „Die Sach', die ist halt so 'ne Sach'! Sagen können tät ich schon was, aber sagen mögen tu ich's halt nicht . . . . Mich nennen's schon so . . . . drüben im Hirschen die alte Weife; Mag nicht! Nachher heißt's, ich hätt' geklatscht". Und obwohl hier eine mitteldeutsche Residenzstadt als Schauplatz angegeben ist, die Handlung kann eigentlich doch nur in einer fränkischen Markgrafenstadt vor sich gehen, wo es ja auch „tolle Markgrafen" gegeben hat, die auf Menschen schossen. Im „Friedensengel" hat die Wirtshausszene ein leicht angedeutetes fränkisches Gepräge und im zweiten Akt wird einer begrüßt: „Der Balthasar von Kronach? Kommst du zur Kerwa?" Im „Hütchen" finden sich Wendungen wie: „Ihr habt's grad nötig andere zu höhnen, habt doch Dreck am Stecken genug!", wo der fränkische Tonfall nicht zu verkennen ist.

In Anbetracht der volkstümlichen Richtung der Werke S. Wagners ist es zu bedauern, daß es ihnen versagt ist auf weitere Kreise, eben aufs Volk selbst zu wirken, da nur große Bühnen sich mit ihnen befassen können, so groß sind die Ansprüche, die sie an Szene, Gesangskunst und Orchesterkörper stellen. Aber die großen Bühnen sollten wenigstens das eine oder das andere Werk im Spielplan führen. Weshalb das nicht der Fall ist, soll hier nicht untersucht werden. Keinesfalls liegt die Hauptursache in den Werken selbst. Diese hätten heute eine vornehme

Aufgabe, heute wo die Ausländerei auf der Opernbühne sich so breit macht. Zur Ausländerei rechne ich auch die Schöpfungen einheimischer Komponisten, die fremde, undeutsche Stoffe und fremdes Volkstum auf die Bühne bringen. Bloß beispielsweise sei an die großen Erfolge und zahlreichen Aufführungen von d'Alberts „Tiefland" oder Waltershausens „Oberst Chabert" oder Schrekers „die Gezeichneten" erinnert, über deren Wert hier gar nichts gesagt sein soll. Unsere elende Zeit sollte sich nur mehr auf das eigene Volkstum besinnen und dieses bewußter pflegen, auch auf der Bühne. Und Siegfried Wagners Werke sind in allem so grunddeutsch, in ihnen wird soviel vom deutschen Wesen lebendig, in ihnen stecken auch so hohe sittliche Kräfte, daß man wünschen muß, sie möchten von der Bühne herab recht oft auf unser Volk wirken können.



Ein altes Ständelied aus Hof

Von **Cornel Schmitt**[1]), Lohr a. M.



Eine besondere Art des weltlichen Volksliedes bilden die Ständelieder. Unzählig fast sind solche, die sich mit der Schneiderzunft befassen. Der Schneider spielt eben im Volksleben eine besondere, vielfach eine komische Rolle. Die übergroße Schlankheit, die Beweglichkeit, das oft zur Schau getragene Selbstbewußtsein, das weite Gewissen, das ihm vom Volk angedichtet wurde, all das hat die Spottlust der anderen Stände herausgefordert. Das Volk beobachtet scharf und schont seine Mitmenschen nicht. Es hat kein Bedauern mit dem Tag und Nacht im Webstuhl schuftenden, hustenden, pochenden Leineweber und ergötzt sich an der Tölpelhaftigkeit des Bauern. Die angesungenen, verhöhnten Stände bleiben ihnen jedoch in der Derbheit nichts schuldig und so entstehen Volkslieder, die durch die Spottlust des einen Standes auf den andern Stand ergänzt wurden. Sie gestatten oft guten Einblick in mittelalterliche Sitten und Gebräuche, wenn sie sie auch etwas verzerrt wiedergeben.

Besser gelingt das bei jenen Volksliedern, die von den eigenen Zunftangehörigen ersonnen worden sind. Da erhält man Aufschluß über die kleinen

[1]) Der Verf. dieses Beitrages ist schon längere Zeit im Dienste des veredelten Volksliedes sehr eifrig und erfolgreich tätig. Im Juni 1920 z. B. veranstaltete er zu Lohr einen Volksliederabend mit einleitendem Vortrag und Aufführung meist fränkischer zwei- und mehrstimmig gesetzter Volkslieder durch den Chor der Präparandenschule. Der Abend, dem ein sehr zahlreiches Publikum aus Lohr und Umgebung anwohnte, war äußerst bildend für jung und alt. Solche Veranstaltungen können nicht eindringlich genug empfohlen werden. Im Schacht des fränkischen Volksliedes ruhen noch viele z. T. ungehobene, z. T. verschüttete Schätze. Der Herausgeber.

und großen Leiden und Freuden, die einen ganzen Stand bedrücken oder erheben. Aber die Lieder sind nicht nur dem Text nach interessant. Auch der Musiker kann seine helle Freude daran haben. Sie sind den einzelnen Ständen geradezu auf den Leib geschnitten. Der schwerfällige Bauer, der derbe Landsknecht hat dickflüssigeres Blut als der leichte Schneider, als der fahrende, fechtende Vagant. Der in luftiger Höhe atmende Gebirgler, der der freien Jagd fröhnende Weidmann hat andere Melodien erdacht als der im Dunkel des Stollens stets von Gefahren umlauerte Bergmann.

Ein solches Bergmannslied aus der Gegend von Hof haben wir hierhergestellt. Wuchtig, schwer schreitet die Melodie einher, schiebt Pausen ein und längergehaltene Töne, verzichtet fast ganz auf die den Rhythmus flüssiger machenden Punktierungen. Ein Abbild der schweren Arbeit, die den Gang und die Bewegungen verlangsamt.

Mit Absicht unterstreicht nun die Harmonisierung des Liedes das Schwerfällige, das sich im Text-Rhythmus und in der Melodie kundgibt. Die unterste Stimme bewegt sich nur in der Tonika und in der Dominante, im „Paukenbaß", und bildet nur am Schluß die allereinfachste Kadenz.

Es wäre sehr zu wünschen, daß sich das durch seine Ursprünglichkeit so ansprechende Lied wieder einbürgerte. Um dies zu erleichtern, ist es hier für gemischten Chor gesetzt. Damit soll aber beileibe nicht gesagt werden, daß es nur vierstimmig gesungen werden sollte. Denn gerade der vierstimmige Satz ist es ja, der vielfach die Schuld trägt, daß das Volkslied sich nicht wieder einbürgern kann. Man beachte nur Mitglieder eines Gesangvereins, die sich vergeblich abmühen ein eingelerntes vierstimmiges Volkslied zweistimmig zu singen, wenn sie nicht vollzählig versammelt sind. Ihre zweite Stimme ist ja für den vierstimmigen Satz zurechtgezimmert. Das Volk hat aber seine Lieder nur für den zweistimmigen Satz geschaffen und die zweite Stimme ist nach einer ganz bestimmten Regel — die einzige vielleicht, um die sich das Volkslied überhaupt kümmert — gebaut. Es begleitet mit Terzen und Sexten. Quinten treten oft hinzu, wenn die Begleitung von der Sext in die Terz übergeht (Waldhornklänge.) Unser Bergmannslied behält nun diese Harmonisierung der Melodie vollständig bei, die zwei Unterstimmen treten nur als Begleitung hinzu und sollen auch jene Sänger gewinnen, die glauben, nur im vierstimmigen Satz liege alles Heil. So kann also das Bergmannslied je nach Geschmack zweistimmig durch Sopran und Alt (oder Tenor und Baß) oder mit Hinzufügung der untersten Stimme dreistimmig, oder gar vierstimmig genommen werden, ohne daß dem ursprünglichen volkstümlichen Satz Gewalt angetan werden muß.

Wir sind überzeugt: ein Versuch mit dem Bergmannslied wird ihm allerorten in Franken wieder Freunde gewinnen.

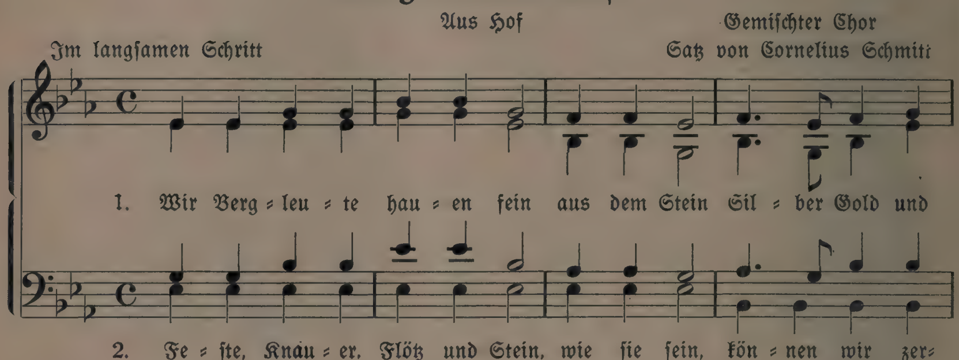
Anmerkung. Das „Frankenland" wird dem fränkischen Volkslied künftig besondere Aufmerksamkeit zuwenden und eine Reihe solcher besonders für Mittelschulen und Vereine berechneter Liedsätze bringen. Die Schriftleitung

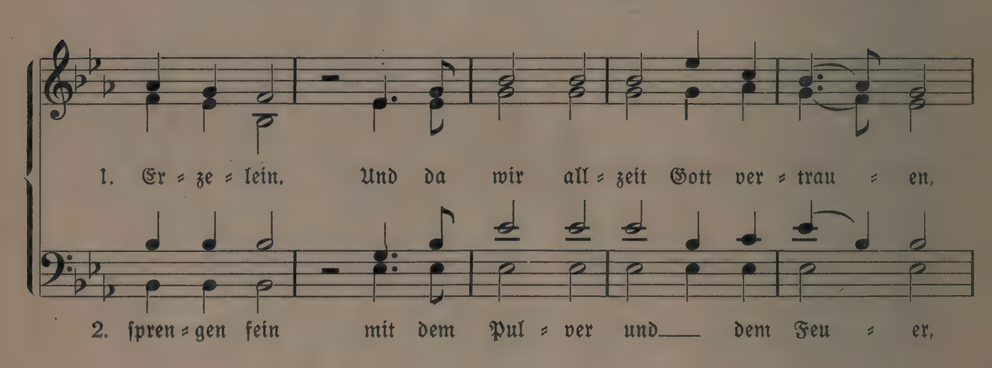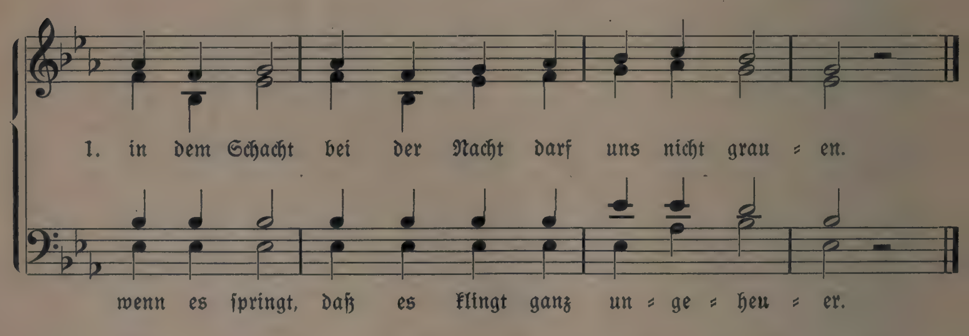


Bergmannskunst

Aus Hof — Gemischter Chor

Im langsamen Schritt — Satz von Cornelius Schmitt







3. Wenn es nun zersprenget ist, man da liest schönes Erz zu jeder Frist; alsdann wirds von uns versuchet und geführt vor die Mühl, allda gepochet.

4. Alsdann es geschmolzen wird in der Hütt nach dem rechten Brauch und Sitt! Da dann tut das Silber blinken. Es ist gut, wenn mans tut in Zehnten schicken.

5. Drum Bergleute, freie Leut, die ihr seid, preiset Gottes Gütigkeit! Lobet Gott mit Herz und Munde, mit Gesang, Ton und Klang zu aller Stunde.



Der Engländer

A wärklich wohrs Gschichtla in Bareither Mundort von **Friedrich Einsiedel**

... Es war amoll zur Festschpielzeit. Des wißt 'r so selwer, daß do in Bareith andersch aussicht, als wie sunst. Do werd allas hopplat. Die Schtroßnkehrä krieng blaua Kappn, blaua Blusn und blaua Schärzn. Die Kehrmaschina, die wo die Bärgerschaft johraus johrei net sicht, werd widdä in der frisch'n Luft rumgfohrn. Wo mer hieschaut wern die Schtroßn gschpritzt und a Haufn fremda Fuhrwerkä fohrn umanande. Die Schutzleit troong weißa Händschich und ham die Paraduniform o. A Polizeileitnant leßt sich aa sehng. Der Schtadtauer is frisch lackiert und neban elektrischn Licht brenna nuch die Gaslatern. Nobl, wos? Die Gschäftsleit schtelln zum Taal in ihra Auslong Täfala auf mit der Aufschrift On parle français odder English spoken. Die Hotellsjee und Wärt sehng kan klan Hosn mehr laafn. Und allas vermitt Wohnungen. Mancher Bärgä, der wo sunst wos helt af Ruh und Bequemlichkeit, muß in der Bodwanna oddä afn Kanapee schloofn, wall sich in der gutn Schtum und wo sunst nuch Platz is, Fremda braat machn. Wenn mer scho on Fremda vermitt, nochat missn's ober aa Fremda saa. A Familje, die wo an Franzhosn, an Engländer, an Russn, an Amerikaner odder gor an Tärkn in Loschi hot, schaut a andera Familje, bei dera wo „blos a Deitscher" wohnt (wenn's net grod a Grof oddä a Baron is!) a weng iewer die Axl o. Des wor all mei Lebtoog scho so und werd aa net andersch. Die Auslands-Pussiererei brengt mer ausn Deitschn net raus. Leider Gottes. Do ändert aa der Krieg net vill dro. Jich glab's wengstns net.

Also zur Festschpielzeit wors. Af der Schtroßn wor a Mords Leem und Treim, wall die Auffohrt zum Teotä oganga is. Die schaua sich die Bareither immer widder gern o. Hauptsächlich die Maadla sen do net weckzabrenga. Die schaua und schtauna und beneidn die feina Damen, die wo vo Sammat und Seidn und Gold und Silber ner so schtrotzn. Und trotzdem is mer manches aafacha, frischa Bareither Maadla tausnd Moll liewer, als wie so a aufgadunnerta, zammgschminkta Großschtadt-Dame, die wo doherschtelzt wie a Schenolsdockn. Do werd aa net allas Gold saa, wos glänzt! — —

Der Jsidor Meyer, seinä Proffission nooch a Viechhändlä, hot dahaam hintälossn, daß er heit Nocht net haam kummt, waller afs Gai geh muß, schaut sich die Auffohrt aa o und macht sich iewer manches seina Gadangkn. Er gondlt schee langsam nauf bis zum Wonger-Teotä, mischt sich unter die Leit und horcht do aweng hie und horcht dort aweng hie. Dabei sicht er manches scheena Weib,

des na lieber wär, wie dahaam sei Sarah. Dann wart er bis is Singnol zum drittn Moll gabloosn worn is und geht schee langsam widdä vom Festschpielhiegl runtä af die Schtadt zu. Dabei kummt er ins Sinniern und denkt driewer nooch, wie ungerecht daß doch oft af der Welt zugeht. Die an Menschn missn sich ihr Leem lang abrackern und schindn und ploong und brenga's doch zu nix und andera widdä heem johraus johrei kan Leffl von der Erdn auf und leem trotzdem herrlich und in Freidn.

No ja. Wenn der Mensch amoll so weit is mitn Vergleich zieng, dann kriegt er g'weehnlich an Mords Grand und an Pfund Dorscht. Und wenn grod a Wertshaus in der Näh is, dann geht er nei, fängts Pichn o, leddert so nochanandä zu und find't in Weeg nimmä raus. So hot's aa unsä Isidor Meyer gmacht. Er saift aans noochn andern, werd quitschvergniegt dabei und is afn Schprung, an Rausch wie a Haus zu krieng. Und wie er so dortghockt is und Schnadahipferla gsunga hot, aans saftiger wie's andera (fir Techterschielerinnen wär's nix gwest!), hot mer na nix ogmerkt, daß er mit der Welteinrichtung net zufriedn is.

Mit der Manier werd's fort schpeetä und unser Freind werd fort ruhigä.

„Teifl nei!" denkt er sich, „wie kumm i etz haam mit mein Saurausch? Und wenn i haam kumm, wie kumm i nei ins Haus? Mei Alta, die wo fort an Fremdn hoom will, raacht so kan gutn, wall sa immernuch kan kriegt hot. Wenn sa miech und mei Verfassung sicht, dann gibt's widdä an Tanz!"

Er sinnt hie und sinnt her und immer nuch find er kan Ausweg. Etz heert er drauß'n Scheesn vobeirumpln. Die Abfohrt wor im Gang. Er lauscht aweng und pletzlich kriegt er an Gadangkn, der wor so hochfein, daß er sich glei nuch extra a Seidla kaaft und den Packtreegä aa, der wo neba ihn gsetzn is, mit den wo er an leisn Diskursch ogfangt hot. Was schejs muß gweest saa, wall sa alla zwaa so dreckat glacht ham!

* *

In derselm Nocht, so gega elfa, fehrt vorm Isidor sein Haus a Fiakä vor. Der Packtreegä, der wo neban Kutscher afn Bock ghockt wor, krabblt recht umschtändlich und langsam runtä (er wor halt aa scho aweng ogschtochn!), dann geht er hie on die Haustier und ziecht on der Glockn, wie wenn er sa runterreiß'n mißt. Des hot an andern Krawall gmacht! Es dauert aweng, dann geht in Paterr der aanä Fensterlodn a bißala auf und die Sarah, in Isidor sei Fraa, froogt, wos die Rausschellerei bei der Nocht haaßn soll.

Der Packtreegä soogt gleich: „Pßt, pßt, ner leis, Fra Meyer. Sie krieng an Fremdn. A Engländer is. Mitn Dreia-Zug is er heit nochmittoog von Nirnberg kumma, dann is er glei ins Teotä und do is er kronk worn. Is Wohnungs-Comitee schickt mich her zu Ihnan. Sei Gapäck is nuch unterweegs. Machn Sa ner schnell auf, daß mern in die Falln brenga, ich will gern dazu helfn!"

Die Fra Meyern weckt glei ihr Tochter, soogt era, daß sa endlich aa amoll an Fremdn und glei an Engländer krieng; dann schtärzn sa hortig gschwind

ihra Reckla driewä und schperrn die Haustier auf. Der Packtreegä und der Kutschä ham mittlerweil den kronkn Engländer schee samft aus der Scheesn rausghoom und vor's Haus hiegschtellt. Vom Kopf hot mer iewerhaupt nix gsehng, so wor der zugabundn und iewern Buckl hot er an schwern Mantl runtähänga ghatt, der wo fast afn Bodn aufgschlaaft is.

Wie des die Fra Meyern sicht, is era angst und bang worn. Sie hot sich „ihrn" erschtn Fremdn andersch vorgschtellt und die Tochter aa. No ja, wie halt die Weibä sen. Aweng jammern und lamatiern missn sa immä. Und drum hot aa die Fra Meyern a Mords Gatu ghatt und hot neigredt in den Engländer, ob er ewä an Doktä braucht, ob er wos zum Essn winscht, odder an Tee oddä sunst wos. — Der Engländer gibt natierlich ka Antwort, wall er kan Brockn deitsch kennt hot!! —

Is ner gut, daß af der Schtieg ziemlich finstä wor, drum ham die zwaa Weibä net sehng kenna, wie der Packtreegä grinst hot, wenn der Engländer aamoll ums andera Moll gschtolpert is. Fest zu schtemma hot er scho ghatt, daß er'n naufgabracht hot iewä die Hiehnerschteing.

Wie sa droom worn in der Schtum setzt der Packtreegä den Fremdn gega's Licht af aran Schtuhl. Dann nimmt er die Fra Meyern samt Tochtä aweng af die Seitn und soogt leis, ober doch so, daß der Engländer aa gheert hot: „Also, Fra Meyer, den fremdn Herrn lassn sa schee geh. Ich hob mit den Herrn vom Wohnungs-Comitee gredt, der wo englisch konn und zu den hot Ihr Engländer gsoogt, er braucht vorerscht weitä nix wie Ruh. Dazu will er heit nuch a Scholn Tee mit aran tichtign Schpruz Rum, morng frieh um neina a weng a compackt's Friehschtick, Sie wissn scho, wos halt die reich'n Leit g'weehnt sen, Tee, Weißbrot, Buttern, Honig, Eier, Schinkn. Dann um aans a oschtändigs Mittoogessn, dann Kaffee drauf und so weiter. Die Kostn schpilln gor ka Rolln. Ober froong därfn Sa den Herrn nix. Ka Schtermswertla will er heern, bis er sich widder ganz derholt hot. Fei joä nix froong, der Herr is sunst imschtand und ziecht glei widdä aus. Die reichn Leit tun net lang rum, sie kenna sich's halt leistn. Und wenn die vom Comitee schpanna, daß Sie die Leit, die wo Ihnan zugwiesn sen, net richtig behandln, dann krieng Sa kaa mehr. Do sen die glei fertig."

„Wos i nu soong wollt, der Herr werd heit Nocht doch net ewä schterm?" maant die Sarah. „Des wär so wos, wenn mei Mo morng haam kummat und ich hett an totn Engländer im Bett lieng!" —

„Der und schterm! Daß i net lach. Wenn der heit und morng sei Ruh hot, dann werd er widdä so g'sund und muntä wie a Fisch im Wassä," maant der Packtreegä, sackt nuch a Mark Trinkgeld ei und macht, daß er weitä kummt.

Die Fra Meyer brieht gschwind an Tee ab und treegtn nauf. Vor der Tier lauscht sa erscht eweng und wie sich nix riehrt, geht sa nei. Der Engländer wor scho im Bett gleeng mitn Gsicht gega die Wänd. Sie schtellt ihrn Tee afs Nochttischla und verrollt sich meeglichst g'räischlos. Die Gschicht wor era doch net aanerlei.

Kaum wor sa drauß'n, schteigt der Engländer raus aus der Schranzn, schperrt die Tier ab und wick'lt sein Kopf aus. Dann trinkt er sein Tee, lescht's Licht aus, dreht sich rum in der Klappn und fängt o za schloofn. Und wie hot er gseegt!

In andern Frieh um neina, wie die Fra Meyern is compackta Friehschtick auftreegt, wor die Tier scho widdä aufgschperrt. Der Engländer leßt sich die feina Sachn recht gut schmeckn, dreht dann in Kopf, der widdä sauber eigabundn wor, gega die Wänd und schleeft weitä.

Um aans kummt's Mittoogess'n, des wo vom Hotel Reichsodler g'holt worn is. Aa des verhaft't der Engländer mit bestn Appatitt.

Nochmittoog gega viera is in fremdn Gast widdä pudlwohl. Er schtreckt sich und dehnt sich und kriegt Langweil. Do schteht er auf, ziecht die Hosn o und schtellt seina Schtutzn vor die Tier, daß sa gwixt wern.

Die Tochter von der Fra Meyer geht uma fimfa rum nauf und will aweng on der Tier horng, ob der Engländer vielleicht wach is und wos braucht. Amend sicht sa na. Wie sa die Schtiefl vor der Tier schteh sicht, packt sa sa und geht nuntä damit. Drunt'n schaut sa sa aweng nähä o und leßt sa mit aran lautn Schraa falln.

„Muß denn der Engländer mit Gwalt aufgweckt wern!" fängt die Muttä gleich is Schimpfn o, „so nimm dich halt aweng zamm, du alta Schtut!"

Die Tochter hebt die Stiefl widdä auf, treegt sa hie zu der Muttä und soogt: „Do schau amoll her, sen denn des net in Vattä seina Schtiefl?"

Kaum hot sa die Muttä aweng ogschaut, packt sa sa, ferscht damit naus zu der Schtumstier, in an Sauser die Schtieg nauf und droom beim Engländer ohna Oklopfn nei. Dort haut sa die Schtutzn no afn Bod'n, daß ner so pumpert und dann is is Schimpfn oganga. So is in ganzn deitschn Reich nuch ka Engländer zammgschtaucht worn, wie domols in Bareith. Heiligs Pech hot's do graucht! Der Engländer wor im hinterst'n Eck ghockt, wall er sicher wor, daß seina Schtiefl der Herrlichkeit a End machn missn, und hot nimmer gwißt, ob er a Männla odder a Weibla, ob er der Isidor Meyer odder a Engländer is. A ganza halba Schtund hot sei Sarah gschimpft und gwettert, bis era endlich der Schnaufer ausganga is. Und dann haut sa die Tier hinter sich zu, daß is ganza Haisla wack'lt und leßt in Engländer allaa. Der net faul, ziecht die Schtutzn o, schlänglt sich die Schtieg nuntä und macht, daß er widdä fort kummt, bis sich die Schwärz dahaam verzoong hot.





Büchertisch

Castellum. Castellum Altimoin, Hamulo Castellum, Castellum Wirziburg, Castellum Carleburg, Castellum Saltce. **Stadt oder Burg? Eine Klärung der Frühgeschichte Ostfrankens von Georg Goepfert. Verlagsdruckerei Würzburg 1920.** VIII u. 157.

Der Inhalt zerfällt in einen allgemeinen Teil (Das Kastell der fränkischen Siedelung), einen besonderen (Fünf mainfränkische Kastelle) und in einen dritten, der die Ergebnisse zusammenfaßt.

Ohne Zweifel steht der Verfasser auf den Schultern Rübels, der seinerzeit mit seinem Werk „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volksland" die Geschichte der Ausbreitung fränkischer Herrschaft und fränkischen Volkstums in der Merowinger- und Karolingerzeit auf eine neue Grundlage gestellt zu haben schien, dessen Auffassung aber alsbald auch entschiedene Ablehnung erfuhr. Wir sind noch nicht so weit, daß „heute der Sieg seines Grundgedankens entschieden sein" dürfte, wie Verfasser meint. Ich kehre mich nicht an irgend ein Verdikt, das über Rübels Werk ausgesprochen und von anderen nachgesprochen wurde, bin aber doch der Meinung, daß sein System zu schön bis in alle Einzelheiten durchgeführt ist, als daß nicht Zurückhaltung geboten wäre. Es werden voraussichtlich noch viele Jahre vergehen, bis wir sicher wissen, was an Rübel wahr ist und was nicht.

Dies nur deswegen gesagt, weil der Verfasser der vorliegenden Schrift sich immer wieder zu Rübel stellt und seine eigenen Forschungsergebnisse als Bestätigung der Anschauung Rübels aufgefaßt wissen will. Ich habe den Eindruck, als ob Verfasser sich gar nicht so sehr auf Rübel hätte berufen brauchen – ja ich kann mir die ganze Schrift vorstellen, ohne daß dieser Name überhaupt darin genannt worden wäre. Denn einmal wird ein sehr wesentlicher Bestandteil von Rübels System, nämlich die Art der Verteilung des eroberten Volkslandes durch die Franken (eremus! vastum!) durch die Schrift höchstens berührt, aber nicht irgendwie erhärtet oder erläutert. Sodann besteht über die fränkischen Antrustionen auch sonst im ganzen Übereinstimmung. Und schließlich kommt der Verfasser auf eigenem Wege zu seinen Ergebnissen. Dieser Weg ist: glückliche Verbindung des sprachlichen und sachlichen Begriffs castellum mit unbefangener Betrachtung der örtlichen Verhältnisse und kritischer Verwertung der urkundlichen und literarischen Denkmäler. Die Verwirrung, in die wir fast alle durch den Übergang des Begriffs „Burg" (castellum) von der wehrhaften Stadt auf die Felsennester der Ritterzeit geraten waren – und von der uns doch schon das Wort „Bürger" hätte bewahren sollen — diese Verwirrung entwirrt der Verfasser mit glücklicher Hand und stellt fest: „Castellum Wirziburg" ist nicht die Festung auf dem Marienberg, „Castellum Saltce" nicht die Salzburg, sondern jenes die bewehrte Siedelungsstadt der freien Franken genau auf derselben Stelle, wo heute die Stadt Würzburg steht, letzteres das Dorf Salz usw. auch bei den übrigen im Titel des Buches angeführten „Castellen". Ein ganzer Rattenkönig von Irrtümern und Widersprüchen, besonders was die frühe Kirchengeschichte Ostfrankens betrifft, stirbt infolge dieser beherzten Beweisführung, für die wir modernen Ostfranken dem Verfasser sehr dankbar sein müssen. Ich glaube nicht, daß das Hauptergebnis der Schrift wird angefochten werden können. Bedauert habe ich nur, daß der Verfasser nicht etwas eingehender zu der Frage des allerdings nicht so früh wie Eltmann, Hammelburg usw. bezeugten Castrums Babenberg Stellung genommen hat, da in Bamberg die örtlichen Verhältnisse doch anders gelagert sind als dort. P. S.

Lebensläufe aus Franken. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft für fränkische Geschichte von Anton Chroust. Erster Band. Verlag Duncker und Humblot, München und Leipzig. 1919. 560 Seiten. Mk. 30.–.

Die „Gesellschaft für fränkische Geschichte" mit dem Sitze in Würzburg zählt mit Recht zu den angesehensten wissenschaftlichen Körperschaften dieser Art in Deutschland; ihre Organisation und bisherige Tätigkeit darf geradezu als vorbildlich bezeichnet werden. Ein Unternehmen von ganz besonderer Bedeutung sind ihre seit einigen Jahren erscheinenden „Veröffentlichungen", deren siebente Reihe ein Sammelwerk „Lebensläufe aus Franken" darstellt. Es macht sich die biographische Würdigung solcher Persönlichkeiten Frankens zur Aufgabe, die im Verlauf des vorigen Jahrhunderts in Franken oder als geborene Franken eine hervorragende Rolle im Kultur- und Geistesleben gespielt haben und deren Leben und Wirken es wert, ja notwendig erscheinen lassen, daß sie den kommenden Geschlechtern überliefert werden. In etwa zehn bis zwölf Bändchen sollen Biographien von Künstlern, Gelehrten, Politikern, Industriellen und Beamten geboten werden, die auf das öffentliche Leben einen bedeutsamen Einfluß genommen haben, wodurch es möglich sein soll „Zeugnisse für die gesellschaftliche, wirtschaftliche und geistige Kultur der vergangenen Jahrhunderte im Frankenlande dem künftigen Kulturhistoriker zu erschließen".

Von den über 1000 Männern, die für dieses großzügige, als Nachschlagwerk unschätzbar wichtige Unternehmen in Betracht kommen dürften – streng genommen sind es sogar mehr als fünftausend — sind in dem vorliegenden 1. Band nicht weniger als 66 verzeichnet. Die Reihenfolge ist alphabetisch, was bezüglich der Berufsart des Gewürdigten eine Ermüdung beim Lesen hintanhält, denn nach dem Altertumsforscher kommt z. B. ein Schulmann, dann ein Theologe, ein Parlamentarier, ein Pfarrer, ein fürstlicher Politiker und Landwirt, ein General, ein Forstmann, ein Arzt, ein Maler u. s. f. Es ist also reiche Abwechselung geboten und diese Annehmlichkeit wird erhöht durch den glücklichen Umstand, daß die einzelnen Biographien von Männern verfaßt sind, die der behandelten Persönlichkeit in der Regel fachwissenschaftlich nahestehen oder Verwandte bezw. Nachkommen von ihr sind. Noch lebende Persönlichkeiten sind in die Biographie nicht aufgenommen, wogegen andrerseits nur solche Männer berücksichtigt wurden, die mindestens den 1. Januar 1800 noch erlebt haben. Eine Grenze nach unten besteht nicht. Für die früheren Jahrhunderte aber ist Franken in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" hinreichend vertreten, sodaß sich eine abermalige Würdigung erübrigt.

Wollen wir von den 66 „Lebensläufen", die in diesem ersten Band enhalten sind, nur einige herausgreifen. Da ist zuerst Hans Freiherr von und zu Aufseß, der Begründer des Germanischen Museums (1801—1872), dann Fürst Wolfgang von Castell-Rüdenhausen, der als Offizier, Reichsrat und Landwirt eine Rolle spielte und 1913 starb, Ignaz v. Döllinger, der bekannte Theologieprofessor, Reichsrat und Münchner Akademiedirektor (1799—1890), der sächsische Generalmajor August Karl Freiherr von und zu Egloffstein (1771—1834), der Nürnberger Bleistiftfabrikant Johann Faber (1819—1901) und sein Bruder Lothar Freiherr von Faber in Stein (1817—1896), Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, die berühmte Tochter des Dichterfürsten Friedrich v. Schiller, die 1872 auf Schloß Greifenstein in Unterfranken die Augen schloß, Karl Grillenberger, der bekannte sozialdemokratische Politiker aus Zirndorf bei Fürth und nachmalige Reichstagabgeordnete für den Nürnberg-Fürther Wahlkreis (1848—1897), Johann Konrad Grübel, der biedere Flaschnermeister, der ohne Zweifel zu den Klassikern der fränkischen Dialektdichtung zu zählen ist (1736—1809), der Bibliothekar und Geschichtsforscher Heinrich Jaeck in Bamberg (1777 bis 1847), Charlotte v. Kalb, die Freundin Schillers, die auf des Dichters Sturm- uud Drangperiode besänftigend wohltuenden Einfluß gewann und auch für das aufsteigende Gestirn Jean Pauls schwärmte (1761—1843), Georg Freiherr Kreß v. Kressenstein, Rechtsanwalt, Politiker und Geschichtsforscher in Nürnberg (1840–1911), endlich Johannes Scharrer, Kaufmann, Finanzpolitiker und zweiter Bürgermeister von Nürnberg, der sich durch Schaffung der ersten Eisenbahn in Deutschland, der Ludwigsbahn, berühmt machte (1785—1844), und Richard Wagner, der unsterbliche Musikgenius von Bayreuth.

Wir haben es hier mit einem Werke zu tun, über das sich jeder Franke, jeder Freund fränkischer Geschichte, Kultur und Geisteswelt aufrichtig freuen kann. Es ist ein Werk, das den Einfluß widerspiegelt, den das Frankenland sowohl durch seine eigenen Söhne, die der fränkischen Erde entsprossen sind, als auch durch die Kräfte, die es aus der Fremde heranzuziehen und für kürzere oder längere Zeit festzuhalten verstanden hat, auf die geistige und wirtschaftliche Kultur des engeren und weiteren Vaterlandes, ja über dessen Grenzen hinaus geübt hat.

Kufstein, im März 1920 August Sieghardt

Aus Fülle und Kraft. Dichtungen von Hedwig Mayer. Mit Buchschmuck von Heiner Dikreiter und einem Vorspruch von Michael Georg Conrad. Verlagsdruckerei Würzburg, G. m. b. H. 1919. 129 S.

Wir haben es hier mit dem Erstlingswerk einer Würzburger Dichterin zu tun. Was sie uns auftischt, ist nicht für jedermanns Geschmack, nicht für die breite Masse bestimmt, sondern für solche Leute, denen das Lesen von Gedichten innerliche Einkehr und Läuterung der Seele bedeutet. Der Titel spiegelt sich in dem Inhalt des Buches wieder. Es sind Dichtungen aus der Fülle und Kraft eines noch mit sich selbst ringenden, im Gärungsprozeß liegenden Geistes, der aus dem Wirrsal des Lebens einen Ausweg ins Freie sucht. Also etwas aus der Sturm- und Drangperiode eines Menschenkindes, das mit sich selbst ins Reine kommen möchte und aus diesem Bedürfnisse heraus Verse schrieb. Gar manche davon haben mir nicht gefallen und es kostete mir Mühe, zu glauben, daß sie eine Frau schrieb; so ungestüm, so düster, wuchtig und straff erschienen sie mir mit einer Kraft des Ausdruckes, den man bei dichtenden Frauen sonst nicht sucht. Manchmal berührt dieser schwere Tritt, der aus den Dichtungen herausschallt, unbehaglich. Aber man kann sich eines starken Eindruckes beim Lesen doch nicht erwehren. Manche Dichtungen werden — sofern man sie zwei- und dreimal liest — zum Erlebnis. Dabei staunt man unwillkürlich über die Kühnheit, mit der sich die Verfasserin ihren Stoff aussucht, ist doch selbst das sexuelle Problem (S. 30) von ihr dichterisch angeschnitten. Es steckt viel Mut und Kraft in dem Buche, in dem sich eine besondere Eigenart und eine ausgesprochene Begabung der Verfasserin offenbaren. Man darf von ihr – nach erst vollzogener Klärung ihres nach Entfaltung ringenden, schier überreichen Innenlebens — noch Bedeutungsvolleserwarten. — Der Dikreitersche Buchschmuck sucht dem Wesen des Buchinhalts gerecht zu werden; die Mainlandschaft hat mir am besten gefallen. August Sieghardt, Kufstein

Balthasar Neumann und die Würzburger Residenzpläne. Von Dipl.-Ing. Dr. Georg Eckert. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Würzburger Residenzbaues. Mit 31 Abbildungen auf 15 Lichtdrucktafeln. Straßburg 1917, Heitz. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 203).

Selbst das Jahr 1920, das den 200. Gedenktag der Grundsteinlegung des Würzburger Residenzbaues brachte, hat dieses bisher beste Buch über ihn nicht nach Gebühr verbreitet und bekannt gemacht. Bevor dieses Jahr zu Ende geht, soll hier eine ausführliche Besprechung auf das bereits vor drei Jahren erschienene Werk erneut aufmerksam machen, das im besonderen Sinne des Wortes eine „persönliche Leistung" genannt zu werden verdient. Der neue Stoff, den Eckert hier zum ersten Male wissenschaftlich verarbeitet, war von ihm selbst vorher zubereitet, von seinen Vorfahren gesammelt worden, d. h. die kostbare Sammlung alter Architekturpläne des fränkischen 18. Jahrhunderts, die seit 1911 das Fränkische Luitpoldmuseum verwahrt, stammt aus altem Besitz der Würzburger Architektenfamilie, deren Namen sie verdientermaßen heute noch trägt, und verdankt Georg Eckert die jetzige Ordnung und Bestimmung. Erst nach einer Reihe von Jahren – dazu noch unter ungünstigsten Kriegsumständen, im Militärdienst — konnte der Verfasser seinen Plan verwirklichen, die Risse und Entwürfe zum Würzburger Residenzbau, die die Sammlung enthält, zur Grundlage einer neuen, eingehenden Geschichte dieses Denkmals zu machen. Der Erfolg seiner Arbeit war der, daß es ihm gelang, kurz nach dem Erscheinen des Würzburger Kunstdenkmälerinventars, das

auch für die Residenz eine Zusammenfassung der bisherigen historischen Erkenntnisse bedeutete und damit eine Art Abschluß bedeuten sollte, so viel neues Kleinmaterial und damit neue Gesichtspunkte beizubringen, daß sein Buch der Anfang einer neuen, frischen Durchforschung dieser Baugeschichte und (weiterbauend auf Hirsch) zugleich der Schaffensgeschichte Balthasar Neumanns geworden ist. Diese Tatsache soll von vornherein das Hauptverdienst des Verfassers kennzeichnen.

Eckert greift zu der für ihn nächstliegenden Methode: die alten Pläne, die ihm mehr als anderen am Herzen liegen mußten, einer systematischen Durcharbeitung zu unterziehen und im ständigen Zusammenhalt mit den historischen Nachrichten (vor allem der „Baukorrespondenz", Kreisarchiv Würzburg) beide Teile, die Nachrichten und die Pläne, zu klären. Als Architekt beschränkte er sich hierbei fast ganz auf die reine Baugeschichte, dem Innenausbau, dem Dekorativen nur in ganz vereinzelten Fällen nähertretend (der Verfasser dieser Zeilen hofft mit der Geschichte der dekorativen Ausgestaltung demnächst hier die unmittelbare Ergänzung zu geben in dem Werke „Die Fürstbischöfliche Residenz zu Würzburg als Gesamtkunstwerk dargestellt von Richard Sedlmaier und Rudolf Pfister, Folkwang-Verlag Hagen i. W., das dem 200. Gedenkjahr des Baubeginnes zugedacht war, aber durch die Verhältnisse unserer Gegenwart im Erscheinen verzögert worden ist). In vier Hauptabschnitten baut Eckert seinen Stoff entwicklungsmäßig auf. Eine Vorgeschichte des jetzigen Baues geht ats Einleitung voran. Das Kapitel „vom Baubeginn 1720 bis zu Neumanns Pariser Studienreise 1723" läßt das allmähliche Werden der endgültigen Disposition und Bauidee erleben, schafft zum erstenmal Einblicke in ihre Vorstufen, deren Formenwandlung und Wachsen. Von Neumanns Antritt der Pariser Reise bis zum Tode Huttens reichend, entwickelt der folgende Abschnitt die direkten (und entgegen der bisherigen Meinung gewiß nicht unbedeutenden Einflüsse, die Robert de Cotte und Germain Boffrand auf die Gestaltung der Planung gehabt haben und schildert kurz, nach dem Tode des ersten Bauherrn 1724, die Vollendung des Nordblocks durch Hutten. Der umfänglichste Absatz umfaßt die Regierungszeit des bedeutendsten und fürstlichsten Bauherrn, Friedrich Carls von Schönborn (1729–46); die Einflüsse, die dieser, der „Reichskanzler", nun von Wien, der Hauptstadt des alten Reiches, mitbrachte, werden zum Erlebnis, während die Hofkirche und das glänzende Treppenhaus entstehen und der riesige Komplex nach 24 jähriger Bauzeit mit dem Oval am Rennweg sich schließt. Im vierten Abschnitt senkt sich die Linie: er schildert die weitere Geschichte des Baues (besonders das Entstehen des großen Gitterabschlusses des Ehrenhofes) bis zur Vollendung der Platzgestaltung unter Seinsheim 1771 und bespricht im Sinne des historisch interessierten modernen Architekten seine Schicksale und ihr Resultat, die heutige Gestalt von Bau und Platz. Diese Baugeschichte setzt Eckert in den Rahmen eines weiteren Umblickes. Werdegang und Art des leitenden Architekten und der Umkreis des gleichzeitigen fränkischen Barocks sowie der Einflüsse, die für seinen Charakter bestimmend geworden sind, versucht er zu zeichnen. So macht er die monographische Arbeit dem höheren Ziele dienstbar, das große Rätsel der künstlerischen Herkunft Neumanns einer Lösung wenigstens näher zuführen und für das Charakterbild seiner Kunst wesentliche und bestimmende Züge aus seinem bedeutendsten Profanbau, seiner größten und wichtigsten Schöpfung zu gewinnen.

Das Buch ließt sich nicht ganz leicht. Der Umstand, daß die beigezogenen Aktenstellen in wörtlichen größeren Zitaten abgedruckt in den Entwicklungsgang der Darstellung unmittelbar hineinverwoben sind, verlangsamt dem Leser oft den historischen Überblick und macht wohl manche Abschnitte ein wenig umständlich. Freilich gewinnt die Darstellung dadurch manchen „unmittelbaren Zug", manchen Seitenblick ins Kulturgeschichtliche, manche Charakteristik der beteiligten Personen. Und der sehr große Stoff ist wirklich gepackt und „bearbeitet"! Am wertvollsten sind für mein Gefühl die Abschnitte III und IV, die gleichen, die auch am meistens Neues zu Tage förderten, und in denen wir das Temparament des Forschenden, die Freude des Findenden am meisten spüren. So wertvoll die Schilderung des Einflusses des kurmainzischen Hofarchitekten Maximilian von Welsch zu Beginn der 20 er Jahre (gestützt auf Wild, Lothar Franz von Schönborn und Lohmeyer, F. J. Stengel) in Abschnitt II ist, so anschaulich in Abschnitt IV die persönlichen Willensäußerungen Friedrich Carls, die Bauberatungen in Wien und der Einfluß des J. Lukas von Hildebrandt, was die reinen Tatsachen der Akten und der Planbefunde betrifft, dargestellt sind, – das Bleibende,

Wertvollste scheint mir doch das, was Eckert aus den Pariser Briefen Neumanns im Vergleich mit erhaltenen Plänen für die Bewertung des Einflusses der Franzosen gewonnen hat, und hier wieder vor allem die Erkenntnis, daß die Mär, Neumanns genialer Treppenhausgedanke sei durch die Intriguen der Franzosen zu Fall gebracht worden, nicht der historischen Richtigkeit entspricht, sondern daß vielmehr die Anregung zur Weiträumigkeit und Freiheit des ausgeführten Treppenhauses eben von den beratenden Franzosen ausgegangen war. Auch in der Art, wie (in Kapitel I, 2) der „circulus vitiosus Weigmann, Fuchs, Habicht" vor allem bezüglich der Mitwirkung Neumanns an Ebrach berichtigt und wie dann (I, 3) die vernünftigen Darlegungen Hanftmanns in den Grundzügen übernommen werden, empfindet man dankbar die unmittelbare Frische und freie Selbständigkeit der Kritik. Weniger geglückt kommt mir die Darstellung des Innenausbaues der Hofkirche vor in der Umgrenzung des Dekorativen, in der Abgrenzung der Mittätigkeit des Hofmalers J. R. Byß; die Frage nach der dekorativen Ausgestaltung ist eben ein großer Komplex für sich und kann meines Erachtens nur im großen Zusammenhang der gesamten Ausstattungsgeschichte des Schloßbaues klarer gelöst werden. Eigentlich unangenehm aber ist mir in dem ernsten und sachlichen Buche nur eine einzige Stelle, ganz am Schlusse im denkmalpflegerischen Teil der Vorschlag, wie der heutige Zustand des Platzes mit dem Frankoniabrunnen zu korrigieren wäre, wie Eckert sich die künstlerische Neugestaltung des Platzes denkt. Daß (auch außer den auf S. 189 berichtigen noch) einige den harmloseren Leser verwirrende Druckfehler stehen geblieben und auch einige kleine sachliche Unrichtigkeiten zu verzeichnen sind, tut dem Grade der ganzen Leistung natürlich gar keinen Abbruch.

Die Schlußbetrachtung faßt als Ergebnisse die Einflüsse der Fremden in äußerster Kürze und Klarheit zusammen. Was als das Fazit der gewonnenen Anschauungen über Neumann folgt, enthält noch eine Stelle, mit der ich mich allerdings prinzipiell ebenfalls gar nicht einverstanden erklären kann: mit der Art, wie Hildebrandts Belvedere gegenüber der Würzburger Residenz abfällig bewertet wird. Hier ist Eckerts prachtvolle Sachlichkeit einer absolut (d. i. unfruchtbar) ästhetischen Betrachtung zum Opfer gefallen und seinem Streben, Neumann mit allen Mitteln zu heben, seinem Glanz möglichst jeden drohenden Schatten fernzuhalten, das Bild des überragenden Genies rein zu bewahren. Und dies berührt nun den Kernpunkt, in dem ich mich mit Eckert hier kurz auseinander setzen muß. In gemeinsamer Arbeit mit Dr. Pfister-München an dem oben erwähnten neuen Werk über die Würzburger Residenz bin ich Hand in Hand mit ihm, wider Willen von innen heraus gezwungen, zu einer neuen Ansicht gelangt, die, Neumanns Einschätzung umwertend, geeignet ist, jenes hartnäckige Fragezeichen wegzuwischen, das in allen modern kritischen Erörterungen über Neumanns Werdegang steht und das auch am Schluß des Eckertschen Abschnittes „Balthasar Neumann" trotz alles energischen Bohrens stehen geblieben ist: „Neumann mußte um 1719 bereits Bedeutendes geleistet haben", um zur Übernahme einer solchen Riesenaufgabe nach Umfang und Art, wie der Würzburger Residenzbau es war, legitimiert und befähigt zu sein. „Die Frage, welche (vorherige) Verdienste dieses Vertrauen erklären können, woher er die Kenntnisse zur Bewältigung dieser Aufgabe hergenommen haben könnte", drückt ein andrer (Habicht) es aus. Wir können kein früheres Werk namhaft machen, das dieses Fragezeichen aus der Welt schafft. Nun scheint es mir erstaunlich, daß Eckert in der Würzburger Residenz trotz der überstarken fremden Einflüsse ein Werk von „organischer Einheit" sieht. Uns hat die intensive unvoreingenommene Beschäftigung mit dem Bau selbst, bis ins Detail der Profilierungen hinein, das Gegenteil ergeben. Seit 1730 Friedrich Carl Hildebrandts Mitwirkung herbeiführt, scheint Neumann ganz deutlich aus der Stellung des selbständigen schöpferischen Künstlers verdrängt. Haben Eckert die Briefe des Fürstbischofs an Neumann, die er sicher durch und durch kennt, und die Antworten Neumanns nicht in ihrem Ton stutzig gemacht? Neumann ist für Friedrich Carl der Sachwalter in Würzburg, der Ausführende, der Organisator von unentbehrlichen Fähigkeiten, nicht der verehrungswürdige schöpferische Künstler. Neumann unterliegt Hildebrandt überall, wo es sich nicht um das Bautechnische, sondern um das Organisch-Künstlerische, Formenschöpferische handelt. Wenn Neumann noch als gereifter Vierziger ein solches Maß von Einfluß aufnimmt, so deutlich hildebrandtisch baut oder zum mindesten so gegensätzlich gegenüber dem Kunstcharakter des vor 1730 Festgelegten, — und wenn der gleiche Neumann vor 1720 keine eigentliche künstlerische Leistung aufzuweisen hat, ist es dann nicht ein zwingender Schluß, daß der „jüngere Neumann von 1720", der überall hin-

hingeschickt wird Beratungen zu erbitten, eine solche Leistung wie das Fassadensystem des Nordblockes nicht aus eigenem Geiste erschaffen haben kann? Wir sind aus stilistischen Gründen zur Überzeugung gekommen (die ich bereits im vergangenen Sommer gelegentlich einiger Führungen anzudeuten Gelegenheit hatte), das Welsch's Einfluß um 1720–26 ebenso stark ist wie Hildebrandts Einfluß es nach 1730 wird, mit anderen Worten, daß die Würzburger Residenz nicht Neumanns geistiges Eigentum ist. Daß Neumanns Entwicklungsgang außerhalb seiner Tätigkeit an der Residenz diesen Schluß erhärtet, soll an anderer Stelle (in einem der nächsten Hefte der „Kunstchronik") dargelegt und begründet werden. Hier sei nur betont, daß auch Eckerts Arbeit da und dort Ahnungen zeigt, die an sich ungefähr in der gleichen Richtung dieser unserer jetzigen Vermutung streben; die feste Überzeugung von der „Autorschaft Neumanns für den Gesamtbau, die niemals in Zweifel gezogen worden ist", aber ließ keine dieser Ahnungen dem Autor bewußt werden. Eckerts Buch bleibt deshalb doch die erste kritische Neuerung der forschenden Arbeit an der Baugeschichte der Würzburger Residenz. Dr. Richard Sedlmaier



Aus Zeitungen und Zeitschriften:

Der befestigte Kirchhof zu Hannberg. Von K. Sitzmann, Bayreuth. Mit Planskizze und 4 photographischen Aufnahmen. Bayerland 1919 S. 170 ff. (Lenkt die Aufmerksamkeit auf dieses weniger bekannte schöne Beispiel eines befestigten fränkischen Kirchhofes).

Die Neubauersche Chronik. Von A. Gümbel, Nürnberg. Bayerland 1919 S. 175/6. (Es handelt sich um eine aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende Nürnberger Chronik, die von Prof. Amira aufgefunden und in der Akademie der Wissenschaften zu München bekannt gemacht wurde. Sie ist bemerkenswert wegen ihrer 467 Bilder: Landschafts- und Städtezeichnungen, Bildnisse, Festlichkeiten, Strafexekutionen, Trachtenbilder.)

Die Gründung der Abtei Amorbach nach Sage und Geschichte. Eine kritische Untersuchung. Von Dr. Franz J. Bendel. Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 1918, Heft 1. (Amorbach ist weder vom hl. Pirmin gegründet, noch nach einem fränkischen hl. Amor benannt, noch hat es irgendwelche Zusammenhänge mit dem Bistum Verden gehabt. Es ist eine Cluniazensergründung aus der Zeit Ottos II. oder III.)

Der Bachtanz zu Selbold. Aktenmäßige Darstellung eines alten Kirchweihbrauches. Von Rektor G. Maldfeld, Steinau. Hessische Blätter für Volkskunde XVI S. 60 ff. (Der „Bachtanz" in diesem am Südrand der Wetterau gelegenen Orte geht nicht auf sehr alte Zeit zurück, sondern wurde im 17. Jahrhundert von einem Fürsten Ysenburg als Strafe eingeführt.)

Markgräfin Dorothea von Brandenburg, Äbtissin des St. Klaraklosters zu Bamberg. Von Dr. G. Hofmann. Historisch-politische Blätter für das kathol. Deutschland. 160. Band, S. 740 ff. (Einfaches Lebensbild dieser um das Klarakloster wohlverdienten fürstlichen Äbtissin (1471—1520), nach den Quellen geschildert.)

Der Kreuzgang des Bamberger Karmelitenklosters. Von Dr. Georg Hofmann. Histor.-politische Blätter, 160 Bd., S. 801 ff. (Der Verfasser entdeckte in einer künstlichen Gartenruine zu Bamberg Säulen und Säulenreste, die aus dem Kreuzgang des Karmelitenklosters entführt waren. Sämtliche Reste sind unterdessen wieder in den Besitz des Klosters gelangt.)

Ein weiterer Bestandteil des Bamberger Altars von Veit Stoß. Von Dr. Kainz in Kirchzell. Mitteilungen aus dem Germ. Nationalmuseum 1916, S. 40 ff. Mit einer Tafel. (Die kleine Holzskulptur „Speisung des Elias" im Chorumgang der Oberen Pfarrkirche zu Bamberg ist ein Bestandteil des großen Flügelaltars von V. Stoß, vielleicht von einem Schüler gefertigt.)

Bericht des Stephan Praun von Nürnberg über eine Reise nach Konstantinopel im Jahre 1569. Von Friedrich von Praun. Mitteilungen aus dem Germ. Nationalmuseum, 1916, S. 45 ff. Mit 2 Bildern. (Sehr interessante Reisebeschreibung dieses vielgewanderten fränkischen Patriziersohnes).

Dr. med. Alfred Schliz, † 22. Juni 1915. Nachruf von P. Goeßler. Fundberichte aus Schwaben, 22.–24. Jahrg., 1914–1916, S. 84 ff. (Warmherziger, sehr gehaltreicher Nachruf auf einen der erfolgreichsten Vertreter der prähistorischen Wissenschaft. Schliz, geb. 18. Septbr. 1849 in Heilbronn, hat sich besonders um die Erforschung der Urgeschichte seiner Vaterstadt und ihrer Rassenmischungen verdient gemacht.)

Eine nordgauische Altstraße vom Main zur Donau, festgestellt und beschrieben von Anton Dollacker in Amberg. Mit 2 Kärtchen und 3 Kartenausschnitten. 1919. Sonderheft zu den „Deutschen Gauen" 107. (Gründliche Beschreibung dieser karolingischen; von Hersbruck über Hohenburg, Schmidtmühlen nach Premberg führenden Handelsstraße.)

Sind die „Ribuarier" Franken? Von Alexander Riese. Germania III, 2, S. 38 ff. (Sucht nachzuweisen, daß die „Ribuarier" bis in die Karolingerzeit hinein nicht als Franken betrachtet wurden, sondern als selbständiger Volksteil innerhalb des fränkischen Reiches, infolgedessen auch ihre Mundart nicht eigentlich als rheinfränkisch zu bezeichnen sei. Wer tut denn aber das? „Rheinfränkisch" ist nach dem heutigen Gebrauch pfälzisch und hessisch. Auch ist die an sich wohl richtige Feststellung Rieses für das Endergebnis belanglos. Schließlich waren die Ribuarier doch Franken, so gut wie irgend einer der zahlreichen Stämme, die zur Bildung des Frankenvolkes beigetragen haben. Es hat nur länger gedauert, bis ihr Name im Gesamtnamen aufgegangen war.)

Die sogenannten Teufelskrallen an alten Bauwerken. Von Konrad Hörmann, Nürnberg. Korresp.-Bl. d. Ges.-Ver. d. deutsch. Gesch.- und Altert.-Vereine 1919, S. 153 ff. (Die „Teufelskrallen", deren es auch in Franken an kirchlichen und weltlichen Bauten gerade genug gibt, haben keine geheimnisvolle Herkunft, sondern gehen auf sehr praktische Veranlassungen zurück: auf das Schleifen und Schärfen von Stein- und Metallwerkzeugen. Ähnlich steht es mit den „Näpfchen").

Der Wanderzyklus von Hans Röhm und seine fränkische Art. Von Karl Theodor Senger (München). Westermanns Monatshefte 63. Jahrg. S. 227 ff. Mit 8 Bildern. (Zeigt, wie das Schaffen dieses echt fränkischen Künstlers von der Luft der Heimat durchweht ist. Wir hoffen auch unseren Lesern noch einen Begriff von der bodenständigen Kunst Röhms bieten zu können.)

Der Toutonenstein von Miltenberg. Von Karl Hofmann-Karlsruhe. Fränkische Blätter, Monatsschrift für Heimatkunde des badischen Frankenlandes, 2. Jahrgang. 10. Ausgabe. (Hofmann ergänzt die vielbesprochene Inschrift des Toutonensteins so: INTER TOVTONOS C(IMBROS) A(MBRONES) H(ARVDES) F(VNDVSIOS), sodaß der Stein die Urkunde irgend einer Abmachung der Toutonen usw. wäre.)

Über Glocken und Glockengießer in Oberfranken, insbesondere über die Gießhütte in Forchheim. Von Karl Sitzmann. Mit 8 Aufnahmen des Verfassers. Bayer. Heimatschutz 1917, XV. Jahrg., S. 93 ff. (Gewürdigt sind besonders die Gießer: Sebastian Reichbrun, Hans Kopp, Gebald Kopp, Hans Heinrich Gleusdorf, Joh. Conr. Roth. Der Aufsatz bringt zum Teil Neues.)

Ein Einblattdruck vom Bamberger Süßholz. Ein Beitrag zur Bamberger Gärtnerei und Reformationsgeschichte. Von Christoph Beck. Bayerische Hefte für Volkskunde V (1918), S. 177 ff. (Ein besonders auch für die ältere Bamberger Mundart bezeichnender Einblattdruck aus der Zeit des 30jährigen Krieges: „Verwächselter Bamberger Süßholz und Zwiffel Handel uff die art einer Comödi mit zwölff Personen in vier Actus abgetheilt.")

Unterfränkische Hochzeitsbräuche. Von Leo Wilz. Bayer. Hefte f. Volksk. V, S. 195 ff. Mit Bildern. (Hübscher Aufsatz, der uns mit einer Reihe zum Teil sehr gemütvoller Hochzeitsgebräuche aus verschiedenen Dörfern Unterfrankens bekannt macht.)

Stand auf dem Hetzlas ein Schloß Breitenstein? Von Dr. H. Gießberger-München. Unterhaltungsbeilage zum Erlanger Tagblatt 1918, Nr. 39. (Der Verfasser bejaht die Frage unter Heranziehung urkundlicher und schriftstellerischer Belege.)

Eulogius Schneider als Franziskaner. Von P. Livarius Oliger O. F. M. Franziskanische Studien 4. Jahrg. 1917, S. 368–394.

Zwei Briefe und ein Gedicht von Eulogius Schneider. Von P. Livarius Oliger. Franziskanische Studien 5. Jahrg. 1918, Heft 3. (In diesen beiden gründlichen Aufsätzen wird

neues Material über die Franziskanerepisode des bekannten fränkischen Aufklärers und Revolutionsmannes veröffentlicht und mancher Irrtum berichtigt. In der abgedruckten „Ode" erscheint Schneider als gewandter Dichter.)

Volksbräuche aus Neunkirchen a. Br. Von Dr. Hans Gießberger. Unterh.-Beilage zum Erlanger Tagblatt 1918, Nr. 43. (Hexenaustreiben — Ostersingen — Johannisfeuer — Schulhochzeiten — Aberglauben.)

Viktor v. Scheffels Wartburgroman und seine dichterischen Folgen für das Frankenland. Eine Studie von A. Sieghardt, Kufstein. Bayerland 1919, S. 145 ff. (Folgt Scheffel auf seinen Wanderungen durch Franken, besonders durch die fränkische Schweiz, und berichtet zuletzt über die Wiederauffindung des Scheffelschen Manuskripts des Wartburgromans. Zahlreiche gute Bilder.)

Die beiden Dorfbrunnen in Schnaid. Mit Bemerkungen über oberfränkische Kinderbrunnen. Von Dr. H. Gießberger, München. Bayerland 1919, S. 161 ff. (Über den Ursprung des Kinderbrunnenglaubens; Verzeichnis der meisten oberfränkischen Kinderbrunnen. Bilder.)

Unterfränkische Brunnen. Von B. Haldy, Mainz. Bayerland 1919, S. 167 ff. (Würdigt bedeutende unterfränkische Stadtbrunnen aus älterer Zeit von den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit und der Kunst aus.)

Gochsheimer Gurken. Von G. S. Urff. Mit 9 Aufnahmen des Verfassers. Bayerland XXX, S. 302 ff. (Lenkt die Aufmerksamkeit auf Gochsheims beachtenswerte Sonderkultur und seine „Dreifelderwirtschaft": Gurke, Eibisch, Zwiebel. Freilich ist die Dreifelderwirtschaft an sich durchaus nicht die „Urform der Landwirtschaft".)

Jean Paul als Oberfranke. Von Dr. Eduard Herold-Hof a. Saale. Mit 21 Bildern. Bayerland XXX, S. 380 ff. (Unternimmt den dankenswerten und lohnenden Versuch Jean Paul als echten „Nordoberfranken" darzustellen. Aber gerade von dem durch den Verfasser mit so viel Wärme betonten fränkischen Standpunkt aus müssen verschiedene Bemerkungen begründeten Widerspruch erwecken. Z. B.: „. . . Jean Paul und der Bayreuther Philosoph Max Stirner sind die einzigen überragenden Geister, die das Frankenland hervorgebracht hat" (!) Selbst wenn unter „Frankenland" nur Oberfranken gemeint ist, wie der Zusammenhang nahelegt, ist die Behauptung durchaus unrichtig. Der Bamberger Joachim Camerarius war „der bedeutendste Sprachgelehrte Deutschlands im 16. Jahrhundert"; Kaspar Zeuß aus Vogtendorf bei Kronach einer der größten Sprach- und Geschichtsforscher des 19. Jahrhunderts. – Desgleichen: „Der Landstrich von Bamberg bis zum Grabfeldgau wurde nur einmal von dem Flügelschlag eines Genius gestreift, vom Genius des wein- und liederfrohen Josephus Viktor von Scheffel." Und Friedrich Rückert, der echteste Sohn des Grabfeldgaus? Und E. Th. A. Hoffmann, in jedem Betracht ein viel größerer Dichter als Scheffel?)

Ein fränkischer Afrikaforscher. Von Dr. Alfons Kolb, Rektor am Progymnasium Neustadt a. A. Bayerland XXX, S. 388 ff. (Erzählt von dem Leben und Wirken eines sehr interessanten fränkischen Landsmanns, Peter Kolbs aus Dörflas nächst Markt-Redwitz im Fichtelgebirg.)

Das Studium Marianum Theologicum im Franziskanerkloster zu Dettelbach a. M. Von P. Ambrosius Götzelmann O. F. M. Franziskanische Studien, 6. Jahrg., S. 337–368. (Geschichte und Studienbetrieb des theologischen Seminars zu Dettelbach. Der 3. Abschnitt enthält ein „bio-bibliographisches" Verzeichnis der als Lektoren, Repetitoren und Instruktoren tätigen Patres. Sorgfältige Arbeit.)

Zu Dr. Hyazinth Hollands neunzigstem Geburtstag. Von M. F., München. Historisch-politische Blätter CLX (1917), S. 252 ff. (Wir haben seinerzeit in einem kurzen Nachruf auf Holland — Frkld. V, S. 137 — diesen trefflichen Gelehrten für Wolframs-Eschenbach in Mittelfranken in Anspruch genommen. Im vorliegenden Aufsatz erfahren wir u. a., daß H. zu München am 16. August 1827 geboren ist. Auch vorher wurden wir schon von den Herren G. G. Ries (Triesdorf) und N. Heller (Wolframs-Eschenbach) darauf aufmerksam gemacht, daß H. nicht in W.-E. geboren sei. Wir folgten einer sonst gut unterrichteten Quelle. Wie dieser Irrtum entstehen konnte, ist uns z. Z. nicht klar.)

Aus dem Nachlaß von Guido Görres. Historisch-politische Blätter, CLIX (1917), S. 64 ff. (7 Gedichte, die F. Rückert an den mit ihm in schriftlichem Verkehr stehenden Münchener Schriftsteller sandte. Zwei davon — Der Geburtstag; Doppeldienst — im Stil der „Weisheit des Brahmanen", waren bis jetzt noch nicht veröffentlicht.)

Der Schwanenritterorden. Zum 500 jährigen Jubiläum der Hohenzollern in der Mark Brandenburg. Von P. Cyprian Fröhlich, Kapuzinerordenspriester. Historisch-politische Blätter, CLIX (1917), S. 705 ff. (Wir hören in dem Aufsatz gern, daß „durch den Ritterorden U. L. Frau vom Schwan die höhere süddeutsche Kultur dem Herzen Norddeutschlands, der Mark Brandenburg und ihrer Hauptstadt Berlin, eingepflanzt" wurde, und daß besonders fränkische Edelleute daran beteiligt waren. Läßt sich aber eigentlich aus dem Ordensstatut oder sonstwie ersehen, daß der Orden „den Norden und Süden Deutschlands einander näher bringen" sollte, daß „die Gründung des Ordens den ersten Vereinigungsversuch zwischen Nord und Süd" darstelle? Ich weiß nicht, ob hier nicht zu viel gesehen wurde.)

Michael Hagen aus Altendorf. Ein fränkischer Elfenbeinschnitzer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. Konrad Kupfer, Reallehrer in Zweibrücken. Bayerland, XXX (1919), S. 275 ff. (Ein tüchtiger Vertreter des ausklingenden Klassizismus in der im 19. Jahrh. selten geübten Kunst der Elfenbeinschnitzerei, dazu ein treuanhänglicher Freund seiner Heimat. Altendorf gehört zur Pfarrei Buttenheim bei Bamberg.)

Benk. Von Gymnasiallehrer Karl Sitzmann, Bayreuth. Mit 7 Aufnahmen des Verfassers. Bayerland, XXX, S. 280 ff. (Erstmaliger Versuch die schöne Kirche von Benk bei Bayreuth, die 1914/15 erneuert wurde, bekannt zu machen. Bauzeit 1741 – 44; schöner Stuck von Andrioli, sehr tüchtige Holzausstattung von Ränz und Schleunig. Benk ist die Heimat von Hans Raithel.)

Oberfränkischer Glaube und Brauch bei der Aussaat der Kulturpflanzen. Von Dr. Heinrich Marzell, Reallehrer, Gunzenhausen. Bayerland, XXX, S. 283 ff. (Abergläubische Gebräuche zur Beförderung des Wachstums von Lein, Weizen usw.; zum Teil, wie auch der Verfasser bemerkt, gewiß schon ausgestorben.)

Eine Wanderung in der Gegend von Hetzlas. Von Dr. Christoph Beck. Bayerland, XXX, S. 286 ff. Mit 10 Bildern. (Lenkt die Aufmerksamkeit besonders auf Effeltrich bei Forchheim, dieses Dorf der ausgeprägtesten Eigenart, mit seinem befestigten Kirchhof, seiner 1000-jährigen Dorflinde, seinem Meerrettich- und Obstbau.)

Franken unter den bayerischen Königen aus dem Hause Wittelsbach. Von Dr. Th. Henner, Professor an der Universität Würzburg. Bayerland, XXX, S. 291 ff. (Zählt Verdienste der bayerischen Herrscher um Franken auf, weist aber auch mit Recht darauf hin, daß gerade den Franken an der Regierung Bayerns ein größerer Anteil beschieden war als dem namengebenden Stamm selbst.)



Zur Förderung der Familien- und Personengeschichte in Franken

Besprechungen von **Dr. F. W. Pfeiffer,** Staatsbibliothekar an der Universitätsbibliothek Würzburg.

Krag, Wilhelm, Dr. phil., Die Paumgartner von Nürnberg und Augsburg. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Die bayerischen Baumgartner von Hüfstein und Wasserburg. Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen, Schriftenfolge des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Herausgegeben von P. Dirr, 1. Heft. München und Leipzig, Duncker und Humblot 1919. VIII, 137 S.

In einem Vorwort stellt der Verfasser fest, daß wir heute erst in den Anfängen der Einzelforschung über die großen Kaufmannsgeschlechter Nürnbergs und Augsburgs stehen. Er weist hin auf Richard Ehrenbergs Werk „Das Zeitalter der Fugger" (2 Bände, Jena 1896) und auf Jakob Strieders „Genesis des modernen Kapitals" (Leipzig 1904), die den Grund zu der mit Max Jansens „Studien zur Fugger-Geschichte" beginnenden Einzelforschung gelegt haben. Das erste und nicht geringste Verdienst der vorliegenden Arbeit ist es, ausgesprochen zu haben, daß genealogische Vorarbeiten – wie für die Erforschung jedes menschlichen Geschehens – für die Erforschung der Handelsgeschichte unerläßlich sind. Die Sorgfalt des Verfassers in diesem Punkt erhellt besonders aus dem Anhang der Schrift; um der Verwechslung der Augsburger Paumgartner mit den bayerischen Baumgartner aus Kufstein und Wasserburg, die gleich jenen den Handel mit Metall in Tirol getrieben haben, ein Ende zu bereiten, unterzog sich der Verfasser der mühseligen Arbeit, die besonderen Familienverhältnisse auch dieser Baumgartner so weit als möglich klar zu stellen. Die Beigabe von Stammtafeln freilich hätte nicht unterbleiben dürfen.

Es ist hier nicht der Ort, um auf die gediegenen Untersuchungen und Darbietungen des Verfassers näher einzugehen. Ein kurzer Überblick über die Schicksale der Familie muß genügen. Die Paumgartner scheinen dem niederen Landadel Ostfrankens zu entstammen. Urkundlich sicheres läßt sich erst nach dem Jahr 1396 berichten, das nach übereinstimmender Angabe aller Quellen das Jahr der Aufnahme der Familie in den Rat der Stadt Nürnberg ist. Mit dem Ratsherrn und späteren Altbürgermeister Konrad Paumgartner tritt das Geschlecht ins hellste Licht der Geschichte: Eine überragende und vielseitige Persönlichkeit, ist er nicht nur Kaufherr; er nimmt lebhaften Anteil an den politischen Geschicken seiner Vaterstadt, die ihn öfter als Gesandten in wichtigen Angelegenheiten entsandte. Seine Kinder gehen Verbindungen mit den einflußreichsten Familien wie den Tucher und den Löffelholz ein. In dem für die damalige Zeit bezeichnenden Vollgefühl seines Wertes legt er eine Familienchronik an, die leider noch nicht, wie die der Stromer und der Schürstab, veröffentlicht ist.

Konrads Sohn Anton geriet in Händel wirtschaftlicher Art, die sich schließlich zu hochpolitischen Verwicklungen auswuchsen und seinen Wohlstand zu Grunde richteten. Er starb in der Fremde, in Würzburg, 1475. Von ihm stammen die Paumgartner in Augsburg ab, die durch ihren unerhörten finanziellen Aufschwung schon bald (in der zweiten Generation nach der Übersiedelung) zu den reichsten Familien nicht nur Augsburgs, sondern ganz Mitteleuropas gehörten. Nur Jakob Fugger übertraf sie an wirtschaftlicher Macht. In jähem, abenteuerlichem Sturz aber vertat bereits die dritte Generation wieder, was die beiden früheren geschaffen hatten. Dieser Verfall hat seine tieferen Gründe jedoch weniger in den persönlichen Eigenschaften der damaligen Paumgartner. Wir sehen in ihm vielmehr eine Teilerscheinung des allgemeinen Niederganges im oberdeutschen Handels- und Wirtschaftsleben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der selbst die Fugger zeitweilig ins Wanken brachte, andere aber, wie die Welser, Höchstetter, Herwart und Mannlich für immer zugrunde richtete.

Zwei Brüder Antons, Konrad d. J. und Martin, sind die Stammväter der für Nürnbergs Wissenschaft und Kunst bedeutenden späteren Paumgartner. Konrads Enkel ist der berühmte Hieronymus P. (1498—1565), der neben Willibald Pirkheimer und Lazarus Spengler zu den führenden Männern der Reformation gehörte. Ein reicher Briefwechsel ist noch heute Zeuge seines Verkehrs mit den Reformatoren. Der fränkische Humanist Joachim Camerarius, der treffliche Biograph Melanchthons und Eoban Hesses hat auch sein bewegtes Leben beschrieben. Das Denkmal aber, das den Ruhm der Paumgartner für alle Zeiten sichern wird, erstand aus dem künstlerischen Sinn der Linie Martin. Wenn auch die Akten über die Entstehung des sog. Paumgartneraltares noch nicht geschlossen sind, so wird dieses Kleinod Düererischer Kunst doch wohl für immer mit dem Namen des Stefan und des Lucas Paumgartner verbunden bleiben.

300 Jahre schritt das Geschlecht der Baumgartner durch die Geschichte. Im Jahre 1726 starb es mit der Nürnberger Linie aus. Menschlichkeiten sind ihm nicht erspart geblieben und Moralpächter der Mit- und Nachwelt haben dem raschlebigen, durch die heiße Daseinslust der Renaissance gekennzeichneten Geschlecht nicht alles verziehen. Aber in ihrer Mehrzahl haben die

Paumgartner strebend sich bemüht, vielen der Allerbesten ihrer Zeit genug getan, und daß sie es wert sind, für alle Zeiten zu leben, hat auch ein Dichter von Rang erklärt. Karl Ferdinand Gutzkow hat ihnen in seinem fünfbändigen Roman „Hohenschwangau" 1867/68 (3. umgearbeitete Auflage, Breslau 1880) ein Denkmal gesetzt.

Bücher, Karl: Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. Leipzig, Teubner 1914. Des 30. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Nr. III. 143 Seiten.

Ein Wirtschaftshistoriker, der Verfasser des berühmt gewordenen Buches „Arbeit und Rhythmus", bringt hier die Ergebnisse langer und unsäglich mühevoller Arbeit in der sonst seiner Wissenschaft fremden Form des Wörterbuches. Seit mehr als dreißig Jahren beschäftigt sich der greise Gelehrte mit Problemen des sozialen Baues der Stadt Frankfurt a. M.; schon 1886 veröffentlichte er auf Grund der reichen Bestände des Frankfurter Stadtarchivs, über das wir durch Rudolf Jung genau unterrichtet sind*), „Die Bevölkerung von Frankfurt am Main im 14. und 15. Jahrhundert." Die Frucht dieses seitdem mit seltener Treue bearbeiteten Gebietes ist denn auch von ganz besonderem Wert. Eine Fülle der anziehendsten und wertvollsten Einzelbeobachtungen wird zu einem Kulturspiegel von bequemer Brauchbarkeit zusammengestellt. Der Verfasser ist nicht unbescheiden, wenn er im Vorwort bemerkt, daß die durch seine Mühe für die Literatur und das Leben gewonnenen Nachweisungen fast eine ganz neue Welt erschließen. Freunde der deutschen Sprache kommen in gleicher Weise auf ihre Rechnung wie die Liebhaber kulturpolitischer Betrachtung.

Was uns hier besonders angeht, sind die reichen Aufschlüsse über die Geschichte und die Deutung der Personennamen. Wie sich im 14. und 15. Jahrhundert aus der beruflichen Beschäftigung allmählich die Familiennamen herausgebildet haben, ist wohl noch für keine mainfränkische Stadt mit einer solchen Gründlichkeit untersucht worden. Es ist eine günstige Fügung für die Namenforschung, daß jene Zeit der Ausbildung der städtischen Berufe zugleich eine Zeit reichster Wortschöpfung war. (Das vorliegende Wörterbuch umfaßt etwa 1800 Schlagwörter.) Denn gerade der Reichtum an Bezeichnungen für die einzelnen Berufe ermöglicht in vielen Fällen aus den Bedeutungen der überlebenden Formen auf die ausgestorbenen Synonyma begründete Schlüsse zu ziehen. Obwohl sich der Verfasser als Nichtphilologen bekennt, ersieht man aus jeder Seite den Gelehrten, der das feinste Verständnis für die äußeren Gestaltungen und inneren Triebkräfte der Wortbildungen hat. Die echten Berufnamen trennt er scharf von den Familiennamen, und diese wieder werden unterschieden, je nachdem sie noch Zunamen sind oder schon zu Familiennamen im heutigen Sinne erstarrt.

Hier leistet der Wirtschaftshistoriker der Sprachforschung einen Dienst, den diese Wissenschaft allein wohl nie hätte leisten können, und manches Rätsel, das die Namenkunde aufgab, löst der Soziologe. Die „Daler" werden als Tagelöhner entlarvt, die „Decker" als Dachdecker. Ein „Fecher" entpuppt sich als Fachfischer, d. h. als ein Fischer, welcher Fächer im Main besitzt. Ein „Flescher" verhält sich zu einem „Flesser" wie ein Flaschenmacher zu einem Flößer. „Giler" bedeutet einen Landstreicher, „Glener" einen reitenden Landsknecht. „Heimburge(r)" sind Dorfvorsteher, „Hei(n)zeler" oder He(n)zeler sind Lohnfuhrleute. Aus der Fülle des Gebotenen seien noch diese Berufe und Berufsnamen herausgegriffen: H(i)epenbecker, Hornaffer, Humpler (Hompler), Karbolerer, Karter, Kercher, Kerselmann, Kleiber, Kloterer, Koppener, Kumper, Lauer, Lepper, Lipper, Naldener, Nebiger, Nesteler, Reder, Reißeler, Riffian, Roller, Rosemann, Russe, Scheppeler, Schluder, Schuchart, Sieber, Simmel(er), Schlichter, Styler, Stocker (Stockar, Stöcker), Ulner, Wams(a)ler, Wasserzieher, Wener (Wehener), die Mehrzahl mit Spielarten.

Wer aber die Sprache seiner Voreltern als Poesie zu empfinden vermag, der wird über alle die wissenschaftlichen Bereicherungen, die er dem Werke dankt, seinen Stimmungsgehalt stellen und er wird das Buch vielleicht mit dem Gedanken aus der Hand legen, daß ihn noch wenige literarische Erzeugnisse so in ihren Bann zu ziehen vermocht haben wie dieses Wörterbuch.

*) Rudolf Jung, Das Frankfurter Stadtarchiv, seine Bestände und seine Geschichte. Veröffentlichungen der histor. Kommission der Stadt Frankfurt a. M., Bd. 1, Frankfurt a. M. 1909.

Klarmann, Johann Ludwig, Oberst a. D. in Dankenfeld: Beiträge zur Geschichte des Familiennamens Klarmann und seiner Träger. Mit einer Stammtafel. Deutsches Rolandbuch für Geschlechterkunde. 1. Bd. Dresden 1918. S. 248 bis 309. (Auch als Sonderdruck.)

Der Verfasser legt die Früchte seiner jahrelangen Forschungen vor. Er beginnt mit Erörterungen über Formen, Bedeutung und Verbreitung des Namens. Im 3. Abschnitt stellt er die erloschenen (oder verschollenen) Familien des Namens Clarmann dar. Er unterscheidet eine Heidelberger (1363—1858), eine Wormser (1417 – 1509), eine sächsische (1435 – 1540) Gruppe von Trägern des Namens. Die noch blühenden Familien teilt er in eine fränkische Gruppe (seit 1464; zu ihr gehören die Clarmann von Clarenau), eine nassauische oder Taunusgruppe, eine oldenburgische (seit 1713), eine schwäbische, eine Laibacher, eine Heidelberg-Regensburg-Grazer und eine galizische oder jüdische Gruppe. Den Schluß bildet die Stammtafel der Klarmann aus Eltmann a. M. (seit 1615). Ihr gehört der fränkische Schriftsteller Adam Georg Klarmann (1764—1840) an, ein naher Geistesverwandter seines Landsmannes Eulogius Schneider.*)

Lilienfeld, Karl: Philipp Wirth. Ein vergessener deutscher Meisterporträtist. Zeitschrift für bildende Kunst, 53. (neue Folge 29.) Jahrg., Leipzig 1918, S. 908—12. Mit 4 Bildnissen.

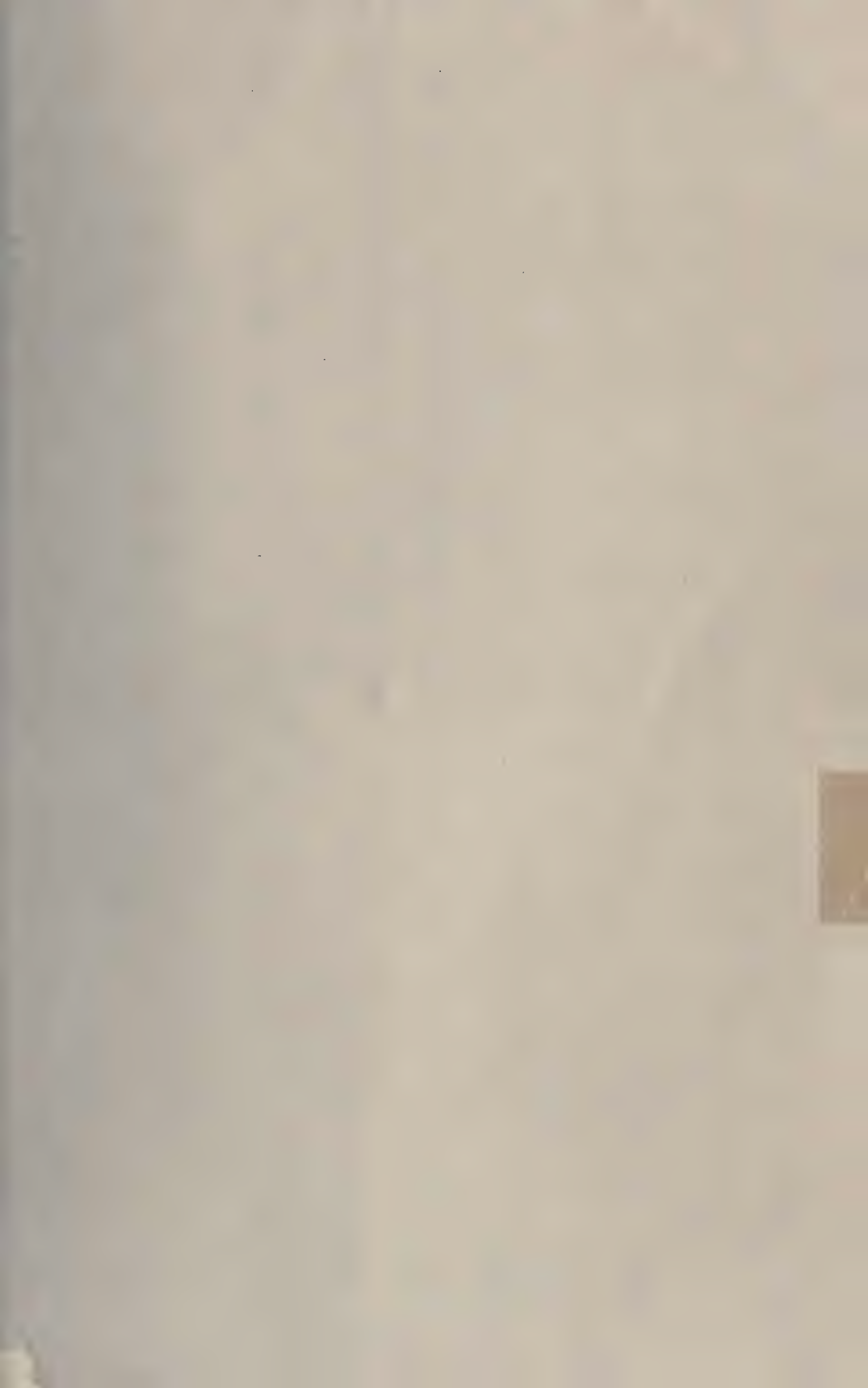
Mehr als 50 Jahre mußten seit seinem Tod vergehen, ehe die kunstgeschichtliche Literatur Notiz vom Werk Philipp Wirths nahm. Es ging ihm wie so manchem Sohn der fränkischen Erde. Da der engeren Heimat der überragende kulturelle Mittelpunkt fehlte, zog ihn die Fremde an sich. Philipp Wirth aus Miltenberg. Wer kennt ihn? Dem Zufall und der Findigkeit Lilienfelds verdanken wir die späte Bekanntschaft mit einem Meister, der hoffentlich endgültig der Vergessenheit entrückt ist. So seien hier die wichtigsten Angaben gemacht. Philipp Wirth wurde am 7. Juli 1808 geboren, der Sohn des damaligen Miltenberger Bürgermeisters Jos. Mich. Wirth. 1822 kam er in die Lehre zu Sigmund Hesselbach in Würzburg. Seine weiteren Lehrjahre führten ihn, soweit das bis jetzt festzustellen ist, an die Akademien von München und Wien. Die Wanderjahre brachten Reisen nach England und Frankreich. Ein widriges Schicksal im Bunde mit einem gewissen Mangel an Tatkraft scheinen dann bald (um 1845) seinem künstlerischen Wirken ein Ende gesetzt zu haben. Am 18. Dezember 1878 starb er, wie es heißt, als mittelloser Insasse des öffentlichen Hospitales seiner Vaterstadt.

Zweck dieser Zeilen soll sein, neue Spuren des Lebens- und Leidensweges dieses fränkischen Meisters aufdecken zu helfen und die Zahl der bekannten Werke von seiner Hand zu vergrößern. Bis jetzt sind es noch wenig genug; sie befinden sich auf dem Rathaus in Miltenberg, auf Schloß Kleinheubach, im historischen Verein Würzburg und in Privatbesitz.



*) Siehe J. Gaß: Der fränkische Schriftsteller und elsässische Konstitutionspriester Gg. Klarmann. Straßburg 1917. — J. L. Klarmann: Adam Georg Klarmann aus Eltmann am Main, in „Frankenland", 4. Jhrg. 1917, S. 100—115.

Schriftleitung: Dr. Peter Schneider, Würzburg, Waltherstraße 1. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgegeben von Dr. Peter Schneider, Gymn.-Professor, Würzburg. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

